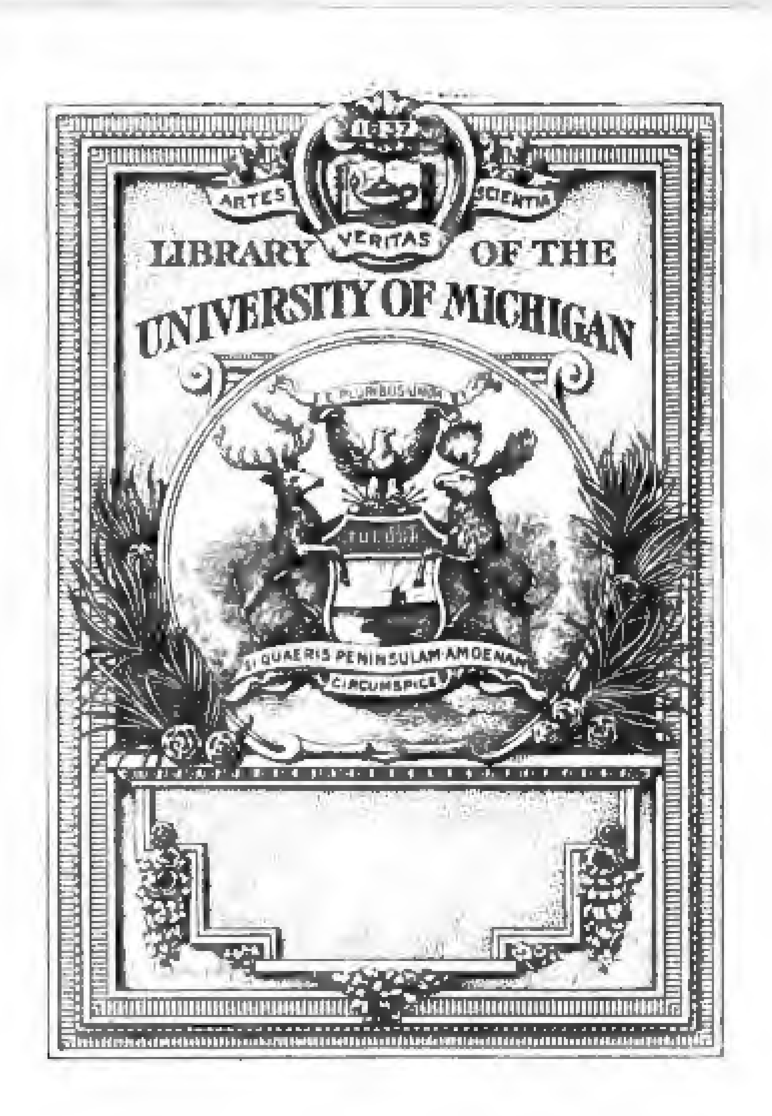



1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

unter besonderer Mitwirkung ihrer Begründer

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Universität z. Kiel   Professor a. d. Universität z. Marburg.

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

Band XX.
Erste Hälfte: Abhandlungen.

Berlin.

Verlag von Wilhelm Gronau.
1898.

INHALT.

ABHANDLUNGEN.



Untersuchungen zu Molière's Médecin malgré lui.

A. Einleitendes.

a. Die bisherigen Angaben über die Quellen des *Médecin malgré lui.*

Auch der *Médecin malgré lui* trägt die Molière'sche Signatur: *Je prends mon bien où je le trouve.* Das noch heute auf der Bühne wie beim Lesen seines Erfolges sichere Stück, von Laun[1]) mit Recht *die tollste und genialste aller Molièreschen Possen* genannt, erweist sich sogar in besonderem Masse als Entlehnung, deren Quelle oder Quellen ausfindig zu machen man sich schon früh bemüht hat. Was nach und nach und an den verschiedensten Orten an Materialien zur Quellenfrage des *M. m. l.* beigebracht worden ist, haben zuletzt die Franzosen Despois[2]) und Moland,[3]) die Deutschen Laun,[4]) Wilke[5]) und Mahrenholtz[6]) mehr oder weniger ausführlich und vollständig zusammengestellt und zu kritischen Resultaten verwertet. Wie mir scheint, ist aber ein genügend klares Bild der Entstehungsgeschichte des *M. m. l.* noch nicht erzielt worden.

Zuerst, d. h. um die Wende des 17. und in den beiden ersten Dritteln des 18. Jahrhunderts, wurden Anekdoten, deren Inhalt einen Hörer oder Leser an den *M. m. l.* erinnerte, schlankweg als die Quelle des Molière'schen Stückes bezeichnet.[7]) Nachdem aber durch Barbazan's *Fabliaux et Contes* 1756 auch das Fableau *Du Vilain*

[1]) *Molière, mit deutschem Commentar, Einleitungen und Excursen herausgegeben von* Dr. Adolf Laun, Bd. IX (Berlin 1876) p. 3.

[2]) *Oeuvres de Molière p. p. Despois et Mesnard.* Nouvelle Éd. Tome VI. Paris, Hachette, 1881. (*Grands Écrivains de la France*).

[3]) *Oeuvr. de Molière p. p. L. Moland.* Deuxième Éd. Tome VIII. Paris, Garnier Frères, 1882. (*Chefs-d'oeuvre de la Litt. Franç.*)

[4]) Laun, l. c. p. 4 s. (Die Einleitung erschien vorher selbstständig in Gosches *Archiv f. Litt.-Gesch.* V, 33—40.)

[5]) Wilke, *Ce que Mol. doit aux anciens poètes français. Gymn.-Progr. Lauban 1880.* S. 8—11 und 21.

[6]) Mahrenholtz, *Molière's Leben und Werke vom Standpunkt der heutigen Forschung.* Heilbronn 1881. Grosse Ausgabe: *Französische Studien* Bd. II., spec. S. 197/8; 360. Sehr ansprechend würdigt Mahr. auf S. 198 die Bedeutung des *M. m. l.*

[7]) Z. B. in den *Ménagiana*, und in der *Vie de Molière* von 1724.

Mire bekannt geworden war, galt direkte Entlehnung des *M. m. l.* aus dem *Vilain Mire*, der ältesten damals bekannten, zudem französischen und poetischen Version eines Stoffes, der ja unzweifelhaft im *M. m. l.* wiederkehrt, zwar eine Zeitlang bloss als wahrscheinlich, jedoch schon bald als feststehende Thatsache.[8]) In den meisten Molièreausgaben und in den späteren Sammlungen der Fableaux ist diese Meinung seitdem wieder und wieder ausgesprochen. Erst verhältnismässig spät fand sie Widerspruch und wurde endlich schrittweise dahin modifiziert, dass „der Stoff des Fableaus auf Umwegen zu Molière gekommen sei". Von den übrigen Gründen abgesehen, veranlasste schon das allmähliche Bekanntwerden einer ganzen Anzahl vormolière'scher Erzählungen von „Aerzten wider Willen", von denen Molière mindestens die eine oder andere ebenso gut hätte kennen können wie das Fableau, dazu, die strikte Behauptung der Entlehnung aus dem *V. M.* einzuschränken.[9])

Zu den vormolière'schen „Aerzten wider Willen" hatte Benfey[10]) 1859 eine indische Form gestellt, die 40. Erzählung der *Çukasaptati*, in welcher er die Mutter aller übrigen Formen, spec. aber des *Vilain Mire* sah und womit er eine weitere Stütze für die „orientalistische Theorie" gewonnen zu haben glaubte. Seitdem galt[11]) der „Arzt wider Willen" gemeinhin als orientalischer Stoff, die *Çukasaptati* als Quelle des *Vilain Mire*. Gegen diese Annahme wandte

---

[8]) 1772 macht Sinner, *Catalogus Codicum MSS. Bibl. Bernensis*, tom. III. p. 375 auf die Stoffverwandtschaft des *V. M.* und des *M. m. l.* aufmerksam. M. Bret (*Oeuvres de Mol.* Paris, par la Compagnie des Libraires associés. Tome IV, 1773, p. 3) spricht nur von der Wahrscheinlichkeit einer Entlehnung. Positiv behauptet wird Entlehnung des *M. m. l.* aus dem *V. M.* 1774 in dem Sammelwerk: *Le Voyageur François, ou la Connoissance de l'Ancien et du Nouveau Monde, mis au jour par* M. l'Abbé Delaporte. *Nouv. Ed.* Tome VII. Paris, L. Cellot, 1773, (die königl. Approbation datiert erst von 1774), S. 313. Der Vf. rühmt sich, seine Kenntnis des *V. M.* aus einem MS. geschöpft zu haben: *Je me souviens d'avoir lu un manuscrit du treizième siècle* . . . Ob Sinner zuerst auf die Aehnlichkeit des *M. m. l.* und *V. M.* aufmerksam gemacht hat, konnte ich nicht ermitteln. In die Fableauxsammlungen ist dieser Nachweis m. W. von Le Grand d'Aussy 1779, und zwar aus Bret's Mol.-Ausgabe, übernommen worden.

[9]) Am entschiedensten und mit der eingehendsten Begründung geht Wilke, *l. c.* p. 10, vor. Er giebt die oben angeführte Modifikation, p. 21. Mahrenholtz, *Mol. Leb.* S. 360, stimmt ihm durchaus zu. Wenn Mahr. hier aber sagt, dass nach Wilke der Vil. Mire 1581 zu Paris erschienen sei, so hat er m. E. eine auf Fauchet's 1581 zu Paris gedruckten *Recueil de l'origine de la langue françoise* zu beziehende Angabe Wilkes, l. c. p. 10, missverstanden.

[10]) Benfey, *Pantschatantra. Fünf Bücher indischer Fabeln, Märchen und Erzählungen.* Leipzig, 1859. Bd. I. § 212, p. 514 ff. (Bd. II. p. 551).

[11]) siehe z. B. *Molière* p. p. Moland [2] VIII, 6.

sich 1893 der extreme Angreifer der orientalistischen Theorie, J. Bédier,[12]) ohne jedoch für diesen besonderen Fall andere als seine allgemeinen Gründe gegen jene Theorie geltend zu machen.

Weiter hat man teils für das Ganze, teils für Partieen des *M. m. l.* Abhängigkeit Molière's von spanischen und italienischen Vorbildern behauptet. Lope's *Acero de Madrid*[13]) und ein bisher unauffindbar gebliebener *Medico a palos*[14]) sind die spanischen Stücke, die den *M. m. l.* beeinflusst haben sollen.

Die Angaben über eine italienische Quelle des *M. m. l.* sind zum Theil recht unklar. Sie zielen schliesslich alle darauf ab, dass ein *Arlecchino Medico Volante* der Commedia dell' Arte diese Quelle gewesen sei. Wenn dieses Stück aber in einer Weise angeführt wird, die es als eine Dramatisierung des, kurz gesagt, italienischen *Vilain Mire*: „Il Medico Grillo" erscheinen lässt,[15]) so ist das ganz unzutreffend, denn sein Inhalt ist ein ganz anderer.

Wohl aber ist richtig, dass der *Arl. Med. Vol.* so viel Anklänge an den *M. m. l.* enthält, dass seine Heranziehung durchaus begründet ist. Er ist jedoch bisher etwas nebensächlich und vielfach nur in Erläuterungen zu Molière's *Médecin Volant* behandelt worden.[16])

---

[12]) *Joseph Bédier, Les Fabliaux. Études de litt. popul. et d'hist litt. du moyen âge.* 1re Ed. Paris 1893, p. 166 u. a. (2me Ed. P. 1895). Die p. 431 (Mc.) angekündigte Kritik des ganzen Benfey'schen § 212 ist m. W. noch nicht erschienen.

[13]) Entlehnung der *idea primera* behauptet *Ochoa, Tesoro del Teatro Español.* Paris, Baudry, 1838, t. II, p. 549; des ganzen Planes *Graf Schack, Gesch. d. dram. Litt. u. Kunst in Spanien*, Berlin 1845. II, 685; einiger Bestandteile *Ticknor, Gesch. der schönen Litt. in Spanien, dtsch.* v. Julius Bd. I (Leipzig 1852), p. 579, doch spricht die Anm. 5 von „weidlicher Plünderung"; Benutzung des Schlusses nimmt *Mahrenholtz* an. l, c. p. 198. *Robert Peters*, der seiner Unters. über *Paul Scarron's Jodelet Duelliste und seine span. Quellen (Münch. Beitr. zur Rom. und Engl. Phil.* Heft VI, 1893) eine Einleitung: „Die Resultate der bisherigen Forschung über den spanischen Einfluss auf das französische Drama des XVII. Jahrhunderts", vorausgehen lässt, führt darin in Bezug auf spanischen Einfluss auf den *Méd. m. lui* nur die letzterwähnte Stelle von Mahrenholtz an. Gegen die Annahme von Entlehnung aus dem *Acero de M.* hat sich schon 1843 *Puibusque, Hist. comparée des litt. esp. et fr.*, tom. II, p. 224. 226/7 ausgesprochen. — *Le Clerc, Hist. litt.* XXIII, 197 scheint den *A. de M.* für einen dramatisierten *Vilain Mire* zu halten, kannte also seinen Inhalt nicht.

[14]) s. unten Gruppe „Arzt aus Zwang".

[15]) Das thun Le Clerc (*Hist. litt.* XXIII, 197) und, wohl ihm folgend, Montaiglon et Raynaud, *Recueil général et complet des fabliaux*, tome III (1878), p. 379. Le Clerc kannte anscheinend auch weder den *Medico Grillo* noch den *Arl. med. vol.* anders als aus Citaten und vermengte sie deshalb, wie er ebendort dem *Acero de Madrid* unwissentlich Unrecht that.

[16]) *Molière* p. p. *Despois et Mesnard*, N. E., I (Paris 1873), p. 12. 47—50. VI, 17. *Laun, l. c.* p. 5, 6. *Wilke, l. c.* p. 11. *Mahrenholtz l. c.* p. 46.

Mehr Gerechtigkeit ist ihm nur vereinzelt, z. B. von Mahrenholtz l. c. 97, widerfahren. Es beruhte dies wohl darauf, dass man für seinen Inhalt bis vor Kurzem nur auf dem fragmentarischen Canevas des *Dominique* (Domenico Biancolelli senior) fussen konnte. Inzwischen sind andere Versionen des *Medico Volante* gefunden worden, mit deren Hilfe gerade es möglich sein wird, die Entstehungsgeschichte des *M. m. l.* aufzuklären. Meines Wissens werden diese Versionen im Folgenden zum ersten Male eingehend im Hinblick auf den *Médecin malgré lui* besprochen.

b. Kritik der früheren und Plan der vorliegenden Untersuchungen.

Das Resultat der früheren zusammenfassenden Untersuchungen ist die Erkenntnis gewesen, dass Molière nicht eine, sondern mehrere Quellen für den *M. m. l.* benutzt hat. „Es sind Reminiscenzen verschiedenster Art", sagt Mahrenholtz, der l. c. p. 197 die beste Zusammenfassung giebt, „die Mol. hier mit grossem Geschick zusammenfügte." Zwei Quellen sind im beträchtlichsten Masse am *M. m. l.* beteiligt; der einen ist die Rache der Martine und das unfreiwillige Heilkünstlertum Sganarelle's, der anderen, wie Mahr. sagt,[17]) „die List der Tochter des Géronte" entlehnt. Auf sie, die „Hauptquellen", bezieht sich meine Untersuchung in erster Linie. Daneben bleiben im *M. m. l.* einige Züge übrig, die in keiner der Hauptquellen erscheinen. Ihre Quellen, die um so mehr als Nebenquellen bezeichnet werden können, als jene Züge für das Ganze des *M. m. l.* von untergeordneter Bedeutung sind, werden nur kurz behandelt werden.

Das eben wiedergegebene Resultat der früheren Untersuchungen lässt aber immer noch die wichtigen Fragen offen:

1) Welches sind Molière's direkte Quellen gewesen und was boten ihm diese?

2) Was benutzte er davon und wie benutzte er es?

Mit anderen Worten: Welches ist der Anteil der einzelnen Hauptquellen am *Médecin malgré lui*, und in welchem Verhältnis stehen diese Anteile zu einander und zum Ganzen?

Auch über die Geschichte (Ursprung, Entwickelung und Fortpflanzung) des Stoffes, bezw. der Stoffe der Hauptquellen verbreiten die früheren Untersuchungen noch wenig Licht.

Deshalb erscheint eine Wiederaufnahme und Fortführung jener Untersuchungen in doppelter Hinsicht begründet und für die Molièreforschung wie die vergleichende Litteraturgeschichte von Interesse.

Im Folgenden soll nun der Versuch gemacht werden, auf

[17]) vgl. Anm. 53.

Grund sorgfältiger Revision und Ergänzung des bisher zum *M. m. l.* beigebrachten Materials, zweitens mit besonderer Berücksichtigung der Molièreschen Stücke, in denen Aerzte auftreten, und drittens durch die Wahl anderer als der bislang üblichen Gesichtspunkte in erster Linie jene noch offenstehenden Fragen in Bezug auf den *M. m. l.* zu beantworten, in zweiter Linie auch die Geschichte der Hauptquellen des *M. m. l.* zu geben.

B. Der Médecin malgré lui und seine Quellen.

Die angegebenen Quellen und das Ganze des *Méd. m. lui.*

Der Inhalt des *M. m. l.* darf als bekannt vorausgesetzt werden.[18]) Ganz kurz gefasst ist er etwa folgender: Lucinde stellt sich stumm, um die von ihrem Vater Gorgibus gewünschte Heirat mit dem alten Villebrequin zu hintertreiben. Als Arzt wird ihr der Holzhauer Sganarelle mit Gewalt zugeführt, den seine Frau Martine fälschlich als Arzt ausgegeben hat, um sich an ihm für erhaltene Prügel zu rächen. Es gelingt aber Lucinde's Liebhaber Léandre, der weiss, dass Luc.'s Krankheit simuliert ist, sich mit dem angeblichen Arzt ins Einvernehmen zu setzen, Gorgibus zu überlisten und die „geheilte“ Lucinde zu gewinnen. Zum guten Ende versöhnen sich die Liebenden mit Gorgibus, Sganarelle mit Martine.

Haben nun auch schon die früheren Untersuchungen über den *M. m. l.* zu dem Ergebnis geführt, dass er eine Mischung von Reminiscenzen sei, so könnte man doch der einheitlichen Gestalt Sganarelle's gegenüber noch einmal versucht sein zu fragen: Hat Molière nicht vielleicht doch ein Vorbild für das Ganze gehabt und benutzt? — Bis jetzt hat sich weder in der vormolièreschen Litteratur Frankreichs, noch in der Italiens oder Spaniens, wo man es dann zunächst vermuten würde, noch sonstwo ein Werk nachweisen lassen, das sich in seinem Ganzen mit dem *M. m. l.* deckte. Systematische Durchsicht der Hilfsmittel lieferte auch mir wieder ein negatives Resultat. Deshalb könnte ein solches Werk aber doch existieren und eines Tages gefunden werden. Nur wird sich fragen, ob seine Existenz nach dem, was sich für die innere Komposition des *M. m. l.* ergeben wird, an und für sich Wahrscheinlichkeit hat.[19])

I. Die Hauptquellen des *M. m. l.*

Aus den verschiedenen Quellen des *M. m. l.* liessen sich auf Grund der früheren Forschungen zwei Hauptquellen ausscheiden. Sie sind inhaltlich von einander verschieden. Keine von ihnen deckt sich mit dem Ganzen des *M. m. l.* Jede von beiden kommt

---

[18]) Die Personen s. Anhang III.

[19]) vgl. am Schluss: „Was hat Molière seinen Quellen entnommen?“

in einer Reihe von Erzählungen oder anderen litter. Formen vor. Wenn man trotz der Zahl der beigebrachten Versionen noch keine rechten Resultate erzielt hat, so mag das daran liegen, dass man bisher immer und immer wieder die Formen, in denen ein „Arzt infolge von Prügeln“ auftritt, in den Vordergrund gestellt hat, während es richtig gewesen wäre, die Erzählungen etc. zunächst gleichberechtigt neben einander zu stellen.

Wie nun eine Musterung dieser sämmtlichen dem *M. m. l.* stoffverwandten Erzählungen etc. sofort ergiebt, zerfallen sie, in bester Uebereinstimmung mit der Zweizahl der „Hauptquellen“, in zwei Klassen.

Die eine Klasse bilden diejenigen, teils prosaischen, teils poetischen Erzählungen, in welchen eine wirkliche Krankheit von einer Person, die nicht von Beruf Arzt ist, trotzdem wirklich geheilt wird.

Die andere Klasse bilden mehrere dramatische Werke, in welchen zu bestimmtem Zwecke Krankheit simuliert und dieser Zweck dann mit Hilfe eines Arztes, der ebenfalls kein wirklicher, sondern ein improvisierter ist, erreicht wird. Natürlich ist dabei von keiner, oder höchstens von simulierter Heilung die Rede.

Gemeinsam haben die beiden Klassen nur den Zug, dass der Arzt kein wirklicher Arzt ist.

Es sei gestattet, die zwei Klassen der Kürze halber mit Namen zu bezeichnen. Ich nenne die erste: „Arzt aus Zwang“, die zweite: „Diener als Arzt“. Man wird diese Bezeichnungen später begründet finden.

Auf diese beiden Grundformen lassen sich alle zum *M. m. l.* angezogenen Versionen sofort verteilen. (Auch der *Acero de Madrid* fügt sich leicht ein). Entweder reihen sie sich in die eine oder in die andere Klasse ein. Ein Schwanken, wie es etwa Mischung von Zügen aus beiden Klassen zu einer Form veranlassen könnte, findet nirgends statt, weil eben solche Mischungen fehlen.

Ich lege diese Scheidung meiner Untersuchung zu Grunde, beginne jedoch nicht mit der erstgenannten Gruppe, die in der abstrahierten Grundform nur in entfernter Beziehung zum *M. m. l.* zu sein scheint, sondern mit der zweitgenannten, deren Grundform sogleich die lebhafteste Erinnerung an den *M. m. l.* weckt. Wird doch in ihm, das fällt sofort auf, zu bestimmtem Zwecke (Vereinigung zweier Liebenden) Krankheit simuliert und ein Arzt, der kein Arzt ist, hilft das Ziel erreichen.

a. Die Gruppe: Diener als Arzt.

Von Formen dieser Klasse sind mir die folgenden bekannt geworden:

1. *El Acero de Madrid* des Lope de Vega.

2. *Il Medico Volante.* Scenario bei Bartoli, *Scenari inediti della Commedia dell' Arte*, Firenze 1880, p. 105—115.

3. *Trufaldino Medico Volante*, *comedia nova e ridicola.* Milano, Gios. Morelli, 1673.[20])

4. *Arlecchino Medico Volante*, das Scenario des Dominique (Domenico Biancolelli's des Aelteren.)

5. Akt III der Stegreifkomödie *La Zerla*, ebenfalls Scenario des Dominique.

6. *Le Médecin Volant* von Molière.

7. *Le Médecin Volant* von Boursault.

Ihnen anzuschliessen sind, als wenigstens zum Teil unter die Grundform fallend, Molière's *L'Amour Médecin* und *Le Malade Imaginaire.*[21])

1—7 haben die Grundform sämtlich zu folgender „Liebesintrigue" ausgestaltet: Trennung zweier Liebenden durch hindernde Umstände; Simulierung von Krankheit seitens des Mädchens und Verständigung mit dem Geliebten durch seinen als Arzt auftretenden Diener; gemeinsame Flucht aus dem Vaterhause; Entlarvung des „Arztes"; Zusammentreffen des Paares mit dem Vater und Versöhnung. — Aber dies Gerippe findet sich reich umkleidet.

Es fragt sich nun einerseits: „Welches sind die Beziehungen dieser Versionen zu einander, ist eine von ihnen die Quelle der übrigen und vielleicht auch die Ursprungsform des Sujets überhaupt?", andererseits: „Welches sind ihre Beziehungen zum *Médecin malgré lui*"?

Die 3 ersten Versionen, sämtlich Dreiakter, lassen sich daraufhin, dass sie eine sehr komplicierte Handlung (Mehrzahl von Liebespaaren etc.) und Hinderung des Hauptpaares durch eine Verwandte der Heldin gemeinsam haben, zu einer Untergruppe zusammenfassen, in der wieder zwei Stufen zu scheiden sind. Wie schon die eben gemachten Angaben über ihren Inhalt zeigen, sind sie weit vom *M. m. l.* entfernt. Am weitesten ist es zeitlich und inhaltlich der 1603 verfasste *Acero de Madrid* des Lope de Vega.

1. El Acero de Madrid.

Mag der *A. de M.* in Molière's Bibliothek gewesen und sonst von ihm benutzt worden sein,[22]) als der Dichter den *M. m. l.* schrieb, hat er keine oder doch nur eine vage Erinnerung an den *A. de M.* gehabt. Dies Urtheil, in dem ich mich mit Puibusque

[20]) Zu 2 u. 3 vgl. das oben S. 6 zum *Med. Vol.* Gesagte.

[21]) Die Personenverzeichnisse zu den Komödien dieser Gruppe findet man in der Anlage III, wo sie vergleichend zusammengestellt sind.

[22]) vgl. Moland, *Mol. et la comédie italienne* ² p. II.

gegen Ochoa, Schack, Ticknor treffe, möge eine Analyse des *A. de M.* bestätigen.[23]) Ich halte dieselbe mit Absicht ausführlich, einmal um die irrige Meinung Ochoa's etc. möglichst endgiltig zu beseitigen, sodann wegen der Wichtigkeit des *A. de M.* für die Geschichte der ihm zu Grunde liegenden Liebesintrigue überhaupt und für die Ausgestaltung in den drei ersten Formen im Besonderen.

Der *A. de M.* ist ein Dreiakter mit häufigem Scenenwechsel. Gerade auf diesen Umstand stützt Ochoa seine Annahme, dass der *M. m. l.*, der gegen Molière's Gewohnheit die Einheit des Ortes nicht wahrt, vom *A. de M.* beeinflusst sei. Ich schalte darum die Ortsangaben Lopes durchweg in die Analyse ein; es wird dann ohne weiteres klar, dass Ochoa's Grund unhaltbar ist.[24]) — Die Personen des *A. de M.* findet man in Anl. III, dem „vergleichenden Personenverzeichnis" zur Gruppe „Diener als Arzt".

Akt I. *(Vor der Kirche)*. Die Freunde Lisardo und Riselo warten vor der Kirche auf das Herauskommen Belisa's, der Tochter des alten, über seine Hausehre eifersüchtig wachenden Prudencio, die Lis. liebt, aber nur hier sehen kann, da eine Tante, Teodora, eine heuchlerische Betschwester, jeder Annäherung an Belisa hindernd in den Weg tritt (Sc. 1). Bel. kommt bald in Begleitung dieser Tante heraus, die die jungen Männer mit grossem Aerger erblickt und sofort einen neuen, von Bel. geschickt ermöglichten Annäherungsversuch Lis.'s zu vereiteln weiss, als kaum ein paar Worte gewechselt sind. Bel. fügt sich ihr nach einigem Widerspruch, weil ihr in der Kirche eine andere List gelungen ist (Sc. 2). Dort hat sie nämlich dem Diener Lis.'s, namens Beltran, in einem Handschuh, den sie absichtlich verlor, ein Briefchen an seinen von ihr wiedergeliebten Herrn zuzuschmuggeln verstanden. Beltr. liefert den Brief auch richtig ab, freilich nicht ohne eine besondere Vergütung bei seinem Herrn herauszuschlagen. In dem Brief teilt nun Bel. ihrem Verehrer einen Plan mit, den sie ausgedacht hat, um sich mit ihm treffen zu können Sie will sich krank stellen, und zwar *opilada*. Lis. seinerseits soll ihr einen ihm befreundeten Arzt *(un médico amigo)* schicken, mit dem er sich verständigt hat und der ihr den Gebrauch der Madr. Stahlquellen verordnet. Dahin will Bel. dann jeden Morgen mit Teod. gehen; Gleiches sollen Lis. und Ris.

[23]) Ich benutzte den Druck bei Ochoa, *Tesoro del Teatro Español*, Paris, Baudry, 1838. Tom. II, p. 549—583. (Auch separat als: *Teatro escogido de Lope de Vega*). Eine französische Uebersetzung des *A. de M.* findet sich in den *Oeuvr. dramat. de L. d. V.* trad. par Baret. Paris, Didier, 1874. Tome II.

[24]) Ochoa, l. c. p. 549: *Molière en el M. m. l. . . . . . se resolvió á la enorme temeridad de mudar el lugar de la escena por no desaprovechar los preciosos datos que le ofrecia para hacer una comedia muy interesante el genio de nuestro inmortal Lope de Vega, en el Acero de Madrid.*

thun. Letzterer aber soll Teod., deren Scheinheiligkeit Bel. durchschaut hat, Liebe heucheln und sie derart beschäftigen, dass sich die Liebenden ungestört sprechen können. Aber Lis. sowohl wie sein Pylades Ris. sind in Verlegenheit, als sie den Brief gelesen haben. Sie wissen keinen Arzt, der ihnen helfen würde. Da erbietet sich keck Beltran,[25]) den Doktor zu spielen:

Ponedme á mí si quereis
Un hábito doctoral,
Que yo sé que no haré mal
Lo que los dos pretendeis:
Un poco sé de latin
De los récipes, y haré
Con esto poco que sé
Que tenga salud.

Natürlich rechnet er auf reiche Belohnung. Lis. zögert, nimmt aber zuletzt auf Ris.'s Drängen hin Beltran's Vorschlag an (Sc. 3). — (*In Prudencio's Haus.*) Inzwischen ist bei Prudencio ein Neffe, Octavio, mit seinem Diener Salucio zu Besuch eingetroffen (4. 5). Ebenda erscheint kurz darauf Beltran, im Kostüm eines Arztes und von Lis. als seinem Schüler begleitet. Er giebt an, ihn schicke eine Freundin Belisa's, der letztere in der Kirche von ihrer Krankheit gesagt habe. Nach einer für die Eingeweihten recht deutlichen, auch mit Latein gewürzten Konsultation verordnet der Arzt der Kranken (gegen ihre *opilacion*) den Gebrauch der Stahlquelle im Prado. Dann empfiehlt er sich, steckt aber zu Lis.'s Aerger vorher noch nach kurzer, scheinbarer Weigerung ein ihm von Prud. gebotenes Honorar ein (6. 7). Soweit scheint sich alles für die Liebenden aufs beste anzulassen; in Wirklichkeit droht ihnen Gefahr. — (*Im Haus Marcela's*). Ein Nebenbuhler Riselo's bei dessen Braut Marcela, namens Florencio, hat sowohl die Briefscene in der Kirche als die Annäherung der beiden Freunde an Bel. und Teod. vor der Kirche bemerkt. Er erzählt Marc. davon und macht sie glauben, sie sei von Ris. um Teod.'s Willen verlassen. Als echte Spanierin schwört Marc. dem Verräter Rache; mit der Ausführung ihres Racheplans soll sie bald verhängnisvoll in das Geschick Bel.'s und Lis.'s eingreifen (8). — Hiervon nichts ahnend, treffen sich inzwischen die Liebenden *im Prado*. Ihre Zusammenkunft verläuft nach Wunsch. Lis. und Bel. bleiben ungestört. Teod. lässt sich von Ris. bethören. Und auch Beltran geht nicht leer aus, sondern hofiert Bel.'s Dienerin Leonora mit bestem Erfolg (9. 10. 11).

---

[25]) Es spielt also im *A. de M.* der Diener des Liebenden den Arzt, und nicht ein Freund, wie Ticknor (übs. v. Julius) II,379 angiebt.

Akt II. (*Im Hause Prudencio's*). Noch von anderer Seite ist das Glück der Liebenden gefährdet. Octavio hat sich in Belisa verliebt und trägt sich mit dem Gedanken, um sie zu freien, obwohl sie ihn mit solcher Kälte behandelt, dass sein vertrauter Diener Salucio ganz empört darüber ist (Sc. 1). Vor Verliebtheit förmlich krank, klagt Oct. dem als Arzt zurückkommenden Beltran seine Schmerzen und ist geradezu beglückt, als dieser ihm den wahren Grund derselben sofort angeben kann. Salucio hingegen betrachtet den Arzt mit Misstrauen (2). In der sich hieran anschliessenden zweiten Konsultation schildert Belisa dem Arzt ihr Leid und ihr Hoffen in einem Traum, den sie gehabt haben will. Ihr Befinden habe sich gebessert, sagt sie, um nicht Verdacht zu erwecken (3). Dafür erklärt jetzt Teodora krank zu sein und der Kur zu bedürfen, denn sie ist, weil sie bei Riselo ernste Absichten annimmt, für Fortsetzung der schon Monate lang dauernden Morgenspaziergänge. Der Arzt stimmt ihr bei (4). Als aufmerksamer, auf die seelischen Zustände seiner Patienten gern aufheiternd wirkender Arzt sendet er von der Strasse aus einen Trupp Musikanten, die Bel. und Teod. vorspielen und vorsingen sollen. Das Liebeslied, das sie singen, erweckt jedoch nur im alten Prudencio den Gedanken, es sei an der Zeit, Bel. zu verheiraten. Er äussert seinen Gedanken zu Oct. Dieser wirbt sofort um seine Cousine, und die beiden Männer werden dahin einig, gleich um den nötigen päpstlichen Dispens nachzusuchen. Teod. soll Bel. auf ihre Verlobung mit Oct. vorbereiten. Natürlich arbeitet sie aber im Einverständnis mit Bel. dem Plane Prud.'s sofort entgegen, indem sie Riselo durch einen Brief, den Leonora an Beltran befördern muss, benachrichtigt (5). — (*Bei Marcela's Haus.*) Den Brief erhält Ris. gerade, als er sich zusammen mit Lis. vergeblich bemüht, die ihm zürnende Marc. zu versöhnen. Schon durch die Unerbittlichkeit Marc.'s zur Verzweiflung gebracht, gerät Ris. jetzt durch die Not seines Freundes und dadurch, dass Teod. zugleich von ihren Heiratsgedanken schreibt, in vollste Ratlosigkeit. Da aber Marc. allen seinen erneuten Beteuerungen ebensowenig Glauben schenkt und bei ihren Racheplänen bleibt, lässt sich Ris. von Lis. bewegen, diesen wieder in den Prado zu begleiten und das Spiel mit Teod. fortzusetzen (6—10). — Marc. jedoch macht nun ihre Drohungen wahr. Sie überrascht die beiden Paare (*im Prado*) und klärt Teod. über Ris.'s Betrug auf. Zum Unglück ist auch Octavio, den Salucio misstrauisch gemacht hat, Belisa zum Prado gefolgt und hat sie belauscht. Alles eilt verstört auseinander, und die Sache der Liebenden scheint verloren (11—15).

Akt III. (*Im Hause Prudencio's.*) Doch geben sie den Mut nicht auf, vor allem Belisa nicht. Teils durch Bitten, teils

durch die Drohung, Teodora bei Prud. als Kupplerin hinzustellen (und das würde dieser das Kloster eintragen!), weiss sie Teod. zur ferneren Unterstützung ihrer Sache zu veranlassen. Die Bundesgenossin hat sie um so nötiger, als inzwischen der päpstliche Dispens angelangt ist und als Prud. Verdacht gegen den Arzt gefasst hat, der, während man weder in der Stadt noch am Hofe von einem Doctor Beltran etwas weiss, so lange schon sein Haus besucht und dabei doch mit seiner Kur so wenig Erfolg hat. Teod. bringt es aber fertig, Prud. zu beruhigen. Sie sei auf ihren Spaziergängen stets wachsam gewesen, dass nichts die Ehre seines Hauses verletze (1. 2.). — *(Beim Hause Marcela's.)* Inzwischen ist es auch Lis. gelungen, Marc. mit Ris. auszusöhnen. Doch hat unglücklicherweise Florencio die Versöhnung belauscht und beschlossen, sich an Lis. durch Werbung um Belisa zu rächen, während sein Freund Gerardo um Teodora werben soll (3—5). — Ehe es noch hierzu kommt, hat die Sache der Liebenden bereits die schlimmste Wendung genommen. Beltran, der *in Prud.'s Haus* gegangen war, um im Interesse seines Herrn sein Verhältnis zu Leonora wieder anzuknüpfen, ist dabei in seiner Dienertracht von Prud. und Oct. angetroffen worden (6). Er hat sich vergeblich zu verstecken gesucht. Sein Märchen von dem ihm aufs Haar gleichenden Bruder, welcher der Arzt Beltran sei, findet keinen Glauben. Salucio, der hämische Geselle, bindet ihn und schliesst ihn in sein Zimmer ein (7). Es gelingt jedoch Beltran, sich vom Fenster aus Bel. und Teod. bemerklich zu machen. Sie helfen ihm zur Flucht in Frauenkleidern, und mit ihm flieht Belisa, die keinen andern Weg mehr weiss, der sie mit Lis. vereinen würde (8. 9). Inzwischen hat Oct., der natürlich Beltran gut verwahrt glaubt, den Prud. von jenem Vorfall im Prado in Kenntnis gesetzt, und dessen Zorn ergiesst sich gerade über Teodora, als sich zwei Edelleute melden lassen (10). Es sind Florencio und Gerardo, die um Belisa und Teodora werben wollen. Aber Prud. hält sie für die Edelleute aus dem Prado (also Flor. für Beltrans Herrn) und erwidert ihre Werbung mit einem heftigen Zornesausbruch. Als sie leugnen, die Beschuldigten zu sein, sendet er Salucio nach Beltran, um diesen mit den Rittern zu konfrontieren. Jedoch Sal. kommt mit der Meldung zurück, Beltran sei entflohen und wie er sei Belisa verschwunden. Durch sein Anerbieten, Prud. auf die Spur der Flüchtigen zu bringen, verscheucht Flor. auch dessen letztes Mistrauen. Man macht sich zur Verfolgung der Entflohenen auf (11. 12). — Wie Flor. richtig vermuthet hat, findet man sie *in Lisardo's Haus*, wo auch Ris. und Marc. sind (13. 14. 15). Prud. will sofort seinen Zorn in Lisardo's Blut kühlen, aber dessen Erklärung, dass er Belisa heiraten wolle, versöhnt ihn, denn damit ist ja seine Ehre wieder hergestellt. So verzeiht Prud. auch dem

fingierten Arzte seinen Betrug[26]) und gestattet ihm, Leonora zu heiraten. Versöhnt und heiter zieht schliesslich Alles nach Prudencio's Haus zum Verlobungsmahl (16).

Wie man sieht, haben *El Acero de Madrid* und *Le Médecin malgré lui* allerdings die S. 8 festgelegte Grundidee der Klasse „Diener als Arzt"[27]) gemein. Jedoch würde die ganze Ausgestaltung, die Lope diesem Plane giebt, die komplicierte Handlung, in der nicht weniger als drei Liebespaare nach mancherlei Zwischenfällen zum erwünschten Ziele gelangen und worin die Rolle des Arztes bei weitem nicht zu der Bedeutung kommt, wie im *M. m. l.* mit seiner einfachen Handlung, seinen wenigen Personen und den vielen Verschiedenheiten im Detail, den Gedanken an eine direkte und bewusste Benutzung des *A. de M.* durch Molière (sie hätte in einer Vereinfachung bestehen müssen) schon fast ausschliessen, wenn die letztere nicht auch dadurch ganz unwahrscheinlich gemacht würde, dass Molière eben einfachere Ausführungen der nämlichen Grundidee kannte. Auch hätte der *M. m. l.* wenig vom „spanischen Geiste" bewahrt.[28]) — Auf Lope beruht vielleicht der Zug, dass Molière seinen Arzt nicht ganz unvorbereitet zu dieser Rolle sein lässt. Weiss Beltran ein wenig Latein, so ist Sganarelle einmal Diener eines Arztes gewesen. Doch kann dieser natürliche Zug recht wohl hier und dort spontan sein.

2. Il Medico Volante (Bartoli).

Obgleich erst im 18. Jahrhundert niedergeschrieben, kennzeichnet sich doch das Scenario: *Il medico volante, Commedia fatta da commedianti* bei Bartoli, *Scenari inediti della Commedia dell'Arte,* Firenze 1880, p. 105—115[29]) durch eine Reihe von Zügen, die weder in Dominique's *Arl. med. vol.* noch in Boursault's oder Molière's *Méd. Vol.* erscheinen, wohl aber mit dem *Acero de Madrid* übereinstimmen, als inhaltlich älter wie die 3 erstgenannten Formen und dem *Acero de Madrid* am nächsten stehend. Es hat ebenfalls 3 Akte, fast gleiche Personenzahl[30]) wie Lope's Stück, und vor allem wie dieses die mehrfache Liebesintrigue.

---

[26]) Dem stolzen Spanier ist die Person des Lakaien keiner Beachtung wert. Vgl. III,16 die Worte über Beltran:

Oct. *Mataré le?* . . . . . .
Prud. . . . . *No¿ qué importa*
Que viva?

[27]) Sollte Ochoa diese mit seiner *idea primera* meinen, so wäre dagegen nichts einzuwenden. Doch ist das nicht wahrscheinlich.

[28]) Vgl. dazu Moland, *Mol. et la com. ital.* ² p. III: *Sa comédie n'a jamais, ou bien rarement, ni l'allure ni le ton de la comédie espagnole.*

[29]) Vgl. dazu Neri im *Giorn. storico della lett. ital.* I, 1883, p. 75 ff., der aber vom *Acero de Madrid* nichts erwähnt.

[30]) S. Anlage III das Personenverzeichnis.

Wie im *A. de M.* steht den Liebenden eine Verwandte (Ardelia) der fingierten[31]) Kranken (Lucinda) im Wege, die erst durch den Freund (Ottavio) des Liebhabers (Valerio) bethört werden muss, wodurch wieder dessen wirkliche Geliebte (Leonora) sich mit ihm entzweit. Auch der Nebenbuhler fehlt nicht, wenn er auch nicht mehr der Vetter Luc.'s ist; und ihn begleitet wieder ein misstrauischer Diener, der es fast bitterer empfindet als sein Herr selbst, dass dieser von Luc. verschmäht wird. Auch Valerio erhält durch einen Brief Kenntnis von Luc.'s Plan (nur trägt sie ihm gleich auf, *un medico finto* zu senden). In der ersten Consultation erscheinen, wie im *A. de M.*, der fingierte Arzt (Valerio's Diener Cola) und der Liebhaber zusammen; der Arzt heisst Luc. und Ardelia spazieren gehen. Auch der Capitan konsultiert Cola, wie Octavio den Beltran. Bei der zweiten Consultation Cola's durch Luc. hat diese ebenfall seinen „Traum" zu erzählen. Dann folgt die Benachrichtigung Ottavio's, der dem Riselo des vorigen Stückes entspricht, durch den zweiten Brief (von Seiten Ardelia's), und die „Verzweiflungsscene" Leonora's-Marcela's.

So stimmt das Scenario auch im Gange der Handlung zum I. und II. Akt Lope's, und es entsprechen sich

Lope		*Bartoli*
I 1 . .	. . I 1	
2 . .	. . 2	
3 . .	. . 3	
4 . .	. . 5	
5 . .	. . 7	
7 . .	. . 8	
II 1 . .	. . II 1	
2 . .	. . 3	
3 . .	. . 4	
5 . .	. . 6	
(Musicos)	(Sonatori)	
8 . .	. . 9	
9 . .	. . 14	
10 . .	. . 15	

Die Verschiedenheiten, welche das Scenario bis dahin dem *A. de M.* gegenüber zeigt, sind im Verhältnis zu solcher Gleichheit von geringer Bedeutung. Ein Teil derselben findet sich in den jüngeren Formen: *Arl. med. vol.*, Molière's *Méd. vol.* und Boursault's *Méd. vol.* wieder.

So fehlt der Nebenbuhler Ottavio's bei Leonora-Marcela, die vielmehr durch ihren Vater Nachricht von Ottavio's scheinbarer

[31]) Das Personenverzeichnis des Scenario nennt diese Verwandte *Ardelia, nipote di Lucinda*, wofür doch wohl *nipote d'Ubaldo* zu setzen ist. Vgl. Neri, *Giorn stor.* I,77. Das Scenario ist auch sonst nicht frei von Irrtümern.

Untreue erhält. Das Liebeselement wird dafür durch die Werbung des neu eingefügten Vaters der Leonora um Ardelia und die des Ubaldo (des Vaters Lucinda's) um Leonora auf seiner Höhe gehalten (vgl. *A. de M.*: Florencio's und Gerardo's Werbung III,12). Der Nebenbuhler ist nicht mehr ein Neffe oder wenigstens Verwandter Ubaldo's, sondern schlichtweg der Capitano, dessen Misserfolge das Scenario ganz im Sinne, wie die Comm. dell' Arte den Capitano zu behandeln pflegt, in einigen zugegebenen Scenen mit besonderer Freude ausgemalt hat. Die Kranke leidet nicht mehr an *opilacion*, sondern an *gravidanza*. Der „Arzt" kommt nicht direkt zu ihr ins Haus, sondern wird von ihrem Vater auf der Strasse, wo er diesem durch seine „gelehrten" Reden auffällt, angetroffen und zu ihr gebracht. Er schreibt der Kranken auch ein Recept. — Der Traum Lucinda's II,4 wird durch einen zweiten Traum Zanni's, des Dieners des Capitans, und einen dritten Cola's persiffliert. Die erste Konsultation I,8 enthält bereits die wenig anmutige, aber speciell von der Comm. dell'Arte gepflegte und mit grossem Behagen fortgepflanzte[32]) Besichtigung des *orinale*. Akt II,3 giebt schon für Zanni und den Capitano Scherzmittel an. (*Capitano li domanda parere sopra il mal della pietra, dice Cola, che sicut gutta cavat lapidem, che si faccia venir la gotta che guarirà, Zanni domanda la ricetta per il dolor di denti, Cola l'insegna tenere in bocca una mela appiola, metter la testa in forno, fintanto che detta mela sia cotta, masticandola guarirà.*

Mit Scene 11—13 des II. Aktes schiebt das Scenario Bartoli's ein erstes Zusammentreffen Cola's in Dienertracht mit dem Capitan und Zanni ein. Sie glauben in ihm den Arzt zu erkennen und erzählen es Ubaldo. Dieser stellt seine Tochter zur Rede, bringt aber nichts aus ihr heraus. Das Intermezzo bleibt ohne Einfluss auf den Fortgang des Stückes.

Von der 16. Scene des II. Aktes ab differenziert sich das Scenario Bartoli's mehr vom *Acero de Madrid*. Zwar bleibt als Grundgedanke der komischen Lösung, dass der fingierte Arzt in Lakaientracht vom Vater Luc.'s getroffen und ungeachtet aller Finten mit „dem Bruder" erkannt und entlarvt wird, sowie dass der Vater trotz des ihm gespielten Streiches schliesslich der Werbung des Liebhabers der „Kranken" zustimmt. Aber es sind in der 2. Hälfte des *Medico Volante* (Bartoli) alle anderen Liebeshändel ausser dem des Valerio und der Lucinda verschwunden, tragen also auch nichts mehr zur Schürzung oder Lösung des Knotens bei. Und zweitens wird der fingierte Arzt jetzt, um seine Entlarvung zu verhüten, zum „fliegenden Arzt", ganz in der Weise, wie er es

---

[32]) Bartoli, *Introd.* XIII.

bei Molière und Boursault ist. Ich gebe diese Scenen (II,16—18; III,1—6) kurz wieder:

Cola wird auf der Strasse in Dienertracht von Ubaldo getroffen. Er hilft sich mit dem Märchen von dem ihm feindlich gesinnten Bruder, welcher der Arzt sei. Ubaldo verspricht, sie mit einander auszusöhnen. Schon nach wenigen Minuten trifft er denn auch den „Arzt", in den sich Cola schnell wieder verwandelt hat, und schliesst ihn in seinem Hause ein, damit er bleiben muss, bis Ubaldo seinen Bruder, den Diener, herbeigeschafft hat. Um die ihm damit aufgenötigte Doppelrolle durchführen zu können, springt Cola, den aber Zanni hierbei beobachtet, aus dem Fenster und erscheint nach kurzem als der Diener wieder. Von Ubaldo neuerdings getroffen, schickt Cola diesen, damit er den Arzt erst noch einmal beschwichtige, voran ins Haus, steigt selbst, wieder von Zanni beobachtet, durch's Fenster zurück, und empfängt Ubaldo als der Arzt. Dies Spiel (das dem *Medico volante* den Namen giebt) wiederholt sich mehrmals, bis Ubaldo schliesslich unten bleibt und Cola durch das Eingreifen des Capitans und Zanni's gezwungen wird, mit verstellter Stimme ein erregtes Zwiegespräch zu fingieren und sich sogar mit seinem Bruder am Fenster zu zeigen, was ihm durch geschickte Verwendung seines Baretts gelingt. Während nun Ubaldo beruhigt ins Haus geht, springt Cola wieder aus dem Fenster, wirft das ärztliche Gewand ab und gesellt sich dankend als der Diener zu Ubaldo. Indem kommt Zanni, der Cola's Kleider gefunden und angelegt hat, und deckt Cola's Streiche auf. Aber Ubaldo's Zornesausbruch, der (ähnlich wie im *Acero*) bis zur Bedrohung mit der Waffe geht, wird durch das Erscheinen Valerio's und Ottavio's gehemmt. Nachdem Ubaldo über die geübte List Aufklärung erhalten hat, willigt er in Valerio's Werbung. Gleiches thut Pandolfo, der Vater Leonora's, dem Ottavio gegenüber.

Erscheint somit auch am Schlusse das zweite Liebespaar wieder, so ist es doch, wie oben gesagt, von II,16 ab ohne Einfluss auf die Entwicklung der Intrigue.

3. Trufaldino Medico Volante.

Das kurze Scenario Bartoli's erhielt im Jahre 1883 eine erfreuliche Ergänzung durch den von Neri aufgefundenen,[33]) gedruckten[34]) *Trufaldino medico volante. Comedia nova e ridicola.*

---

[33]) Neri, *Una Commedia dell' Arte. Giorn. stor. della lett. ital.* I (1883) p. 75—86. Vgl. dazu Vesselowsky im *Mol.-Mus.* Bd. II (Heft 6) p. 98.

[34]) Despois' [*Mol. p. p.* Desp. *Nouv. Éd.* I, 1873, p. 48] Zweifel an der Möglichkeit des Vorhandenseins eines gedruckten oder geschriebenen *Méd. vol.* vor Dominique, ohnehin kaum stichhaltig begründet, sind dadurch aufs glücklichste beseitigt. Vielleicht ist der Fund zugleich eine

Milano, Gioseffo Morelli, 1673. Der glückliche Fund Neri's (leider sagt Neri nicht, wo er den Trufaldin gefunden hat, und in wessen Besitz derselbe ist), ist für die Geschichte des *Medico Volante* vom grössten Werte, umsomehr als er, wohl von einem Darsteller niedergeschrieben, den echten *dialogo improvviso* bietet. Dieser Druck ist nicht einmal der erste. Er trägt das Reimprimatur in einer Weise, dass ihm mehrere Drucke vorausgegangen sein müssen.[35]) Der *Truf. med. vol.* kann also schon lange vor 1673 gedruckt gewesen sein. Ausserdem weist Neri l. c. 75 mehrere Venezianische Drucke — man bedenke den Namen Trufaldino! — leider ohne Jahr, auf Grund von Allacci's *Drammaturgia*, Venezia, Pasquali, 1775, col. 796 nach.

Die kurze Gegenüberstellung des *Truf. Med. Vol.* mit Bartoli's *Med. Vol.*, die Neri l. c. 77 ff. giebt, erweist volle Uebereinstimmung der beiden in Akten, Personen[36]) und Handlung. Die Verschiedenheiten sind leichte und unbedeutende, aus dem Wesen der Stegreifkomödie und der Art, wie ihre Stücke weiter lebten, entsprungene Abweichungen. Hie und da ist z. B. eine Scene anders gestellt, oder eine weggelassen, oder auch eine Scene des Scenarios inhaltlich auf mehrere des Druckes verteilt. Auch finden sich die Abweichungen hauptsächlich in den Lazzi,[37]) wo ja jedem Darsteller der freieste Spielraum gegeben war.

Mit dem *Acero de Madrid* stimmt, wie sich hieraus ohne weiteres ergiebt, der *Truf. Med. Vol.* also ebenso überein wie Bartoli's *Scenario.*

Die Textstellen, welche Neri aus dem *Truf.* zum Abdruck bringt, lassen aber die Uebereinstimmung beider mit dem *Acero de Madrid* noch schärfer hervortreten, als sie beim Vergleich des kurzen Scenarios mit Lope's Stück sichtbar wurde. So entspricht z. B. der Gedankengang des Gesprächs zwischen Isabella und Rosetta, welch letztere, wie Teodora bei Lope, Tante der Heldin ist, genau dem des Gesprächs bei Lope I,2. Am Ende des ersten Aktes gehen die beiden Frauen — dies ist also auch der Sinn des kurzen: *Donne per strada a far esercizio* bei Bartoli — nach dem *Giardino a spasso*, wo sich Ardelio, Trufaldino und Florindo zu ihnen gesellen und der letztere sich speciell Rosetta widmet; vgl. die Zusammenkünfte im Prado bei Lope. — Wie der *Acero*, endigt auch der *Trufaldino* mit einer kurzen, höflichen Rede an das Publikum.

Rechtfertigung Cailhava's, der nach Despois l. c. in seinen *Études sur Molière*, 1802 p. 133, 154 von einem *Méd. vol.* spricht, als habe er ihn gedruckt vor sich.

[35]) Neri, l. c. 75, Anm. 3.

[36]) Siehe Anlage III.

[37]) Neri, l. c. 76.

Betrachtet man die Abweichungen der beiden italienischen Stücke vom *A. de M.* auf ihren Charakter hin, so erscheinen sie durchaus sekundär. Sie lassen sich am natürlichsten erklären, wenn man, wozu ja auch die Uebereinstimmungen drängen, den *A. de M.* als die Quelle der beiden Stegreifkomödien annimmt. Teils wären sie Consequenzen des Strebens der Commedia dell' Arte nach straffer Zusammenfassung der Handlung,[38]) teils Umwandlungen ins Derbe[39]) oder Possenhafte dem Geschmacke des Publikums zu Liebe, teils Concessionen an die Bühnenverhältnisse, Motive, die natürlich nicht stets getrennt, sondern meist vereint gewirkt haben würden. So erklärt sich z. B. der Fenstersprung aus den beiden letzten Motiven zusammen.[40])

Das endgiltige Urteil über den Zusammenhang zwischen *A. de M.* einerseits, Bartoli's *Scenario* und *Trufaldino* andererseits setze ich noch aus. Doch ist schon hier zu konstatieren: 1) dass letztere beide Stücke dem *A. de M.* gegenüber jüngere Formen sind, auf einer späteren Stufe der Entwickelung des Grundstoffes stehen als jener; 2) dass sie ebensowenig wie der *A. d. M.* die von Molière benutzten Formen des Stoffes gewesen sind.

4. Arlecchino Medico Volante.

Einen Schritt weiter, auch über diese Formen hinaus, hat der *Arlecchino Medico Volante* gethan, wie man gewöhnlich das Scenario des Dominique, Domenico Biancolelli's des Vaters, bezeichnet. Biancolelli kam 1660 nach Paris, wo Molière's und Boursault's *Med. Vol.* bereits gespielt waren. Die Aufführung des *Arl. M. V.* wird von den Frères Parfaict für 1667, also nach dem *Méd. malgré lui*, angesetzt, wobei sie jedoch die Möglichkeit früherer Aufführung durchaus offen lassen. Leider ist das Scenario, wenigstens in Gueullette's Uebersetzung, sehr kurz gefasst und bricht, was mehr zu bedauern ist, mitten im II. Akt ab.[41]) Doch ist genug vorhanden, um daraus jetzt, nachdem mehrere italienische Versionen

---

[38]) Vgl. Moland, *Mol. et la comédie* ital. ² p. 6.

[39]) Isab. leidet angeblich ebenso wie Luc. bei Bartoli an *gravidanza*, cf. Neri, l. c. 77.

[40]) Vgl. dazu Bartoli, l. c. Introd. XV: *A noi, per esempio, dà molta noia quel continuo cicaleggio che troviamo fatto dalla finestra: ma questa è la conseguenza necessaria dell' aver sempre posta la scena o nella strada o nella piazza.*

[41]) Vgl. die Notice zum *Méd. Vol.* in *Mol. p. p.* Despois et Mesnard, *N. E.* I, 47 ff. Ich konnte nur den Abdruck von Gueull.'s Uebersetzung bei den Frères Parfaict, *Hist. de l'ancien théâtre italien*, P. 1753, p. 215—225 benutzen, dagegen nicht erlangen Desboulmiers (= J. A.-Jullien), *Hist. anecdot. et raisonnée du théâtre italien.* P. 1769 (I, 76 bis 84). Letzterer bricht ebenfalls mitten im Stücke und wohl an gleicher Stelle ab.

des *Med. Vol.* bekannt geworden sind, auf die Stellung des *Arl. Med. Vol.* in der Entwickelung des Stoffes „Diener als Arzt“ Schlüsse ziehen zu können.

Die Handlung dehnt sich noch über 3 Akte aus, ist aber weiter vereinfacht, zumeist dadurch, dass nur mehr ein, das Haupt-Liebespaar, erhalten ist.[42]) Von dem zweiten Liebespaar ist nur Cintio, der Freund des Helden Octave, geblieben. Seine eifersüchtige Liebste erscheint nicht mehr, ebensowenig ihr Vater; und auch Cintio spielt nur mehr eine Figurantenrolle. Der Capitan und Trivelin sind dürftige Reste des Nebenbuhlers und seines Dieners. Die im *A. de M.* so wichtige Rolle der feindlichen, erst zu gewinnenden Verwandten ist ganz umgestaltet; die Feindin ist durch eine den Liebenden von vornherein günstig gesinnte und ihnen helfende Dienerin (Diamantine) ersetzt. An die Stelle der Hindernisse, welche die Tante oder Cousine den Liebenden bereitete, ist kurzweg der Widerspruch des Vaters (Pantalon) gegen diese Verbindung getreten.

Doch zeugen eine Reihe von Zügen dafür, dass der *Arl. M. V.* seinem Kern nach älter ist als Molière's und Boursault's *Méd. Vol.* Arlequin bringt seinem Herrn einen Brief, in dem ihm Eularia die beabsichtigte List mitteilt. Octave und Cintio veranlassen zusammen Arl., den Arzt zu spielen. Pantalon und der „Arzt“ treffen sich auf der Strasse; Arl. wird von Pantal. aufgefordert zur Kranken mitzukommen (ebenso: Bartoli's *Scenario* und *Trufaldino*). Bei der 1. Konsultation begleitet ihn Oct. als einer seiner Schüler. Eularia ist *opilée*; sie soll gesunden durch Spazierengehen. Etwas vorgerückt ist der Scherz: *gutta cavat lapidem* (cf. Bartoli). Die Urinprobe wird mit Gründlichkeit vollzogen, und das Geld Pantalons nach kurzem Sträuben von Arl. gern acceptiert.

Auch der Gang der Handlung des I. Aktes ist derselbe wie in der schon besprochenen Gruppe. Der II. Akt beginnt, ebenfalls mit ihr übereinstimmend, mit der Konsultation des vermeintlichen Arztes durch den Capitan und Trivelin, wobei das nämliche Mittel gegen Zahnschmerzen empfohlen wird wie bei Bartoli. Und in der folgenden Scene zwischen dem „Arzt“ und Eularia erzählt diese wieder einen „Traum“, den Arl. deutet.

Von hier an weicht der *Arl. M. V.* von jenen drei Fassungen ab: es erscheint ein „Docteur“, dem Arl. vergeblich auszuweichen sucht, weil er ihn für einen Arzt hält (der Docteur ist bei Dom. ein Jurist, der auch Medicin studiert hat), und den er schliesslich mit Unverschämtheit abfertigt. — Hier bricht das Scenario ab.

---

[42]) Die Personen siehe Anl. III. Sie sind nach dem Fragment bei den Frères Parfaict zusammengestellt. Für zwei, die ausfallen, tritt eine neu ein.

Wie sich nun die Figur des Docteur nur bei Boursault und in Molière's *Méd. Vol.* wieder findet, so ist das noch für einige Züge der Fall, die fast bis auf die Worte zu den erwähnten beiden französischen Stücken (und zum Teil auch zum *Méd. malgré lui*) stimmen. Arl. übernimmt die Arztrolle nur mit Widerstreben, ist aber bald von Selbstbewusstsein durchdrungen. Die Patienten sollen es sich gesagt sein lassen, nicht ohne ihn zu sterben: *au moins que mes malades ne s'avisent point de mourir avant que je leur aie rendu ma visite.* (Mol. *M. vol.*, *Méd. m. l.;* Bours.). Ferner: Arl. betastet den Puls Pantalons, des Vaters der Eularia, und erklärt auch diesen für krank, denn, sagt er: *tel est le père, tels sont les enfants .... Eh bien! le sang de votre fille étant échauffé, altéré, le vôtre le doit être aussi.* (Mol. *M. vol.*, *M. m. l;* Bours.). Als der Docteur kommt, behauptet Arl. gehen zu müssen: *mes malades m'attendent* (Mol. *M. vol.*). — Vielleicht ist auch Diamantine eine Copie Jacqueline's im *M. m. l.?* Doch spricht m. E. hiergegen, dass auch Bours. die den Liebenden freundlich gesinnte Dienerin hat. — Leicht mag auch die Molière'sche Gewandtheit in der Steigerung und Zuspitzung des Dialogs auf Domenico's *Arl.* gewirkt haben. Stellen wie die 1. Konsultation bei Domenico erinnern unwillkürlich an Molière's Art.

Nach den oben gegebenen Daten ist eine Beeinflussung Domenico's durch Molière, sei es vom *Méd. Vol.*, sei es vom *Méd. m. l.* aus, nicht nur sehr möglich, sondern ganz wahrscheinlich, wenn man bedenkt. wie sehr gegenseitige Entlehnungen von Bühne zu Bühne im Schwange waren. Die Frères Parfaict (*Hist. de l'anc. th. it. p. 225)* nehmen die zweite Möglichkeit auch an. Sie sagen: *On peut remarquer aisément dans cette pièce plusieurs endroits imités de la comédie du Médecin malgré lui de M. Molière.* Ich setze mein Urteil hierüber noch aus.

Es wäre nun die Annahme ganz natürlich, dass der *Arl. Med. Vol.* sich in ähnlicher Weise wie die besprochenen oder die noch zu besprechenden Komödien vom „Diener als Arzt" weiter entwickelt und geendet habe. Dem scheint ein Zusatz Desboulmiers' zu dem Fragment zu widersprechen, worin er (nach *Despois*, l. c. I,49) sagt: *La situation qui donne le titre à la pièce est une lettre qu'Arlequin (déguisé en médecin) doit remettre à l'amoureuse; la porte lui étant interdite, il entre et sort plusieurs fois par la fenêtre.* Aber könnte sich Desboulmiers mit dieser Angabe nicht geirrt, oder sie nach einer Form gemacht haben, in der er zu seiner Zeit den *Medico Volante* aufführen sah?[43])

---

[43]) Der *Arl. M. Vol.* wurde im 18. Jahrhundert in Frankreich noch gespielt. Vgl. Frères Parfaict, *Hist. de l'anc. th. ital.* p. 215; *Hist. du théâtre français* IX,83.

Jedenfalls ist der *Arl. Med. Vol.* Domenico's seinem Kerne nach, wenn dieser auch wiederum vereinfacht ist, eine ältere Form des „Dieners als Arzt", als sie Boursault's und Molière's Stücke darstellen, und zwar scheint er mir zwischen den drei erstbesprochenen und den beiden letztgenannten Formen die Mittelform.

5. La Zerla (La Hotte).

Die Frères Parfaict beginnen[44]) die Analyse des *Arl. Med. Vol.* mit den Worten: *Le fond de cette pièce se trouve dans le troisième acte de la précédente; celle-ci n'en diffère que par les détails qui y sont plus allongés.* Die *pièce précédente* ist ein ebenfalls dem *Scenario* des Dominique entnommener, dreiaktiger Canevas: *La Zerla (La Hotte)*.[45]) Für uns ist in der That nur der III. Akt dieses Stückes von Belang. Denn der I. und II. Akt von *La Zerla* haben eine Handlung für sich, deren Inhalt kurz folgender ist. Eularia, die Frau eines Docteur, d. h. des Dottore der Comm. dell'Arte, ist in einen jungen Mann namens Octave verliebt. Sie weiss Octave durch seinen Diener Arlequin von ihrer Neigung zu ihm Nachricht zu geben, und nach einigen missglückten Versuchen gelangt Octave auch dadurch, dass ihn Arl. in einem Tragkorb (daher der Titel des Stückes) ins Haus des Docteur trägt, zu Eularia. Doch wird er vom Docteur bei ihr überrascht und aus dem Hause gejagt.

Mit dieser Handlung hat die des III. Aktes absolut nichts zu thun. Zwar erscheinen in ihm die Figuren bez. Namen Eularia, Octave, Arlequin wieder; das ist aber auch der ganze „Zusammenhang" des III. Aktes mit den beiden ersten. Der Docteur ist in ihm ganz verschwunden; Eularia ist nicht mehr Frau des Docteur, sondern die noch ledige Tochter Pantalons, um die der junge Octave wirbt.[46])

Wer aber vermuthet, nun den *Arl. M. Vol.*, in einen Einakter zusammengezogen, wieder zu finden, wird enttäuscht werden. Denn der III. Akt von *La Zerla* ist nur eine freie, wohl ganz aus Domenico's Phantasie stammende Ausgestaltung des Gedankens, der auch dem *Arl. Med. Vol.* zu Grunde liegt: Erreichung eines Liebeszieles durch simulierte Krankheit und fingierten Arzt. Solche Variationen des in der Comm. dell'Arte unstreitig beliebten Sujets sind ohne Zweifel häufiger gewesen.[47]) Arl. trägt nämlich in Arztkleidung Eularia, die Tochter Pantalons, die sich tot stellt, aus dem Hause ihres Vaters fort, erweckt sie gegen gute Belohnung von Seiten ihres Liebhabers Octave, seines Herrn, wieder zum Leben

---

[44]) *Hist. de l'anc. théâtre ital.* p. 215.

[45]) ibidem p. 205—215

[46]) Die Personen siehe Anlage III.

[47]) Vgl. Fournel, *Les contemporains de Molière* I.97 in der Vorrede zu Boursault's *Méd. vol.: On en retrouve le fond dans plusieurs comédies de la même scène, en particulier dans le troisième acte de la Zerla.*

und hilft dann den Liebenden zur Flucht. Sie werden aber von Pantalon ereilt und in sein Haus eingeschlossen. Als sie Arl. mittelst einer Leiter befreien will, kommt Pant. mit der Polizei. Arl. entflieht, Oct. wird festgenommen. Doch besänftigt seine jetzt ausgesprochene Werbung den Zorn Pantalons, und es wird fröhliche Verlobung gefeiert.

Diese Variante hat weder zu Boursault noch zu Molière Beziehungen. Wir können sie deshalb verlassen, ohne sie weiter zu berücksichtigen.

Molière's und Boursault's Médecins Volants.

Eine vierte Stufe des Stoffes „Diener als Arzt", die letzte vor dem *Méd. m. lui*, stellen Molière's und Boursault's gleichnamige Stücke zusammen dar. Beide sind sie Einakter, in denen der Gang der Handlung gleich, wenn auch bei Boursault auf mehr Scenen verteilt ist. In beiden steht dem einen Liebespaare von Anfang an eine freundliche Helferin zur Seite, die den Liebhaber mündlich zur Sendung des *medico finto* veranlasst: die Briefe fallen fort. Der Nebenbuhler des Liebhabers tritt nicht mehr auf, sondern kommt bei Molière noch zur Erwähnung, fehlt bei Boursault ganz. Da aber die Rolle des misstrauischen Beobachters, die früher der Diener des Nebenbuhlers ausfüllte, bewahrt ist, blieb dieser Diener, nur dass er sich in einen solchen des starrköpfigen Vaters der Geliebten umwandelte. Der Freund des Liebhabers, dessen Rolle schon im *Arl. M. V.* bedeutungslos war, ist hier ebenfalls beseitigt. Der Diener des Liebhabers tritt, da die Briefbestellung fehlt, erst auf, als sein Herr schon die Absicht hat, ihn als Arzt zu verwenden. Seine Doppelrolle führt er ganz wie in den besprochenen italienischen Komödien vermitttelst des Fenstersprunges durch. Die Derbheiten jener Komödien sind so gut wie nicht abgeschwächt. Der Traum, den die Heldin sonst gehabt hat, fehlt in beiden französischen Fassungen. Beide haben aber das Zusammentreffen des fingierten Arztes mit einem wirklichen Arzt oder von ihm doch dafür gehaltenen „Doctor", wie der *Arl. Med. Vol.*

Dies die Molière und Boursault gemeinsame Grundform. In ihrer Ausführung weichen sie von einander ab, wie die Einzelbesprechung sofort zeigen wird.

6. Molière's Médecin Volant.

Ich stelle diesen voran, weil er älter als der *M. V.* Boursault's ist, und analysiere ihn ausführlicher, einmal um ihn mit Boursault's Stück der öfters behaupteten Nachahmung wegen zu vergleichen, besonders aber um sein Verhältnis zum *Méd. m. lui* und den anderen Stücken Molière's, in denen Aerzte vorkommen, später vermittelst dieser Analyse leichter festzustellen.

An der Authenticität von Molière's *Méd. Vol.* ist wohl ebensowenig ein Zweifel wie an seiner Abstammung von der Commedia dell' Arte. Wollte man den *M. V.* den italienischen Dreiaktern äusserlich angleichen, so liessen sich Scene 1—5 als I. Akt, 6—14 als II. Akt und 15 und 16 als III. Akt bezeichnen. Die Personen des Molière'schen *M. V.* sind nicht mehr so sehr blosse Typen wie die der italienischen Komödien, aber das Ganze trägt doch durchaus noch den Character der *commedie improvise.*

Scene 1.[48]) Sabine, die Cousine Lucile's, berichtet deren Liebhaber Valère, dass der alte Villebrequin um Luc. geworben habe, und diese auf den Einfall gekommen sei, sich krank zu stellen, um diese Heirat zu hintertreiben. (Die Krankheit, die sie simuliert, wird aber nicht genannt.) Sabine ist von Gorgibus, Luc.'s Vater, nach einem Arzte gesandt und schlägt daher Val. vor, er solle ihr einen ihm befreundeten Arzt senden, der Luc. Landaufenthalt verordne. Dann werde Gorg. sie gewiss in seinem Gartenpavillon einlogieren. Dort aber könnten die Liebenden leicht zusammen kommen. Als Val. keinen Arzt weiss, der ihm diesen Dienst leisten würde, rät ihm Sab., doch seinen Diener Sganarelle als Arzt zu verkleiden und herzuschicken. Gorgibus werde sich gewiss von ihm dupieren lassen.

Scene 2. Sganarelle nimmt denn auch für zehn Pistolen den Auftrag an, wird angewiesen, recht viel mit Galen und Hippokrat um sich zu werfen, und geht mit Val. ab, seine Arztrobe und seine „ärztlichen Licenzen“ (*venez. . . me donner mes licences qui sont les dix pistoles promises)* in Empfang zu nehmen.

Scene 3. Gorgibus, der um Luc. in grosser Sorge ist, will inzwischen auch noch seinen Diener Gros-René nach einem Arzte senden. Aber Gros-René ist wenig willig zu gehen. „Was soll ihr ein Arzt helfen?“ denkt er. „Gebt ihr einen jungen Mann“. (*Croyez-vous que ce ne soit pas le désir qu'elle a d'avoir un jeune homme qui la travaille?)* Er hat sich schon auf einen Hochzeitsschmaus gefreut, und dessen Verzögerung passt ihm gar nicht.

Scene 4. Da kommt Sab. mit der Nachricht zurück, sie habe einen Arzt gefunden, der aus fernen Landen komme und die schönsten Geheimmittel besitze *(qui sait les plus beaux secrets*). Als Arzt verkleidet, folgt ihr Sgan. auf dem Fusse. Von Gorg. respektvollst begrüsst, rühmt er sich und seine Kunst in Reden voll burlesken Lateins und greift, sie zu zeigen, nach Gorgibus' Puls. Der Einwand, dass dieser gar nicht der Patient sei, macht Sgan. nichts aus; kann er doch auch nach Gorg.'s Befinden Lucile's Zustand beurteilen. (Sabine: *Eh! ce n'est pas lui qui est malade, c'est sa fille.*

---

[48]) Die Personen siehe Anlage III.

Sgan. *Il n'importe; le sang du père et de la fille ne sont qu'une même chose, et par l'altération de celui du père, je puis connaître la maladie de la fille.*) Dann untersucht Sg. den Urin der Kranken und lässt hierauf diese selbst holen, denn *il ne faut pas qu'elle s'amuse à se laisser mourir sans l'ordonnance du médecin.*

Scene 5. Der „Kranken" weiss Sg. den „Grund" ihrer Krankheit sehr klar zu machen; als ein gutes Zeichen erklärt er es dabei, dass sie grosse Schmerzen fühlt. (. . *Sentez-vous de grandes douleurs à la tête, aux reins? — Oui, monsieur. — C'est fort bien fait.)* Schon will er ein Recept verschreiben, da fällt ihm bei, dass er ja gar nicht schreiben kann. So begnügt er sich damit, einen Landaufenthalt zu verordnen. Dazu schlägt Gorg. in der That seinen Gartenpavillon vor, und sie gehen zusammen ab, diesen zu besichtigen.

Scene 6. Indem kommt der Advokat des Hauses, der von Luc.'s Krankheit gehört hat, um seine Teilnahme zu bezeugen und sich „für alle Fälle" zu empfehlen.

Scene 7. Gorg. erzählt ihm von Sgan. und muss ihn auf seine Bitte mit diesem bekannt machen.

Scene 8. Sgan. fürchtet jedoch, von dem wissenschaftlich gebildeten Manne als Nicht-Arzt erkannt zu werden, und möchte der Unterhaltung mit ihm ausweichen. (*Je n'ai pas le loisir . . . . mes malades m'attendent.*) Trotzdem muss er eine lange, mit Latein gespickte Rede auf die Heilkunst anhören (*Vita brevis, ars vero longa, occasio autem praeceps, experimentum periculosum, judicium difficile* u. a.), ehe der Advokat merkt, dass er Sgan. unbequem ist (*Monsieur, j'ai peur de vous être importun)*, und sich empfiehlt. Jetzt ist Sgan. wieder hoch. *Il sait quelque petite chose,* ist sein Urteil über den Advokaten, als Gorg. danach fragt. Dann verabschiedet sich Sg. ebenfalls. Das ihm hierbei von Gorg. angebotene Geld nimmt er dankend an, wenn auch mit der Versicherung: *Je ne suis pas un homme mercennaire.*

Scene 9. Während dieser Zeit hat Valère von keiner Seite Nachricht über Sgan. und dessen etwaige Erfolge erhalten. In begreiflicher Unruhe auf ihn wartend, trifft er ihn endlich, wie er seinerseits, wieder in Dienertracht, nach Valère sucht.

Scene 10. Mit Freude hört nun Val. Sgan.'s Bericht und macht sich schnell zu dem Pavillon auf. Ehe aber auch Sgan. Zeit gefunden hat, sich zu entfernen, kommt Gorgibus herbei. Sgan. kann ihm nicht ausweichen und beschliesst, einer Erkennung durch eine kecke List zuvorzukommen.

Scene 11. Er empfängt also Gorg. sofort mit einer Frage nach dem Arzte Sganarelle, seinem Zwillingsbruder, (sich selbst nennt er Narcisse), erzählt, wie ihn dieser wegen zweier zerbrochener

Phiolen aus dem Hause gejagt habe, und schildert sehr beweglich sein jetziges Unglück: *Je suis un pauvre garçon à présent, sans support, sans aucune connoissance.* Gorg., der die ihm gleich aufgefallene Aehnlichkeit des Dieners mit dem Arzte nun ganz natürlich findet, wird hierdurch so gerührt, dass er die Brüder zu versöhnen verspricht. Darauf geht der Diener Narcisse ab, um sofort in

Scene 12 als Doctor Sgan. zurückzukommen. Allen Bitten des Gorg. setzt dieser aber sich steigenden Zorn entgegen, besonders weil Narcisse gewagt habe, sich gleich an Gorg. zu wenden (*mais voyez l'impudence de ce coquin-là, de vous aller trouver pour faire son accord*). Schliesslich giebt Sg. nach, wie er betont, nur Gorg. zu Liebe, und sie trennen sich wieder.

Scene 13. Kaum ist Sg. nun wieder in Dienertracht zurückgekehrt, so trifft er mit dem vom Pavillon kommenden Valère zusammen. Eben will er diesem auch seine zweite List erzählen, da erscheint Gorg. Valère entflieht, Sgan.-Narcisse bleibt.

Scene 14. Mit grosser Freude berichtet Gorg. dem Narcisse sofort, dass sein Bruder ihm verzeihen wolle. Da Gorg. aber der Aufrichtigkeit des Arztes nicht ganz traut, hat er sich in den Kopf gesetzt, dass die Versöhnung vor seinen Augen geschehen müsse. Damit nun Narc. nicht etwa aus Angst entflieht, schliesst ihn Gorg. in sein Haus ein; dann macht er sich auf, den Doctor zu suchen. Sgan. ist jetzt in grosser Verlegenheit. Wie soll er Arzt und Diener weiterspielen? Rasch entschlossen, springt er aus dem Fenster, um zunächst seine Arztkleidung zu holen, und dann sein Glück zu versuchen.

Scene 15. Den sonderbaren Springer bemerkt jedoch Gros-René. Er wundert sich über ihn und beschliesst auf ihn aufzupassen. — Es folgt nun mehrmaliges Ein- und Aussteigen durch's Fenster und schliesslich, als Gros-René auch seinen Herrn misstrauisch gemacht hat, die Täuschung der beiden durch das fingierte Zwiegespräch und die geschickt gemachte Umarmung. Dann kommt der Arzt aus Gorgibus' Hause zurück, und zwar ohne seinen Bruder, weil er sich desselben schäme. (*Je n'ai pas voulu que ce coquin soit descendu avec moi parce qu'il me fait honte*). Während Gorg. geht, auch Narcisse herauszulassen, wirft Sg. rasch die Arztrobe bei Seite, steigt wieder ins Zimmer hinein und kehrt von da als Narc. mit Gorg. zurück. Aber inzwischen hat Gros-René die Arztrobe gefunden und wahrgenommen, dass Lucile und Valère entflohen sind. Das corpus delicti in der Hand, entlarvt er den vermeintlichen Arzt. Aber Sg. bewahrt seine Ruhe. Nicht einmal Gorgibus' Drohung: *tu seras pendu, fourbe, coquin!* schreckt ihn. Er rät vielmehr, da ja Rang und Besitz gleich seien, das Geschehene anzuerkennen und zu verzeihen. Das sei das Beste.

Scene 16. Als in diesem Augenblick das Liebespaar zurückkommt und sich, um Verzeihung und Zustimmung flehend, Gorgibus zu Füssen wirft, sieht dieser auch ein, dass Sgan. recht hat. Er verzeiht, und alle ziehen fröhlich zum Verlobungsmahl.

7. Boursault's Médecin Volant.

Mit Molière's Stück zeigt, wie schon ausgeführt wurde, der etwas jüngere *Médecin Volant* von Edme Boursault[49]) (vom Jahre 1661) eine so weitgehende Uebereinstimmung, dass er mit jenem zu einer Gruppe zusammengestellt werden durfte und musste. Nach Boursault's eigener Angabe[50]) ist sein *Méd. Vol.* die metrische getreue Uebersetzung eines italienischen Sujets, das schon vorher, sowohl in Prosa als in Versen, ins Französische übertragen worden sei und allenthalben mit Beifall gespielt werde. Trotz dieser Versicherung liegt in der That die Vermutung, Boursault's Einakter sei nichts als eine Versificierung des Molière'schen, nahe genug, undBoursault ist wirklich vielfach des Plagiats an Molière beschuldigt worden. Wenn ich mit Despois[51]) diese Annahme abweise, so veranlassen mich dazu nicht sowohl Despois' hauptsächlich auf Boursault's Charakter und seine Stellung zu Molière basierten Argumente, auch nicht der Umstand, dass Boursault's *Méd. Vol.* im ganzen Tone viel mehr an die Stegreifpossen erinnert als Molière's Stück (das könnte ja eine Wiedervergröberung sein, die Boursault's geringerer dichterischer Befähigung zur Last fiele); sondern es veranlassen mich dazu eine beträchtliche Anzahl Abweichungen Boursault's von Molière, von denen ein Theil in bei Molière fehlenden Uebereinstimmungen mit älteren Formen des „Dieners als Arzt“ besteht.

Erstens steht bei Bours. den Liebenden nicht von vornherein (wie bei Mol.) eine Werbung von anderer Seite im Wege. Sie sind getrennt und behindert, weil der Vater (Fernand), auf seines Hauses Ehre eifersüchtig (cf. Lope), die Tochter (Lucrèce) eingeschlossen hält. Zweitens deutet Lise, Lucrèce's Dienerin, dem Verliebten das anzuwendende Mittel nur an, so dass er von selbst auf die Idee kommt, seinen Diener Crispin als Arzt verkleidet zu Lucr. zu senden. Drittens wird der Arzt nicht von Lise eingeführt (sie behandelt ihn sogar nicht bloss wie einen ganz Fremden, sondern verächtlich, wie einen Bettler, damit Fernand ja keinen Verdacht schöpfe), sondern der Arzt trifft, wie in Bartoli's *Scenario*, im *Truf.* und *Arlecch.*, auf der Strasse mit Fernand zusammen, erregt dessen Aufmerksamkeit durch

---

49) Abgedruckt bei Fournel, *Contempor. de Molière.* I, 103—126. Die Personen siehe Anlage III.

50) In dem *Avis au Lecteur*, abgedruckt in Despois' *Mol.-Ausg. N. E.* I,50.

51) *Oeuvr. de Mol. N. E.* I,50.

lautes, gelehrt klingendes Selbstgespräch und wird daraufhin von ihm angesprochen und zu der Kranken gebeten. Viertens wird als Lucr.'s Leiden angegeben: *elle se plaint du ventre.* (cf. *Ac. de M.*, Bart.'s *Scenario*, *Truf.*, *Arl.*), während bei Mol. die Krankheit gar nicht genannt wird. Fünftens schreibt Crispin wirklich ein Recept (cf. Bart., ebenso wohl *Truf.*), während Sgan. bei Mol. es nur thun will. Sechstens ordnet Crispin ausserdem an, dass Lucr. nach vorn heraus schlafen solle. Die Entführung wird also hier etwas anders als sonst ermöglicht. Siebentens ist der Doctor, dessen Erscheinen Crispin in Verlegenheit setzt, ein wirklicher Arzt, den Fernand's ebenfalls nach einem Arzt gesandter Diener Philippin herbeiführt; von den 3 Fassungen dieses Rencontres die bestmotivierte und natürlichste. Endlich achtens weicht auch der Schluss von Mol. ab, indem Fern. zur Wiederbestellung seiner Ehre dem zurückgekehrten Liebespaar die Ehe zur Bedingung macht (cf. Lope).

Wenn ich auf Grund dieser Abweichungen Boursault's *Méd. Vol.* nicht als eine Versificierung und blosse Copie Molière's ansehen kann, so will ich damit doch nicht behaupten, dass Bours. nicht Entlehnungen bei Molière gemacht haben könnte. Ob man die Zusammendrängung des Stoffes in einen Akt als eine solche auffassen darf, wird besser unentschieden bleiben, da nichts die Auffindung eines italienischen einaktigen Vorbildes unmöglich erscheinen lässt. Uebrigens ist sie ein ganz äusserlicher, die Handlung kaum beeinflussender Kunstgriff, der (ja auch heute noch) häufig Verwendung findet. Man denke z. B. nur daran, dass der Dreiakter *L'Amour Médecin* oft als Einakter gespielt worden ist. — Folgende Züge aus Boursault möchte man ihrem Wortlaut nach vielleicht für Molière in Anspruch nehmen:

	Boursault.		Molière.
sc. 7.	Fern. . . . . *j'ay peur de sa mort* . . . . Crisp. . . . *Elle a donc quelque mauvais dessein, Puisqu'elle veut mourir sans aucune ordonnance.*	sc. 4.	Gorg. . . . . *j'ai grand'peur qu'elle ne meure.* Sgan. *Ah! qu'elle s'en garde bien! il ne faut pas qu'elle s'amuse à se laisser mourir sans l'ordonnance du médecin.*
sc. 12.	*Vita brevis, ars vero longa, occasio autem praeceps, Experimentum periculosum, judicium difficile* . . . . *Mais peut-estre, Monsieur, je vous suis incommode.*	sc. 8.	*Vita brevis, ars vero longa, occasio autem praeceps, experimentum periculosum, judicium difficile* . . *Monsieur, j'ai peur de vous être importun.*
sc. 13.	Fern. *Hé bien, ce médecin, vous voyez comme il cause, Qu'en dites-vous?* Crisp. *I sçait quelque petite chose.*	sc. 8.	Gorg. *Que vous semble de cet homme-là?* Sganarelle: *Il sait quelque petite chose.* . . .
sc. 19.	Fern. *Je veux qu'il te pardonne en ma propre présence.*	sc. 14.	Gorg. . . . *je veux qu'il vous embrasse en ma précence.*

sc. 22. Philipin: . . . . . . *Ma foy, ce sauteur est plaisant. Mais il sort de chez nous, il n'a rien que je sçache; Il faut pour l'épier qu'un moment je me cache.*	sc. 15. Gros-René: *Ah! ma foi, voilà qui est drôle! comme diable on saute ici par les fenêtres! Il faut que je demeure ici, et que je voie à quoi tout cela aboutira.*
sc. 24. Crisp. . . *J'ay fait défense au coquin de me suivre; J'en aurois de la honte.*	sc. 15. Sgan. . . . *je n'ai pas voulu que ce coquin soit descendu avec moi, parce qu'il me fait honte.*

Jedoch zwingend sind diese Uebereinstimmungen nicht (zur erstgenannten Stelle vgl. die Parallele im *Arl. Med. Vol.* des Dominique, oben S. 21), und Boursault's *Méd. Vol.* ist trotz derselben jedenfalls als eine, zwar vielleicht hie und da von Molière beeinflusste, im Ganzen aber selbständige Bearbeitung eines italienischen *Medico Volante* zu erachten.

Die Seite 23 hervorgehobenen Uebereinstimmungen mit Mol.'s *Méd. Vol.* aber sind dahin zu erklären, dass beide Stücke zurückgehen auf einen italienischen Typus, der dem *Arl. M. V.* gegenüber, neben oder nach welchem er sich entwickelte, wiederum vereinfacht war, in erster Linie durch mündliche Verabredung der List, Auftreten des „Arztes" ohne Begleitung, und Wegfall des Nebenbuhlers sowie des Freundes des Liebenden. Dieser Typus erzeugte, wie es bei der Art der Fortpflanzung und Erhaltung der *commedie improvvise* nicht anders zu erwarten war, leicht variierende Versionen, die bald diese, bald jene älteren Züge festhielten. Hier ist die Vermittlerin noch mit der Kranken verwandt, dort ist sie nur mehr ihre Dienerin; hier wird der Nebenbuhler noch erwähnt, dort ist er ganz verschwunden, u. a. Eine Variante der zweiten Art hat Boursault, und zwar — warum sollten wir seiner Versicherung nicht trauen? — mit grosser Treue, eine solche der ersten Art Molière, dieser aber, wie es seinem Genius entspricht, mit grösserer Selbständigkeit benutzt.

Ist der *Acero de Madrid* Quelle und Urform der Gruppe: Diener als Arzt?

Halten wir hier inne, um einen zusammenfassenden Rückblick auf die Geschichte des bisher nach den einzelnen Erscheinungsformen besprochenen Stoffes: „Diener als Arzt" zu werfen, ehe wir uns zu seiner weiteren Benutzung durch Molière wenden.

Die älteste Behandlung der Grundidee: „Erreichung des Liebeszieles durch Simulierung von Krankheit und Beihilfe eines fingierten Arztes" fanden wir in Lope's *Acero de Madrid.* Ist dieser die Mutterform, die Quelle der jüngeren Behandlungen, die wir kennen lernten? Und: ist er auch die Urform? Auf diese beiden Fragen wird jetzt zu antworten sein.

Die erste Frage darf, wie ich glaube, bejaht werden. Erstens sind die äusseren Bedingungen, die hierzu nötig wären, in vollem Masse gegeben. Schon seit Philipps II. Zeit halten sich italienische Stegreiftruppen in Spanien auf.[52]) Die regsten Beziehungen verbinden auf dem Grunde politischen Zusammenhangs Italien und Spanien im 16. und 17. Jahrhundert überhaupt. So konnten die italienischen Komödianten den beliebten und erfolgreichen *Acero de Madrid*, sei es in Italien, sei es in Spanien, sehr wohl kennen lernen. Und wenn sie ihn in Anerkennung der vis comica ihrem Repertoire einverleibten, so übten sie damit einen Brauch, den sie oft genug auf litterarische Komödien angewandt haben.

Zur äusseren Möglichkeit kommt die Wahrscheinlichkeit aus inneren Gründen. Es ist nicht nötig, noch einmal die Details zusammenzustellen, welche gebieterisch fordern, alle Formen des „Dieners als Arzt" vom *Acero de Madr.* abzuleiten. Nur einen Zug möchte ich noch hervorheben, der, bei Lope logisch und wohlbegründet, in den späteren Komödien nicht mehr recht verständlich ist und doch bewahrt wird, eben in seiner Beibehaltung eine treffliche Stütze meiner Annahme. Mit der Simulation von Krankheit bezweckt Belisa zunächst sich die Möglichkeit häufigen Zusammentreffens mit Lisardo zu schaffen. Zu letzterem waren Spaziergänge nach den gerade damals in Mode stehenden Stahlquellen von Madrid die schönste Gelegenheit. Also wählt Bel. eine Krankheit, die den Gebrauch der Stahlquellen begründet, und ist deshalb magenleidend: *opilada*. Weshalb aber muss Eularia im *Arl. M. V.* gerade *opilée* sein? Weshalb giebt Boursault als Leiden der Lucrèce an: *elle se plaint du ventre?* Weist das nicht zwingend auf den *Ac d. M.* zurück? — Und was die *gravidanza* der Lucinda bei *Bart.*, der Isabella im *Truf.* anbetrifft, so ist sie doch unzweifelhaft desselben Ursprungs und eben nichts als eine absichtliche Vergröberung seitens der Commedia dell' Arte.

Es genügt, die Veränderungen, welche die Gestaltung des Stoffes von Lope bis zu Molière's *Méd. Vol.* erlitten hat, im Ganzen zu überschauen. Sie sind ein konsequenter Prozess der Vereinfachung, dem das Streben der Commedia dell' Arte nach energisch fortschreitender, straff zusammengefasster Handlung zu Grunde liegt. In die vereinfachten Formen aber mischt die Stegreifcomödie Possenhaftes und Unflätiges, teils als ganz neue Einschiebsel, teils als Umgestaltungen älterer Züge. Auch vergisst sie nicht mit ihrer Bühne zu rechnen, deren beschränkten örtlichen Verhältnissen gemäss sie die Handlung der Quelle ändert, und zwar um so lieber, wenn diese Aenderungen sich derbkomisch gestalten lassen, wie z. B. der

---

[52]) Cf. Bartoli, *Scenari inediti . . . . Introd.* CCXXIX.

Fenstersprung. Eine solche Aenderung aus Bühnenrücksichten ist es auch, wenn die Liebenden nicht wie bei Lope verfolgt werden, sondern von selbst zurückkehren, und die Aussöhnung nicht im fremden, sondern im Hause des Vaters erfolgt.

Auf die Namensgleichheiten oder Aehnlichkeiten lege ich kein Gewicht. Man kann mit ihnen nichts beweisen, weil in der Commedia dell' Arte bekanntlich die Personen derselben Comödie von Truppe zu Truppe mit den Darstellern meist auch die Namen wechselten, d. h. die (Theater-) Namen der Darsteller annahmen.

Von Italien aus ist dann der „Diener als Arzt" mit der Comm. d. A. nach Frankreich und weiter gelangt, freilich nur für denjenigen noch deutlich als Spross des *Ac. d. M.* erkennbar, der die Mittelformen von Lope bis Molière und Boursault durchforscht.

Schwieriger ist die Antwort auf die zweite Frage: „Ist der *Ac. d. M.* auch die Urform des Stoffes?" Nein, wenn wir letzteren auf die einfachste Grundidee[53]) reducieren, nämlich: Erreichung eines Liebes-Zieles durch Simulierung von Krankheit. Nein, auch dann noch, wenn wir hinzufügen: und mit Hilfe eines Arztes. Denn wie sich diese Ideen noch heute im Leben bethätigen und litterarisch verwendet werden, so haben sie natürlich auch zur Zeit Lope's und vor ihm im Leben gewirkt und in der Litteratur Verwendung gefunden. Vielleicht dürfen wir Lope die Einführung des fingierten Arztes in die Liebesintrigue, und die Verwendung des Dieners als solchen zuschreiben. Für den Diener aber hat natürlich der alte Dienertypus, der antike *servus*, spanische *criado*, italienische *servo*, Modell gestanden.

Trotzdem, meine ich, ist der *Acero de Madrid* mit seinem echt spanischen Character und seiner dichterischen Vollendung als Ganzes original, ist er die Urform der Comödien vom „Diener als Arzt", die, wenn auch aus gegebenen Elementen, geschaffen zu haben das Werk Lope's ist.

In der Anlage II habe ich meine Resultate in Form einer Tafel darzustellen versucht. — Erst nach dem Abschluss dieses

[53]) Diese nennt Mahrenholtz l. c. 197 (s. oben S. 6) *die List der Tochter des Géronte*, von der er mit Recht sagt, sie sei: *ein beliebtes Thema der Farce des 16. Jahrhunderts* gewesen. Aber dieser Grundgedanke ist zu allgemein. Er ist ebensowohl auf den *M. m. l.* als auf *L'Amour Médecin*, auf den *Ac. d. Madr.* und die *Médecins Vol.*, auf Scarron's *Jod. Duell.* und dessen spanisches Vorbild *No hay peor sordo que él que no quiere oir* von Tirso de Molina, etc. etc. anwendbar. Er muss jeweils zur Aufklärung etwaiger Quellenverhältnisse durch specifische Differenzen eingeschränkt werden. Eine solche wird zunächst die Art der simulierten Krankheit sein, und Mahrenholtz dürfte in seinen Worten wohl die Stummheit Lucinde's mitinbegriffen haben. Doch ist gerade für den *M. m. l.* dieser Zug unwichtig. Für ihn ist die entscheidende Differenz die Rolle des „Dieners als Arzt".

gemeinen Elementen im *M. m. l.* auch Détails erscheinen, die Molière in der Form, welche sie im *M. m. l.* haben, nur in seinem *Méd. Vol.* fand.

Den genauen Nachweis des aus dem *Méd. Mol.* Entlehnten setze ich noch aus, um später, was erst nach Untersuchung der anderen Quellenklasse möglich sein wird, gleich die Frage, wie Molière das vom *Méd. Vol.* Gebotene benutzte, mit erledigen zu können. So viel dürfte aber schon ersichtlich geworden sein, dass Despois, der zwar soviel sah, dass Molière den *M. V.* für den *M. m. l.* benutzt hat, doch irrt, wenn er bloss meint: *Il y a quelques phrases et quelques incidents de la première* [sc. *pièce* = *Méd. Vol.*] *qui nous sont conservés dans le Médecin malgré lui.*[59])

11. Le Malade Imaginaire.

Noch ist schliesslich des *Mal. Im.* zu gedenken; auch in ihm tritt ja ein fingierter Arzt auf, Toinette. Aber er hat es nicht mit simulierter, sondern eben mit eingebildeter Krankheit zu thun, und seine Absicht ist nicht, den Liebeshandel der Tochter Argan's zu fördern, sondern Argan von seiner Einbildung zu heilen. Dieser fingierte Arzt ist nur mehr ein schwacher Nachklang des *Méd. Vol.*, und zudem ist er für die Handlung des Stückes von geringer Bedeutung. Man könnte die Scene, wo Toinette als Arzt auftritt, streichen und das Stück würde nichts, was in ihm nötig ist, vermissen lassen. Toinette selbst ist sozusagen eine Mischung aus Sabine (*Méd. Vol.*), Jacqueline (*M. m. l.*) und Lisette (*Am. Méd.*) einerseits, dem „Arzte" Sganarelle andererseits. Vgl. *Méd. vol.* 1;4 mit *Mal. Im.* I,10, II,1;2; *Am. Méd.* III,6, *Mal. Im.* II,3;6.

b. Die Gruppe: Arzt aus Zwang.

Als das andere Element, das zum *Méd. m. lui* als Hauptquelle beigetragen habe, ohne dass sich jedoch eine seiner Erscheinungsformen ganz mit ihm deckte, bezeichnete ich eine Gruppe von Erzählungen mit dem Grundgedanken: „Einer wirklichen Krankheit tritt eine Person, die nicht von Beruf Arzt ist, gegenüber und erzielt wirkliche Heilung." Diese ganz allg. Fassung, zu der die Verschiedenheit der unter sie fallenden Erzählungen nötigt, bedarf näherer Bestimmung, um in Bezug auf den *M. m. l.* verständlich zu werden, enthält letzterer doch weder eine wirkliche Krankheit noch eine wirkliche Heilung. Sie wird verständlich, sowie man sich des Titels der Molière'schen Komödie und der starken Betonung, die das *Fableau du Vilain Mire* bisher in der Quellenfrage gefunden hat, erinnert. Es fallen nämlich unter die allg. Fassung auch Formen,

---

[59]) cf. *Oeuvres de Mol.* p. p. Despois. *N. E.* I,12; vgl. auch I,50; VI,17.

eine Bundesgenossin zur Seite. Sie ist es, die Clitandre auf die Idee bringt, als Arzt verkleidet sein Glück zu versuchen, und die ihn als solchen bei Sgan. einführt, Züge, die m. E. mehr an den *Méd. Vol.* Molière's als den *Ac. de M.* erinnern. Erwägt man dazu die Ersetzung des Dieners durch den Liebhaber selbst, die Einführung der wirklichen Doktoren, die ganz neue „glückliche Lösung" durch die angeblich nur fingierte, in der That aber giltig vollzogene Vermählung Clitandre's mit Lucinde, so wird man *L'Amour Médecin* als eine selbständige Ausgestaltung des Grundgedankens durch Molière, mit dem *Méd. Vol.* als Basis, aufzufassen geneigt sein.

Letzteres bestätigen auch Einzelzüge und -Wendungen, die schon im *Méd. Vol.* vorhanden, in *L'Am. Méd.* ebenfalls verwandt sind (und zum Teil auch im *Méd. m. lui* erscheinen); vgl. z. B. III,2 Lisette zum Dr. Tomès: *Un insolent . . . qui, sans votre ordonnance, vient de tuer un homme*, mit Mol. *Méd. Vol.* 4, *Méd. m. l.* II,6 (auch Bours. sc. 7 und Dom.'s *Arl. m. v.* I). Vgl. ferner (III,5) das Betasten von Sgan. Puls (Clitandre, *tâtant le pouls à Sgan.*: *Votre fille est bien malade.* Sgan. *Vous connaissez cela ici?* Clit. *Oui, par la sympathie qu'il y a entre le père et la fille*) mit Mol. *Méd. vol.* 4 (auch Bours. sc. 11 und Dominique's *Arl. m. v.* I).

Direkt vorbildlich für den *Méd. m. lui* (und zwar III,6) ist von *L'Am. Méd.* wohl nur III,6 gewesen, in der Art nämlich, wie Lisette es den Liebenden möglich macht, sich zu verständigen, und wie der „Arzt" den Vater Lucinde's veranlasst, ihm die Anwendung seines unfehlbaren Mittels bei der in ihren Liebesgedanken hartnäckigen Kranken zu erlauben.

10. Le Médecin malgré lui.

Im Ganzen haben *L'Am. Méd.* und *M. m. l.* nur die Grundidee gemein, in deren Gestaltung sich der *M. m. l.* nicht sowohl an *L'Am. Méd.*, als durchaus an den *Méd. Volant* anschliesst. Die Liebesintrigue des *M. m. l.* ist ganz die des *Méd. Vol.*

Die Tochter, welche, dem unerwünschten Freier zu entgehen, Krankheit simuliert; der Arzt, der mit ihrem Liebhaber unter einer Decke steckt und den Liebenden zur Flucht verhilft; die Entlarvung des Arztes; die Rückkehr der Liebenden nnd die Aussöhnung mit dem überlisteten Vater kehren zwar in allen *Médecins Volants* wieder. Dass Molière sie aber für den *Méd. m. lui* aus seinem *Méd. Vol.* entlehnt hat, dieser also die direkte Quelle des *M. m. l.* ist, wird erwiesen dadurch, dass neben jenen all-

meinsamen Grundgedanken" viel zu vag, wenn er ihn dahin bestimmt, dass *eine Liebeskranke durch Vereinigung mit dem Geliebten geheilt wird.* Er hätte wenigstens hinzufügen müssen, dass die Liebeskranke anderweitige Krankheit simuliert. Aber auch dies genügt noch nicht, Abhängigkeit des einen Stückes vom andern zu erweisen, siehe Anmerkung 53.

gemeinen Elementen im *M. m. l.* auch Détails erscheinen, die Molière in der Form, welche sie im *M. m. l.* haben, nur in seinem *Méd. Vol.* fand.

Den genauen Nachweis des aus dem *Méd. Mol.* Entlehnten setze ich noch aus, um später, was erst nach Untersuchung der anderen Quellenklasse möglich sein wird, gleich die Frage, wie Molière das vom *Méd. Vol.* Gebotene benutzte, mit erledigen zu können. So viel dürfte aber schon ersichtlich geworden sein, dass Despois, der zwar soviel sah, dass Molière den *M. V.* für den *M. m. l.* benutzt hat, doch irrt, wenn er bloss meint: *Il y a quelques phrases et quelques incidents de la première* [sc. *pièce* = *Méd. Vol.*] *qui nous sont conservés dans le Médecin malgré lui.*[59])

11. Le Malade Imaginaire.

Noch ist schliesslich des *Mal. Im.* zu gedenken; auch in ihm tritt ja ein fingierter Arzt auf, Toinette. Aber er hat es nicht mit simulierter, sondern eben mit eingebildeter Krankheit zu thun, und seine Absicht ist nicht, den Liebeshandel der Tochter Argan's zu fördern, sondern Argan von seiner Einbildung zu heilen. Dieser fingierte Arzt ist nur mehr ein schwacher Nachklang des *Méd. Vol.*, und zudem ist er für die Handlung des Stückes von geringer Bedeutung. Man könnte die Scene, wo Toinette als Arzt auftritt, streichen und das Stück würde nichts, was in ihm nötig ist, vermissen lassen. Toinette selbst ist sozusagen eine Mischung aus Sabine (*Méd. Vol.*), Jacqueline (*M. m. l.*) und Lisette (*Am. Méd.*) einerseits, dem „Arzte“ Sganarelle andererseits. Vgl. *Méd. vol.* 1;4 mit *Mal. Im.* I,10, II,1;2; *Am. Méd.* III,6, *Mal. Im.* II,3;6.

b. Die Gruppe: Arzt aus Zwang.

Als das andere Element, das zum *Méd. m. lui* als Hauptquelle beigetragen habe, ohne dass sich jedoch eine seiner Erscheinungsformen ganz mit ihm deckte, bezeichnete ich eine Gruppe von Erzählungen mit dem Grundgedanken: „Einer wirklichen Krankheit tritt eine Person, die nicht von Beruf Arzt ist, gegenüber und erzielt wirkliche Heilung.“ Diese ganz allg. Fassung, zu der die Verschiedenheit der unter sie fallenden Erzählungen nötigt, bedarf näherer Bestimmung, um in Bezug auf den *M. m. l.* verständlich zu werden, enthält letzterer doch weder eine wirkliche Krankheit noch eine wirkliche Heilung. Sie wird verständlich, sowie man sich des Titels der Molière'schen Komödie und der starken Betonung, die das *Fableau du Vilain Mire* bisher in der Quellenfrage gefunden hat, erinnert. Es fallen nämlich unter die allg. Fassung auch Formen,

---

[59]) cf. *Oeuvres de Mol.* p. p. Despois. *N. E.* I,12; vgl. auch I,50; VI,17.

in denen der „Arzt“ gezwungen wird, als Arzt zu fungieren; ja, sie sind die wichtigste Variante und deshalb habe ich die ganze Gruppe nach ihnen genannt. Eine solche Form hat aber den *M. m. l.* ohne Zweifel stark beeinflusst. Festzustellen, welche das gewesen ist, und wie Molière sie benutzt hat, ist das eine Ziel, dem die Untersuchung dieser Gruppe zustrebt; die Aufhellung der Geschichte der Gruppe ist das andere Ziel.

Auf welche Züge in den einzelnen Versionen dabei besonders zu achten ist, ergiebt folgende Zusammenstellung: Die Krankheit ist gewöhnlich ein Halsleiden. Die Person des Kranken wechselt; meist ist es ein junges Mädchen. Der „Arzt“ heilt zumeist durch Lachen. Sein eigentlicher Beruf wird verschieden angegeben. Er tritt selten freiwillig (aus Geldgier), meist unfreiwillig als Arzt auf. Im letzteren Fall hat ihn eine dritte Person (ihr Motiv ist fast immer Rache; einmal Geldgier?) als Arzt ausgegeben, und er lässt sich nun entweder durch Zureden bestimmen, als Arzt zu fungieren, oder er muss (dies die speciell für den *M. m. l.* wichtige Form) durch äussere Mittel (Prügel) dazu gezwungen werden.

Häufig tritt zur Heilung durch Lachen noch eine zweite. Sie wird durch Furcht erzielt, ist aber nur eine angebliche. Beide Heilungen treten auch als selbständige Erzählungen auf.[60]) Die angeführten Züge aber vermischen sich, wie es bei einem verbreiteten und beliebten Stoff nicht anders denkbar ist, mit einander wie mit anderen Elementen und gestalten sich mannigfach um.

Folgende Erzählungen zur Gruppe „Arzt aus Zwang“ sind mir bekannt geworden:

α) Orientalische Form:

1. Die 40. Erzählung der *Çukasaptati.*

β) Occidentalische Formen:

a) im westlichen Teil des Occidents:

2. Das *Fableau du Vilain Mire.*
3. Die Version der *Compilatio singularis exemplorum.*
4. „ „ des Jacques de Vitry.
5. „ „ der *Mensa philosophica.*
6. „ „ des Nicole Bozon.
7. Die Grillo-Versionen.
8. Die Version des G. Bouchet.
9. Straparola V, 1. — Der bask. „*Docteur.*“ — Belphegor.

[60]) Auf die zweite Heilung ist, da sie im *M. m. l.* nicht mit erscheint, im Text fast nur da eingegangen, wo sie mit der ersten zusammen auftritt. Für ihre selbstdg. Formen vgl. man die Anlage I: „Zur 3. Episode des Vilain Mire.“

b) im östlichen Teil des Occidents:

10. Das lit. Märchen „*vom Häusler, der ein Doktor ward.*"
11. Die Version des Olearius.

Folgende Versionen angeblich gleichen Inhalts konnte ich nicht erlangen:

1. eine russ. volkst. Erzählung,[61]) cit. v. Raynaud, im *Recueil général . . des fabliaux* III, 379.
2. eine Version des Grotius, cit. v. Bret u. a.[62])
3. einen *Medico a palos*, cit. v. Ticknor, *Gesch. der schön. Litt. in Spanien,* dtsch. von Julius, II, 579.[63])

---

[61]) Die Vers. soll nach Raynaud im *Figaro* vom *27. Mai 1877* erschienen sein, war jedoch weder hier, noch überhaupt in den Jahrggn 1876. 77. 78, die Herr A. Maire, Bibliothekar an der Sorbonne, für mich durchzusehen die Güte hatte, zu finden. Da auch der von Raynaud s. Zt. (*Romania* Bd. VIII) angekündigte Aufsatz *Les fableaux français dans la litt. popul. russe* m. W. nicht erschienen ist, muss ich mich bei jenem negativen Resultat der Nachforschungen bescheiden.

[62]) M. W. weist zuerst M. Bret (*Oeuvr. d. Mol.* p. p. M. Bret, P. 1773, t. IV, p. 3) auf eine dem *M. m. l.* stoffverwandte ‚*relation du fameux Grotius*' hin. Le Grand d'Aussy (*Fabl.* 1779. I, 410; 1829 III, 12), Le Clerc, *Hist. litt.* XXIII, 179, Dunlop-Liebrecht, *Prosadicht.* p. 207, u. a. wiederholen diese Angabe einfach. Nur spricht Le Clerc wenigstens von einem ‚*docte ouvrage latin*' des Grotius. Gemeint ist wohl Henricus Grotius. Oder Luigi Groto? — Ich habe die Rel. aber weder beim einen noch beim andern finden können.

[63]) Am angegeb. Orte meint N. H. Julius (oder F. Wolff?) in der Anm. 5, Mol. habe im *M. m. l.* neben dem *Acero de Madrid* noch einen älteren (also vor 1603 vf.?) „*Medico a palos*" benutzt, entw. direkt oder indirekt durch einen auf dem Théâtre de la Foire aufgeführten *Médecin Volant*, „der eine Nachahmung dieses Medico a palos gewesen." Wilke (*Ce que Mol. doit aux anc. poèt. frç., p. 10*) hat nach diesem *Med. a palos* eifrig, jedoch vergeblich gesucht, scheint aber trotzdem Julius' Ausgabe als richtig anzusehen. Ich habe die bibliogr. und litterarhist. Hilfsmittel nochmals nach dem *Med. a palos* durchforscht. Es war ebenso vergeblich, wie auch meine Anfragen bei Bibliotheken nur verneinend beantwortet werden konnten. Ich glaube aber bis zum Beweis des Gegenteils einen Irrtum von Julius annehmen zu dürfen. Julius hat wohl Moratin's pseudonyme Bearbeitung des *M. m. l.* unter dem Titel: „*El medico a palos*" eben nur nach dem Titel gekannt, für ein altes Stück gehalten und zu schnell als ‚Quelle Molières' angesetzt. [Moratin's Bearbeitung ist betitelt: *El Medico a Palos, comedia por Inarco Celenico* (= Moratin), *imitada de Molière: El Medico per Fuerza.* Madrid 1814. — Nouv. Éd. Bordeaux 1836. — Auch in den *Oeuvr. de Moratin*, Paris, Baudry, 1838. Vgl. Lacroix, *Bibl. Mol.*^{2} No. 619]. In meiner Annahme bestärkt mich die eigentümliche Zusammenstellung des *Med. a Palos* mit einem *Méd. Volant.* Sie scheint mir eine ähnliche Verwechslung wie die erwähnten Le Clerc'schen Vermengungen von *Arlecchino Medico Volante* und *Lavoratore Grillo,* sowie von *Acero de Madrid* und *Vilain Mire.*

α. Die orientalische Form.

1. Die 40. Erzählung der Çukasaptati.

Die 40. Erzählung der *Çuk.* ist die älteste Form der Gruppe „Arzt aus Zwang.“ Benfey, der sie zuerst dem *Vilain mire* näherte und für die Quelle des Schwankes vom Arzt wider Willen erklärte,[64]) kannte sie nur aus Galanos' neugriech. Uebersetzung eines neuind. Papageienbuches.[65]) Wenigstens ist die Erzählung, die er gibt, nur eine Uebertragung des Galanos'schen Textes ins Deutsche. Erst neuerdings ist von R. Schmidt ein Sanskrittext der *Çuk.* und eine Uebers. desselben ins Deutsche veröffentlicht worden.[66]) Es sei gestattet, die Erz. der *Çuk.* hier in Schmidt's Uebersetzung der alten Sanskritform zu reproducieren.[67])

„Es gibt eine Stadt namens Pañcapura. Dort lebte ein König namens Çatrumardana. Seine Tochter Madanarēkha bekam am Halse ein Geschwür und wurde von den Aerzten als unheilbar aufgegeben. Da liess der König unter Trommelschall bekannt machen: Wer auch immer meine Tochter heilt, den will ich reich machen. Das hörte die Frau eines Brahmanen, die aus einem anderen Dorf gekommen war, und berührte die Trommel. Nachdem sie die Trommel berührt hatte, sprach sie: Mein Mann ist ein Beschwörer, der wird die Königstochter gesund machen. Da wurde er von den Leuten des Königs herbeigeholt, und wie er hingeführt wurde, sagte die Frau: Herr, gehe (getrost) in die Stadt; wenn du die Königstochter gesund machst, wird dir reicher Lohn werden. [Wie soll er nun bestehen, da er, in den Kreis getreten, Zaubersprüche u. s. w. nicht kannte? So lautet die Frage. Der Papagei gab die Antwort:] Als der Beschwörer alle Ceremonien eines Acarya vollzogen hatte, sprach er folgenden Zauberspruch:

> *Woher sollte ich ein Heilmittel wissen? Mich drückt selbst das Unglück. Geniesse das Glück deiner guten Thaten* . . . .[68])

---

[64]) *Pantschatantra*, Lpz. 1859, I. 515 ff. vgl. oben S. 4. Benfey selbst erkannte aber schon richtig, dass die 40. Erz. der Çuk. die Verkürzung einer älteren Form sein muss.

[65]) *Ψιττακοῦ μυθολογίαι νυκτεριναί*, angefügt an Galanos' Hitopadesaübers. (hsg. von Typaldos, Athen 1851).

[66]) *Abh. f. d. Kunde d. Morgenl.*, hsg. von Windisch, Bd. X, No. 1: *Die Çuk.* (*Textus simplicior*) hsg. v. R. Schmidt. Lpz. 1893. — *Die Çuk.*, übs. von R. Schmidt (Text simpl.), Kiel 1894.

[67]) Die Çuk. übers. von R. Schm., S. 59. — Die Erzählung soll Prabhavati als Beispiel der Geistesgegenwart dienen; der Papagei beginnt sie: *Recht ist es, Herrin, dass Du gehst, falls Du, dorthin gelangt, in der Verlegenheit etwas Ordentliches zu sagen weisst wie der Brahmane.“*

[68]) Die Worte der ‚Beschwörung', eine lückenhafte und zusammenhangslose Beschreibung einer üppigen Waldscenerie, lasse ich weg.

Als der Brahmane so sprach, lachte die Königstochter, und infolge der hastigen Bewegung bei dem Lachen ging das Halsgeschwür auf; dadurch ward der Königstochter wohl. Der Brahm. wurde von dem Herrscher zufrieden gestellt und ging in seine Wohnung.“

Galanos' Fassung unterscheidet sich hiervon nur durch bedeutungslose Abweichungen, wie sie das Fortleben der Erzählung mit sich bringen musste, z. B. hie und da ein breiteres Ausmalen.

Die orient. Erzählung bietet also, mit dem abstrahierten ‚Kern' übereinstimmend: Heilung einer Person (Königstochter) von wirkl. Krankheit (Halsgeschwür) durch einen Nichtarzt (Brahm.), der von einer dritten Person (seiner Frau) als Arzt ausgegeben und aufzutreten veranlasst wird und die Kur vollbringt (das Geschwür durch Lachen platzen macht).

Stimmt sie soweit, wie wir sehen werden, auch zur Mehrzahl der occident. Fassungen, so weicht sie von diesen in zwei wichtigen Punkten ab. Das Motiv der Frau scheint Geldgier zu sein, und der Mann lässt sich durch Zureden bestimmen, den Arzt zu spielen. Ob die orient. und die occident. Erzählungen nicht trotzdem identisch sind, kann erst nach genauer Feststellung aller Uebereinstimmungen und Verschiedenheiten zur Entscheidung kommen. Doch seien schon hier die Momente angeschlossen, die sich aus der Geschichte der *Çuk.*, soweit diese bekannt ist, für oder gegen die Wanderung der Erzählung vom Orient zum Occident ergeben.

Von den nicht sehr zahlreichen Sanskritmanuskripten der *Çuk.*, die man kennt und die R. Schmidt in einen Textus simplicior und einen Textus ornatior scheidet,[69]) enthält nur der T. S. unsere Erzählung.[70]) Wie der ganze T. S. in seiner für derartige Sanskritwerke auffälligen Kürze und Schmucklosigkeit sich als Auszug aus einem umfangreichen Werk charakterisiert, so ist sicher auch die 40. Erz. der *Çuk.* aus einer ausführlicheren Form zusammengestrichen (vgl. Anm. 64). In Indien hat diese verkürzte Form fortgelebt und ist noch (vgl. Galanos) in den neuind. Papageienbüchern enthalten.

Nach Benfey's Annahme (*Pantsch. I, 515*) wäre nun die 40. Erz. der *Çuk.* „*wohl unzweifelhaft in das [für uns verlorene?] älteste persische Tûtînameh übergegangen,*“ das bekanntlich für Benfey das grosse Sammelbecken mehrerer oriental. Erzählungsströme ist, dem „*der Occident die Mehrzahl seiner Novellen- u. ä. Stoffe verdankt*“,[71])

---

[69]) R. Schmidt, *4 Erz. aus der Çuk.* (Diss.) Kiel 1890. S. 9.

[70]) Vgl. die Tabelle in R. Schmidt's Ausg. der Çuk., S. VIII. IX. Uebrigens fehlt sie danach auch in einer allerdings sehr schlechten Hs. (P) des T. S.

[71]) *Pantsch.* I 25. Vgl. auch Benfey, *Gött. Gel. Anz.* 1858, I, 553 ff. und Pertsch, *Z. d. D. M. G.* XXI, 515.

und aus diesem wäre sie nach dem Occid. gelangt. Bis die Auffindung oder die Rekonstruktion des ersten pers. Pap.-Buches geglückt ist, bleibt Benfey's Annahme natürlich Hypothese. Sie würde sehr an Wahrscheinlichkeit gewinnen, wenn die jüngeren, uns erhaltenen Papageienbücher, die von jenem anscheinend verlorenen abstammen, die 40. Erz. der *Çuk.* noch enthielten. Das ist jedoch nicht der Fall. Die Erz. fehlt vielmehr ebenso im *2. pers. Tûtînâmeh des Nachschabî* wie im *Tûtînâmeh des türk. Anonymus* und in der 3. pers. Bearbeitung des Pap.-Buches durch *Kadiri.*

Ungleich *Kalilah und Dimnah* und anderen Werken orient. Erzählungskunst hat die *Çuk.*, so viel man bis jetzt weiss, im Mittelalter Ueberführung in den Occid. durch eine Gesamtübersetzung oder -Bearbeitung nicht erfahren. Trotzdem finden sich schon im Ma. Stoffe, die auf die *Çuk.* zurückgehen, ja selbst Benutzung ihres Rahmens,[72]) so dass ihr Einfluss auf die occid. Litt. des Ma. nicht zu bezweifeln ist. Ebenso ist sicher, dass sie auf die östlichen Litteraturen Einfluss geübt hat. Selbst wenn man also von der trotz Bédier's Angriffen feststehenden beträchtlichen Wanderung orient. Stoffe überhaupt in den Occid. ganz absieht, die doch, was für einige Erzählungen bewiesen ist, auch für andere anzunehmen erlaubt, selbst dann ergibt die Geschichte der *Çuk.* allein noch, dass die 40. Erz. recht wohl wie ihre Schwestern nach dem Orient hätte wandern und dort neue Formen gebären können.

Freilich vermissen wir noch heute wie s. Zt. Benfey den Nachweis schriftlich fixierter Formen aus dem langen Zeitraum, der die *Çuk.* von den Versionen des XIII. Jh. trennt.

β. Die occidentalischen Versionen des Arztes aus Zwang.

a. Im westlichen Teil des Occidents.

Von den occident. Versionen (die Erz. der *Çuk.* ist, abgesehen von ihrer neuind. Fassung und deren Uebertragung, bis jetzt die einzige bekannte orient. Form) reicht nämlich keine über das XIII. Jahrh. zurück. In diesem erscheinen jedoch, was sehr zu beachten ist, gleich drei Versionen: das *Fableau du Vilain Mire*, die Erzählung der *Compilatio Singularis Exemplorum* von Tours und das *Exemplum* des Jacques de Vitry. Ausser der zeitlichen Nähe haben diese drei Versionen zwei wichtige, sie von der *Çuk.* scheidende, dem *M. m. l.* aber annähernde Züge gemein: dass nämlich Rache für empfangene Prügel das Motiv ist, weshalb die Frau ihren Mann als Arzt ausgibt, und dass der Mann ihrer Rache verfällt, d. h. ebenfalls geprügelt werden muss, ehe er als Arzt

---

[72]) cf. Landau, *Quellen des Dekameron*² 89—97.
[73]) cf. Jülg, *Mongol. Märchen, 1868*, p. IX. X. XV.
[74]) in „*Les Fabliaux.*“ P. 1893. 2me Éd. 1895.

fungiert, dass er also „Arzt aus Zwang" ist. Zwei von ihnen, das *Fabl.* und die *Compil. Sing.*, haben wie die *Çuk.* die kranke (halsleidende) Königstochter, die durch Lachen geheilt wird, fügen aber an die erste noch eine zweite, nur angebliche Heilung durch Furcht. Jacq. de Vitry hat als Kranken den „König", aber weder Krankheit noch Heilung werden geschildert. Seine Exempelsammlung enthält die II. Heilung auch, aber von der ersten getrennt als selbständige Erzählung. Mit seinem „König als Kranken" steht J. de Vitry der *Çuk.* jedenfalls ferner als die beiden anderen Fassungen aus dem XIII. Jh. Ich stelle ihm dieselben deshalb voran.

2. Das Fableau du Vilain Mire.

Von den beiden Formen: *Fabl.* und *Compil. Sing.* ist das Fableau die ausführlichere und, wie ich glaube, auch die ältere. So lange und oft als direkte Quelle des *M. m. l.* angesehen, erfordert der *Vilain Mire* eingehende Berücksichtigung. Trotzdem das Fabl. selbst nicht schwer zu erlangen ist, gebe ich seinen Inhalt hier noch einmal ausführlicher wieder, um schnelles Vergleichen nach vor- und rückwärts zu ermöglichen. Man thut gut, dabei mit Crane (*Exempla of J. de Vitry*, London 1890, p. 232) das Fabl. in 3 Episoden zu teilen, deren erste den Zwist der Eheleute und die Bezeichnung des Mannes als Arzt, deren zweite die erste Heilung, deren dritte die zweite Heilung umfasst. (Die Çuk. würde, analog betrachtet, Epis. 1 und 2 enthalten). Der Inhalt des Fabl. ist nun folgender:[75])

1. Episode. Ein reicher, aber geiziger Bauer heiratet auf Drängen seiner Freunde die Tochter eines armen Edelmanns, die ihn zwar nicht gern, aber der guten Versorgung wegen doch ohne

---

[75]) Hss: *A.* — Paris, B. N., f. fr. 837. — *B.* — Bern No. 354. — *C.* Brit. Mus. ms. Hamilton 257. fol. 11d—13c. A stammt aus d. Ende des XIII. Jh. cf. P. Paris, *les man. fr. de la Bibl. du Roi.* T. VI (1845), p. 404. B. steht in einem im 13. u. 14. Jh. geschr. Sammelbd., der im Bes. des Henricus Stephanus war, vgl. Sinner, *Catal. codic. msc. Bibl. Bern.* III (1772) p. 375. Zu C. vergl. Montaiglon-Raynaud, *Recueil gén. des fabl.* VI, 274. Ausgaben: Barbazan, *Fabl. et Contes* . . . P. 1756. I 1. Méon, *Fabl. et Contes* . . P. 1808. III 1—13. Le Grand d'Aussy, *Fabl. ou Contes* . . . P., Renouard, 1829. III. App. 1—5. Montaiglon et Raynaud, *Rec. gén. et compl. des fabl.* T. III (P. 1878.) p. 370—378. Mahrenholtz' Angabe, der Vil. Mire sei 1581 zu Paris gedruckt worden, ist irrig, vgl. oben S. 2, Anm. 9. — Ich citiere nach dem Druck des *Vil. Mire* bei Moland, *Oeuvr. de Mol.*² VIII 83—91. Analysen: bei Le Grand d'Aussy, Fabl. 1829. III 1—11. Hist. litt. XXIII. 196/7. Benfey, *Pantsch.* I. § 212. S. 515 ff. (diese nach Le Grand d'Aussy; Bf. fasst aber Braie im Nebentitel: *Le Médecin de Braie* irrtümlich als Ortsnamen auf). Laun, *Mol. mit dtsch. Comm.* IX, 4. 5 (sehr kurz) u. a.

langes Sträuben nimmt.[76]) Kurz nach der Hochzeit will der Bauer, wie er's trotz seines Reichtums stets gethan, wieder aufs Feld gehen und dort wie früher den ganzen Tag arbeiten. Da fällt ihm bei, dass die junge Frau, in ritterlichen Sitten und Unsitten aufgewachsen, seine Abwesenheit wohl dazu benützen würde, sich mit irgend einem ‚*vassal*' oder auch dem ‚*chapelain*' die Zeit zu vertreiben. Um ihr das zu verleiden, verfällt er auf ein seltsames Mittel: „Ich prügele sie des Morgens, ehe ich fortgehe, dann weint sie tagsüber und denkt nicht an Liebeleien. Des Abends bitte ich sie um Verzeihung, und sie wird dann schon wieder freundlich zu mir sein." Gedacht, gethan. Wie nun aber am zweiten Tage die Frau weinend daheim sitzt, erscheinen zwei Königsboten, an ihren weissen Rossen als solche kenntlich, grüssen sie, steigen ab und erbitten Speise und Trank. Freundlich bewirtet, erzählen sie der neugierigen Frau, sie wären auf dem Wege nach England (*passer devons en Engleterre*, 142),[77]) um dort nach einem Arzt für die Königstochter, Demoiselle Ade, zu suchen. Der sei eine Fischgräte im Halse stecken geblieben, so dass sie weder essen noch trinken könne. Da kommt der Frau der Gedanke: „Das ist ja eine herrliche Gelegenheit, deinen Mann auch einmal fühlen zu lassen, wie Prügel thun!" Ihr Plan ist schnell gefasst und wird sofort ins Werk gesetzt. „Den Weg nach England könnt ihr euch sparen," sagt sie den Boten. „Denn ihr habt's gut getroffen. Mein eigener Mann ist ein ‚*bons mires*' (154), der ‚*certes . . scet plus de mécines et de vrais jugemens d'orines que onques ne sot Ypocras*" (155—157). Aber er hat die Eigentümlichkeit, seine Kunst nur auszuüben, wenn er durch Prügel dazu gezwungen wird. Ihn nehmt mit euch." Natürlich sind die Boten froh über diese rasche Beendigung ihrer Reise und gern bereit, den Bauer so viel als nötig zu prügeln. Nach der Anweisung der Frau haben sie den vermeintlichen Arzt bald bei seinem Pfluge gefunden. Sie begrüssen ihn respektvoll und fordern ihn auf, seine Kunst bei Ade zu erweisen. Als er erstaunt und heftig versichert, kein Arzt zu sein, bringen sie ihn schnell durch Prügel zum Schweigen und führen ihn dann auf ihren Rossen mit zum König.

2. Episode. Aber auch vor dem König bleibt der Bauer, freilich zitternd und zagend, bei der Behauptung, kein Arzt zu sein: „*De fisique ne sai rien*" (220). Von neuem geschlagen, verspricht er endlich, die Königstochter zu heilen. Man führt sie ‚*et tainte*

---

[76]) Ueber die Geschicklichkeit, mit welcher der Trouveur den Schwank besonders in dieser Einleitung zeitgemäss gestaltet, äussert sich treffend Benfey, *Pantsch.* I, 517. 518.

[77]) Laun, l. c. p. 4, macht aus ihnen irrtümlich Boten des Königs von England.

et pale' (230) dem ‚Arzte' zu, der verzweifelt nachsinnt, wie er sie kurieren könnte: ‚*Quar il sçait bien que à garir li convient il ou à mourir.*' (223/4). Zum Glück fällt ihm ein Mittel bei: „Du musst die Königstochter zu heftigem Lachen bringen, dann wird die Gräte, die ja nicht tief gedrungen ist, ihr aus dem Halse springen, und sie geheilt sein." Er lässt nun ein grosses Feuer anzünden, setzt sich, nachdem alle, auch der König, sich entfernt haben, daneben, entkleidet sich und beginnt sich aus Leibeskräften zu kratzen (schlimmer als die Leute von Samur, 256/7). Darüber muss Ade auch so lachen, dass die Gräte aus ihrem Halse bis ins Feuer springt. Triumphierend trägt nun der Bauer die Gräte zum König, der ihn reich beschenkt und in seine Dienste zu nehmen wünscht.

3. Episode. Der Bauer will jedoch aus Sorge um sein Hauswesen nicht bleiben. Durch nochmalige Prügel dazu bewogen, hofft er wenigstens von weiteren Proben ärztlicher Kunst verschont zu werden. Aber schon haben die Kranken des Landes von der Wunderkur gehört. Mehr als achtzig, kommen sie wehklagend und Heilung erflehend zum König. Der befiehlt natürlich dem Wunderdoktor, sie zu heilen, und jetzt genügt schon die Drohung erneuter Prügel dazu, die Zustimmung des Bauern zu erlangen. Er heisst wiederum ein grosses Feuer im Saale anzünden und den König und alle Gesunden sich entfernen. Dann wendet er sich also zu den Kranken: „Euch alle zu heilen ist nicht leicht. Es geht nur, wenn ich den Kränksten von euch in diesem Feuer zu Asche (Pulver) verbrenne und diese die andern einnehmen lasse, die dann sofort geheilt sein werden." Aber als er nun daran geht, den Kränksten auszusuchen, ist keiner, der — und sei's ‚*por Normendie*' — zugäbe, der kränkste zu sein. Vielmehr behauptet jeder, wieder ganz gesund zu sein, und folgt gern dem barschen Gebot des Arztes, sich dann zu scheeren. Auch dem König, der an der Thür des Saales wartet, versichern alle, geheilt zu sein, und in kurzem ist der Saal geleert. Hoch erstaunt über des Arztes seltene Kunst, beschenkt ihn der König wieder aufs reichste und lässt sich von ihm versprechen, ihm auch ferner Arztdienste zu leisten. Dann nimmt das Bäuerlein Urlaub und kehrt heim, geheilt von Geiz und Eifersucht und, dank der Rache seiner Frau, die er von jetzt ab nur liebevoll behandelt, wie dank seiner Schlauheit und Geistesgegenwart zum berühmten Arzte geworden:

Ainsi ala com je vous di:
Par sa fame, et par sa voisdie
Fu bons mestres, et sans clergie. (390—392).

Es erweisen sich hiernach der *Vil. Mire* und die 40. Erz. der *Çuk.* von grosser Aehnlichkeit. Wirklich verschieden ist das *Fabl.* von letzterer durch die Züge ‚Rachemotiv' und ‚Arzt aus Zwang', sowie durch die Anhängung der 3. Episode und natürlich die land- und zeitgemässe Umgestaltung. Die anderen Abweichungen (Geschwür im Hals, *Çuk.* — Gräte im Hals, *Fabl.*; Erregung des Lachens durch sinnlose Worte und Ceremonien, *Çuk.* — durch sonderbare Vorkehrungen und unanständige Gesten, *Fabl.*) sind im Grunde dieselben Züge und verhalten sich wie Ursprüngliches zu Sekundärem.

An den *M. m. l.* klingen im Fabl., um hier nur das Wichtigste herauszuheben, sofort folgende Züge an: das Rachemotiv, die einen Arzt suchenden Boten, der Arzt infolge von Prügeln, die Kranke ein junges Mädchen, ihre Krankheit ein Halsleiden, der glückliche Ausgang des Auftretens als Arzt.

Wo und wann ist das Fableau wohl entstanden? Als seine Heimat ist vielleicht die Touraine anzusehen (man beachte die Ortsnamen: Samur, Normendie und Engleterre im jeweiligen Zusammenhang, und vgl. unten S. 42 das aus Anlass der *Compil. Sing.* von Tours Gesagte), als Entstehungszeit das 1. Drittel des XIII. Jahrh. Ich komme zu letzterer Annahme dadurch, dass sich in den deutschen *„Pfaffen Amîs"*, der vor 1236 verfasst ist, die 2. Heilung (3. Epis.) in einer Form eingefügt findet, die m. E. nur eine Nachahmung des Fabl. sein kann. Bei fast gleicher Verszahl wird dort die Heilung in ganz gleicher Weise erzählt. Was differiert, ist sekundäre, die Heilung dem Pfaffen Amîs anpassende Umformung. Meine Annahme würde auch dem gewöhnlichen Verhältnis der Wanderung von Schwank- u. ä. Stoffen aus Frankreich nach Deutschland durchaus entsprechen. Setze ich somit die Abfassung des Fableaus vor 1236, ins erste Drittel des XIII. Jh., so kann sein Stoff natürlich schon länger in Europa im Volksmund als Erzählung gelebt haben, ehe ihn der Verf. des *Vil. Mire* in poetisches Gewand kleidete, vorausgesetzt, dass ihn der Trouveur überhaupt aus dem Volksmund geschöpft hat, was ich allerdings mit Crane, *Ex. of J. de Vitry,* p. 232, annehmen möchte.

3. Die Compilatio Singularis Exemplorum.

Mehrfach haben geistliche Autoren sich des unterhaltenden Schwankes für ihre Exempelsammlungen bemächtigt, so der Verf. der *Compil. Sing. Ex.* von Tours, die leider bisher nur auszugsweise publiziert ist.[78]) Nach Delisle's Ansicht ist diese Sammlung von

[78]) von Delisle, *Bibl. de l'École des Chartes.* XXIX (1868), 6me série, 4me tome, p. 598 suiv. (Dies Ex. p. 601). Sie ist in e. Ms. aus dem 15. Jh. (Bibl. von Tours No. 468, früher 205) und e. Copie dess. aus dem 17. Jh., B. N. Coll. Baluze, tome 77, fol. 169 ff.. erhalten. —

einem Dominikaner, der besonders die Touraine, Maine und Anjou kannte, in der 2. Hälfte des XIII. Jhd., etwa zw. 1267 u. 1297 verfasst.[79]) Sie wäre also jünger als des 1240 verstorb. J. de Vitry *Exempla*, ist diesen aber voranzustellen, weil sie eine ältere Form des Stoffes bietet. Sie hat mit J. de Vitry nichts als die Grundzüge gemein. Dagegen trägt sie in der Vereinigung der drei Episoden, im Gange der Handlung und auch in den Details eine fast aufdringliche Uebereinstimmung mit dem *Fabl. du Vil. Mire* zur Schau, wenn sie sich auch, wie es bei Exempeln Brauch war, der Kürze befleissigt und manches, was der Hörer oder Leser leicht ergänzen konnte, oder was dem Vf. von seinem Standpunkt aus unwesentlich erschien,[80]) weglässt. Man vergleiche: „1. Epis. Die Frau wird von ihrem Mann alle Tage geschlagen. Königsboten treffen sie an und erzählen ihr von der Königstochter, der eine Gräte im Halse stecken geblieben. Sie schlägt ihren Mann als Arzt vor, und er wird unter Prügeln ins Schloss gebracht. 2. Ep. Dort bringt er neben einem grossen Feuer und in Abwesenheit des Königs die Königstochter durch Kratzen seines nackten Körpers so zum Lachen, dass ihr die Gräte aus dem Halse springt. 3. Ep. Dann wird er wie im Fabl. zur 2. Heilung gezwungen und verrichtet sie ebenso wie dort. Danach kehrt er zu seiner Frau zurück und behandelt sie hinfort gut."

P. Meyer ist im Zweifel, ob diese Redaktion die Quelle oder das Résumé des *Vil. Mire* sei, er meint wohl eher ersteres.[81]) Da ich das *Fabl.* in das 1. Drittel des XIII. Jh. setze, müsste ich schon infolgedessen in der *Comp. Sing.* ein Résumé des *Vil. Mire* sehen, auch wenn mir die Version der *Comp.* nicht an sich, wie sie es thut, den Eindruck einer getreuen, nur kürzenden Copie des Fabl. machte. Beide entstammen sie der Touraine. Dort, in seiner französ. Heimat (wie ich meine), wird das Fabl. besonders beliebt gewesen und besonders treu bewahrt worden sein. Dort hörte es der Bruder Dominikaner und verleibte es mit geringer Kürzung als eines der „*exempla quae . . . ab narrantibus audita sunt*," der *Compil. Singul.* ein.

Ist das von Dunlop-Liebrecht² 273 u. Anm. 348a sowie Benfey, *Pantsch.* I 525 erwähnte „*verlor. Ms. der Bibl. de St. Martin de Tours*" vielleicht mit diesem Ms. 468 (205) der Bibl. von Tours identisch?

[79]) Delisle, l. c. 603. 604

[80]) So war ihm gleichgiltig, weshalb der Bauer seine Frau schlug, und er liess das fort.

[81]) *Les Contes moralisés de* Nicole Bozon, p. p. Smith et P. Meyer, P. 1889. p. 247. „*Cette rédaction est la source ou peut-être le résumé du Vilain Mire.*"

4. J. de Vitry.

Wie schon gesagt, charakterisiert sich die Version des Erzbischofs J. de Vitry, trotzdem sie zeitlich der Compil. Sing. vorangeht, dem Inhalt nach als jüngere Form. J. de Vitry berichtet die 1. u. 2. Epis. im *Exempl.* CCXXXVII in einer Fassung, die von der des *Vil. Mire* stark und noch stärker von der der *Çukas.* abweicht.[82])

Gemeinsam haben *Fabl.* und J. de V. der *Çuk.* gegenüber das „Rachemotiv" und den „Arzt infolge von Prügeln". Von einander scheiden sie sich, indem bei J. de V. die Frau ihren Mann durch beständigen Widerspruch dazu reizt, sie zu prügeln,[83]) zweitens der Kranke nicht des Königs Tochter, sondern der König selbst ist (was ihm fehlt, bleibt ungesagt), und drittens der Bauer trotz aller Prügel dabei bleibt, er sei kein Arzt, und er deshalb aus dem Schloss geworfen wird, also auch die Heilung ausfällt. — Die Ursache dieser Abweichungen und der offenbar gewollten Kürze bei J. de V. ist nichts als der Umstand, dass er dem Stoff, der im Fabl. nur zu erheiternder Unterhaltung dienen soll, eine moral. Tendenz untergelegt hat. Er soll ein Beispiel sein für „die Schlechtigkeit der Frauen". Zu dieser Tendenz stimmt völlig der veränderte Eingang und der plötzliche Schluss, sowie der geringe Wert, der auf die Krankheit und Heilung gelegt ist.

Den angegebenen Zügen nach könnte Vitry's Exemplum wohl das Fabl. noch zur Quelle haben. Aber eine noch nicht hervorgehobene, vielmehr an die *Çuk.* erinnernde Abweichung vom *Vil. Mire* macht mir einen solchen Zusammenhang doch unwahrscheinlich. Die Frau hört nämlich — wie? sagt J. de V. nicht — von des Königs Krankheit, geht daraufhin ins Schloss und gibt ihren Mann als Arzt an, der den König heilen könne. Dann erst kommen die Boten des Königs und holen ihn.

Es ist bereits erwähnt worden, dass Vitry's Sammlung auch die 2. Heilung (= 3. Epis.), aber als selbständige Erzählung (*Ex.* CCLIV) enthält. Auch sie ist tendenziös umgestaltet, doch erfolgt die angebliche Heilung ebenso wie im Fableau. J. de Vitry bezeichnete beide Exempla als „gehörte" (*audivi*), und man hat keinen Grund, diese Angabe zu bezweifeln. Ich glaube, dass auch für J. de V. die mündl. Volkslitteratur die Quelle gewesen ist, aus der er geschöpft hat.[84]) Ob ihm diese Quelle Epis. 1 + 2 mit Ep. 3,

[82]) *The exempla of* J. de Vitry. Ed. by Thom. Fred. Crane (*Publ. of the Folk-Lore Society* XXVI), London, D. Nutt. 1890. Text des Ex. p. 99. Analyse und Anm. p. 231.

[83]) J. de Vitry flicht eine reizende Anekdote aus dem Stoffkreis der ‚widerspruchsvollen Frau' ein.

[84]) Crane, *l. c.* 232. „*Fabliau and exemplum probably had their source in the oral popular litterature of the Middle Ages.*" — Vgl. S. 41.

verbunden dargeboten hat, lässt sich kaum entscheiden. Es ist ebenso wohl denkbar, dass J. de V. die Episoden selbst von einander getrennt, als dass er sie getrennt kennen gelernt hat.

5. Die Mensa philosophica.

Nichts als eine den Stoff aufs Aeusserste zusammenpressende Kürzung des Vitry'schen Ex. CCXXXVII ist die (deshalb hier gleich angeschlossene) Anekdote in Scotus' *Mensa philosophica*, lib. 4 *de mulieribus* (im Druck von Ullerich Zell, Cöln 1470, fol. 72 l. 11): „*Quaedam mulier percussa a viro suo ivit ad castellanum infirmum, dicens virum suum esse medicum, sed non mederi nisi forte percuteretur; sic eum fortissime percuti procuravit.*" Bedürfte es hierfür noch eines Beweises, so liefert ihn der Umstand, dass auch die *M. ph.* die 3. Epis. separat und, bis auf analoge Verkürzung, ganz wie J. de V. erzählt. (Crane), *p. 241.* Es ist überflüssig, die kühne Behauptung der *Ménagiana* (Ausg. Amsterdam 1716, t. IV, p. 52), die Version der *M. ph.* sei die Erzählung „*d'où Molière a pris le sujet de sa comédie du M. m. l.,*" mit viel Worten zu korrigieren.

6. Nicole Bozon.

Die dritte Exempelsammlung, welche den „Arzt aus Zwang" enthält, sind die *Contes moralisés* des nach 1320 im nördlichen (?) England schreibenden Franziskaners Nicole Bozon.[85]) Unsere Erzählung steht dort als 2. Beispiel (*Narratio ad idem*) zu dem Satz No. 44: *Quod Deus, quos diligit, corripit et castigat* (worauf die Narratio anzuwenden, für uns nicht leicht sein möchte). Crane meint, dass Bozon sie aus dem von ihm wohl häufiger, aber jedenfalls sehr frei benutzten J. de Vitry entlehnt habe.[86]) Die Herausgeber Bozon's nehmen an, er habe sie aus einer dritten noch unaufgefundenen latein. Redaktion geschöpft.[87]) Suchen wir behufs Stellungnahme zu diesen Ansichten die für Bozon's Form charakteristischen Besonderheiten, so ergeben sich folgende. Die Frau wird von ihrem Mann ‚*sanz reison*' geschlagen. Der Kranke ist der Sohn des Königs. Woran er leidet, wird nicht gesagt (cf. Vitry). Die Erzählung bricht plötzlich ab, da wo im *Fabl.* und in der *Compil. Sing.* die 1. Heilung anhebt, ohne dass aber wie bei Vitry noch berichtet würde, was dem Bauern infolge seiner steten Weigerung schliesslich geschieht.

---

[85]) *Les contes moralisés de* Nicole Bozon, *Frère Mineur, p. p. la 1re fois d'après les manuscr. de Londres et de Cheltenham* p. Lucy Toulmin Smith et Paul Meyer. P. 1889. (*Soc. d. A. T. Fr.*). pag. 62. 63.

[86]) *Ex. of J. de Vitry, introd.* p. CXII.

[87]) *Contes moral., notes* p. 248.

Von diesen Zügen abgesehen, erinnert die Erzählung Bozon's stark an das Fableau. Es wird mit behaglicher Breite und lebendigem Dialog ausgemalt, wie die zwei Diener des Königs die Frau des Bauern weinend antreffen, von ihr instruiert werden und den sich heftig weigernden Bauern unter Prügeln vom Pfluge fort mit sich schleppen, und wie der Bauer, da er trotz verheissener Belohnung auch vor dem König dabei beharrt, kein Arzt zu sein, wieder geprügelt wird.

Also mag Bozon Vitry's Exemplum gekannt und nach dessen Vorbild seine Erzählung vor der Heilung geschlossen haben. Daneben aber wird er, wenn man nicht eine ganz auffällig mit schon Vorhandenem zusammentreffende Neudichtung annehmen will, vielleicht nicht das Fableau, wie wir es haben, aber doch eine nur leicht variierende Bearbeitung desselben sei es von Hören, sei es aus einer schriftlichen Redaktion gekannt, und somit aus beiden Quellen zusammen seine Form gestaltet haben.

7. Die Grillo-Versionen.

Ein bestimmteres Urteil gestatten die italienischen Versionen des „Arztes aus Zwang", die Erzählungen vom ‚*Lavoratore Grillo il quale volse diventar medico*' oder, kurz gesagt, vom ‚*Medico Grillo*'. Noch heute sind sie wenigstens in gewissen Gegenden Italiens in der mündlichen Tradition lebendig. Schon 1521 finden wir einen gedruckten *Grillo*, der in Ottaverime abgefasst ist und mehrfache Auflagen erlebt hat.[88]) 1738 wurde dieser *Grillo* von Girolamo Baruffaldi unter dem Pseudonym Enante Vignaiulo, um „*alcuni fatticelli occorsi a i miei giorni*" vermehrt und bedeutend breiter erzählt, aufs neue herausgegeben.[89]) Neuerdings hat Pitrè einen aus dem Volksmund geschöpften *Medico Grillo* veröffentlicht.[90])

---

[88]) Das Werkchen ist heute eines der seltensten der ält. it. Litt. Le Grand d'Aussy, der *Fabl.* [3] 1829, III, 11 Grillo et Vil. Mire zusammenbrachte, kannte selbst nur eine Ausgabe des Grillo: „*il n'en existe, je crois, qu'une seule édition, de Venise, 1552, petit in-8°.*" Wilke (*Ce que Molière doit* . . . . p. 10) hat aus dieser absichtlich unbestimmten Angabe versehentlich eine positive gemacht: „*une seule édition, Venise* 1552." Graesse, *Trésor* V, 26 gibt als Ort u. Jahr des, soviel bekannt, ältesten Druckes richtig Venedig (Zopino & Vincentio) 1521 an und weiss mehrere Nachdrucke anzuführen. Ich benutzte das Ex. der Kgl. Bibl. zu Berlin (Xo 8912), betitelt: „*Opera Nova / Piacevole e da ridere, / Di un Villano Lavoratore / Nominato Grillo / Il quale volse diventar Medico. / Historia bellissima in ottava rime, di belle Figure adornata. / In Venetia et in Bassano / Per Gio: Antonio Remondin. / Con Licenza de' Superiori.* / s. a., Titelbl. mit leer. Revers, und 23 Bl.

[89]) *Grillo, canti dieci* d'Enante Vignaiulo. — Aeltest. Druck Venetia, Homobon Bettanino, 1738. — Kgl. Bibl. zu Berlin Xp. 1960.

[90]) Pitrè, *Nov. popol. toscane*, Firenze 1885, No. LX, p. 283 ff. Die hier noch angeführten Grillos haben mit dem uns interessierenden Dr. Grillo nur den Namen gemein. Doktor Grillo bei Miss Busk (*Folk-*

Alle drei Versionen bieten wie der *Vilain Mire* (und die *Compil. Sing.*) die 3 Episoden vereinigt und stimmen auch im Detail auffallend zu ihm, während sie zu Formen wie Vitry und Bozon augenscheinlich ohne alle Beziehung sind. Halten wir den *Grillo* von 1521 *(Gr. I)* und den von 1885 *(Gr. II)* vergleichend zusammen, so ergibt sich in der Grundidee Uebereinstimmung unter einander und mit dem Fableau. Die Differenzen in *Gr. I* rühren vom persönlichen Geschmack des litterar. gebildeten Verfassers, die in *Gr. II* vom mündlichen Fortleben des Stoffes her. Vom Grillo des Baruffaldi können wir billig absehen, da er ja nichts als eine kunstmässige Bearbeitung des *Gr. I* ist.

1. Episode. *Gr. I.* Ein Bauer, namens Grillo, der mit Frau und drei Söhnen bisher zufrieden gelebt hat, wird durch das grosse Glück, dessen sich sein Bruder, ein Arzt, erfreut, neidisch gemacht und kommt auf den Gedanken, auch Arzt zu werden. (*Gr. II.* Des Bauern Neid wird durch den Anblick eines gemächlich daherreitenden Arztes geweckt.) — *Gr. I u. II*: Er verkauft seine Habe, lässt einen Teil des Erlöses den Seinen und macht sich auf den Weg zur Stadt. — *Gr. I.* Frau und Bruder suchen ihn unterwegs vergeblich zur Umkehr zu bewegen. Gr. zieht weiter; seine Frau folgt ihm heimlich nach. In der Stadt (*Cuccagna*-Schlaraffenland) geht Gr. in die „Herberge zur Jungfrau", kauft sich alsdann Doktorbarrett und -Kleid und lässt sich von einem listigen Betrüger ein Büchlein „*che insegna l'arte della medecina*" für viel Geld aufschwatzen. Seine Frau hat sich inzwischen als Magd in der königlichen Küche verdingt. Beim nächsten Mahle bleibt der Königstochter eine Gräte im Halse stecken, und niemand kann helfen. Da fällt Grillos Frau ein, dass sie sich jetzt an ihrem Manne für sein Fortgehen rächen könne:

Talche de Grillo la Moglie prudente
Vedendo questo prese per partito
De vendicarsi contra suo Marito.

Sie sagt dem König: „In der Herb. zur Jungfr. ist ein fremder Arzt von wunderbarer Kunst angekommen,

Ma l'ha piacer di farsi un huomo grosso
E di raro sul far sapienza alcuna
Che non sia della vita minacciato."

Der König lässt daraufhin schnell die Aerzte der Stadt kommen,

---

Lore of Rome, London 1874. p. 392) erzählt, wie der Diener eines grossen Arztes namens Grillo sich für diesen selbst ausgibt, Zulauf und Glauben findet und der echte ‚Doktor Grillo' von allen verspottet und missachtet wird. ‚*Lu Zannu*' in Pitrè's *Fiabe siciliane* No. CLXVII ist kein anderer als der bekannte „Doktor Allwissend", nur mit dem Namen Grillo (resp. Griddu). Vgl. hierzu Anm. 93.

damit der Fremde sie durch seine Kunst beschäme. Dann lässt er diesen selbst holen.

2. Episode. *Gr. I.* Grillo kommt auch willig, verliert aber allen Mut, als er die Krankheitsgeschichte hört, und versucht sich damit herauszureden, dass er sein Studium erst begonnen habe. Aber als der König ihm droht: „Du heilst meine Tochter binnen 3 Tagen oder du stirbst," fügt er sich. (*Gr. II.* Die Frau folgt Gr. nicht. Gr. kommt zur Stadt, hört gleich von der Krankheit der Königstochter [„sie habe Schmerzen in der Kehle"] und geht von selbst zum König, der seine Dienste annimmt und für den Fall der Heilung reichen Lohn, für das Misslingen der Kur den Tod verheisst). — *Gr. I u. II:* Gr. bleibt nun mit der Prinzess (*Gr. I:* und dem König) allein, vollzieht neben einem grossen Feuer seine sonderbare und derbe Kur, bei der die körperliche Berührung auf die Kranke übertragen wird [*gli imburrò il culo (Gr. I), tutte le spalle (Gr. II)*], und die Prinzess lacht so, dass ihr die Gräte aus dem Hals springt und sie geheilt ist. Gr. wird reich belohnt und bleibt am Hofe (*Gr. I.* als Modearzt).

3. Episode. *Gr. I u. II:* Die Aerzte der Stadt aber sind gegen Gr. höchst aufgebracht und wissen den König zu überreden, dass er Gr. die Aufgabe stellt, unter gleichen Aussichten wie bei der ersten Kur (reicher Lohn oder Tod) die Kranken des Spitals in 3 Tagen zu heilen. Gr. lässt nun im Spitalhof ein grosses Feuer anzünden. Das wundert die Siechen, und sie fragen nach dem Zweck. — *Gr. I.* Grillo antwortet: „Wenn das Wasser kocht, wird einer von euch hineingeworfen und gekocht. Dann essen ihn die Andern und gesunden." (*Gr. II.* „Auf Befehl des Königs werf' ich euch da hinein; wer aber noch fortgehn will, darf es.") — *Gr. I u. II.* Natürlich leert sich das Spital im Nu, und Gr. empfängt die verheissene Belohnung.

Gr. II. fügt nun gleich den Schluss an: Gr. kehrt, um den Nachstellungen seiner Kollegen in der Stadt zu entgehen, „wie ein Herr gekleidet" zu den Seinen zurück. — *Gr. I.* gestaltet den Schluss so: Gr. behagt es am Hofe nicht mehr; er kehrt heim in seine Hütte, wohin ihm seine Frau vorauseilt, doktoriert fröhlich weiter (vgl. *Vil. Mire*) und lebt glücklich mit den Seinen. — Vorher hat aber *Gr. I* noch 2 Episoden eingefügt. 1) Gr. werden seine Schätze gestohlen. Aber er errät die Diebe, 3 Höflinge, binnen 3 Tagen durch die aus dem Märchen vom „Dr. Allwissend" wohl bekannte Art: „Das wäre der erste" u. s. f. 2) Gr. wird auf dem Heimweg vom König, der ihn eine Strecke begleitet, noch durch die Rätselfrage geprüft: „Was hab' ich in meiner Hand?" Auch sie löst Grillo, nämlich durch den Ausruf: „Ach, ich armer Grillo!" (Vgl. ebf. „Dr. Allwissend"). Endlich hat *Gr. I* noch

den Schluss dadurch erweitert, dass er zum Beleg für die Wirksamkeit von Grillos Kurmethode die aus Poggio bekannte Anekdote vom „wiedergefundenen Esel“ einschob.

Es scheint mir unzweifelhaft, dass die Uebereinstimmung des *Grillo* mit dem *Vilain Mire* auf Abstammung *Grillo's* vom *Fableau* beruht. Es ist eine bekannte Thatsache, dass franz. Fableaux in grosser Zahl von den Trouveurs nach Italien (spec. Nordit.) gebracht worden sind und sich dort fest eingebürgert haben. Auf diese Art ist gewiss auch der *Vilain Mire* nach Italien gekommen. Dort hat er gefallen, sich sesshaft gemacht und sich in mündlicher Tradition allmählich und stufenweise zum *Medico Grillo* entwickelt, wie ihn dann s. Zt. der Vf. des *Gr. I* aus dem Volksmund geschöpft und als Kern seiner poet. Erzählung benutzt hat. Ganz natürlicher Weise ist bei diesem Fortleben im Volksmund mancher Zug vergröbert worden und mancher verschwunden. Dieser Prozess ist selbstverständlich im *Grillo* von 1885 bedeutend weiter fortgeschritten als im *Grillo* von 1521 (so, wenn sich z. B. in diesem das Rachemotiv noch findet, in jenem aber nicht mehr).

Woher stammen nun aber die Veränderungen im Eingang, die erweiternden Episoden, und so mancher Zug, z. B. die Ersetzung der Prügel durch Androhung des Todes, die sich zum Fableau nicht in Beziehung setzen, sich nicht als Vergröberungen oder Umgestaltungen von Zügen desselben erklären lassen? Die Antwort ist eigentlich schon gegeben. Der Volksmund hat das alte Märchen vom „Dr. Allwissend“[91]) mit dem Schwank vom „Arzt aus Zwang“ oder, wie ich einmal sagen möchte, vom „Dr. Allkönnend“ frühe und zäh gemischt, sie fest und innig mit einander verschmolzen. Das ist die Ursache und Quelle der sonst unerklärbaren Abweichungen *Grillo's* vom Fableau.

Naturgemäss hat bei dieser Combination bald das eine, bald das andere Element überwogen, je nach dem Geschmack des Erzählers, nach Ort und nach Zeit. — In den Combinationen, welche den Namen „*Grillo*“ führen, geht der Anteil des Dr. Allwissend so weit, dass er ihnen den Namen gegeben hat. Der „Doktor“ musste

---

[91]) Vgl. über dies Märchen Benfey, *Orient und Occident* I 371 ff. Deutsch: *Dr. Allwissend* (Br. Grimm No. 98). Ital. *Dottore Tuttesalle.* Lit. „*Der Häusler, der ein Doktor ward,*“ Schleicher, *Lit. Märchen*, Weimar 1857, S. 116 ff. Mongol. cf. Benfey, *l. c.* 378. Ind. *Kathâsaritsâgara*, Bch. 6 etc. Auf das lit. Märchen, das eine wichtige Parallele zu den ital. Kombinationen bildet, komme ich unten ausführlicher zu sprechen.

Auch die Episode vom „wiedergefundenen Esel“ stammt aus dem Dr. Allwissend. Vgl. z. B. das mongol. Märchen, 1. That: „Das wiedergefundene Pferd“. Selbständig erscheint sie, wie erwähnt, z. B. in Poggio's *Facetien.*

einen Namen haben, der die im Dr. Allwissend fast regelmässig wiederkehrende „Rätsel-Episode“[92]) in den *Vilain Mire*-Stoff einzufügen erlaubte. So gab man ihm einfach denjenigen Namen, welchen der Dr. Allwissend in seinen ungemischten italien. Formen führt,[93]) nämlich „*Grillo*“, und dieser Name ist geblieben, auch wenn die Rätselepisode ausfiel wie in *Grillo II.*

Was Baruffaldi in der Vorrede seines *Grillo* v. 1738 von einem wirklichen Bologneser Arzt dieses Namens erzählt, der durch seine Sympathiekuren den Anlass zur ganzen *Grillo*dichtung gegeben habe, ist ihm selbst zu wenig beglaubigt als dass er es acceptieren möchte. Pitrè (*Nov. pop. tosc.* 287/8) folgt ihm darin mit Recht nach.

Natürlich hatten sich „Dr. Allkönnend“ und „Dr. Allwissend“ im Volksmund verschmolzen, ehe der Verf. des *Grillo* von 1521 sich entschloss: „mit gütiger Erlaubnis der Musen den fröhlichen Schwank, desgleichen kaum bei Boccaccio zu finden, in wohlgebaute Ottaverime zu kleiden.“

Dass der *Medico Grillo* den *Médecin malgré lui* nicht beeinflusst hat, bedarf keiner besonderen Erwähnung.

8. Guillaume Bouchet.

Wohl aber war es dem „Arzt aus Zwang“ bestimmt, in das Land, das er als *Vilain Mire* verlassen, als *Medico Grillo* zurück zu wandern. Wie viele Stoffe seines gleichen ist er aus dem Adoptivvaterland in die alte Heimat zurückgekehrt. Aber das neue Gewand hat ihn dort als Fremdling erscheinen und den Sohn des Landes nicht mehr in ihm erkennen lassen. Der Vermittler des (in der vergleich. Litteraturgeschichte und spec. in der Geschichte der Fableauxstoffe ja wohlbekannten) Rückwanderungsprozesses scheint für den *Med. Gr.* der würdige ‚*Juge et Consul des Messieurs les Marchands de la Ville de Poitiers*‘, Guillaume Bouchet, Sieur de Brocourt, gewesen zu sein, in dessen *Sérées*[94]) sämtliche drei Episoden des *Grillo*, bez. des *Vil. Mire*, eingeschaltet sind, aber — dies eine interessante Parallele — in der Trennung, in welcher sie im XIII. Jh. bei J. de Vitry erscheinen: 1 + 2; 3. Die Xme sérée,[95]) *Des Médecins et de la Médecine*, berichtet die Befreiung einer ‚*fille de grande maison*‘ von einer verschluckten Fischgräte durch Grillo fast ganz wie *Gr. I*, geht aber, denn Grillo ist von vornherein ein

[92]) Vgl. den „Dr. Krebs“ im deutschen Märchen (*Br. Grimm* 98).

[93]) So bei Sercambi, *Nov.* XX (Italien. Bibl. hsg. von Ulrich, Bd. II, Lpz. 1891, Einl. S. XXVI. Text S. 146, 147). In „*Lu Zannu*“, Pitrè, *Fiab. sicil.* CLXVII; siehe Anm. 90.

[94]) *Les Sérées de G. B., Sieur de Broc. Divisées en 3 livres. 1584—1608.* Ich benutzte die *Édit. dernière*, Lyon 1618, aus der Hzgl. Bibl. zu Wolfenbüttel. Neu hsg. sind die Sér. in 6 Bdn., mit Anm. u. Ind., von C. E. Roybet, Paris, Lemerre 1873—1883.

[95]) Éd. dern. livr. I. p. 376—379.

berühmter Arzt, nicht auf *Gr. I.*, sondern auf eine weiter vorgeschrittene (Bouchet vielleicht mündlich zugekommene?) Grilloform zurück. Die XXXme sérée,[96]), *Des pauvres et des mandians*, erzählt die 2. Heilung so, wie sie schon um 1450 Poggio im selbständigen ‚*Facetum cujusdam Petrilli ut liberaret hospitale a sordidis*'[97]) zu bissigem Spott gegen den Cardinal von Bari verwandt hatte. Möglich ist es ja, dass Bouchet zur Xme Sérée eine ital. Form benutzte, die nur Epis. 1 + 2 enthielt. Wahrscheinlicher aber dünkt mir, dass er aus einer Grilloform mit 1 + 2 + 3 die dritte Epis. strich, weil es ihm in der Xme Sér. nur um wirkl. Heilungen zu thun war.

Zum *Méd. m. lui* steht Bouchet natürlich ebenso wenig in näherer Beziehung wie der *Medico Grillo.*

9. a. Straparola. b. Le Docteur (baskisch).
c. Belphegor.

Es erübrigt noch, zweier dem westl. Teil des Occidents angehörender Erzählungen von Heilungen durch Lachen zu gedenken, deren eine an die *Çukas.*, die andere an den *Vil. Mire* oder überhaupt an die Formen mit ‚Gräte im Hals' erinnert. Erstere ist die Stelle in Straparola, *Nov. V*, *fav. I*, wo die wilde Erscheinung des Waldmenschen eine Fee derart zum Lachen bringt, dass ihr davon ein sie schon lange quälendes Geschwür in der Herzgegend platzt und sie gesundet. Nach Benfey's Ansicht (*Pantsch.* II 551) stände diese Heilung „*der indischen Form, d. h. der Çukas., zunächst.*" Trifft sich hier vielleicht eine — durch die Lachkur im ‚*Grillo*' angeregte? — Erfindung Straparola's zufällig mit der ältesten bekannten Form? Dergleichen ist ja nicht selten; man denke z. B. an die eigentümliche Uebereinstimmung Voltaire's und Cazwini's in ihren Versionen von *L'Ange et l'Ermite* (G. Paris, *Poésie du moyen-âge I*, 184).

Die andere Heilung, die sicher zu den Formen mit ‚Gräte im Hals' in Beziehung steht, ist die kurze baskische Erzählung ‚Le Docteur' bei J. Vinson, *Folklore du pays basque*, P. 1883, p. 109 (angezogen von Bédier, *Fabl.* [1] 481). Hier bleibt einem Mann bei einem Festmahl eine Fischgräte im Halse stecken. Sein Sohn, der Arzt ist, aber bisher seine Kunst nicht ausgeübt hat, wird herbeigeholt und bringt seinen Vater durch den Ausruf: „*Quoi! mon père, ne savez-vous donc pas que je ne sais guérir mes malades qu'avec des crottes de brebis?*" derart zum Lachen, dass ihm die Gräte aus dem Halse herausspringt. Von da ab kuriert der Sohn flott ‚nach seiner Art' weiter und wird ein steinreicher Mann.

---

[96]) Éd. dern. livr. III. p. 150. 151.

[97]) *Les Facéties de* Pogge, *trad. en fr. avec le texte latin. Éd. compl.* 2 tomes. Paris, Liseux, 1878. Tome II p. 110. 111.

Jedenfalls geht dieser Schwank auf eine ohne die 3. Epis. von Mund zu Mund gewanderte Version des Arztes aus Zwang zurück. Seine Gestalt bei Vinson stellt ihn auf eine ebenso späte wie dichterisch niedrige Stufe. Für den *Méd. m. l.* lehrt er nichts.

Verschiedentlich hat man auch noch die Episode des Belphegor, in welcher der teufelaustreibende Bauer wider seinen Willen zur Heilung der besessenen Prinzessin gezwungen wird, mit der 1. u. 2. Epis. des *Vil. Mire* in Parallele gestellt. Dieser beliebte Schwank ist wohl aus Macchiavell's Novelle und La Fontaine's Bearbeitung derselben am bekanntesten.[98]) Der Bauer Matteo, der den Teufel Belphegor vor seiner bösen Frau Honesta und seinen Gläubigern verborgen hat, darf zum Danke dafür dreimal Personen heilen, in die Belph. verabredeter Weise fährt. Die 3 ‚Kuren' gelingen bestens. Als dann Belph. aber (um vor Honesta sicher zu sein) in die Tochter des Königs von Neapel gefahren, wird natürlich Matteo, dessen Ruhm sich inzwischen weit verbreitet hat, wieder herbeigeholt und durch Androhung des Todes gezwungen, auch diese, die vierte, Heilung zu versuchen. Sie gelingt ihm dadurch, dass er Belph. vorspiegelt, Frau Honesta nahe sich auf der Suche nach ihm, worauf Belph. voller Angst schleunigst die Kranke verlässt und in die Hölle zurückflieht. — Ich glaube nicht, dass man nötig hat oder gut daran thut, diese Zwangsepisode wie Dunlop-Liebrecht (wenn ich ihn recht verstehe) als eine Interpolation aus dem Kreis des ‚Arztes aus Zwang' anzusehen. Vielmehr nehme ich mit Benfey (*Pantsch. I, 519*) an, dass *„die innere Verwandtschaft der beiden Kreise in ihrer Weiterentwickelung zu solchen Berührungen mit einander geführt hat."* Der Bauer ist hier und dort kein wirklicher Arzt, aber er gilt dafür und wird, als er sich weigert, hier und dort eben gezwungen, als Arzt zu fungieren. Darauf dass auch im *Belph.* die Kranke eine Prinzess und der Arzt ein Bauer ist, darf auch kein besonderes Gewicht gelegt werden, da diese beiden Personen ja in den Wunderkuren wie überhaupt im Märchen sehr häufig mit einander erscheinen.

β) Die occidental. Formen des ‚Arztes aus Zwang'.

b. Versionen aus dem östl. Teil des Occidents.

Spärlich an Zahl ist der Beitrag, den der östliche Teil des Occidents zu unserer Gruppe liefert: nur zwei Erzählungen, oder drei, wenn ich die unfindbar gebliebene russische hinzurechne (vgl. S. 34)

---

[98]) Vgl. zu diesem Stoff besonders die Einleitg. Henry Regnier's zum *Belph.* in s. Ausg. La Fontaine's, *Bd. VI* (*Grands Écriv.*, P., Hachette, 1890). Ferner Dunlop-Liebrecht, *Prosadicht.* [2] 274 u. Anm. 348a; Benfey, *Pantsch.* I, 526 (mit dem Irrtum: *Çuk. 24* statt *Çuk. 40*), Le Grand d'Aussy [3] III, 13. Wilke p. 10; Herrigs Archiv 90, 160 u. 92, 170; Crane, *J. de Vitry, introd.* LI.

10. Das litauische Märchen.

Die eine ist das lit. Märchen *„vom Häusler, der ein Doktor ward“*,[99]) dessen ich bereits S. 48 Erwähnung that, weil es mit seiner Kombination von Dr. Allwissend und Dr. Allkönnend (wobei hier sicher ersterer den Grundstock bildet) eine vortreffliche Parallele zum ital. *Grillo* ist. — Im lit. Märchen, 2. That, kommt der „Arzt“, als man ihn ruft, natürlich willig und ganz getrost zur kranken Prinzessin. Drei Tage lang richtet er nichts aus. Da schreit er sie endlich verzweifelt und wütend so an, dass sie heftig erschrickt und zusammenschauert. Dadurch platzt ein Geschwür in ihrem Hals, von dem man nichts gewusst hat, und sie ist geheilt. Der Doktor aber erhält reichen Lohn und zieht stolz heim.

Die hier geschehene Ersetzung der „2. That“ durch eine Heilung führt Benfey[100]) auf Einfluss des mongol. Märchens *Ssidikür* No. 4 zurück, wo ebenfalls an 2. Stelle eine wunderbare Heilung (an einem Chan) vollzogen wird. Dies mag richtig sein. Doch hat uns schon die Parallele des *Grillo* gezeigt, wie nahe es überhaupt lag, in den „Dr. Allwissend“ Heilungen einzufügen, eine Mischung, die gewiss noch öfter und wohl meist selbständig erfolgt sein wird. Dass jedoch die Kranke im lit. Märchen eine Königstochter und ihre Krankheit ein Halsgeschwür ist, zeigt entschieden eine nähere Verwandtschaft des lit. Märchens mit *Çukas.* als sie die Formen des „Arztes aus Zwang“ aus dem westlichen Teil des Occidents mit *Çuk.* aufweisen. Dem gegenüber ist die wohl in den Mittelkanälen erfolgte Ersetzung der Lachkur durch eine Heilung durch Schrecken nicht von grossem Gewichte. Denn auch sie lag nahe, da es eine alte und allgemeine Erfahrung ist, dass Freude und Schreck heilend wirken können.

11. Olearius.

Den ‚Arzt aus Zwang', auf den es uns des *Méd. m. lui* wegen hauptsächlich ankommt, der aber im lit. Märchen fehlte, finden wir in der anderen Erzählung aus dem östlichen Teil des Occidents wieder, nämlich in des Olearius' Bericht vom Zaren Boris Gudenoff und seinem unfreiwilligen Arzte.[101]) Delaporte, der die Erz. des Olearius in sein schon erwähntes Sammelwerk: *‚Le Voyageur François'* übernommen hat und dabei das ihm bekannte *Fabl. du Vil. Mire* erwähnt, protestiert jedoch zugleich in ‚edlem National-

---

[99]) Schleicher, *Lit. Märchen (Weimar 1857)*, S. 116 ff.

[100]) *Orient u. Occid. I, 379.* Bf. glaubt aus dieser Beeinflussg. auch folgern zu dürfen, dass der Dr. Allwissend von den Mongolen nach Europa gebracht sei.

[101]) *Voyages très curieux et très renommés faits en Moscovie, Tartarie et Persie (1635—1639) par le Sr. Adam Olearius . . . trad. de l'orig. et augm. p. l. Sr. de Wicquefort.* Dern. Éd. Leyde 1719. Tome I, livr. III, p. 207—209.

stolz' gegen die Annahme, des Ol. Relation und etwa nicht der *Vil. Mire* sei die Quelle des *M. m. l.*[102]) Er hat insofern recht, als das Fabl. dem *M. m. l.* gewiss näher steht wie die Erz. des Olearius. Trotzdem ist letztere für uns von grossem Werte. Freilich muss der weil. Pastor Martin Baar, der „Gewährsmann" des Ol., gestatten, dass wir trotz seiner Bürgschaft der geschichtlichen Wahrheit dieser Kur am Zaren Gudenoff nicht so ganz trauen, sondern auch hier das stille, aber mächtige Wirken der Sage erkennen, die immer aufs neue histor. Personen, auch gleichzeitig lebende, mit uralten Gewändern schmückt.

Folgende Züge sind aus Olearius hervorzuheben. Der Fürst selbst ist krank (cf. Vitry). Dies wird öffentlich bekannt gemacht und eine grosse Belohnung dem verheissen, der ihn heile (Çuk.). Das hört eine Frau, die von ihrem Mann schlecht behandelt wird, und gibt an, ihr Mann wisse ein Heilmittel, da er aber den Zaren nicht liebe, wolle er es nicht sagen. Kann sie doch sicher sein, dass er nun reichlich Prügel erhält (und sie also gerächt wird), wenn er den Besitz des Mittels leugnet. (Rachemotiv). Man holt den Mann und prügelt ihn denn auch, da er leugnet, ein solches Mittel zu kennen, wiederholt aufs furchtbarste. Endlich gibt er nach und heilt den Zaren. Reich belohnt kehrt er alsdann heim und lebt seitdem mit seiner Frau in Frieden.

Diesen Uebereinstimmungen mit früher bespr. Versionen stehen als hauptsächlichste Verschiedenheiten Ersetzung des Halsleidens durch die Gicht und Heilung durch ein äusseres Mittel (ein Kräuterbad) entgegen. Sie scheinen mir die Züge zu sein, die an der ganzen Krankheitsgeschichte vom Zaren Gudenoff histor. wahr sind. — Die sonstigen Abweichungen bei Ol. sind in der trefflich durchgeführten Lokalisierung der alten Erzählung im Despotenstaate Russland begründet.

Molière hätte die Erz. des Olearius kennen können, da eine frz. Uebers. des Ol. Werkes schon 1656 erschien und bald die zweite und dritte Auflage (1659, 1663) erlebte. Vielleicht hat er sie auch gekannt. Für den *Méd. m. l.* hat er sie aber keinesfalls benutzt. Denn dieser hat zu viele Züge, die sich in Versionen finden, welche nicht bloss wie Ol. in ‚Rachemotiv' und ‚Arzt infolge von Prügeln' mit dem *Méd. m. l.* übereinstimmen. Unzweifelhaft sind aber die Relation des Ol. und das *Fabl. du Vil. Mire* Sprossen aus einer Wurzel, freilich weit ab von einander aus ihr emporgewachsen.

---

[102]) *Voy. fr., Nouv. Éd. Tome* VII (P., Cellot, 1773) p. 311 ff. — Ibi p. 304 „*Un François ne doit pas permettre que des étrangers se fassent honneur des productions de son pays.*"

Le Grand d'Aussy citiert Delaporte (*Fabl.* [3] 1829, II, 11), hat ihn aber missverstanden.

Ursprung und Entwicklung der Gruppe: ‚Arzt aus Zwang'.

Wir sind am Ende der Einzeluntersuchung der als Gruppe: ‚Arzt aus Zwang' zusammengefassten Erzählungen angelangt. Was ergibt sich nun für die Geschichte dieses Stoffes?[103]) Sind die bespr. Erzählungen wirklich identisch, d. h. gehen sie auf eine Quelle zurück? Und ist die 40. Erz. der *Çuk.*, oder doch eine oriental. Form, diese Quelle gewesen?

Die bespr. Erzählungen schieden sich uns bereits in 3 Parteien: hier die Versionen des westlichen, dort die des östlichen Abendlandes, als dritte die orientalische Redaktion.

Die Identität der Formen aus dem Westen des Occidents kann nicht zweifelhaft sein. Die spezialisierenden Züge (deren Vorhandensein oder Fehlen allein in dieser Frage entscheiden kann): „Rachemotiv" — „Arzt aus Zwang bez. infolge von Prügeln" — das „Halsleiden" bez. „Gräte im Hals" — die „Lachkur" u. s. f. kehren, wenn auch nicht stets alle gleichzeitig, in diesen Formen wieder und wieder und erweisen so deren Identität. Die meisten dieser Versionen schlossen sich mehr oder minder direkt an das *Fabl. du Vil. Mire* an. Neben dies stellte sich J. de Vitry. Von ihnen beiden beeinflusst erschien Nicole Bozon. J. de Vitry und der Verf. des *Vil. Mire* haben ohne Abhängigkeit von einander wohl beide aus dem mündl. Erzählungsschatz des Mittelalters geschöpft. Die Form, welche sie fanden (auf der Stammtafel als y bezeichnet), hat ohne Zweifel die Halskrankheit (wohl schon „Gräte im Hals"), das Rachemotiv, den Zwang durch Prügel und die Heilung durch Lachen enthalten. — Ob in ihr die 3. Epis. schon mit 1 + 2 vereint war oder ob sie erst vom Trouveur angeschmiedet worden ist, möchte ich nicht entscheiden.[104])

Dieser Typus y aber ist mit dem Olearius gewiss identisch und in letzter Linie aus einer Quelle geflossen. Hier sowohl wie dort erscheint das Rachemotiv, der Arzt infolge von Prügeln, die Prinzessin mit der Halskrankheit,[105]) also Epis. 1 u. 2. Ihre gemeinsame Quelle x wird demnach Epis. 1 u. 2 mit „Rachemotiv,

---

[103]) Vgl. Anlage IV. (Stammbaum der Gruppe ‚Arzt aus Zwang').

[104]) Benfey, *Pantsch.* I, 517: *„Die 3. Umwandlung besteht nur in dem Charakterzug späterer Nachahmung, nämlich Uebertreibung: es ist noch eine wunderbare Heilung hinzugefügt und diese sogleich im grössten Massstabe angelegt."* Dies findet sich bei Wunderkuren früh, cf. *Pantsch.* I, 511. — Zur Entwickl. der 3. Epis. (ihren Ursprung verfolge ich nicht) vgl. man Anl. I u. IV.

[105]) Die Vertauschung von Person des Kranken, Krankheit und Kur mit anderen wird nach dem allenthalben Ausgeführten nicht mehr gegen die Identität sprechen.

kranker (halsleidender) Prinzessin, Arzt infolge von Prügeln und Heilung durch Lachen“ gewesen sein.

Der Grundform x der occid. Versionen — mit Ausnahme des lit. Märchens — steht als einzige orientalische Form (neben Galanos und der neuind. Fassung) die 40. Erz. der *Çukasaptati* gegenüber. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass auch die Erz. der *Çuk.* und die Form x inhaltlich identisch sind. Doch trägt die Erz. der *Çuk.* m. E. einen ursprünglicheren Charakter. Der Arzt ist in ihr zwar auch ein unfreiwilliger, wird aber nicht durch äussere Gewalt gezwungen, sondern durch Ueberredung bestimmt. Er reizt in der *Çuk.* durch komische Worte und Gesten, in x vielleicht schon durch unanständiges Gebahren zum Lachen. Der Beweggrund für die Frau, ihren Mann als Arzt auszugeben, scheint in der *Çuk.* Geldgier zu sein. Ob diese oder etwas anderes (vielleicht Rachsucht?) in der Vorlage der *Çuk.* das Motiv der Frau gewesen, muss ganz dahingestellt bleiben.

Absichtlich blieb bis jetzt das „*lit. Märchen*“ fast unerwähnt. Ohne Zweifel steht es der *Çuk.* durch die S. 52 hervorgehobenen Züge näher als die anderen occidental. Formen. Eine direkte Verwandtschaft mit den letzteren kann dagegen nicht angenommen werden, wie der Inhalt des Märchens sofort ergibt. Es ist deshalb in Anlage IV zwar zur *Çuk.* in Beziehung gesetzt, aber von den anderen dort erwähnten Erzählungen ganz getrennt.

Dass die oriental. Form die älteste ist, die wir vom „Arzt aus Zwang“ kennen, darf natürlich nicht dazu veranlassen, den Stoff selbst ohne weiteres für orientalisch, und vielleicht noch dazu eben die 40. Erz. der *Çuk.* für seine eigentliche Quelle zu erklären. Ich glaube aber doch, dass der „Arzt aus Zwang“ orientalischen Ursprungs ist. Zum Beweis für diese Annahme in den occid. Redaktionen nach indischen spec. buddhist. Zügen zu suchen, würde eine vergebliche Mühe sein. Denn spec. Indisches od. Buddhistisches enthält n. m. A. nicht einmal die 40. Erz. der *Çuk.*, wo die Einkleidung des Arztes in einen Brahmanen etwas durchaus Aeusserliches ist.

Aber die Idee: „eine Frau ihren Mann ohne sein Vorwissen als Arzt für eine bisher unheilbare Kranke ausgeben zu lassen, ohne dass sie selbst weiss und ohne dass es sie kümmert, wie ihr Mann sich aus der Gefahr, in die sie ihn damit stürzt, heraus helfen soll“, die scheint mir denn doch nicht zu den Ideen zu gehören, die ‚partout et toujours retrouvables' sind. Deshalb glaube ich alle Erzählungen, in denen sie sich findet, auf eine Quelle zurückführen zu dürfen. Da nun die älteste Erzählung dieses Inhalts zugleich dem Orient angehört und als die ursprünglichste erscheint, ist mir der orientalische Ursprung des Stoffes durchaus wahrscheinlich.

Natürlich wird die 40. Erz. der *Çuk.* nicht die erste Fassung sein, die der Stoff überhaupt gefunden, und will ich auch nicht behaupten, dass der Stoff unbedingt durch Vermittlung der *Çuk.* aus dem Orient hinausgewandert sei. Es ist also cum grano salis zu verstehen, wenn der angefügte Stammbaum die *Çuk.* zur Wurzel hat.

Auch darüber, welchen Weg die Erz. eingeschlagen hat: ob sie von Indien in Asien ostwärts und dann mit den Mongolen ins östl. und von da ins westl. Europa gezogen ist, oder ob sie einerseits mit den Mongolen ins östliche, andererseits (mit den Arabern?)[106]) ins westl. Europa gelangt ist [das Letztere würde schon eine orient. Form mit Rachemotiv voraussetzen], lässt sich erst entscheiden, wenn ein reicheres Material an oriental. Versionen gefunden sein wird.[107])

Dahingegen dürfte wohl auch mit dem vorhandenen Material die Identität der europäischen Erzählungen vom „Arzt aus Zwang" mit der 40. Erz. der *Çuk.* erwiesen und die Abstammung des Schwankes aus dem Orient wahrscheinlich gemacht sein.[108])

Molière's Quelle in der Gruppe: Arzt aus Zwang.

Von allen Erzählungen vom „Arzt aus Zwang" war, wie die Einzeluntersuchung festgestellt hat, die einzige Form mit derartigen Uebereinstimmungen mit dem *Méd. m. lui,* dass eine nähere Beziehung zwischen ihr und letzterem angenommen werden durfte, das *Fableau du Vilain Mire.* Aber das Fableau selbst hat Molière nicht gekannt und benutzt; dies darf zumal nach Wilke's Ausführungen[109]) als feststehend angesehen werden. Seine Quelle ist aber jedenfalls eine Weiterbildung aus dem Fableau gewesen, sonst wären so weitgehende Uebereinstimmungen, wie *Vil. Mire* und *Méd. m. lui* sie zeigen, unerklärlich. — Man könnte sich diese Weiterbildung derart denken, dass sich der *Vil. Mire* vielleicht in ein „dramatisiertes Fableau", eine Farce, verwandelt habe und so von der franz. Bühne selbst zu Molière gekommen sei, oder dass die Commedia dell'Arte das Fableau dramatisiert nach Frankreich

---

[106]) Dazu würde das plötzl. Auftauchen im XIII. Jh. vortrefflich passen. Cf. G. Paris, *Poésie du M. A.* I, 171: „*Les récits arabes, sauf ceux qui sont venus par l'Espagne, n'ont guère passé en Europe qu'à l'époque des Croisades et surtout au XIIIe siècle.*"

[107]) Eine Förderung über den jetzigen Stand hinaus darf, wenn überhaupt möglich, wohl in erster Linie von R. Schmidt's verheissener *Geschichte der Çukasaptati* erhofft werden.

[108]) Ich weiss nicht, ob sich Bédier in der in Aussicht gestellten Kritik von Benfey, *Pantsch.* I, § 212 mit dem „Arzt aus Zwang" eingehender zu beschäftigen gedenkt, weise aber auf diese Stelle (*Fabl.*² 431, Mc) nochmals hin.

[109]) Wilke, *Ce que Mol.* . . . p. 9.

zurückgebracht habe.[110]) Dem steht es aber doch recht im Wege, dass man bis jetzt weder eine frz. noch eine ital. Posse dieses Inhalts, auch nur erwähnt gefunden hat.

So bleibt vorderhand nur die durchaus wahrscheinliche Annahme: Das Fableau hat in der mündlichen Tradition als Anekdote fortgelebt und ist als solche zu Molière gelangt.[111]) Dazu stimmt vortrefflich, was die als zuverlässig bekannte ‚*Vie de Molière*' von 1724 [112]) erzählt: „*Une personne qui est aujourd'hui dans un âge fort avancé, m'a appris que le Méd. m. lui n'était point de l'invention de Molière quant au fond du sujet; mais que quelqu'un ayant raconté en présence du Roi une histoire à peu près semblable arrivée du temps de François Ier qui fut lui-même une des personnes de l'intrigue, Molière la trouva très propre à être accommodée en farce, et qu'avec quelques changements il en fit la comédie du Médecin malgré lui.*"

Dass die Anekdote den Inhalt des Fableau sehr getreu bewahrt hatte (was bei der Uebereinstimmung des *Vil. Mire* und *M. m. l.* angenommen werden muss), wundert keinen, der auch nur einmal die ‚*tradition très puissante et durable indéfiniment*' [113]) in der Geschichte der Litteratur in ihrem Wirken verfolgt hat.

Ich hoffe so die Art der ‚*filiation bien certaine entre le fableau du XIIIe siècle et la comédie du XVIIe siècle*' [114]) mit einiger Sicherheit näher bestimmt zu haben.

Molière's Fagotier.

Ehe ich nun aber zu den ‚Nebenquellen' des *M. m. l.* übergehen kann, zwingt noch die Erwähnung eines auf Molière's Bühne wiederholt aufgeführten *Fagotier*[115]) zu kurzem Verweilen. Leider wissen wir nichts Positives über den Inhalt dieses Stückes. Doch lässt die Thatsache, dass der angegebene Titel sicher von Zeitgenossen Molière's, vielleicht auch von ihm selbst, hie und da zur

---

110) Wie stand es darin wohl mit der der C. d. A. unentbehrlichen Liebesintrigue?

111) Damit wäre der Stoff Mol. wohl nicht ‚*par détours*' (Wilke p. 21), sondern auf ganz natürl. und direktem Wege geliefert worden.

112) *Oeuvr. de Mol.*, Amsterdam, Wetstein & Schmidt, 1735, vol. I, p. LXXI). — Lacroix nennt diese Biographie ‚*excellente*' cf. *Bibliogr. Mol.* 2 No. 991. 309. 317. — Dass Franz I. in der Anekdote figuriert, ist ebenso erklärlich und zu erklären wie das Erscheinen des Boris Gudenoff in Olearius' Erzählung.

113) Petit de Julleville, *la comédie et les moeurs en France au moyen âge.* P. 1886. p. 43.

114) *Oeuvres de Mol.*, *p. p.* Moland 2 VIII, 8.

115) Zum ersten Mal erwähnt ihn *La Grange's Register* (p. p. Thierry, P. 1876. p. 54) unter dem 14. Sept. 1661. — *La Thorillière* nennt ihn '*Le Fagoteux.*' Man vergl. zu dieser Namensfrage *Oeuv. de. Mol.* p. p. Despois et Mesnard, *N. E.* I, p. 9.

Bezeichnung des *Méd. m. lui* gebraucht worden ist, annehmen, dass der *Fagotier* sich inhaltlich wenigstens mit einem Teile des *Méd. m. lui* gedeckt hat. Ist dem in der That so gewesen, dann wird Molière allerdings seine eigene dramatische Bearbeitung des alten Schwankes vom „Arzt aus Zwang" bei der Abfassung des *Méd. m. lui* ebenso benutzt haben, wie er sich für andere Partieen des *Méd. m. lui* seines eigenen Médecin Volant bedient hat.

Zum ‚*Fagotier*' wird sich übrigens der ehemalige Bauer wohl im Laufe der Tradition vor Molière umgestaltet haben.

II. Nebenquellen des *Médecin malgré lui.*

In keiner der bespr. ‚Hauptquellen' erscheinen ein paar Züge aus dem *M. m. l.*, die nur von untergeordneter, ja für den Gang der Handlung eigentlich von gar keiner Bedeutung sind: die Episode mit dem Nachbar Robert (I. 2. 3) und die Stummheit der Lucinde. Auch sie sind nicht original, sondern entlehnt. Ihre Quellen dürfen wegen der geringen Wichtigkeit der Züge als ‚Nebenquellen' bezeichnet werden. Um jedoch nicht zu weit geführt zu werden, beschränke ich mich darauf, die Nichtursprünglichkeit dieser Züge bei Molière kurz dazuthun.

Die Episode vom „friedenstiftenden Nachbarn", der zum Dank für seine gute Absicht schliesslich von dem eben noch uneinigen Ehepaar gemeinsam geprügelt und hinausgeworfen wird, war sowohl in der ital. Posse[116]) wie auf dem franz. Theater des MA. bekannt. Ein prächtiges Exemplar des unglücklichen Nachbarn findet sich z. B. im *Mystère Saint Christophe de Chevalet* von 1527 (Pet. de Julleville *Myst.* I. 270): „*Dans ce même myst. on voit aussi un paysan battre sa femme et celle-ci se fâcher lorsqu'on veut empêcher son mari de la battre; mari et femme se réunissent pour rosser l'importun.*" P. de Jull. erinnert sofort an den *M. m. l.*: „*Est-ce là l'origine d'une scène bien connue du Méd. m. lui?*" — Auch das Gegenstück fehlt nicht, wenn die Versöhnungsversuche des Nachbarn z. B. in der „*Farce des femmes qui demandent les arrerages*" (P. de Jull. *Répert.* 134) von Erfolg gekrönt werden. Der Docteur in der *Jalousie du Barbouillé*, sc. 6., der den Barb. und Angélique auf Wunsch von Gorgibus versöhnen will resp. soll, ist ohne Zweifel ein Sprössling dieses Typus. Mol. hat also diese Figur schon vor dem *Méd. m. l.* verwandt und man kann es insofern cum grano salis acceptieren, wenn Mahrenholtz (*Mol.* p. 198) im Docteur der *Jal. du Barb.* den Keim des Nachb. Robert im *Méd. m. lui* sieht. Ohne Zweifel hat Mol. die Scenen vom Nachbar Robert in erster Linie wegen der sicheren Wirkung auf das solche handgreifliche Komik

[116]) Laun, *Mol. mit dtsch. Comm.* IX, p. 6.

liebende Publikum eingefügt, vielleicht auch als Ersatz für eine andere Scene, vgl. unten S. 66.

Auch der Zug, dass ein Mädchen liebeshalber stumm zu sein fingiert, ist in der vormol. Komödie vorhanden. Er ist eines der beliebten Mittel der Comm. dell'arte (cf. Bartoli, *scen. ined.*, *introd. XI*) und hat wohl auch der franz. Bühne nicht gefehlt. Kurz, beide, der „friedenstiftende Nachbar" und die „fingierte Stumme", sind alte Züge. Sie gehören zu denen, von welchen P. de Jull. (*Myst.* I. 269) sagt: „*Une observation que suggère l'étude des mystères et que confirmera celle des farces c'est que certains moyens comiques semblent impérissables, et se transmettent de siècle en siècle à travers les métamorphoses de la littérature et du théâtre.*" Von ihrer immer wiederholten Anwendung sagt Fournier[117]) mit Recht: „*il n'y a point là plagiat, mais appropriation successive d'une plaisanterie traditionnelle.*"

Man hat als Quelle Molière's für diesen Zug im *M. m. l.* häufig eine Stelle aus Rabelais genannt. Rab. erzählt nämlich III 34 von der bekannten Studentenaufführung in Montpellier, in der er selbst mitgewirkt. Aufgeführt wurde die Farce von der „stummen Frau", welche, durch Operation von einer Halsgeschwulst befreit, die Sprache erlangt, aber von ihr so reichlich Gebrauch macht, dass der Ehemann wünscht, seine Frau könnte wieder stumm gemacht werden — ein Wunsch, den ihm der Arzt freilich nicht erfüllen kann. Nur das kann und will der Arzt thun, ihn taub machen.[118])

Im *M. m. l.* aber erscheint nicht nur die (fingierte) Stumme, sondern wir finden darin auch die folgenden Stellen: II. 6. Sgan. *Et qui est ce sot-là, qui ne veut pas que sa femme soit muette? Plût à Dieu que la mienne eût cette maladie! je m'en garderois bien de la vouloir guérir.* Und III, 6 Gér. *Ah! quelle impétuosité de paroles! Il n'y a pas moyen d'y résister.* (*à Sgan.*) *Monsieur, je vous prie de la faire redevenir muette.* Sgan. *C'est une chose qui m'est impossible. Tout ce que je puis faire pour votre service est de vous rendre sourd, si vous voulez.*"

Nach dem, was oben über das Vorkommen von fingierter

---

[117]) Fournier, *Chansons de Gaultier Garguille* p. XXV. — Citiert von P. de Jull., *Myst.* I, 270.

[118]) *Rabelais*, III, 34. *Édit. Elzévir.* Paris, Jannet, 1858. tome I, p. 480, 481. „ . . . *jouastez . . . . la morale comoedie de celluy qui avoist espousé une femme mute . . . . . Le bon mary voulust qu'elle parlast. Elle parla par l'art du Médecin et du Chirurgien, qui lui coupperent un encyliglotte qu'elle avoit sous la langue. La parole recouverte, elle parla tant et tant, que son mary retourna au Médecin pour remede de la faire taire. Le Médecin respondit en son art bien avoir remedes propres pour faire parler les femmes, n'en avoir pour les faire taire; remede unicque estre surdité du mary contre cestuy interminable parlement de femme.*"

Stummheit in der Komödie gesagt wurde, wird es richtig sein, den Hinweis auf Rabelais nicht so aufzufassen, als habe Molière überhaupt nur aus Rabelais den Gedanken genommen, resp. nehmen können, Lucile als Stumme auftreten zu lassen. Er kann das ebensowohl beeinflusst von anderen Beispielen fingierter Stummheit gethan haben. Unzweifelhaft hat er aber diesen Zug durchaus im Anschluss an Rabelais ausgestaltet, und das war ein höchst glücklicher Griff.[119])

Auf einzelne entlehnte Wendungen, wie das: *Il y a fagots et fagots* (nach Scarron) einzugehen, dürfte nach Mahrenholtz etc., wie bei dem Zwecke dieser Untersuchungen überflüssig sein.

C. Die Resultate für den Médecin malgré lui.

I.

Was hat Molière seinen Quellen entnommen?

Ziehen wir jetzt das Facit der Untersuchungen in Bezug auf die stofflichen Elemente des *Méd. m. lui*, so ergiebt sich, dass Mol. sich durchaus alter Züge bedient und von ihm selbst geschaffene nicht verwandt hat. Entlehnt sind, um die unbedeutenden Züge vorauszunehmen, die Episode vom Nachbar Robert und die Stummheit der Lucinde. Entlehnt ist — nicht weniger als alles Andere, der ganze Inhalt des Stückes, und zwar aus zwei Stoffkreisen, die von vornherein als ‚Hauptquellen‘ desselben bezeichnet werden durften, aus der Gruppe: „Diener als Arzt“ und der Gruppe: „Arzt aus Zwang“. Jene hat zum *Méd. m. lui* durch Molières eigenen *Médecin Volant* beigetragen, diese durch eine Weiterbildung des *Fableau du Vilain Mire*, die, als Anekdote zu Molière gelangt, von ihm vielleicht auch schon einmal (im *Fagotier)* dramatisiert worden war und, wenn dies der Fall gewesen, gewiss in dieser dramat. Form für den *Méd. m. lui* benutzt worden ist. Für die erstgenannte Quelle kann erfreulicherweise auf Molières *Méd. Vol.* selbst, für die zweite muss auf den *Vilain Mire* zurückgegriffen werden. Indem ich jetzt den Beitrag derselben zum *Méd. m. lui* genau zu konstatieren versuche, schliesse ich mich treu an die Scenenfolge im *Méd m. lui* an, damit zur Bekräftigung meiner Quellenhypothesen neben den Uebereinstimmungen in Personen und Zügen, d. h. im Stoff, auch die ebenso vorhandene Gleichheit der Disposition und

---

[119]) Die Vermutung von Peters in der S. 4. cit. Schrift: „*Scarron's Jod. Duell.*“ p. 33, dass „*die simulierte Taubheit der Lucinde in Le M. m. l.* (*II*, *6*) *der der Lucie im J. D.* (*V*, *6*) *nachgebildet sei*,“ ist natürlich hinfällig. P. übersah, dass Lucinde gar nicht Taubheit, sondern Stummheit simuliert. — Auch im Uebrigen haben *J. D.* und *M. m. l.* nichts gemein als die Idee: „Simulierung von Krankheit zur Erreichung des Liebeszieles.“

der dramatischen Aufwickelung[120]) zwischen Molière und den angenommenen Quellen recht deutlich hervortrete. Natürlich muss ich infolgedessen nunmehr im Gegensatz zu ihrer Reihenfolge in der Einzeluntersuchung den „Arzt aus Zwang" dem „Diener als Arzt" voranstellen, denn von jenem stammt hauptsächlich der I. Akt, von diesem der II. und III. Akt.

A.

Der Beitrag des „Arztes aus Zwang."

Personen:

Der „Vilain Mire" . . . . . Sganarelle.
Seine Frau . . . . Martine.
Die zwei Boten . , ... Lucas, Valère.
Der König . . . . Géronte.
Seine Tochter . . . . . . Lucinde.

I. Akt = I. Episode.

sc. 1. Sgan. ist mit seiner Frau in ehelichem Zwist und prügelt sie schliesslich.
sc. 3. Die Eheleute versöhnen sich und Sg. geht an seine Arbeit.
sc. 4. Mart. sinnt auf eine fühlbare Rache.
sc. 5. Die zwei Boten treffen mit Martine zusammen und erzählen ihr, dass sie nach einem Arzt für ihres Herrn (halsleidende) Tochter suchen. Mart. gibt ihren Mann als Arzt aus, beschreibt seine „Eigentümlichkeiten", schärft wiederholt das Prügeln ein und zeigt endlich den Boten den Weg zu ihm.
sc. 6. Die Boten begrüssen Sgan. respektvoll und reden ihn als den 'grossen Arzt' an. Er leugnet, Arzt zu sein. Sie prügeln ihn wiederholt, und er folgt ihnen endlich.

II. Akt = II. Episode.

sc. 1. Die Boten melden ihrem Herrn, sie hätten einen Arzt gefunden, aber er sei sonderbar.
In *sc. 3.* ist vielleicht die Prügelung Géronte's durch Sgan. eine Umgestaltung der nochmaligen Prügelung des Vilain Mire vor dem König.
In *sc. 6.* ist die Stelle: „Sgan. *assis entre Gér. et Luc.: Voilà une malade qui n'est pas tant dégoûtante, et je tiens qu'un homme bien sain s'en accommoderait assez.* — Gér. *Vous l'avez fait rire, monsieur.* — Sgan. *Tant mieux: lorsque le médecin fait rire la malade, c'est le meilleur signe du monde*" . . . gewiss eine Reminiscenz an die Lachkur.

---

[120]) Dies wichtige Moment in Quellenfragen hat auch Wilke, l. c. bei seiner Vergleichung des *Vilain Mire* und *Méd. m. lui.* nicht voll ausgenutzt.

III. Akt.

sc. 2. — Kann mau vielleicht in der Konsultation Sgan. durch Thibaud und Perrin (und in Sgan. Worten: ***On me vient chercher de tous côtés***, III 3) eine Nachwirkung der III. Epis. sehen, so dass Mol. doch einen „Arzt aus Zwang“ mit der III. Epis. gekannt hätte?

sc. 6. = *II. Epis.* Die Kur ist Sgan. gelungeu. Lucinde spricht wieder.

sc. 11. = *II. bez. III. Epis.* Sgan. Wiederzusammensein und Aussöhnung mit Martine. — Sg. bleibt Arzt.

B. Der Beitrag des „Dieners als Arzt.“

Die Personen s. Anl. III. (Der Arzt heisst in beiden Stücken Sganarelle, der Vater im einen Géronte, im anderen Gorgibus. Auch die übr. Personen haben verschiedene Namen, stimmen aber im Wesen überein).

	Médecin malgré lui.		*Médecin Volant.*
	I. Akt.		
sc. 5.	Lucas u. Valère auf der Suche nach einem Arzt für Lucinde, deren Krankheit sie für eine wirkliche halten. — Der von Lucinde verschmähte Freier. — Unwille der Diener.	*sc. 1.*	Sabine nach e. Arzt geschickt, erzählt von Luc. simulierter Krankheit. — Der zurückgewies. Freier. — [Unwille Gros-René's in sc. 3].
sc. 6.	Sgan. übernimmt die Arztrolle, durch den verheissen. Lohn mit beeinflusst. — Er bedingt sich eine Arztrobe aus.	*sc. 2.*	Sg. übernimmt die Arztrolle gegen Lohn. — Er bedingt sich eine Arztrobe aus.
	II. Akt.		
sc. 1.	Lucas u. Valère melden, dass sie einen Arzt gefunden haben.	*sc. 4.*	Sabine meldet, dass sie einen Arzt gefunden hat.
sc. 2.	Jacqueline liest Géronte den Text. („***La meilleure médeçatne que l'an pourroit bailler à votre fille, ce seroit, selon moi, un biau et bon mari, pour qui alle eût de l'amiquié.***“)	*sc. 3.*	Gros-René tadelt Gorgibus. („***Que diable aussi! pourquoi vouloir donner votre fille à un vieillard? Croyez-vous que ce ne soit pas le désir qu'elle a d'avoir un jeune homme qui la travaille?***“)

sc. 3.	Der Arzt tritt ein. Respektvolle Begrüssung. „*Hippocrate dit . . .*“ „*je n'ai jamais eu d'autres licences*“ Jacq. geht Lucinde holen.	*sc. 4.*	Der Arzt tritt ein. Respektvolle Begrüssung. „*Hippocrate dit . . .*“ =„*venez . . . me donner mes licences*“ *sc. 2* Sabine geht Lucile holen.
sc. 6.	Lucinde erscheint. Konsultation mit sich ähnlich steigerndem Dialg. Sgan. *Qu'elle s'en garde bien! Il ne faut pas qu'elle meure sans l'ordonnance du médecin.* Sgan. *Sent-elle de grandes douleurs?* — Gér. *Fort grandes.* — Sgan. *C'est fort bien fait.*	*sc. 5.*	Lucile erscheint. Konsultation. Sgan. *Qu'elle s'en garde bien! il ne faut pas qu'elle s'amuse à se laisser mourir sans l'ordonnance de la médecine.* (= *L'Am. Méd.* III, 2). Sgan. *Sentez-vous de grandes douleurs . . .?* Luc. *Oui, monsieur.* — Sgan. *C'est fort bien fait.*
sc. 8.	Die „Geldscene.“ „*Je ne suis pas un médecin mercenaire.*“	*sc. 8.*	Die „Geldscene.“ „*Je ne suis pas un homme mercenaire.*“ (= *L'Am. Méd.* II,2).
sc. 9.	Komplot zwischen Sgan. u. Léandre. Léandre muss zahlen.	= *sc. 2.*	Komplot zw. Sgan. u. Valère. Valère bezahlt Sganarelle's Hilfe.

Akt III.

sc. 4.	Lucas ist erbittert gegen Sgan.	*sc. 15.*	Gros-René schöpft Verdacht gegen Sg.
sc. 8.	Lucas meldet die Flucht der Liebenden; Sgan. ist entlarvt. „*Votre fille s'en est enfuie avec son Liandre.*“ „*Monsieur le médecin, vous serez pendu.*“	*sc 15.*	Gros-René meldet d. Flucht der Liebenden. Sgan. ist entlarvt. „*Valère et votre fille sont ensemble qui s'en vont à tous les diables.*“ „*Tu seras pendu, fourbe, coquin.*“
sc. 10.	Sg. sucht Géronte umzustimmen.	*sc. 15.*	Sg. sucht Gorg. umzustimmen.
sc. 11.	Rückkehr des Liebespaares. Gér. willigt in die Heirat und verzeiht die Täuschung.	*sc. 16.*	Rückkehr der Liebenden. Gorg. willigt in die Heirat u. verzeiht die Täuschung.

II. Wie hat Molière die Quellen benutzt?

Dadurch, dass sich feststellen liess, dass Mol. seinen eigenen *Méd. Vol.* so getreu und weitgehend für den *M. m. l.* benutzt hat, scheint mir zugleich erwiesen, dass nicht anzunehmen ist, Mol. habe vielleicht doch für das Ganze des *M. m. l.* ein die zwei Stoffe schon vereinigt bietendes Vorbild gehabt.[121])

Die Zusammenschmiedung der beiden Stoffe: „Arzt aus Zwang" und „Diener als Arzt" zu dem einen Stücke ist vielmehr Molière's eigenstes Werk. Wie Molière sie kombiniert, d. h. also, wie er seine Quellen benutzt hat, ist nun noch zu beantworten. Und diese Frage ist um so mehr von Interesse, als nach meiner Ansicht das Verhältnis der beiden Hauptquellen des *M. m. lui* zu ihm und zu einander bisher falsch aufgefasst worden ist.

Man hat nämlich bisher, vom Titel verlockt, den „Arzt aus Zwang" als den Hauptbestandteil, das Fundament des „*Médecin malgré lui*" angesehen, ihn demgemäss auch in der Quellenfrage stets in den Vordergrund gestellt und daneben vom *Médecin Volant* nur wenig wissen wollen oder gar diesen ganz vernachlässigt. Nur „*quelques incidents*" und „*quelques phrases*" seien letzterem entlehnt, meint noch Despois. *(Oeuvr. de Mol. N. E.* $I_{,2}$; $I_{,50}$; $VI_{,17}$). Das Höchste, was man ihm zugestand, war eine nicht näher bestimmte ‚Combination' mit der Idee des „Arztes aus Zwang", in der letzterer aber die Hauptrolle behielt (Wilke, l. c. p. 11). Ja, eine Combination der beiden Stoffe hat in der That stattgefunden. Aber in dieser Combination hat nicht der „Arzt aus Zwang" das Übergewicht, stehen sich auch nicht etwa die beiden Elemente mit gleichem Anteil am ganzen Stück gegenüber. In dieser gewiss nicht sowohl überlegend berechneten, als intuitiv genialen Combination ist der „Diener als Arzt" das die Grundlage bildende, der „Arzt aus Zwang" das angefügte Element. Das Fundament, der alte Bau ist jener; dieser ist nur das neu aufgesetzte Stockwerk, das freilich eben durch seine Neuheit die Blicke der Vorübergehenden auf sich zieht und sie den alten, unscheinbar gewordenen Grundstock übersehen lässt. — Denn was bildet eigentlich die Handlung des *Médecin malgré lui*? Doch nichts anderes als die Intrigue des *Médecin Volant*. Zwei Liebenden, denen der Vater nicht günstig gesinnt ist, gelingt es, mit Hilfe eines fingierten Arztes, der das Krankheit simulierende junge Mädchen behandelt, zu fliehen. Die Flucht wird entdeckt und der vermeintliche Arzt entlarvt. Aber die Rückkehr der Liebenden und ihre Aussöhnung mit dem Vater des Mädchens löst das Ganze friedlich auf.

Neben diesem vermeintlichen Arzt hatte nun Molière einen

---

[121]) Vgl. S. 5 oben.

anderen fingierten Arzt in der Anekdote vom „Arzt aus Zwang„ kennen gelernt und vielleicht auch schon einmal selbständig auf die Bühne gebracht. Es lag nahe, die beiden Scheinärzte zu einer Person zu vereinigen, zumal sie beide nicht von selbst als Ärzte auftraten. Dass jenen Geld, diesen Prügel hierzu bestimmen, ist ja im Grunde nur ein gradueller, kein genereller Unterschied und bildete kein Hindernis. Ob der fingierte Arzt in jener Intrigue Diener des Liebenden war oder nicht, war für die Handlung gleichgiltig, wofern Arzt und Liebhaber nur im Einverständnis waren. Endlich liess sich der Schwank vom „Arzt aus Zwang", da er selbst keine Liebesintrigue besass, dem „Diener als Arzt" bequem voranstellen, ohne dass in der Handlung des letzteren allzu bedeutende Änderungen erforderlich wurden. Ein Bühnenpraktiker und komischer Dichter wie Molière musste sehen, dass eine Combination, die in die Handlung des *Médecin Volant* die Figur des durch Prügel zur ärztlichen Wirksamkeit gezwungenen „Arztes wider Willen" einfügte und ihr auch die Geschichte dieses Arztes vorausgehen liess, dem alten Repertoirestück den Schein der Neuheit geben und durch die übermütige, derbe Komik des Elements „Arzt aus Zwang" dem so geschaffenen Ganzen einen dauernden Bühnenerfolg sichern würde. Molière sah es und vollzog die Vereinigung.

Aus dieser Combination mit „Diener als Arzt" als Grundlage, „Arzt aus Zwang" als Einfügung erklären sich nun ohne alle Schwierigkeit die Änderungen, welche beide Hauptquellen in *Méd. m. lui* erfahren haben und erfahren mussten, wenn ihre Verschmelzung ein einheitliches Stück ergeben sollte.

Im Element „Arzt aus Zwang" musste aus der wirklich Kranken eine Scheinkranke werden. Das Halsleiden behielt Molière bei, aber er machte es zu simulierter Stummheit. Die wirkliche Kur fiel natürlich aus. Doch blieben Reste davon. Lucinde muss lachen und spricht wieder. Es ist also scheinbar eine Heilung vollzogen worden. Der ‚Arzt wider Willen' ist natürlich zuerst der Meinung, er habe es mit einer wirklich kranken Person zu thun. Hierüber wird er aufgeklärt. Dann handelt er mit voller Absicht als Helfer der Liebenden. Damit die Versöhnung zwischen Sgan. und Martine beibehalten werden konnte, musste Martine ihrem Manne nachziehen.[122])

Im Element „Diener als Arzt" verschwand die in Molière's *Méd. Vol.* unbestimmt gelassene Krankheit zu Gunsten der fingierten Stummheit. Der Liebhaber selbst weiss zwar, dass die Krankheit seiner Geliebten simuliert ist, hält aber Sgan. für einen wirklichen

---

[122]) Diese Uebereinstimmung mit *Grillo I* ist gewiss zufällig.

[123]) Auch diese Uebereinstimmung mit anderen Formen des Dieners als Arzt (*Ac. de M.*, *Bart.*, *Arl.*) scheint mir zufällig.

Arzt und muss diesen also für sich zu gewinnen suchen. Das kann natürlich erst geschehen, nachdem Sgan. schon als Arzt bei Luc. aufgetreten ist. So erklärt sich die Zurückstellung der 2. Scene des *Méd. Vol.* Naturgemäss fiel auch die Vermittlerrolle Sabines, doch blieb ein Rest dieser Figur in Jacqueline. Da Sgan. von allen (ausser Mart.) für einen wirklichen Arzt gehalten wird, müssen die Hauptbeteiligten irgendwie erfahren, dass er das gar nicht ist. Dem Léandre sagt Sgan. es selber. Lucinde erfährt es durch Léandre, der zu diesem Zwecke Sgan. bei der II. Konsultation begleitet.[123]) Da Sgan. keine Doppelrolle (Arzt und Diener) durchzuführen hat, ist der „Fenstersprung“ beseitigt und der vermeinte Arzt wird nur durch die Mitteilung des Lucas von der Flucht des Liebenden entlarvt. Beseitigt sind schliesslich im *M. m l.* die ‚Advocaten’-Scenen des *Méd. Vol.*, wohl einfach, um zu viel Anklänge an diesen zu vermeiden. Die Episode vom Nachbar Robert mag mit als Ersatz für die Advocaten-Scenen eingeschaltet sein (vgl. S. 59).

Aus der Combination erklärt sich endlich auch die bei Mol. seltene Nichteinhaltung der Ortseinheit (I. Akt: Wald; II. u. III. Akt: Zimmer im Hause des Géronte, und Platz bei dessen Haus). Es ging einfach nicht anders als die Ortseinheit zu opfern, wenn die Combination möglich sein sollte, und es ist deshalb müssig, den Wechsel des Orts auf Einfluss des *Acero de Madrid* zurückzuführen. —

Musste nun auch Molière das geistige Eigentum an den stofflichen Elementen, aus welchen sich der *Méd. m. lui* zusammensetzt, völlig abgesprochen werden, so beeinträchtigt dies Resultat doch die Anerkennung, die dem Stücke und seinem Schöpfer noch heute gezollt wird, in keiner Weise. Denn das Werk, zu dem Molière jene Elemente zusammengefügt hat, kann er durch die Art der Combination voll und ganz als seines Geistes Kind in Anspruch nehmen. Und ist der *Médecin malgré lui* auch nur eine Posse, so muss man doch von ihm gestehen: „*Oui, c'est une farce; mais c'est une farce de Molière, on l'y reconnaît partout.*“

Anhang.

I

„Zur 3. Episode des Vilain Mire.“

Die „3. Episode“ des Vilain Mire tritt, wie S. 41 u. 43 erwähnt, im XIII. Jhdt. zweimal selbständig auf: im *Pfaffen Amîs*[124]) und bei J. de Vitry.[125]) Dort erschien sie in einer Form, die ich als Nachahmung des Fableaus bezeichnet habe; hier ist sie ganz eigen-

---

[124]) *Erzählungen u. Schwänke des Mittelalters*, hsg. v. H. Lambel, Leipz. 1872. S. 46—50. Vers 805—932.

[125]) *Ex of J. de Vitry, ed.* Crane. No. CCLIV.

tümlich umgestaltet und unzweifelhaft sekundär. Kann man vielleicht doch annehmen, dass die 3. Episode ihrem Ursprung nach eine — schon im Orient vorhandene? — Zudichtung zum „Arzt aus Zwang“ (= 1 + 2) gewesen ist? — Natürlich konnte sie sich jederzeit leicht von den beiden anderen Episoden ablösen, ein Vorgang, der sich auch am italien. Grillo vollzogen hat. Ohne Zweifel hat sich Poggio's[126]) Anekdote: ‚*Facetum cujusdam Petrilli*' von einer Grilloform losgelöst.

Die Vitry'sche Form der 3. Episode ging über in die *Mensa Philosophica*,[127]) und von da, einfach übersetzt, in die „*Certayne Conceyts and Jests.*“[128])

Der *Ulenspiegel*,[129]) der sie als XVII. Historie enthält, hat sie nach des Verf. eigener Angabe aus dem Pfaffen Amîs geschöpft, ist aber m. E. auch von Poggio beeinflusst.

Poggio wurde kopiert von *Bouchet*,[130]) dieser wiederum von den Anekdotensammlungen: „*La Gibecière de Mome*“[131]) und „*Le Courier Facetieux*“.[132])

Ich habe die genannten Formen in den „Stammbaum der Gruppe Arzt aus Zwang“ (Anl. IV) mit aufgenommen, bin aber in den „Untersuchungen . . . .“ absichtlich nur da ausführlicher auf die eine oder andere von ihnen eingegangen, wo dies vielleicht zur Klärung der Quellengeschichte des *Médecin malgré lui* beitragen konnte. Die genannten selbständig lebenden Formen der ‚3. Episode' sind natürlich ohne alle Beziehung zum *M. m. lui*; ich habe sie aber hier zusammengestellt wegen ihres angeblichen Zusammenhanges mit dem *Fableau du Vilain Mire.*[133])

---

[126]) *Les Facéties de Pogge*, trad. en fr. avec le texte latin. Éd. compl., Paris, Liseux, 1878. Tome II. p. 110/111. Vgl. oben S. 48.

[127]) Abgedruckt bei Crane, *Ex. of J. d. V.*, p. 241.

[128]) Vgl. Crane l. c. p. 242: *merely a translation of Scotus.* — *Shakespeare Jest-Books*, ed. by W. C. Hazlitt, London 1864. Vol. III. No. 29.

[129]) *Dr. Thomas Murner's Ulenspiegel Hsg. von* J. M. Lappenberg. Lpz. 1854. S. 22. 23. 238.

[130]) *Les Sérées de G. Bouchet. Éd. dern.* — Vgl. S. 50.

[131]) *La Gibecière de Mome ou le thresor du ridicule.* Paris, Pierre David. 1644. petit in —8°. p. 456. *Subtile ruse d'un Cardinal.* — [Hzgl. Bibliothek zu Wolfenbüttel].

[132]) *Le Courier Facetieux ou recueil des meilleures rencontres de ce temps.* Lyon, Larivière, 1650. in —8°. p. 129: *Subtile ruse d'uu Cardinal).* — (Kgl. Bibl. zu Berlin].

[133]) Vgl. z. B. Le Grand d'Aussy, *Fabl.*[1] 1779, I, 410.

II.

Vergleichende Übersicht über die Komödien 1. 2. 3. 4. 6. 7. der Gruppe: „Diener als Arzt.“

Stufe	Merkmale	
1. Stufe: *El Acero de Madrid:*	3 Liebespaare. Hindernde Verwandte. Nebenbuhler (verwandt). „Arzt“ begleitet. Sofortige Entlarvung des „Arztes.“ Verfolgung der Liebenden.	Briefl. Verständigung. Dreiakter.
2. Stufe: *Il Medico Volante (Bartoli)*; *Trufaldino M. V.:*	2 Liebespaare. Hindernde Verwandte. Nebenbuhler (nicht verwandt). „Arzt“ begleitet. „Fenstersprung.“ Rückkehr der Liebenden.	
3. Stufe: *Arlecchino Medico Volante:*	1 Liebespaar. Helferin. Nebenbuhler (nicht verw.). „Arzt“ allein.	
4. Stufe: *Boursault*, *Molière M. V.:*	1 Liebespaar. Helferin. Nebenbuhler nur b. Molière. „Arzt“ allein. „Fenstersprung“. Rückkehr der Liebenden.	Mündl. Verständigung. Einakter.

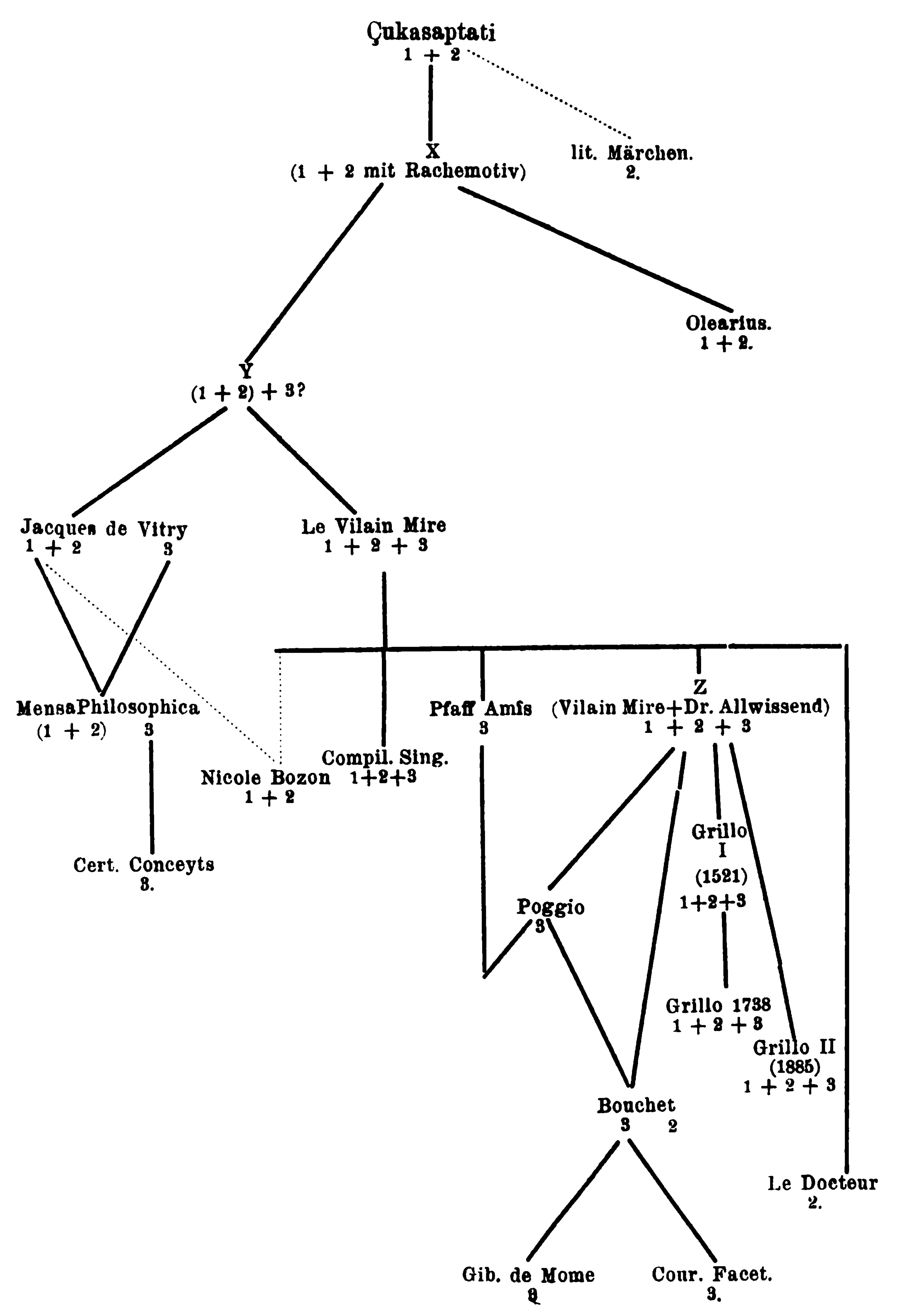
III.
Vergleichendes Verzeichnis der Personen in den Komödien 10. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 9. 11. der Gruppe: „Diener als Arzt.“

3 A. Molière *Le Médecin malgré lui.*	3 A. Lope de Vega. *El Acero de Madrid.*	3 A. *Il Medico Volante.* (Bartoli.)	3 A. *Trufaldino Medico Volante.*	3 A. *Arlecchino Medico Volante*
Géronte, père de Lucinde.	Prudencio, viejo.	Ubaldo, padre di Lucinda.	Magnifico, padre	Pantalon, père d'Eularia.
Lucinde, fille de Géronte.	Belisa, su hija.	Lucinda, sua figlia, amante di Valerio.	Isabella, figlia, amante di Ardelio.	Eularia, maîtresse d'Octave
Léandre, amant de Luçinde.	Lisardo, amante de Belisa.	Valerio, amante di Lucinda.	Ardelio. amante di Isabella.	Octave, amant d'Eularia.
Sganarelle mari de Martine.	Beltran, criado de Lisardo.	Cola, suo servo.	Trufaldino, servo, finto medico.	Harlequin, valet d'Octave
Martine, femme de Sg.				
M. Robert, voisin de Sg.				
Valère, domestique de Géronte.				
Lucas, mari de Jacqueline.	Salucio, criado de Octavio.	Zanni, servo del Capitan.	Flautino, servo di Coviello.	Trivelin, valet du Capitan.
Jacqueline, nourrice chez Géronte et femme de Lucas	. . . . . .	. . . . . .	. . . . . .	Diamantine, suivante d'Eularia
Thibaud père de Perrin, Perrin } Paysans.				
	Teodora, tia de Belisa.	Ardelia, nipote di Lucinda (lies: Ubaldo).	Rosetta, zia, innamorata di Florindo	. . . . .
	Leonor, esclava	. . . . . .	. . . . . .	
	Riselo, amigo de Lisardo.	Ottavio, amante di Leonora.	Florindo, amante di Cintia.	Cintio, ami d'Octave.
	Marcela, dama.	Leonora, figlia di Pandolfo.	Cintia, figlia del Dottore, amante di Florindo.	
	Florencio, rivale de Riselo.	Pandolfo, padre di Leonora.	Dottore, padre.	
	Gerardo, su amigo.			
	Octavio, sobrino de Prudencio y rivale de Lisardo.	Capitano.	Capitan Coviello.	Le Capitan.
				Le Docteur.
	Caballeros, Musicos y Criados.			

III.
Vergleichendes Verzeichnis der Personen in den Komödien 10.1.2.3.4.5.6.7.9.11. der Gruppe „Diener als Arzt.“

La Zerla. Atto III.	1 A. Boursault. *Le Médecin Volant.*	1 A. Molière. *Le Médecin Volant.*	Molière. *L'Amour Médecin.*	Molière. *Le Malade Imaginaire.*
Pantalon.	Fernand, père de Lucrèce.	Gorgibus, père de Lucile.	Sganarelle, père de Lucinde.	Argan, malade imaginaire.
Eularia, sa fille	Lucrèce, maîtresse de Cléon.	Lucile, fille de Gorgibus.	Lucinde, fille de Sg.	Angélique, fille d'Argan.
Octave, amant d'Eularia.	Cléon, amant de Lucrèce.	Valère, amant de Lucile.	Clitandre, amant de Luc.	Cléante, amant d'Angélique.
Arlequin.	Crispin, valet de Cléon, méd. volant.	Sganarelle, valet de Valère.		Toinette, servante.
Trivelin (Ami d'Arlequin!)	Philipin, valet de Fernand.	Gros-René, valet de Gorgibus.	Champagne, valet de Sg.	
. . . . . .	Lise, servante de Lucrèce.	Sabine, cousine de Lucile.	Lisette, suivante de Luc.	(Toinette).
. . . . . .	. . . . . .	. . . . . .	Lucrèce, nièce de Sg.	Béline, seconde femme d'Argan.
. . . . . .	. . . . . .	. . . . . .	. . . . . .	Thomas Diafoirus.
. . . . . .	Cantéas, habile médecin.	Un Avocat.		
			Aminte, voisine de Sg.	Béralde, frère d'Argan.
			M. Guillaume, marchand de tapisserie.	Louison, petite fille d'Argan.
			M. Josse, orfèvre.	
			Les Docteurs: Thomès, Desfonandrès, Macroton, Bahis, Filerin.	Les Docteurs: Diafoirus, Purgon.
				M. Fleurant, Apothécaire.
			Un Notaire.	M. Bonnefoi, notaire.

IV.
Stammbaum der Gruppe: Arzt aus Zwang.



Notes sur la flexion wallonne.

J'ai l'intention, dans les pages suivantes, de compléter, au point de vue spécial du wallon, l'analyse critique que M. Behrens a faite ici même, dans la livraison d'août 1895 (XVII, 4), des 400 premiéres pages, du 2e tome de l'ouvrage de M. Meyer-Lübke. Non que M. Behrens se soit interdit les additions que fournissait l'étude de ce dialecte; mais son compte rendu avait un caractère trop général pour qu'il pût s'étendre longuement sur les particularités d'un seul parler, omises ou mal interprêtées par M. M.-L. De plus, j'aurai moins souvent recours aux publications antérieures, sources uniques des notes de M. B., qu'à des recherches propres ou faites en collaboration, et dont les résultats n'ont pas encore été mis au jour.

§ 78 *il* pour *ĕl* (elle) n'est pas plus rare en wallon qu'en lorrain ou en blésois; on l'a dans la région verviétoise (*Mél. wallons*, p. 58. s. v. *elle* sans détermination plus précise), en Hesbaye, par ex. à Fexhe-Slins où *ĭl* = *elle* et *ĕl* = elles; à Liège même, dans les *Aiwes di Tongue* (1700) etc.; dans les *gloses de Darmstadt* 39 vo, etc.; la suppression du pronom à la 3e pers. sg. et plur. n'est pas étrangère au wallon, non plus que *djü* (*djè*) = *no(s).* C'est à partir de St. Hubert (Luxembourg) que s'observe ce dernier phénomène, général dans les arrondissements d'Arlon et de Virton; il est curieux de noter que, dans certaines communes, la forme diffère vocaliquement au. sg. et au plur. A Anlier, j'ai noté *dji* au sg. et *djè* au plur. La tendance en question semble avoir plutôt gagné que perdu du terrain; à Liège même, la forme interrogative de "*nous avons*" est en patois *avãñ* qui ne peut guère s'interpréter que comme étant *avan*(*s*)-*dj(i)* pour *avan(s)-n(os)*, et non *ãnę̊* comme on lit p. 369 (408 de la trad.).

§ 83 *lèzi* se dit dans le Nord-wallon aussi-bien qu'à St. Hubert; à Liège *ĕlzi* el *lĕsi* par (exemple dans le *Choix* de B. et D., p. 186: "qu'ill *lesî* siév' di tais-ti-bèche"); au cas régime le pronom atone, précédant le verbe, est à la 3e pers. *el* ou *li*. Dans *Li mâie neur d'à Colas*, p. 76, on lit *El fât-il-rispâmer?* L'auteur aurait pu dire *Li fât-il* ou plutôt *Li fât-i* — "Le faut-il rincer?"

Lèvěf = levez vous (§ 84) est en wallon aussi général qu'en lorrain; on dit de même *lěvãn* = levons nous, qui n'est pas seulement interrogatif.

§ 90. M. Behrens a déjà attiré l'attention sur un passage peu clair où M. M. essaie d'établir une démarcation entre *m(e)* et *m(e)n* = *mon* atone. En réalité *m(e)n* se dit jusqu'au cœur d'une région qui englobe Namur. En ce qui concerne l'analogie incontestable de traitement que l'on constate pour *mem* et *rem*, il est bon de noter que *riẽ* est exceptionnel dans le Nord-Est; *rẽ*, *rẽñ* sont les formes ordinaires, dans la région liégeoise et verviétoise; il semble que la première, nasalisée ou dénasalisée (*ré*) domine surtout dans le Nord, tandisque la seconde est plus répandue au S. O.; on l'a déjà à Hognoul et à Momalle, c'est-à-dire sur une ligne qui correspond à peu près au tracé du chemin de fer de Liège à Waremme. Plus au S. O. quelques villages ont une sorte de résonnance, qu'un de mes élèves a notée ainsi: *bẽy*(*bene*); les riverains de la Meuse (Ampsin, Jehay, etc.) ont *ẽ*, qui se retrouve de ci de là dans le Luxembourg. Une formation intéressante c'est aux 2ᵉ et 3ᵉ pers. *tôk* et *sôk* = (le) tien, (le) sien auxquels correspond en Nord-wallon *li mẽk* (Grand Lanaye, Roclenge, Boir, Glons, Houtain St. Siméon, Wihogne), où M. Delaite (*Grammaire*, etc., II, p. 73) avait bien tort de reconnaître l'influence du flamand.

§ 96 *cel* tonique a subsisté jusqu'au siècle dernier dans le dialecte littéraire. On lit dans le *Choix de* B. et D. p. 164: "Ho! c'est bin fait di s'marier-*Ces* qu'el polet esse" — Maintenant on dit *li ci*, plur. *lè ci*; que *cel* = ece'ĭlli est d'autant plus vraisemblable que l'on a conservé *el* = ĭlli dans *z-èl* où *z* est adventice.

§ 107. De même que pour *lězi*, il faut observer ici que *kén* et *tén* sont des formations très générales en wallon; à la limite septentrionale de ce dialecte j'ai relevé *kén* à Emael; à Eben on a *kan* masc. et *kīn* fém.; *kén* se retrouve à Hannt, à Jehay-Bodegnée, etc. Mais ce qui est plus surprenant, c'est la forme *kẽk*, peut- être refaite sur *mẽk* et qui existe, comme elle, a Grand-Lanaye. *Tén* est sporadique dans les provinces de Namur et de Luxembourg.

§ 128. M. M. signale un seul ex. de modification de l'infinitif sous l'influence du participe passé. Les rapports de ces deux modes dans les patois eussent mérité une étude particulière. En wallon il y a une tendance de plus en plus marquée à refaire l'infinitif sur le participe; aux formes *volœr*, *polœr*, *d'vœr* etc. se substituent, dans bien des communes, *volu*, *polu*, *d'vu* (ou *volü* ou *voloe*). Dans le seul canton de Fexhe-Slins j'ai noté l'identité des formes à Fexhe-Slins, à Houtain St. Siméon (-*ö*), à Tilice, à Enixhe et à Heure le Romain (-*u*). Ce qui est plus digne de remarque,

c'est le traitement particulier qui a échu à *habere-utu* et à *sapere-utu* (voyez le § 243).

Infinitif: *avu* et *savu*; mais *polœr, volœr, d'vœr*, etc. à Voroux, Liers, Milmort, Vivegnis, Hermalle-sous-Argenteau, Nivelles et Grand-Lanaye, c'est-à-dire sur une ligne qui serait-tracée au Nord-Ouest de Liège, fléchirait légèrement dans la direction de la vallée et suivrait le fleuve jusqu'à la frontière hollandaise.

Infinitif et participe passé. *Oyü* et *sǫyü*, mais *polu, volu, d'vu* etc., à Rocour, Villers St. Siméon, Juprelle, Paifve (*oyü* seulement), Wihogne. A Oupeye, la même distinction se constate; toutefois, on dit *ǭ-u, sǭ-u,* mais *volœ̄r, polœr, d'vœr* à l'infinitif; il en est de même à Basse-Hermalle; à Alleur et à Lantin les deux infinitifs ont *ü*; les participes sont respectivement *avü, savü* et *volu, polu, d'vu,* etc. A Othée infinitifs *avü, soyü; polœ, d'vœ,* etc. participes *oyœ, soyœ*; *polü, d'vü,* etc.

§ 136—9. Toutes les personnes de l'indicatif présent feraient utilement l'objet d'un examen nouveau; je me contenterai de grouper quelques observations de détail: La 1ère pers. du sg. possède, une forme faible, en.-*ěy*, signalée par M. Delaite, *Essai*, etc. I, p. 39. et étudiée § 204, par M. M. qui transcrit a tort *sposay*, etc. au lieu de *sposey* où *ey* est plutôt bref que long. Il n'eût pas été superflu d'ajouter que des verbes n'appartenant pas à la 1ère conjugaison connaissent l'infixe *ey* et que le son qui est dans celle-ci ne peut être identifié avec celui de *marěy* = marie (1 sg.). A la 2e plur. *-oiz* ne peut représenter *ẹ*, comme il est dit p. 197 (177); *ẹ* donne *œ*, dans le Nord wallon, *ü* plus au Midi et non *o(i)*; il faut donc chercher ailleurs l'origine de cette formation en-*o(z)* qui n' a pas encore été délimitée depuis la frontière flamande jusqu'à la frontière allemande, mais qui, en tout cas, est déjà générale au Nord de Namur (à Hannut, à Burdinne, etc.; Jehay Bodegnée a *œ*, Fumal a un son intermédiaire; la limite s'encline ensuite dans la direction de l'Est; on a -*ẹ*, non -*ǫ* à Laroche et dans les villages voisins; en revanche Hampteau, Les Tailles et Gouvy ont -*ǫ*.). A la 3e plur. il y avait lieu de signaler le phénomène propre au sud de la Belgique, mais moins répandu qu'on le croit généralement et que j'ai étudié *Romania* XIX, 89 et *Gloses de Darmstadt*; je veux parler du double recul de l'accent qui aboutit à des formes telles que *tchãtnu, ẽmnu,* alors que le Nd a *tchãtè, ẽmè* = *cantant, amant.*

§ 147. Je ne saisis pas la restriction formulée dans la règle relative aux subj. prés. en -*sse* wallons. Cette terminaison n'aurait persisté que "dans les verbes de III (*ēre, ĕre*), en tant qu'ils ne se terminent pas en voyelle + *te*, — -*de*." Mais parmi les ex. cités

il y a déja *prendam*, il pourrait y avoir aussi *credam*, *videam*, *poteam*, etc.; *sentire* a donné *sẽs* à côté de *sêt* et ce n'est pas le seul verbe en *-ire*, qui connaisse ce traitement. L'explication donnée de celui-ci ne me paraît pas non plus convaincante. Pour. quoi *rẽs*, *dœ̃s* à côté de *rẽde*, *dœve?* Et comment l'analogie de cette *-s* aurait-elle opéré au pluriel? Si j'anticipe sur les observations auxquelles donne lieu la conjugaison du verbe *être*, je constate que le subj. présent de celui-ci possède la désinence en *-s* aux 3 pers. plur. et non au sing. On dit, sauf variantes dont il sera question plus loin: *sẽyãs* ou *sẽyãχ*, *sẽyes* ou *sẽyéχ*, *sẽyẽs* ou *sẽyẽχ*, mais *ki dji (ti, i) sœ̃y*. Ce sont là des formes évidemment imitées de l'imparfait du subjonctif, qui a fourni l'unique moyen de les différencier de celles de l'indicatif présent; c'est aisé à vérifier là où on dit *estõs* ou *estõχ*, au subjonctif et *estõ* à l'indicatif (c'est le cas à Liers, à Paifve, à Juprelle; plus au S. O., à Pellaines et dans la région brabançonne); dans le sud du Luxembourg, à Etalle, on dit respectivement à la 1 sg. et la 1 plur. du présent et de l'imparfait du subjonctif: *ki dj 'sũ*; *ki dj'atẽs*; *ki dj atĩs*, *ki dj 'atẽs*; l'emprunt est donc flagrant (voyez là-dessus Meyer, § 307). Si l'on ajoute à cet argument celui que fournit l'analogie de certains verbes de la 2[e] conjugaison (*sentiam* a donné régulièrement *que je sench(e)* en anc. picard, *ki dji sẽχ* ou *sẽs* en wallon) toute difficulté disparaît. Loin donc de donner à la 3[e] conjugaison un rôle prépondérant dans l'explication du phénomène, il convient de reconnaître que c'est en tout dernier lieu que l'analogie a du opérer sur elle. — A la fin du § 147 M. M. rapproche les formes wallonnes *vuelge, tienge* des autres ex. „du subjonctif en-*ga*" qui lui fournissent les textes de l'Ouest. Je ne sais ce que ces ex. ont de probant, mais ce que je crois certain, c'est que *lg*, *ng* wallons ne représentent que le mouillement de la liquide et de la nasale; *g* est dans ce dialecte le signe de la palatale; de là les formes *volg* = *volh*, *creguz* = *creyuz*, dans les *Dial. Greg.*, de là *gh* = *g(e,i)* dans les chartes du pays (*Romania*, XVII, 562); de là peut-être aussi ces graphies si embarrassantes du plus ancien document wallon, c'est-à-dire de la cantilène d'Eulalie: *regiel* et *pagiens*, que je lis *reiiel* et *paiiens*, avec ce mouillement très prononcé que le wallon a gardé jusqu'aujourd'hui.

§ 172—3. Il est intéressant de constater que le wallon a montré une rare fidélité à l'étymologie dans la conjugaison des verbes à radical terminé par une dentale ou une labiale. Dans *co(n)suere*, le groupe *s-r* n' a pas plus reçu la consonne d'appui qu'en lorrain, d'où les formes du présent *dji kœ̃s, no(s) kǫsã*, l'infinitif *kœ̃s*, etc.; en revanche pas de formation analogique avec *s* dans *sedere* ni *videre*. *Dormir* a 1 sg. présent *dji dwèr* ou

dji dwẽm. Dans *vi(s)ké*, le *k* a pris pied dans toute la conjugaison.

§ 206 et sg. Les additions de M. Behrens n'ont pas épuisé la question des formes divergentes du verbe *être*. Il est peu de villages qui n'offrent à cet égard une création analogique propre, sous l'influence des lois phonétiques qui régissent son vocalisme ou son consonnantisme. Voici un tableau du subj. présent que j'ai dressé pour le N. O. de la province de Liège; on y relèvera quelques omissions que je n'ai pas le temps de réparer en ce moment:

	1—3 sg.	1 plur.	2 plur.	3 plur.
Liers	*sœ̣y*	*estõs*[1]),	*estẹ̄s*,	*estę̆s*.
Juprelle	*id.*	*estãs*,	*estẹ̄s*,	*sę̆yę̆s*.
Othée	*id.*	*estõχ*,	*estẹ̄χ*,	*sę̆yęχ*.
Paifve	*id.*	*estõj*,	*estẹ̄y*,	*estę̆s*.
Wihogne	*id.*	*estãχ*,	*estẹ̄χ*,	*estę̆χ*.
Lantin	*id.*	*sę̆yãs*,	*sę̆yẹ̄s*,	*sę̆yę̆s*.
Houtain St. Siméon et Xhendremael	*id.*	*sę̆yãχ*,	*sę̆yẹ̄χ*,	*sę̆yę̆χ*.
Voroux	*id.*	*sœ́õ̰χ*,	—	—
Tilice	*id.*	*soyå̃χ*,	—	—
Vevegnis	*id.*	*sœyãõs*,	*sœyẹ̄s*,	*sœyę̆s*.
Heure-le-romain	*id.*	*id.*,	*id.*,	*sę̆yę̆s*.
Lixhe, Loen	*id.*	*sę̆yãs*,	*sę̆yẹ̄χ*,	*sę̆yę̆χ*.
Haccourt	*id.*	*sœyãs*,	*sœyẹ̄y*,	*sœyĕy*.
Oupeye, Hermée	*id.*	*sœyãs*,	*sœyīs*,	*sœyęs*.
Basse-Hermalle	*id.*	*sę̆yãχ*,	*sœyīs*,	*sœyę̆χ*.
Hognoul, Hermalle sous Argenteau	*id.*	*sęyãχ*,	*sę̆yīχ*,	*sę̆yę̆χ*.
Glons, Boir	*id.*	*sę̆yõχ*,	*sę̆yẹ̄χ*,	*sę̆yę̆χ*.
Roclenge, Bassenge	*id.*	*sœyãχ*,	*sœyẹ̄χ*,	*sœyę̆χ*.
Wonck	*id.*	*sœyõχ*,	*id.*	*id.*

Le subj. imparfait prête aux mêmes remarques que le parfait d'où il est régulièrement issu. Ce dernier temps, lorsqu'il n'a pas disparu, diffère parfois également de village à village (§ 299); on dit *dji fu*, *no furi(n)* à Xhendremael, Loen, Roclenge, Wonck, et, sur la rive droite de la Meuse, à Berneau; *dji fu*, *no fuyi* à Warsage; *dji fuya*, *no fuyi* à Oupeye et à Vivegnis; *dji furi*, *no furi(n)* à Alleur à Hermalle et à Othée; à Villers-l'évêque *estin* a valeur de parfait, *estivè* celle d'imparfait; à Herstap, sur la frontière des langues, toute différence entre les deux formes a disparu; ailleurs, il n'y a plus de parfait, sinon périphrastiques: c'est le cas

---

[1]) Ces formes en *ãs* (*õs*) ou *ãχ* (*õχ*) se retrouvent en pays namurois, où le subj. présent est *ki no sǫ̆yãš* et le subj. imparfait *fušãš*; à la 2 plur. la finale *-o(z)* de l'indicatif a pénétré jusqu'ici, et on dit *sǫ̆yǫ̆š* au présent, de même que *œyoš* (ayez).

à Wihogne, à Houtain S. Siméon, à Basse-Hermalle, à Haccourt, à Lixhe, à Boir et jusqu'à Bombaye, tandisque Warsage est plus avantagé sous ce rapport. En somme il n'y a guère, dans la région septentrionale, que le présent et l'imparfait de l'indicatif, et les temps composés avec *avoir*, qui offrent une certaine uniformité. Au Sud, il en va différemment. Je ne puis, dans l'état actuel de mes recherches, dresser un tableau complet; je signalerai seulement les formes de quelques villages, qui ont déjà le traitement lorrain au présent de l'indicatif:

Habay la vieille / Anlier	*sœ, è, è*;	*sœ̃, atę̆, sã.*
Rulles	*id.*	*sõ, ę, sõ.*
Etalles et St. Marie	*id.*	*atã, atę̆y, atã.*

L'imparfait est *atu-atĕn* (*atẽ*) ou *astu*(*ǫ*), etc., suivant les lieux. Ce sont déjà les formes alléguées par M. Meyer (p. 253, 282 de la trad.) et M. Behrens comme étant caractéristiques du lorrain.

§ 219 et sq. Tous les verbes étudiés à la suite de *esse*, mais particulièrement *stare habere* mériteraient d'être envisagées de façon détaillée. Je me bornerai à quelques constatations. *Stait* (§ 224) que M. Meyer signale dans S. Brandan, a survécu jusqu'au XVII[e] en wallon; on le trouve dans un texte de 1631 (*Choix*, etc. p. 66):

Mi qui *stâ* là so costé
Mi qui veut, qui n'ois'moté.

cmp. p. 68:

pus qu'i t'*sitâ* sol'vôn' dè cour.

Le futur *stieret* ibid. p. 67. Le subj. *estas* a déjà été signalé; il forme le pluriel de *sœy* dans plusieurs lieux; il n'est donc pas propre aux textes normands. Quant à l'inf. *dalé* (§ 231), si le wallon ne l'emploie pas, il possède une forme *dyã* qui ne peut guère s'expliquer que comme le représentant de (*in*)*de* + *eamus*, avec la valeur interjective de: eh bien, allons. Le pendant dû à l'analogie est *i djont* que M. Delaite (*Grammaire*, etc., p. 181) a retrouvé à Mortroux et qui signifie: ils vont; la 1 plur. *jons* est déjà dans un texte de 1634 (*Choix*, etc. p. 100) — *Habere* offre plus d'une analogie avec *esse* dans la formation des temps du passé. Les subj. *estas* et *fuyas* ont leurs correspondents *avăs, ǭyăs*, etc.; sur le parf. *dj'ava* on a refait un subj. imparf. *avăs*, dont les 3 personnes du pluriel à Vivegnis, par exemple, sont *avīs; avīs*; *ǭyīs*. A Alleur on dit *avăχ*. Ce sont là des créations récentes, qui ont supplanté presque partout les formes plus anciennes *dj'œrĭ* ou *dj'œ*, d'où le subj. *euxh* (3 sg.) et *exhin* (1 plur.) dans une pièce de 1634 (*Choix*, p. 109). Une troisième formation est celle dont M.

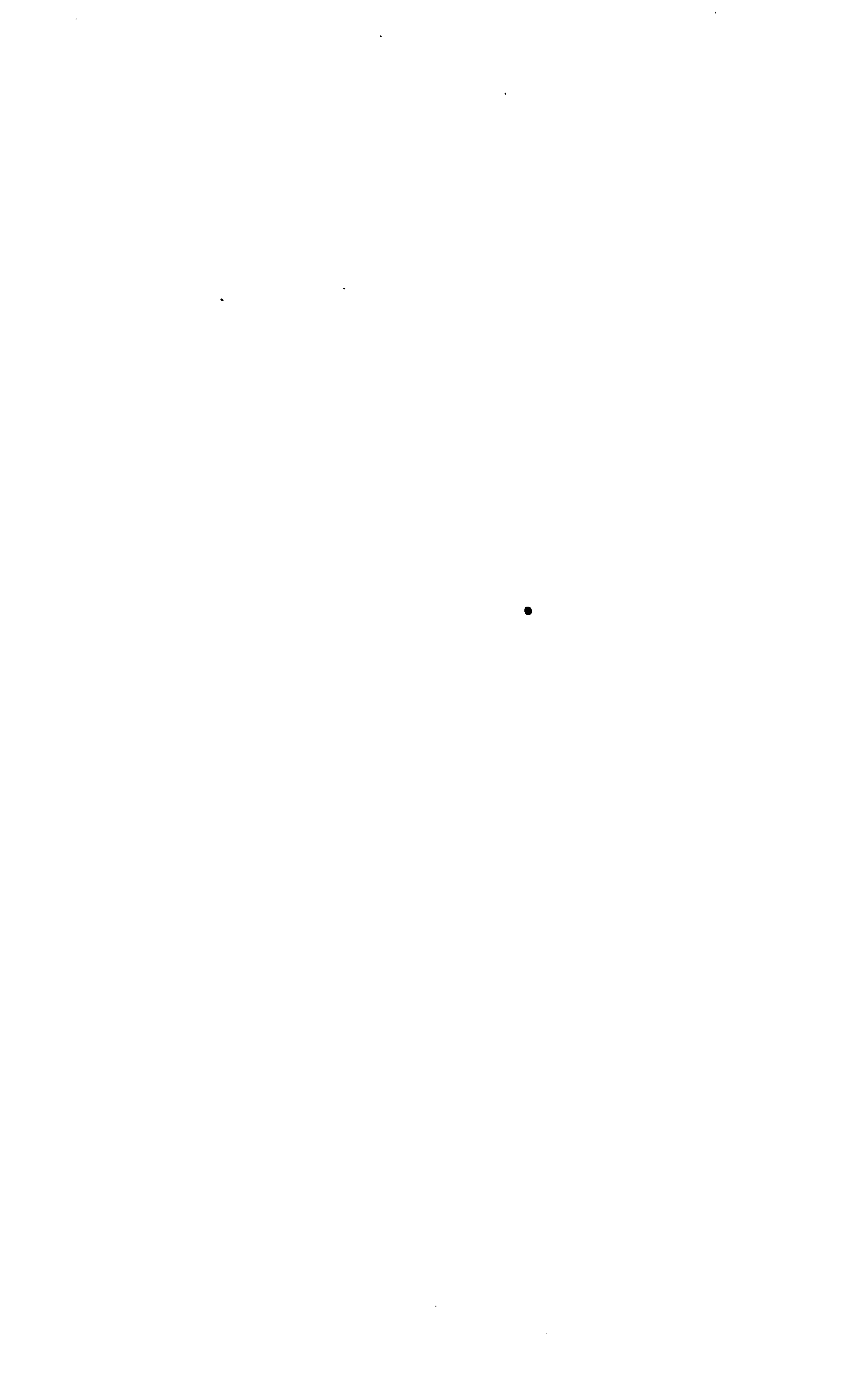
Suchier (*Zs. f. R. Ph.* II) a fait l'histoire; on la trouve encore dans *Tati li perrqui*, de même que *d'vinv* ou *vinf* = (de)vint dans le *Choix*, p. 155; la 1 sg. du présent, qui est *a*, est conservée, non seulement dans les régions liégeoise et namuroise, mais jusqu'à l'extrême Sud; on dit à Etalle et à S[te.] Marie *a*, *ḝ*, *ȩ̄*; *avãn*, *avẽ*; *avãn*.

§ 251. Dire que l'infinitif *polör* est wallon, ce n'est pas assez nettement indiquer la prédominance, dans ce dialecte, des formes analogiques de celles de *volere*; on dit au présent *no polã*, *vo polȩ*, *i polè*; l'imparf. le parf. et le subj. impf. ont de même *poléf*, *pola et polăs*. Ce sont là des traits bien modernes, surtout aux temps passés. En 1634 (*Choix*, etc., p. 104) on disait encore *vôf* = *voluit* et vraisemblablement *pof* = *potuit*; en 1700 je note le parf. *fâf* = fallut, qui est plus extraordinaire (*Choix*, etc., p. 150). M. M. cite ces formes (§ 281) mais sans les dater. Le futur a été *vuelrai-as-a*, d'où *voiront* (= voudront) vers le milieu du XVII[e] s. (*Choix*. etc. p. 166); le condit. 1 plur. *voirin* (id. p. 76) et 3 p. *voiri(nt)* (id, pp. 8 et 75); de même on a *poirans* (id. p. 79), *poiret-ont* dans les *Aiwes di Tongue*, c'est à dire *pue(l)rait-ans-ont*.

§ 299. Sur *fis* (qu'on a notamment dans les *Aiwes di T.* à la 3 sg. et que *f'ha* a supplanté) on avait fait un subjonctif imparfait *fiχ* (*fih* dans le même texte, *Choix*, etc. p. 148).

§ 307. A propos de ce que dit M. Meyer, dans des termes d'ailleurs peu clairs, de la confusion qui est à l'origine des temps actuels du subjonctif en wallon, particulièrement des subj. présent et imparf. en *-ăs* (*-aχ*), il convenait, comme je l'ai indiqué plus haut, de citer les formes du verbe *être* qui sont très significatives. Le sg. *estăχ* usité à Liège et le pluriel *estãχ* (1), *estȩ̄χ* (2), *estḝχ* (3), qu'on a, par exemple, à Wihogne, sont dans un rapport aussi étroit que possible, et il est plus vraisemblable, que c'est de ce verbe et de ses congénères en *-are*, qu'est partie l'impulsion. D'abord on a dit au présent: *sœ̄y*; *sœyâs-ȩ̄s-ḝs* (formes prédominantes en Hesbaye) et à l'imparfait *fuχ-χi*; plus tard sur un parfait *esta* on a refait un subj. imparf. *estaχ-χi* et sur celui-ci un pluriel du subj. présent *estâχ-ȩ̄χ-ḝχ*, le singulier résistant davantage, comme on l'observe en Hesbaye; à Liège et dans certains villages *sœy*; *sœyăs-ȩs-ḝs* sont encore seuls usités; il en est de même à Namur.

M. Wilmotte.



zwar mit Zimmer auch nicht durch Dick und Dünn; aber man mag in seinen Ausführungen an Einzelheiten auszusetzen haben, so viel man will: die Grundzüge seiner Theorie bleiben als gesichert bestehen. Zimmer hat Beweise gegeben, die jeder vorurteilsfreie Leser als solche anerkennen muss, dafür, dass die französischen Arthurromane und Lais zum Teil und zwar zum grossen Teil aus der Bretagne stammen. Wenn er glauben sollte, auch bewiesen zu haben, dass gar nichts aus wälschen Quellen stamme, so ginge er zu weit. Ich neige mich zwar auch dieser letztern Ansicht zu, in Anbetracht dessen, dass bis jetzt noch von keinem einzigen Lai oder Romane direkt — wälscher Ursprung (ich betone direkt) nachgewiesen worden ist, von englisch-anglonormannischer Durchgangsstufe gar nicht zu reden. Doch erst wollen wir das Ergebnis weiterer Untersuchungen abwarten, ehe wir uns definitiv und exklusiv entscheiden. Versuche, einen Nachweis für wälschen Ursprung zu erbringen, gibt es zwar genug; aber kein einziger kommt auch nur einem Wahrscheinlichkeitsbeweis gleich. So wie die Dinge jetzt stehen, hat die armorikanische Theorie vor der wälsch-anglonormannischen den bedeutenden Vorsprung, dass sie bereits auf Sicheres, sogar von den Gegnern nicht mehr Bestrittenes, fussen kann, während die letztere einstweilen nur höchst Problematisches aufzuweisen hat. G. Paris hat es bis jetzt noch ganz unterlassen, die zahlreichen von den Gegnern ins Feld geführten Argumente zu widerlegen; er hat sich damit begnügt, das Versprechen zu geben, dies einmal zu thun. Aber ein anderer Gelehrter, Lot, unternahm es neulich (*Romania*, XXIV u. XXV), die angegriffene Theorie zu verteidigen, und wenn es auf's Lärmschlagen ankäme, würde er wohl viel mehr ausrichten als G. Paris selbst. Auch Loth (in einem Aufsatz in der *Revue Celtique*) machte die Paris'sche Theorie zum Teil zur seinen, und Baist (in der *Zeitschrift für romanische Philologie*) begann eine Serie von Aufsätzen, die, wie der Verfasser ankündet, die Hypothese von G. Paris bestätigen sollen. Diese scheint also eine Art Nachblüte zu erleben. Hoffen wir, dass sie von kurzer Dauer sei, und man bald wieder vom Phantasieren auf das Gebiet der nackten Thatsachen zurückkehre! Ich wähle hier nur einen kleinen Abschnitt zur Betrachtung aus, auf dessen Wichtigkeit für die Gesamtfrage ich bereits hingewiesen habe, nämlich die Anwendung der Ausdrücke *Bretagne*, *Breton* in mittelalterlichen Texten, ein Thema, mit dem sich sowohl G. Paris, als auch Lot und Loth beschäftigt haben. Ich werde hier zu zeigen versuchen, wie sehr die Argumentation der Anhänger der wälsch-anglonormannischen Theorie sich vom Natürlichen und Logischen abwendet und in's Geschraubte verfällt. Dass sie auf andern Gebieten ihrer Beweisführung die Thatsachen nicht minder missachten und in nicht minder gewaltthätiger Weise

zu Gunsten ihrer Theorie umzudeuten und zu entstellen versuchen, dies zu beweisen, hoffe ich, später einmal Gelegenheit zu finden; einstweilen beschränke ich mich auf den einen Punkt.

Es sind nicht so sehr die Romane als die Lais, welche in der „*Bretagne*“ entstanden gedacht, den „*Bretons*“ als Verfassern zugeschrieben wurden. Es besteht nun bekanntlich die Hypothese, dass Lais und Romane nichts mit einander zu thun haben und darum verschiedenen Ursprungs sein möchten. Für diejenigen, welche dieser Ansicht huldigen, wird die Frage natürlich eine zwiefache, und das hier zu behandelnde Thema hat für sie nur Belang, so lange es sich um den Ursprung der Lais handelt, während es bei der Frage nach dem Ursprung der viel wichtigeren Romane nur von untergeordneter Bedeutung sein mag. Doch ist die erwähnte Hypothese ganz unbegründet, wie ich an anderm Orte nachweisen werde. G. Paris und die Anhänger seiner Theorie halten dafür, dass die Romane aus den Lais hervorgegangen sind; und da ich mich hier nur gegen sie zu wenden habe, ist die Frage für mich auch nicht zwiefach.

Der Streit zwischen den Anhängern der wälschen und denjenigen der armorikanischen Theorie spitzt sich auf die Frage zu, ob in mittelalterlichen Texten „*Bretagne*“ auch in der Bedeutung „*Wales*“, „*Breton*“ auch in der Bedeutung „Wälscher, wälsch“ angewendet werden konnte und angewendet wurde. Die erstern bejahen die Frage, die letztern verneinen sie.

Sehen wir zunächst vollständig ab von den wirklichen Verhältnissen, wie wir sie in den Texten vorfinden! Nehmen wir an, diese Texte existierten gar nicht, oder jene Ausdrücke wären darin gar nicht zu belegen! Wie würden wir uns dann die Verhältnisse vorzustellen haben vermittelst blosser Anwendung des gesunden Menschenverstands und logischen Schliessens? *Britannia* hiess bei den Römern im engern Sinne das Land, welches von den *Britones* bewohnt wurde. Das Land der *Britones* reichte wie die römische Provinz *Britannia* bis zu den *Firths of Forth* und *of Clyde;* aber da das Land der Pikten, das heutige schottische Hochland, nur ein kleines Gebiet war, so wurde *Britannia* im weitern Sinne auch für das heutige *Great Britain* angewendet, während der Begriff *Britones* sich natürlich nicht wohl in entsprechender Weise erweitern konnte. Der Plural „*Britanniae*“ findet sich in der Bedeutung des heutigen *United Kingdom*, war aber wohl niemals populär. Am Ende der germanischen Eroberung hatte die Provinz „*Britannia*“ längst aufgehört zu existieren; die *Britones* behaupteten sich nur noch an den westlichen Küstenstrichen; ein Teil hatte sich übers Meer nach Armorica geflüchtet. Die zurückgebliebenen *Britones* verloren jegliche Bedeutung ausser für ihre germanischen Nachbarn

und andere inselkeltische Stämme. Wie immer aber auch inselkeltische Stämme sich selbst oder einander nennen mochten, kann uns gleichgültig sein: sie waren selbst zu bedeutungslos.[1] Es waren natürlich die germanischen Eroberer, die spätern Engländer, dazu bestimmt, den zurückgebliebenen *Britones* den definitiven Namen zu geben, der allgemein acceptiert wurde; andererseits blieb es den Galliern, den spätern Franzosen, vorbehalten, den ausgewanderten *Britones* den definitiven Namen zu geben. Die germanischen Eroberer gaben ihren westlichen Nachbarn den Namen, den die Germanen allen Nichtgermanen, wenigstens allen Kelten, zu geben pflegten, *Walhôs*, *AE Wealas*; die Gallier dagegen, deren Sprache kein derartiges Wort enthielt (*barbari* war nicht populär), bezeichneten ihre westlichen Nachbarn mit demjenigen Namen, den diese sich selbst gaben, und den sie, die Gallier, ihnen gegeben hatten, als sie noch in ihrer alten Heimat *Britannia* gewohnt hatten. Mit dem Stammnamen *Britones* lebte auch der geographische Name *Britannia* in Gallien wieder auf,[2] und verdrängte nach und nach den alten Namen Armorica.[3] Von den Engländern überkamen die Franzosen den Namen *Wealas*, welcher zu *Guales* wurde (im Germanischen wurden bekanntlich Völkernamen zu Ländernamen), und das Adjektiv *walhisc(us)*, welches *Gualeis* wurde; von den Franzosen überkamen wohl umgekehrt die Engländer die Namen *Bretagne Bretons* für *Armorica Armoricani*. In beiden Fällen waren wohl die Anglonormannen die Vermittler; denn erst seit der normannischen Eroberung Englands kümmerten sich die Franzosen um die Kelten Grossbritanniens, die Engländer um die Bewohner von Armorica. Um zu diesen Resultaten zu gelangen, brauchen wir die mittelalterlichen Texte gar nicht; wir brauchen nur den gesunden Menschen-

[1]) Die letzten Reste der Britten nannten sich übrigens nicht mehr *Britones*, sondern *Kymri* = *hommes du même pays*, *compatriotes*, von *Kym* = *avec* und *bro* = *pays*, eine Etymologie, die durch Zeugnisse gesichert ist. Der Name Kymri existiert erst seit dem Ende der germanischen Eroberung Britanniens. Er entstand so spät, dass die brittischen Stämme, welche vom 5. bis 7. Jahrhundert nach Armorica auswanderten, ihn noch nicht kennen und mitbringen konnten (cf. De Courson, *Cartulaire de Redon* p. V—VI).

[2]) *Par nos Bretons sera Bretaigne* (*Brut* 6073).

[3]) *Des cel tens, par cele acquoison Perdi Armoriche son non, Si ot a non Bretagne et a; Ja mais, jo croi, ne le perdra.* (*Brut* 6080 ff). Galfrid setzt bekanntlich dieses Ereignis schon ins 4. Jahrhundert; aber die Geschichte von Conan Meriadoc ist als Fabel erwiesen. *Britannia* existiert statt *Armorica* seit dem 6. Jahrhundert (cf. Courson *Cartulaire de Rennes* p. XIV). Früher hiess nur der von den Britten kolonisierte Teil von Armorica *Britannia*, während der andere Teil noch *Armorica* oder *Romania* hiess (nämlich die Grafschaft Rennes und ein Teil der Grafschaft Nantes); die Bewohner jener Gegenden heissen heute noch *Bretons Gallots* (cf. de Courson *op. c.* p. CCCXLIV—VIII).

verstand walten zu lassen. Das Gesagte betrifft Dinge, die jedes Schulkind weiss; aber von Vertretern der wälsch-anglonormannischen Theorie wurden sie in gröbster Weise entstellt oder ignoriert. Denn aus den eben klargelegten Verhältnissen folgte, dass nur folgende 2 populär entwickelte Bedeutungen der Worte *Bretagne*, *Breton* zur Zeit der Abfassung der Arthurromane und Lais möglich war:

I. *Bretagne* bezeichnet das heutige Grossbritannien (mit Einschluss oder Ausschluss des schottischen Hochlandes) vor, z. Th. noch während der germanischen Eroberung; also z. B. das Reich König Arthurs in der Sage. *Bretons* bezeichnet dem entsprechend die Bevölkerung des eben genannten und abgegrenzten Landes, nur im engern Sinne (d. h. die Bewohner des schottischen Hochlandes ausgeschlossen), auch nur vor und während der germanischen Eroberung; also z. B. auch König Arthur und seine Ritter in der Sage.[4])

II. *Bretagne* bezeichnet das Gebiet des ehemaligen Armorica seit der Einwanderung aus Grossbritannien, und dem entsprechend bezeichnet *Bretons* die Bewohner dieses Gebietes seit der Einwanderung.[5])

Diese beiden Bedeutungen sind aber auch die einzigen, welche sich volkstümlich aus den gegebenen Verhältnissen entwickeln lassen. Wo wäre Raum gelassen für die volkstümliche Entstehung einer Identifikation von *Bretagne Breton* mit Wales, wälsch? Hingegen ist es möglich, dass, wo es sich um die lange Periode der germanischen Eroberung Britanniens und der gleichzeitigen britischen Eroberung Armoricas handelte, „*Bretons*" die Britten der Insel sowohl wie die kontinentalen Britten bezeichnen mochte; aber, wie gesagt, nur für jene Periode! Doch ist dies nicht eine neue Bedeutung; es ist einfach die Addition der Bedeutungen I und II. Bei *Bretagne* ist eine entsprechende Addition nicht denkbar (*Bretagne* = Grossbritannien + Armorika); Ländernamen lassen sich nicht addieren und verschmelzen wie Völkernamen.[6])

Neben den 2 populär entwickelten Bedeutungen der Ausdrücke *Bretagne Bretons* waren auch noch 2, und nur 2 archaische Bedeutungen derselben möglich, welche wir im Anschluss an jene unter III und IV rubrizieren wollen. Der eine Archaismus ging von

---

[4]) Ueber eine Einschränkung der Bedeutung I infolge eines Anachronismus vgl. unten p. 84 Anmerkung 8.

[5]) Es muss beachtet werden, dass es uns für die Frage nach dem Ursprung der Arthurromane immer nur darauf ankommt, welche Bedeutung die Worte im Munde der Franzosen und Engländer haben mochten.

[6]) Man kann die Gesamtheit der Leute deutscher Zunge oder deutscher Abstammung „Deutsche" nennen, nicht aber die von ihnen bewohnten Länder kurzweg als „Deutschland" bezeichnen.

der Continuität des Landes, der andere von der Continuität des Volkes aus:

III. *Bretagne* mochte für die Gelehrten das Gebiet des heutigen Grossbritanniens auch noch nach der germanischen Eroberung bleiben.[7]) Für sie blieb der Name des Landes als fix bestehen, wie immer auch die Bevölkerung wechseln mochte. Weil aber die *Engle* (und Sachsen) es waren, die eigentlich an Stelle der *Britones* getreten waren, und die an Wichtigkeit die übrigen Nationalitäten der Insel weit überflügelten, so mochte wohl auch *Bretagne* „England" *par excellence* bedeuten.[8]) Wir können also auch bei dem archaischen Ausdruck *Bretagne* einen weitern Begriff (Grossbritannien) und einen engern (England) unterscheiden. Aber ganz unerklärbar wäre eine Einschränkung innerhalb der Grenzen von Wales oder Schottland. Erst sekundär mochte man dann auch die Einwohner von *Bretagne* im erwähnten weitern und engern Sinn *Bretons* nennen, in Analogie dazu, dass gewöhnlich Land und Leute verwandte Namen tragen. Aber während der erwähnten archaischen Verwendung von *Bretagne* wegen der politischen Wichtigkeit des damit bezeichneten Landes und der universellen Verbreitung der lateinischen und der französischen Sprache im Mittelalter grosse Popularität in Aussicht stand, konnte dies offenbar bei der entsprechenden Verwendung von *Bretons* nicht der Fall sein, da gerade die Gelehrten, welche den Archaismus verbreiten und den Laien überliefern sollten, sich dagegen sträuben mussten, die *Engleis*, welche sie als Besieger der *Bretons* kannten, selbst *Bretons* zu heissen.[9]) Eine

---

[7]) Vgl. z. B. die jüngere Version des *Carle of Carlyle* v. 9—10: *The Ile of Brittaine called is Both England und Scotland iwis*; *Wales is an angle of that Ile* (vgl. ebenso eine Stelle in Nennius, citiert unten p. 106. A. 35).

[8]) Aehnlich wie z. B. heute „England" häufig das ganze „*United Kingdom*" bezeichnet. Die Bevorzugung Englands mochte dann auch auf die Zeit vor der germanischen Eroberung übertragen werden, so dass auch *Bretagne* in Bedeutung I speziell das spätere Gebiet von England, im Gegensatz zu Wales (auch eine anachronistische Benennung) und Schottland bezeichnen konnte. Von hier ausgehend, mochte natürlich auch der Begriff von *Bretons* in Bedeutung I entsprechend verengert werden. Aber diese Verwendung der Worte beruht eben einzig auf Unkenntnis der Geschichte, auf Uebertragung späterer Verhältnisse auf frühere Zeiten. Wace z. B. lässt beim Einfall der Sachsen die „*Bretons*" nach *Gales* und *Bretagne Armorique* auswandern. V. 14365 stellt er „*Breton et Galois*" neben einander; Von *Amauris li Orcanois* sagt er (v. 12595): „*Ne sai s'il fu Bres ou Walois*"; in allen diesen Fällen sind die kontinentalen Bretonen ausgeschlossen. (Vgl. auch die Beispiele aus Gaimar und aus der Folie Tristan unten p. 108 f.)

[9]) Vgl. z. B. *Ille et Galeron v. 135 ff: Saciés que. II. Bretagnes sont Et gens diverses i estont. Li Engleis sont en le greignor, Mais li Normant en sont signor. En la menor sont li Breton.* Dies zeigt klar, dass man die Bewohner von *Bretagne le greignor* nicht *Bretons* nannte, sondern *Engleis* und *Norman*; dass also die Anwendung des Völkernamens derjenigen des Ländernamens nicht parallel ging.

Addition der Bedeutungen II und III von *Bretons* lässt sich kaum denken, da das Vorkommen der Bedeutung III selbst sehr zweifelhaft ist. Eine entsprechende summarische Bedeutung von *Bretagne* (= II + III) ist aus andern Gründen ausgeschlossen (vgl. p. 83).

IV. *Bretons* mochte für Gelehrte die Bezeichnung der nach der germanischen Eroberung in Grossbritannien zurückgebliebenen Ueberreste der alten Britten bleiben, und zwar mochte dieser Name auch im weitern und engern Sinn gebraucht werden, im weitern für die Bewohner von Cornwall, Wales und Strathclyde, im engern für die wichtigsten unter ihnen, die Wälschen.[10]) Nun ist aber zu beachten, dass, während *Britannia* vermöge der Wichtigkeit des Landes kontinuierlich im Munde der Gelehrten aller Länder und in ihren Büchern fortlebte, die *Britones* für alle Gelehrte (unter den früheren Angelsachsen gab es bekanntlich keine) als ausgestorben gelten und vollständig ignoriert werden mussten. Die lange Zeit seit der germanischen Eroberung bis zu der spätern angelsächsischen Periode, in der die zurückgebliebenen *Britones* für die gelehrte Welt quasi todt waren, und die sehr geringe Bedeutung, die ihnen noch in der spät-angelsächsischen und anglonormannischen Periode, auf dem Continente wenigstens, beigemessen wurde, geben wohl genügend Anlass zu der Annahme, dass die erwähnte archaische Bedeutung von *Bretons* einen harten Stand haben musste. Offenbar hatten nur wälsche Patrioten oder andere Freunde und Bewunderer der wälschen Nation (wenn es solche gab) ein Interesse daran, einen solchen Archaismus aufleben zu lassen, um die Wälschen dadurch an ihre Abstammung von den alten Britten zu erinnern. Natürlich muss theoretisch als möglich zugegeben werden, dass man, ausgehend von der Identität Wälsche = *Bretons*, sekundär auch die Identität *Wales* = *Bretagne* aufstellen konnte. Wenn aber schon dem primären Archaismus *Bretons* fast alle Lebensbedingungen mangelten, wie sollte dann erst der davon abgeleitete Archaismus *Bretagne* sich verbreiten, ja überhaupt nur entstehen können? Denn die blosse Möglichkeit der Entstehung des letztern setzt eine gewisse Häufigkeit des erstern voraus. Eine Addition der Bedeutungen II und IV von *Bretons* war möglich, musste aber wohl wie Bedeutung IV selbst sehr selten sein.

Wir haben also gesehen, dass ohne irgend welche Rücksichtnahme auf die thatsächlich existierenden mittelalterlichen Texte, nur je 4 Bedeutungen der Ausdrücke *Bretagne*, *Bretons* zulässig sind, die aber in Bezug auf Häufigkeit von einander sehr verschieden sein mussten, indem sowohl *Bretagne* als *Bretons* in den Bedeutungen I und II von Haus aus populär sein mussten, der Archaismus *Bre-*

---

[10]) Die sich selbst Kymri nannten.

tagne in III grosse Popularität erreichen, der Archaismus *Bretons* in IV nur vereinzelt vorkommen, die sekundären Archaismen *Bretons* in III und *Bretagne* in IV kaum lebensfähig sein konnten. In den mittelalterlichen Texten nun finden wir die ohne Zuhülfenahme derselben gefundenen Resultate genau bestätigt. Die Bedeutungen I und II finden wir in allgemeinem Gebrauch und zwar in lateinischen und französischen Texten; die Zahl der Beispiele ist Legion, und es ist darum ganz unnötig, welche aufzuzählen; übrigens ist das allgemeine Vorkommen dieser Bedeutungen meines Wissens noch von keinem Anhänger der wälsch-anglonormannischen Theorie bestritten worden. Auch die Verwendung des Ausdrucks *Bretagne* in Bedeutung III ist sehr häufig, als Archaismus natürlich in lateinischen Texten relativ zahlreicher vertreten als in französischen. Auch hierfür ist es unnötig, Belege zu geben. Die Verwendung des Ausdrucks *Bretons* in Bedeutung IV ist sehr selten und auf lateinische Texte beschränkt; die wenigen Beispiele, die man bis jetzt gefunden, hat Lot besprochen; ich werde auf sie zurückkommen. Dem Ausdruck *Bretons* in Bedeutung III und dem Ausdruck *Bretagne* in Bedeutung IV bin ich noch nie begegnet; auch die Vertreter der wälschen Theorie haben bis jetzt noch keine Belege hierfür geliefert.[11])

Trotzdem die Ausdrücke *Bretagne Bretons* je 4 Bedeutungen haben können, so ist es im allgemeinen sehr leicht zu entscheiden, welche von ihnen jeweils in Betracht kommen kann. Die Confusion ist lange nicht so gross, wie es uns die Vertreter der wälschen Theorie weismachen wollen, um aus der Zwei- oder Mehrdeutigkeit der Worte Kapital schlagen und im Trüben fischen zu können, lange nicht so gross wie in den Schriften eben jener Gelehrten, wo man nie recht weiss, ob man's mit Fisch oder Vogel zu thun hat.

Die zwei populär entwickelten Bedeutungen I und II sowohl von *Bretagne* als von *Bretons* sind von einander zeitlich genau geschieden. In fast allen Texten ist die Zeit, welche für jeden speziellen Fall in Betracht kommen kann, genügend durch den Zusammenhang gekennzeichnet, um jene Unterscheidung zu ermöglichen.

Die Bedeutungen III und IV von *Bretagne* und *Bretons* stehen einander gegenüber wie das Ganze und der Teil; die primäre Bedeutung III ist an Häufigkeit der sekundären Bedeutung IV

[11]) Allerdings wird heute im Englischen *Briton British*, im Deutschen *Britte, brittisch* etc. in einer Art erweiteter Form von Bedeutung III gebraucht, nämlich zur Bezeichnung der vereinigten Engländer, Wälschen, Schottländer und Irländer; aber diese Bezeichnung existiert wohl erst seit der Constituierung des „*United Kingdom*“ und sollte wohl zu letzterm Ausdruck ein Pendant bilden wie englisch zu England, irisch zu Irland etc.; sie entsprang rein patriotisch-unionistischen Motiven und ist darum im Mittelalter noch nicht anzutreffen.

ungeheuer überlegen, (letztere ist, wie gesagt, noch nirgends belegt worden, figuriert also hier nur als potentiell); derjenige Autor also, welcher letztere gebrauchen wollte, war gezwungen, da ihm ja die erstere wegen ihrer Häufigkeit auch bekannt sein musste, sie von dieser durch den Context zu unterscheiden, um sich seinen Lesern verständlich zu machen, während umgekehrt derjenige Autor, welcher erstere gebrauchen wollte, eine besondere Unterscheidung von der letztern, mit der er nicht einmal vertraut sein mochte, nicht nöthig hatte. Wo also beim Gebrauch von „*Bretagne*" keine nähere Bestimmung vorhanden ist und zugleich I und II eliminiert sind, da kann IV nicht gemeint sein.

Die sekundäre Bedeutung III und die primäre Bedeutung IV erheischten wohl beide wegen ihrer Seltenheit (erstere ist noch nirgends belegt, letztere nur vereinzelt) eine Erklärung durch den Zusammenhang.

Die Bedeutungen I und III von *Bretagne* sind zeitlich von einander getrennt; eine Unterscheidung hat hier übrigens nicht den geringsten praktischen Wert.

Die Bedeutungen II und III von *Bretagne* sind örtlich von einander geschieden. Eine örtliche Bestimmung ist notwendig, da die Häufigkeit beider Bedeutungen unbegrenzt ist, kommt aber in den Texten nicht so leicht zum Ausdruck, wie eine zeitliche; dies ist denn auch der Fall, wo man noch am ehesten von Confusion reden kann. Oft wird die Unterscheidung durch Vorsetzung oder Nachsetzung eines Adjektivs (*major — minor, la maiour, la greignour — la menour, la grande — la petite*) gemacht; aber gewöhnlich muss man die Bedeutung doch aus dem weitern Zusammenhang erschliessen, und dabei ist zu bemerken, dass bisweilen, wo uns der Sinn nicht ganz klar sein mag, er doch dem Autor und seinen zeitgenössischen Lesern selbstverständlich sein mochte. So musste im allgemeinen einem französisch schreibenden Franzosen *Bretagne II* geläufiger sein als *Bretagne III*, einem lateinisch schreibenden Engländer umgekehrt.

Die Bedeutungen I und IV von *Bretagne* müssen in den Texten sehr leicht auseinanderzuhalten sein; denn gegenüber der uneingeschränkt häufigen Bedeutung I erheischt die notwendig seltene Bedeutung IV (Belege dafür gibt es noch nicht) natürlich durchaus eine nähere Bestimmung; fehlt eine solche, so kann darum IV nicht gemeint sein.

Ganz ebenso wie mit der Unterscheidung der Bedeutungen I und IV, verhält es sich auch mit den Bedeutungen II und IV von *Bretagne*, indem II die Rolle von I hat.

Die Bedeutungen I und III von *Bretons* unterscheiden sich zeitlich und daher wohl im allgemeinen leicht. Die notwendig seltene

(noch nirgends belegte) Bedeutung III erfordert eine nähere Bestimmung gegenüber der sehr häufigen I.

Die Bedeutungen I und IV von *Bretons* unterscheiden sich nicht bloss zeitlich, sondern auch noch wie das Ganze und der Teil; der Verwechslung ist also leicht vorzubeugen. IV muss gegenüber dem ungleich häufigern I determiniert werden.

Bretons II ist von *Bretons* III örtlich geschieden; das letztere, als das notwendig viel seltenere (noch nirgends belegte) kann nicht in Betracht kommen, wo es nicht als solches determiniert wird.

Die Bedeutungen II und IV von *Bretons* sind örtlich von einander geschieden. Es ist auch hier Bedeutung IV als die weitaus seltenere diejenige, welche eine nähere Bestimmung verlangt.

Die Notwendigkeit einer genügenden nähern Bestimmung, wo sonst die Möglichkeit eines Missverständnisses vorhanden wäre, ist ein Moment, welches von den Vertretern der wälschen Theorie ignoriert oder absichtlich stillschweigend übergangen wird. Es ist aber doch selbstredend, dass es einem Autor ebenso sehr daran gelegen sein musste, von seinem zeitgenössischen Publikum verstanden zu werden, wie diesem, ihn zu verstehen,es sei denn, dass er aus einem speziellen Grunde Zweideutigkeit wünschte. Man kann wirklich nicht verstehen, wie einem die Verfechter der genannten Theorie zumuten, zu glauben, dass ein Autor die Worte *Breton Bretagne* ohne jegliche nähere Bestimmung in Bedeutung IV anwandte, während er doch wissen musste, dass sie der Verwechslung mit den allgemein gebräuchlichen Bedeutungen II und (z. Teil) III ausgesetzt waren, und er so leicht durch Anwendung der ganz gewöhnlichen Ausdrücke *Cambria Cambrensis*, *Guales Gualeis* jedem Missverständnis vorbeugen konnte.

Doch ich will nun zu der Kritik der zu Gunsten jener Theorie vorgebrachten Argumente übergehen und meinen Lesern einen Einblick zu geben suchen in die Art und Weise, wie die Anhänger der Theorie mit dem in den Texten vorliegenden Material gewirtschaftet haben.

Man sollte meinen, es wäre für jedermann klar, dass Belege für *Bretagne*, *Bretons* als blosse Archaismen für die Frage nach dem Ursprung der Lais nichts beweisen; denn die für diese Frage in Betracht kommenden Zeugnisse sind fast alle populärer Art; besonders gilt dies von dem Ausdruck „*lai breton*". Wenn die Anhänger der wälschen Theorie die Archaismen für ihre Sache ausbeuten wollen, so müssen sie zunächst den Nachweis leisten, dass die Archaismen, auf die sie sich berufen, populär geworden sind. Nun, nichts ist leichter zu beweisen, als dass *Bretagne* in Bedeutung III einen hohen Grad von Popularität erlangt hat; aber dies hilft

ihnen nichts; denn es handelt sich hier nur um Bedeutung IV. Was muss man aber von einem Gelehrten halten, der versucht zu beweisen, dass *Bretagne Breton* in Bedeutung IV populär waren (das ist es wenigstens, was ein Vertreter der wälschen Theorie zu beweisen hat), dadurch, dass er zeigt, dass *Britannia Britones* bisweilen bei gelehrten Schriftstellern sich in jener Bedeutung finden? *Il importe*, sagt F. Lot (*Romania* XXIV p. 498), *de distinguer soigneusement les textes en langue vulgaire des textes latins* (wozu denn, wenn sie das gleiche beweisen können?) *et surtout de ne point apporter de parti pris dans l'examen de ces problèmes* (dies hätte der Verf. sich zunächst selbst hinter die Ohren schreiben dürfen; man sieht übrigens nicht ein, in was für einer logischen Beziehung diese Forderung zur erstern und zum Folgenden steht). *Que, même dans les textes latins, les mots Britannia, Britanni, Britones soient un archaïsme* (Wozu das „*même*"?, enthalten denn nicht in erster Linie lateinische Texte Archaismen?), *je l'admets très volontiers, mais cela ne changera rien à l'état de la question. Il nous importera peu, en effet, que dans la vie pratique* (was soll dies heissen?) *le même écrivain emploie le mot Gallois, Galles, si, lorsqu' il écrit, il désigne par les mots Britones Britannia les mêmes individus et le même pays.* Was soll die Unterscheidung von Schreiben und Reden? Sind uns etwa die Gespräche „*dans la vie pratique*" phonographisch überliefert worden? Ich darf wohl dieses Conglomerat von Absurditäten einfach beiseite lassen, Kritik ist hier überflüssig. Lot ist auch der einzige Vertreter der wälschen Hypothese, der die blosse Aufzählung von Archaismen aus gelehrten Autoren als genügenden Beweis für seine Behauptung erachtet. Aber da er volle 15 Seiten hierzu verwendet, müssen wir ihm wohl auf dieser Abschweifung folgen.

Zimmer hatte verschiedene lateinische Autoren angeführt, welche *Britannia Britones* (nach seinem Dafürhalten) in Bedeutung II anwenden. Es muss aber bemerkt werden, dass er diese Stellen nicht da citierte, wo er beweisen wollte, dass *Bretagne Breton* niemals in Bedeutung IV vorkommen; das letztere unternahm er in einem seiner Artikel in den *Göttinger Gelehrten Anzeigen*; aber die von Lot angefochtenen Stellen finden sich in der *Zeitschrift für frz. Sprache und Litteratur* Bd. XII, wo Zimmer von gewissen Bestandteilen der „Arthursage" nachzuweisen versuchte, dass sie armorikanischen Ursprungs seien. Lot aber lässt seine Leser glauben, dass Z. diese Beispiele angeführt habe, um zu beweisen, dass *Bretagne Bretons* Armorika Armorikaner bedeuten können, und dass er neben „zahlreichen und sichern" (p. 497—8) Beispielen (grossmütig sagt er: *On en pourrait ajouter beaucoup à ceux que donne M. Z.* p. 498) auch noch gerade die unglücklichsten gewählt habe. Für die These, dass *Bretagne Bretons* nicht *Gales Galois* bedeutet habe,

brauchen wir gar keine Beispiele zu citieren; denn dass *Bretagne Bretons* in den Bedeutungen I und II, dass erstere auch in Bedeutung III vorkam, ist ja unbestritten; mit Anführen von Beispielen würden wir nie fertig werden; wir brauchen nur darauf hinzuweisen, dass andrerseits noch kein populäres Beispiel, wo *Bretagne Bretons* sicher *Gales Galois* bedeute, gefunden worden ist. In *Zeitschrift* XIII aber bewies Z. den armorikanischen Ursprung verschiedener Bestandteile der Arthursage, indem er zeigte, dass sie den *Britones* zugeschrieben wurden, und indem er bei jedem Beispiel besonders nachzuweisen suchte, dass *Britones* daselbst „Armorikaner" bedeute; aber auf Grund dieser wenigen (relativ unsichern) Beispiele zu behaupten, dass *Bretons* immer nur Armorikaner bedeute, lag selbstredend gar nicht in seiner Absicht; dies hatte er ja in den *G. G. A.* bewiesen und darauf konnte er hier fussen. Nur ein ganz verwirrter Kopf oder Sophist wie Lot[12]) kann zwei so ganz verschiedene Thesen zusammenwürfeln. Wer Lots Arbeit lesen und sich ein unabhängiges Urteil über die Frage bilden will, muss immer auch zugleich Zimmers Arbeiten zur Hand haben, und alles dort kontrolieren; denn, sei es aus Unverständnis oder aus Sophisterei, Lot giebt Zimmers Ansichten oder Argumente selten wieder, ohne sie zu entstellen. Lot ficht einen Teil der von Zimmer, wie gesagt, für eine andere These citierten Beispiele an und will uns glauben machen, dass sie gerade das Gegenteil von dem beweisen, was Zimmer beweisen wollte. Durchmustern wir diese Beispiele. Lot selbst hat die Texte ausführlich citiert, so dass ich dies hier nicht wieder zu thun brauche.

Das erste Beispiel, welches Lot bespricht (p. 498 ff.) findet sich in einem Briefe, den der in der Normandie weilende Heinrich von Huntingdon an seinen Freund Warinus Brito schrieb, *„qui habitait l'Angleterre"*. Die kurze Stelle heisst: *Mortuum tamen (sc. Arthurum) fuisse Britones, parentes tui, negant et eum venturum sollenniter expectant.* Heinrich und Warinus Brito haben dasselbe Vaterland, sagt Lot; nun, Heinrichs Vaterland ist England; also ist dasjenige des Warinus — Wales: So liest sich Lots Argumentation. Heinrich schreibt *„patriae nostrae gesta"*, womit er seine *Historia Anglorum* meint. Ist da nicht die *patria nostra*, das gemeinsame Vaterland, *Anglia*, sei es nun bloss das Gebiet des heutigen Englands oder (im weitern Sinne) ganz Grossbritannien. Aber wo liegt auch im letztern Falle, die Gewissheit oder auch nur Wahrscheinlichkeit, dass Warinus ein Wälscher war? Zimmer wies auch darauf hin, dass Warinus der Wälsche nicht zu Warinus Brito, sondern wohl

[12]) Dass ich diese Ausdrücke mit Recht gebrauche, wird mir der unparteische Leser, wenn er am Schlusse meines Aufsatzes angelangt sein wird, wohl einräumen müssen.

zu Warinus Cambrensis (entsprechend z. B. Giraldus Cambrensis) latinisiert worden wäre. Lot hat dies nicht wiederholen wollen, während er sich doch sonst nicht geniert, sogar die abgedroschensten Argumente wieder aufzutischen. Z. hält dafür, dass *Britones* in der citierten Stelle die Armorikaner bezeichne, und mit Recht. Von den Armorikanern steht es fest, dass sie den Glauben an eine Wiederkehr Arthurs hatten; der in den Werken des 12. Jahrhunderts so oft erwähnte und Heinrich jedenfalls auch nicht unbekannte „*espoir breton*" der Armorikaner ist ein historisches Faktum; der „*espoir breton*" der Wälschen dagegen schwirrt nur in den Köpfen der Anhänger der wälschen Theorie herum. Ferner, wenn bei dem Worte „*Britones*" die Bedeutung I ausgeschlossen ist und keine nähere Bestimmung dabei steht, so kann nur Bedeutung II gemeint sein (vgl. p. 88). Nun aber, wie kann Heinrich dazu kommen, die „*Britones*" (= Armorikaner) die *parentes* seines Freundes, des Engländers Warinus, zu nennen? Doch einfach, weil dieser den Beinamen Brito hat und Heinrich wohl dachte oder wusste, dass seine Familie aus der Bretagne stammte, wie so viele andere englische Familien[13]), oder vielleicht auch bloss scherzweise. Mindestens mit demselben Recht, mit dem Lot den Beinamen *Brito* als eine *plaisanterie de circonstance* auffasst, kann man in dem „*parentes tui*" dasselbe sehen. Eigentümlich ist auch, was Lot hier von Galfrid von Monmouth sagt: *qui lui* (d. h. Heinrich) *a indiqué un sens tout nouveau des mots Britones*, *Britanni.* Darunter muss Lot doch folgerichtig die Bedeutung IV verstehen, welche Heinrich in jenem Briefe angewandt haben soll. Also die Bedeutung IV soll nicht älter sein als Galfrid's Historia? Lot schlüge, wenn diese Behauptung wahr wäre, der wälschen Hypothese selbst eine tiefe Wunde; aber er scheint dies nicht gemerkt zu haben. Übrigens, wo finden wir in Galfrids Historia diese Bedeutung IV? Warum keine Belege? Wären solche nicht Lot selbst zu statten gekommen, der ja nachher mit seiner Aufzählung von Belegen so bald fertig ist? Lot selbst sagt (p. 500), er behaupte nicht, dass seine Erklärungen *absolument décisives* seien; diese Bescheidenheit ist zu loben, besonders da sie hier sehr wohl angebracht ist. Doch kurz vorher sagt Lot ganz siegesgewiss, indem er seinem Gegner die Waffen in die Hand drückt (p. 499): *M. Z. aurait même pu ajouter que dans son Historia Anglorum Henri de Huntingdon appelle* (*à propos d'événements du XI*e. *siècle*) *Britannia l'ancienne Armorique et emploie les mots Wallia*

---

[13]) Zimmers Ansicht ist, dass Warinus ein Bretone war, der in England wohnte; dann dürfte aber doch das *patriae nostrae* einige Schwierigkeiten bereiten. Der Beiname Brito lässt sich aber ganz gut als erblich auffassen.

Wallenses pour désigner les habitants celtiques de la Grande Bretagne; dies thut er auch noch in der dritten Auflage, nachdem er Galfrids Historia kennen gelernt hatte, woselbst übrigens *Britones* durchaus nicht in einem „*sens tout nouveau*“ angewandt ist (Lot selbst findet ja diesen „*sens tout nouveau*“ in den ältern *Gesta Regum Anglorum* des Wilhelm von Malmesbury): die Bedeutungen I und II sind alt und IV kommt nicht vor.

Den Höhepunkt erreicht wohl Lots Geistesverwirrung in seiner Besprechung eines Beispiels aus Wilhelm von Malmesburys *Gesta Regum Anglorum* (p. 500—1). Dieser Abschnitt wäre nur verständlich in einem Handbuch der Logik als Illustration zu den Trugschlüssen, von denen hier alle Arten, merkwürdig in einander verschlungen, auf einen kleinen Raum zusammengedrängt sind. In dem angeführten Abschnitte findet sich *Britones* dreimal, sagt Lot (wenn man richtig zählt, erhält man übrigens 4, doch wir wollen nun bloss 3 in Betracht ziehen); das erste und dritte Mal bedeute es „*Bretons insulaires*“; wie sollte es sich das zweite Mal auf die Armorikaner beziehen? Was beweist aber die Zahl 2 gegen die Zahl 1? Lot selbst, der für das zweite Beispiel von *Britones* eine „Ausnahme“ nicht zulassen will, sagt gleich nachher: *Il est tout simple qu'il désigne ici, par exception si l'on veut, les Celtes de Grande-Bretagne par leur ancien nom. C'est un archaïsme, mais un archaïsme tout naturel, presque imposé par le contexte.* Also, wo es ihm passt, lässt er Ausnahmen zu. Nach ihm bedeutet *Britones* auch im zweiten Beispiel, *Bretons insulaires*, *Celtes de la Grande-Bretagne*, weil es im ersten und dritten Beispiel diese Bedeutung hat; alle drei Beispiele bezeichnet er als Archaismen. Nun sind aber offenbar im ersten und dritten Beispiel die *Britones* die alten Kelten Grossbritanniens; denn es sind die Zeitgenossen des Wortiger, des Ambrosius und Arthurs. Wenn man sie *par leur ancien nom* bezeichnet, so ist dies nicht ein Archaismus. Wie sollte man sie anders bezeichnen können? Wohl aber müsste *Britones* ein Archaismus sein im zweiten Beispiel, wo die Zeitgenossen Wilhelms gemeint sind, wenn es dort den Sinn von *Bretons insulaires* hätte. Von einer Identität von *Britones* in den 3 Beispielen kann also auf keinen Fall die Rede sein: im ersten und dritten Beispiel haben wir die Bedeutung I, im zweiten hätten wir die Bedeutung IV; dort sind unter *Britones* die alten Bewohner Grossbritanniens, insbesondere Englands gemeint; hier wären nur die Bewohner des heutigen Wales gemeint. Das zweite Beispiel ist also gegenüber den beiden andern auf jeden Fall eine „Ausnahme“; aber die Tendenz der Anhänger der wälschen Hypothese ist, immer die Bedeutung IV mit I oder III zusammenzumengen, um damit ihren Lesern Sand in die Augen zu streuen. Hat *Britones* im zweiten Beispiele

eine andere Bedeutung als im ersten und dritten, so kann es natürlich a priori ebenso gut Bedeutung II (Armorikaner) wie Bedeutung IV (Wälsche) haben. Dass es in zwei Fällen „*Bretons insulaires*“ und in einem dazwischenstehenden Fall Armorikaner bedeutet, ist nicht „*peu vraisemblable et d'un parti-pris visible*“, sondern ist für jeden vernünftigen Menschen klar, der weiss, was *hodieque* und das Präsens *delirant* gegenüber den vorhergehenden und nachfolgenden Tempora und Adverbien der Vergangenheit bedeutet.[14]) Nun, in dem ganzen Werke, dies sagt Lot selbst (p. 500 und 501), *Guillaume distingue les „Wallenses“ de l'île des „Britones“ du continent.* In diesem einzigen Fall lässt ihn Lot eine „Ausnahme“ machen, er, der im gleichen Atemzug eine „Ausnahme“ abweist. Bedeutung IV musste von II durch eine nähere Bestimmung unterschieden werden, nicht nur, weil II sehr populär ist und IV nicht (Lot selbst sagt ja über den Unterschied zwischen *Wallenses de l'île* und *Britones du continent*: *cela est très naturel et conforme à l'usage de son temps*), sondern auch weil II für Wilhelm speziell bezeugt ist, IV aber nicht. Wie sollte Wilhelm plötzlich sein unzweideutiges *Wallenses* und das mehrdeutige, von ihm sonst immer in anderm Sinne gebrauchte *Britones* statt dessen einsetzen? Es ist rein undenkbar. Aber Lot kennt noch eine Finte. Ausgehend von der Annahme, dass *Gallois et Cornouaillais* Arthurlegenden hatten, würde er es sehr eigentümlich finden, dass sie Wilhelm nicht von ihnen, sondern von Armorikanern gehört hätte. Von jener Annahme sagt er: *personne ne le conteste.* So viel aber darf man sicher noch mit Recht bestreiten, dass Wälsche in England Arthurlegenden verbreiteten; denn noch ist nie auch nur ein Schatten von einem Beweis hierfür erbracht worden. Wilhelm brauchte nicht nach der Bretagne zu gehen, denn bretonische Sänger oder ihre Nachahmer, französische Sänger, kamen nach England; Wace und Marie de France hörten bretonische Lais auch in England; und nichts hindert uns anzunehmen (vielmehr alles spricht dafür), dass es schon lange vor 1124 bretonische und französische Lais gab, und dieselben in England unter Heinrich I so gut bekannt waren wie unter Heinrich II. Wilhelm war jedenfalls das Französische, das unter Heinrich I noch ausschliesslich Sprache der Gebildeten war, viel mehr geläufig als das Englische oder erst das Wälsche. Nicht nur den Franzosen, sondern auch den Anglonormannen, mussten bretonische Sagen leichter zugänglich gewesen sein als wälsche.[15]) Wilhelms Ausdrücke *nugae*

---

[14]) Z. hat *Zeitschrift* XII p. 245 die Wichtigkeit des *hodieque* genügend hervorgehoben.

[15]) Weiss Lot z. B., dass die meisten Schweizer ihre Tellssage zumeist nur aus Schiller kennen, trotzdem die schweizerische Quelle ihnen

und *delirare, fallaces fabulae* und *somniare* passen ausserdem nicht für das, was wir über die ächt-wälschen Arthursagen wissen, sind aber sehr geeignet, wenn angewandt auf die bretonischen Erzählungen, die wir nach den französischen Lais und Romanen erschliessen können. Kurz, es ist sehr wahrscheinlich, dass Wilhelm seine Arthurlegenden in französischer Sprache hörte und dass sie aus der Bretagne stammten, auch ganz abgesehen davon, dass in dem betreffenden Beispiel (*Arthur de quo Britonum nugae hodieque delirant*), *Britones*, wie wir gesehen haben, nur Bedeutung II haben kann. Es erscheint lächerlich, aber zugleich auch begreiflich, wenn der Verfasser des eben blossgestellten *galimatias* über Zimmers Argumentation sagt: *il suffit d'un peu de réflexion pour en découvrir la faiblesse*, und unnatürlich, wenn er, der andern immer *parti pris* vorwirft, äussert: *l'explication de M. Z. . . . . . est forcée et . . . fait violence au sens de la phrase.* Wo man nur *violence* finden kann!

Noch ein anderes Werk des Wilhelm von Malmesbury, die *Antiquitates ecclesiae Glastoniensis*, soll Lot's Ansicht beweisen. Obschon nach Lots eigener Aussage (p. 500) Wilhelm in der vor den *Antiquitates* verfassten *Gesta regum Anglorum* und in der nach den *Antiquitates* verfassten *Historia Novella*, immer[16]) *Britones* von *Wallenses* genau unterscheidet, soll er nun in den *Antiquitates Britones* als mit *Wallenses* identisch gebrauchen. Wie erklärt sich dies? Lot stellte sich diese Frage nicht, liess sie wenigstens unbeantwortet. Statt dessen bringt er eine lange Diskussion, welche von Blödsinn strotzt. Wenn Zimmer in dem von Lot (p. 502) citierten Abschnitt aus den *Antiquitates Britones* als „Armorikaner" erklärt hätte, so hätte er entschieden Unrecht.[17]) *A coup sûr, dans la pensée de Guillaume de Malmesbury, les Britones qui donnent à Glastonbury le nom de Ynis witrin sont les Bretons insulaires* (p. 502). Der Zusammenhang lässt keine andere Möglichkeit zu. Aber man bedenke, dass *Bretons insulaires* 3 von den einzig möglichen 4 Bedeutungen deckt: I, III und IV. I unterscheidet sich von III und IV zeitlich, also sehr leicht. Nun können die *Britones*, welche zuerst

---

„näher" liegen möchte und zugleich besser ist? Aber der deutsche Schiller ist eben in der Schweiz populärer als jeder schweizerische Schriftsteller. Dies zur Vergleichung!

[16]) Nach Lot mit Ausnahme des eben besprochenen Beispiels, welches, wie wir gesehen, durchaus nicht eine Ausnahme ist.

[17]) Aber Z. sagt nirgends, dass *Britones* in jener Stelle Armorikaner bedeute. Er citierte übrigens ja, wie ich schon gesagt (pp. 89 u. 90), dieses Beispiel nicht zum Beweise der These, dass *Breton* nie Wälsch bedeute. Z. behauptet hier bloss, dass das Wort Avalon und der Glaube an Avalon armorikanisch, nicht wälsch sei (Zeitschrift XII p. 24). Lots Zusammenwürfeln von zwei so ganz verschiedenen Dingen lässt sich auch hier wieder nur als der Ausfluss ganz bedenklicher Kopflosigkeit oder einer unehrlichen Kritik erklären.

(*primo*) der *insula* einen Namen gaben, nämlich *Ynis witrin*, einen Namen, der existierte vor dem Namen *Glastonbiry* (*priore vocabulo* im Vergleich zu diesem), vor der germanischen Eroberung (vor den *Anglis terram sibi subjugantibus* oder vor dem *adventum Angligenarum*, wie sich die *Vita Gildae* ausdrückt), diese *Britones* können nur die alten Britten des alten Britanniens sein; also haben wir hier Bedeutung I, nicht Bedeutung IV. Ob die Wälschen den Namen *Ynisgutrin* nach der germanischen Eroberung noch beibehalten haben (wie der Verfasser der *Vita Gildae* sagt), ob wirklich schon die alten Britten *Glastonbury* als *Ynis witrin* kannten, ob also die Aussage Wilhelms den Thatsachen entspricht, das alles geht uns hier nichts an; für uns kommt es nur darauf an, wie es sich „*dans la pensée de Guillaune de Malmesbury*“ verhielt. Sind mit den *Britones*, welche den Namen *Ynis witrin* erfanden, die alten Britten, die das nachher von den *Angli* unterworfene Land (vgl. *a Britonibus dicta, demum ab Anglis terram [sc. Britonum] sibi subjugantibus*), also vor allem England bewohnten, gemeint, so müssen auch die im vorhergehenden Satze genannten *Britones*, die Verfasser von den *antiquis libris*, welche nach Wilhelms Ansicht über *Glasteing*, der der Insel den keltischen Namen *Avallonia* gegeben haben soll, berichteten, in demselben Sinne aufgefasst werden; d. h. *Britones* muss auch hier die Bedeutung I haben.[18]) Wilhelm versteht sonst unter *antiquis Britonum libris* oder *antiquis Britonum gestis*[19]) das Werk des Nennius (cf. Thurneysen *Zeitschrift f. rom. Phil.* XXI p. 317), welches er wie Galfrid für das Werk des Gildas, also eines wirklichen *Brito* in Bedeutung I, hielt. Die Sage von der Gründung von Glastonbury durch Glasteing findet sich allerdings nicht in Nennius; man muss also wohl annehmen, dass Wilhelm dem Nennius resp. Gildas auch Sagen zuschrieb, welche er aus andern Quellen kennen gelernt hatte.[20]) Auch in dem dritten Beispiel jener

---

[18]) Es findet sich übrigens ein Widerspruch in dem Satze: *Haec itaque insula primo Ynis witrin a Britonibus dicta, demum ab Anglis terram sibi subjugantibus, interpretato priore vocabulo, dicta est sua lingua Glastynbiry vel (villa?) de Glasteing, de quo praemisimus.* Nach diesem Satze würde Wilhelm *Glastonbury* erklären als Stadt des *Glasteing*, von dem er früher gesprochen hatte; aber dies stimmt nicht dazu, dass *Ynis witrin* „*interpretato . . . vocabulo*“ *Glastynbiry* ergebe; denn dann müsste doch *Glastynbiry* heissen *Vitrea Civitas*, wie der Verfasser der *Vita Gildae* richtig sagte; er kannte wohl eine ursprünglichere Version der *Antiquitates*, wo sich der Widerspruch noch nicht fand.

[19]) Dass diese beiden Ausdrücke das Gleiche bezeichnen, geht aus dem der von Lot citierten Stelle vorangehenden Satze hervor (vgl. San Marte's Ausgabe von G. v. M. p. 422).

[20]) Thurneysen (l. c.) hat Argumente für den irischen Ursprung dieser Schweinehirtensage angeführt. W. von M. ist bekanntlich in seinen Antiquitates nicht etwa ein ehrlicher Historiker, dem es in erster Linie um

Stelle der *Antiquitates* (*avalla enim britonice poma interpretatur latine*) kann man *britonice* nur in Bedeutung I verstehen. Denn Glasteing, welcher den Namen *Avallonia* aus *avalla* gebildet haben soll, war, wie wir bereits gesehen, einer jener *Britones*, zu deren Zeit die Insel *Ynis witrin* hiess: *Avalla* ebenso wie *Ynis witrin* sind nicht wälsche, sondern altbrittische Wörter, *dans la pensée de G. de M.* oder, besser gesagt, wie W. v. M. den Leser glauben machen will. Wilhelm kannte natürlich keine altbrittischen Wörter; aber er fabrizierte sie eben, wo er sie brauchte, und zwar natürlich, indem er Wörter aus dem Wälschen entlehnte, von dem er wissen musste, dass es vom Altbrittischen abstammt; an das wälsche *aval* fügte er sogar noch eine Endung *a*, damit es recht altertümlich aussehen sollte.[21]) Das Resultat unserer Untersuchung ist also, dass *Britones* (resp. *britonice*) in den drei den *Antiquitates* entnommenen Beispielen nur die Bedeutung I haben kann, eine Bedeutung, die auch in den *Gesta Regum Anglorum* neben Bedeutung II sehr häufig zu finden ist; dass also W. v. M. in seiner Anwendung des Wortes durchaus konsequent bleibt, nirgends zweideutig ist und in nichts von dem allgemeinen Sprachgebrauch abweicht. Aber der listige Herr Lot weiss noch etwas (p. 502), auf das er sich nicht wenig einbildet (p. 503). Giraldus Cambrensis und der Verfasser der *Vita Gildae* nämlich bringen eine Reproduktion, ein *Résumé* oder eine Paraphrase (Lot selbst gebraucht diese Ausdrücke) jenes Abschnittes der *Antiquitates*. Nun, diese beiden Schriftsteller wenden anderorts *Britones*, *Britanni*, *Britannicus* in der Bedeutung „Wälsch(e)" an; also muss auch Wilhelm von Malmesbury in den obigen Beispielen *Britones* in Bedeutung IV gebraucht haben; und wer dies nicht einsieht, der hat nach Lot paradoxe Ansichten und ist von einer fixen Idee eingenommen. Doch man darf sich diesen Vorwürfen wohl aussetzen, wenn sie nur von Lot kommen. Denn einfache Folgerungen wie die, dass ein Schriftsteller, der *Britones* in Bedeutung IV anwendet, es deshalb doch auch in den allgemein geläufigen Bedeutungen I oder II gebrauchen mag, darf man ja von Lot nicht erwarten. Ich leugne nicht, dass Giraldus in seinem *aval britannico verbo* und der Verfasser der V. G. in seinem *ynis britannico sermone insula latine, gutrin vero vitrea* das Wort *britannicus*, welches dem *britonice* Wilhelms entspricht, in Bedeutung IV angewandt haben

die Wahrheit zu thun ist, sondern ein im Dienste des Klosters Glastonbury stehender tendenziöser Schriftsteller.

[21]) Wenn z. B. Galfrid (l. II c. XI) sagt: *Aedificavit . . . civitatem quae Britannice Kaerleir, Saxonice vero Leir-Cestre nuncupatur*, so heisst hier *Britannice* auch nicht „wälsch", sondern „altbrittisch", ebenso wie *Saxonice* nicht mittelenglisch (dies wäre *Anglice*), sondern „angelsächsisch" bedeuten musste. Galfrid aber, der das *ags. ceaster* nicht kannte, gab das *me. cestre* als *ags.* aus.

mochten. Wenn sie es aber thaten (und nicht einmal für den Verfasser der V. G. scheint dies sicher zu sein)[22]), so ist dies eben ein Irrtum ihrerseits, welcher nicht dem ältern W. v. M. in die Schuhe geschoben werden darf, der allerdings dadurch, dass er zwei wälsche Wörter (*ynis witrin* und *avalla*) stillschweigend als altbrittisch (*britonice*) ausgab, der Entstehung eines solchen Irrtums Vorschub leistete. Was Lot zur Erklärung des Namens Avalon vorbringt, passt zu dem übrigen; es ist nichts als kondensierter Unsinn; die Argumente Z's (*Zeitschrift* XII p. 238—9) werden übrigens von Lot nicht widerlegt; sie bestehen also noch immer; das Verschweigen der Argumente des Gegners macht die Stärke von Lots Kritik aus. Ich werde an anderer Stelle ausführlich die Avalon-Frage behandeln; mit der hier zu betrachtenden Frage steht sie in keiner Beziehung. Es erhellt aus unserer Untersuchung, dass in den aus den *Antiquitates* citierten Beispielen *Britones britonice* nicht die Bedeutung IV haben können, und dies ist für uns genügend.

Ich gehe nun mit Lot (p. 504—6) zu einem Beispiel über, das Z. dem Speculum ecclesiae des Giraldus Cambrensis entnommen hat. Es wird dort gesprochen von den *Britonum populis ipsum (sc. Arthurum) adhuc vivere fatue contendentibus*, von den *fabulosi Britones et eorum cantores*, welche *fingere solebant*, dass eine Göttin *Morganis* Arthur nach der *insula Avalonia* gebracht habe, um seine Wunden zu heilen; und dass er von dort *redibit rex fortis et potens ad Britones regendum*, welche *expectant adhuc venturum.* Nach Z., Interpretation der Stelle *où il semble avoir été particulièrement malheureux* (Lot p. 502) hat *Britones* hier die Bedeutung II. Nun kann doch gewiss kein vernünftiger Mensch bestreiten, dass wenigstens die Möglichkeit vorhanden ist, dass es hier die Bedeutung II hat, da es ja unbestreitbar ist, dass die Bretonen an ein Fortleben und eine Rückkehr Arthurs glauben. Was Giraldus sagt, mochte er, der belesene und weitgereiste Mann, teils bei Galfrid, der auch schon von Arthurs Entführung nach Avalon (Galfrid: *ad sananda vulnera sua*; Giraldus *ad ejus vulnera sanandum*) spricht,

---

[22]) In den Worten *post adventum Angligenarum et expulsis Britannis scilicet Wallensibus, revocata est Glastigberi*, welche die folgenden Wilhelms wiedergeben: *Haec itaque insula primo Ynis witrin a Britonibus dicta, demum ab Anglis terram sibi subjugantibus, interpretato priore verbo, dicta est sua lingua Glastynbiry*, werden allerdings die *Wallenses* identificiert mit den *Britanni*. welche von den Germanen vertrieben worden waren Aber den am Ende der Periode der germanischen Eroberung lebenden Britten mochte man eben noch den alten Namen *Britanni* (in Bedeutung I) wie auch schon den neuen Namen *Wallenses* (hier im weitern Sinne, alle Britten umfassend) beilegen, so dass die Identität von *Britanni* und *Wallenses* für diese Periode ganz begreiflich erscheint, und man *Britanni* gar nicht in Bedeutung IV aufzufassen braucht.

gelesen und aus bretonischen Lais, vielleicht sogar schon aus französischen Romanen, gehört haben. Wenn Giraldus auch häufig die Bedeutung IV anwandte, so folgt daraus selbstverständlich noch keineswegs, dass er es nicht auch in den allgemein gebräuchlichen Bedeutungen I und II anwenden konnte. Er brauchte auch *Britones,* wenn er es in Bedeutung II anwenden wollte, gar nicht weiter zu definieren, da diese Bedeutung populär war, während IV den meisten Lesern ganz unbekannt sein mochte; und wenn es keine wälschen „*cantores*“ gab, welche über Arthurs Entführung nach Avalon und ähnliche *nugae* berichteten, so musste die Bedeutung des Ausdrucks *Britonum cantores* für jeden damaligen Leser klar sein Die Möglichkeit von Z'.s Auffassung von *Britones* in der citierten Stelle steht also ausser Frage. Wie steht es aber mit den Aussichten der Bedeutung IV in diesem Falle? Der Zeugnisse, dass in Grossbritannien der Glaube an das Fortleben Arthurs existierte, sind sehr wenige; für Wales selbst sind gar keine gefunden worden, trotzdem wir doch einen grossen Teil der wälschen Litteratur und Volkssagen kennen. Auch impliciert der Glaube an's Fortleben Arthurs durchaus noch nicht notwendig den Glauben an seine siegreiche Rückkehr als König, der für Grossbritannien noch nirgends bezeugt ist. Übrigens sind es ja gerade die Anhänger der wälschen Theorie, welche immer nachweisen wollen, wie freundschaftlich sich die Beziehungen der Wälschen zu den Anglonormannen gestalteten, was doch mit einer dem „*espoir breton*“ entsprechenden Hoffnung nicht wohl vereinbar wäre. Wenn sich auch in Wales lokal etwas Ähnliches finden mochte, so kam ihm jedenfalls nicht die Bedeutung zu wie dem *espoir breton.* Wie hätte ausserdem Giraldus von den Erwartungen der *Britones*=Wälschen sprechen können, wenn jeder seiner Leser zuerst an den *espoir breton* der Bretonen, der besonders in jener Zeit, d. h. zur Zeit des Herzogs Arthur, blühte, hätte denken müssen? Hätte er nicht erklären müssen, dass er nicht die Bertonen, sondern die Wälschen im Sinne hatte? Z. hat auch immer noch recht, wenn er darauf hinweist, dass sowohl Avalon als Morgan in der ganzen wälschen Litteratur, welche nicht unter französischem Einfluss stand, nicht zu belegen ist, trotz dem „Beweis“, den Lot an anderm Orte (*Rom.* XXIV p. 327—35) gegeben hat, und auf den er sich hier (p. 505) kurzweg bezieht. Dieser „Beweis“ ist wie alle „Beweise“ Lots nur ein Beweis seiner, um nicht mehr zu sagen, totalen Unfähigkeit, klar und logisch zu denken. Es sind allerdings nicht Bretonen, welche Avalon mit Glastonbury identifizierten, aber auch nicht Wälsche. Die letztern hatten ebenso wenig Interesse daran wie die erstern. Natürlich, wenn man Arthur nach dem jedermann leicht zugänglichen Glastonbury versetzte, so konnte man den Glauben nicht mehr aufrecht erhalten, dass er in

einem Feenreich weiter lebe; dann musste man ihn notwendig tot und dort begraben sein lassen und damit auch die Hoffnung auf Wiederkehr aufgeben. Nur die Geistlichkeit von Glastonbury selbst und die in ihrem Solde stehenden Schriftsteller, also vor allem Engländer, konnten die auf Etymologisieren beruhende Identifikation vornehmen, indem sie in der partiellen Uebereinstimmung des Namens *Isle de voirre* (= *Avalon*) mit ihrem Glastonbury (falsch abgeleitet vom englischen *glas*) einen schwachen Anhalt fanden, der ihren materiellen Interessen förderlich schien; ihnen allein musste es daran gelegen sein, den Glauben aufkommen zu lassen, dass der tote Arthur, also eine Reliquie, sich in Glastonbury befinde. Die Identifikation geht nicht weiter zurück als auf die *Antiquitates* des W. v. M. Galfrid von Monmouth,[23]) der Verfasser der *Vita Merlini* und W. v. M. selbst in seinen frühen Werken (vgl. Z. *Zeitschrift* XII p. 246) haben sie jedenfalls noch nicht gekannt. Die Auffindung der Gebeine Arthurs fällt erst in die Regierungszeit Heinrichs II und verdient daher keinen Glauben; und es ist lächerlich, wenn Baist (*Zeitschrift für romanische Philologie* 1896 p. 333) irgend einen Werth darauf legen will, dass ein isolierter Landrücken bei Glastonbury heute „*The Isle of Avalon*“ heisse, wenn er diesen Namen nicht sehr früh zurückdatieren kann. Die gelehrte Identifikation erhielt übrigens auch erst in den spätern Romanen eine gewisse Popularität. Die Wälschen hatten daran, wie gesagt, ebenso wenig Anteil wie die Bretonen, und die Zugehörigkeit von Avalon und damit von Morgan zu der wälschen Sage ist darum nicht erwiesen. Giraldus hat in seinem Abschnitt über das Grab Arthurs nicht nur Galfrid von Monmouth, sondern auch W. v. M. benutzt (auf letztern weist schon der Ausdruck *insulam Avalloniam*, ferner die von Lot p. 502 citierte Stelle). Diese beiden Schriftsteller aber kennen *Britones* in Bedeutung IV nicht. Dasselbe gilt von dem spätern Gervasius von Tilbury, der ungefähr das gleiche berichtet wie Giraldus (*unde secundum vulgarem Britonum traditionem in insulam Avalloniam ipsum ducunt translatum ut vulnera quotannis recrudescentia subinterpolata sanatione curarentur a Morganda fatata quem fabulosi Britones post data tempora credunt rediturum in regnum:* San Marte Ausgabe des *G. v. M.* p. 418). Wie sollte Giraldus, der zeitlich zwischen jenen zweien und diesem steht, allein Britones in derselben Stelle in anderem Sinne gebrauchen? Giraldus mag aber, wie gesagt, auch populäre Quellen gehabt haben; natürlich lagen ihm, dem Wälschen, wälsche Quellen zunächst; aber wenn es keine

---

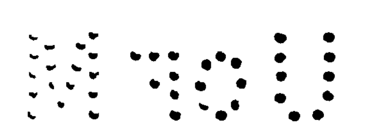
[23]) Er sagt kurz, *in insulam Avallonis advectus*, während W. v. M. in den *Antiquitates* und spätern Schriftsteller hinzufügen *quae nunc Glastonia dicitur* oder ähnliches, weil dies nicht als selbstverständlich erschien.

solchen gab? Dann wird er eben auch die *lais bretons* und *romans bretons* benutzt haben, welche ja zu seiner Zeit überall, sogar in Wales, bekannt sein mussten;[24]) und zwar weist sein Nominativ *Morganis* (offenbar das französische *Morgains*) gegenüber dem keltischen *Morgen* (so z. B. in der Vita Merlini) auf französische Quellen hin (wie auch das *Morganda* des Gervasius auf das französische *Morgant*), sei es, dass die *cantores*, die er meint, französisch sprechende Bretonen waren, sei es, dass es Franzosen selbst waren, die sich auf bretonische Quellen beriefen. Doch in einer andern Stelle des *Speculum* heisst es: *sicut ex gestis Britonum et eorum cantoribus historicis rex audierat* (Lot p. 506). Die *Gesta Britonum* identifiziert Lot mit Galfrids *Historia regum Britanniae,* welche in der That in der *Vita Merlini* (v. 1559) so bezeichnet wird. W. v. Malmesbury aber versteht in seinem Werke *De gestis regum Anglorum* (lib. I § 4) unter den *Gestis Britonum* sicher das Buch des Nennius, welches er wie seine Zeitgenossen für das Werk des Gildas hielt. Aber diese Gesta sollen nach des Giraldus Angabe eine Beschreibung von Arthurs Grab enthalten;[25]) doch weder Nennius noch Galfrid sprechen davon; die Historia sogar anerkennt überhaupt nicht Arthurs Tod. Dies macht die Stelle sehr verdächtig. Lot sagt von den *cantores historici de ces mêmes Bretons* wie in dem Ausdruck *Gesta Britonum*: *Il est parfaitement évident qu'il s'agit ici des insulaires* (*Gallois ou Cornouaillais*) *et non des Armoricains* (p. 506); denn letztere hätten nicht Avalon mit Glastonbury indentificieren können. Doch habe ich eben gezeigt, dass dies für die *Gallois ou Cornouaillais* ebenso wenig wahrscheinlich wäre. Aber wer beweist uns denn, dass diese *cantores historici* über Glastonbury berichteten? Wenn Giraldus den *Gesta Britonum* einen Inhalt zuschreibt, den sie nicht haben, können wir ihm dann trauen, wenn er den *cantores historici* denselben Inhalt zuschreibt? Kann man nicht ebenso gut das Ganze für Trug halten, für eine Erfindung, die dazu dienen sollte, die Ansicht, dass Arthurs Grab sich in Glastonbury befinde, zu stützen? Ferner ist in dem Ausdruck *Gesta Britonum Britones* natürlich in Bedeutung I zu nehmen, bezeichnend die Bewohner des alten Britanniens, besonders des dem heutigen England entsprechenden Teiles. Wie kann denn *eorum* in Bedeutung IV genommen werden = *Gallois ou Cornouaillais,* wie Lot es thut? Es mussten vielmehr auch unter den *cantores historici eorum* alte Britten, Zeitgenossen Arthurs, gemeint sein; da Giraldus oder König Heinrich II keine solchen (auch nicht aus Büchern)

---

[24]) Vgl. übrigens auch das p. 93 Gesagte.

[25]) Vgl. die ganze ähnliche Beschreibung in den *Annales de Margan,* citiert von San Marte in seiner Ausgabe Galfrids p. 419.



kennen konnten, so muss auch aus diesem Grunde die Stelle als eine reine Erfindung bezeichnet werden. Jedenfalls kann die Kritik auf einer so dubiosen Stelle nicht fussen. Das Argument Lots fällt also dahin. Noch möge nebenbei bemerkt werden, dass es nicht sehr wahrscheinlich wäre, dass der patriotische Giraldus über seine Landsleute und ihre nationalsten und edelsten Sagen mit solcher Verachtung sprechen würde, wie er es in dem von Lot citierten Absatz über die *Britones* thut; verständlich aber wird diese Verachtung, wenn sie nur die *nugae* der Bretonen trifft, welche von seinem Vorgänger Wilhelm von Malmesbury in gleicher Weise verhöhnt wurden. Wenn man sich alles das vor Augen hält, so kann man wohl nicht, ohne ungerecht zu werden, verneinen, dass die Aussichten für die Bedeutung II von *Britones* viel besser sind als für die Bedeutung IV. Dass der Ausdruck *Britonum populi*, den Giraldus einmal (und nur einmal) gebraucht, nicht auf die Armorikaner beschränkt werden dürfte, scheint mir auch nicht einleuchtend. Kann man nicht, wenn man etwas gewählt sprechen will (und dies ist ja Giraldus' Manier), Völker für Volk sagen? Wenn *Britonum populi* im weitern Sinn gebraucht sein sollte, so könnten damit nur Bretonen + Inselkelten gemeint sein (die Bedeutungen II und IV lassen sich einfach summieren vgl. p. 85).[26]) Doch fällt namentlich gegen eine solche Auffassung ins Gewicht, dass Galfrid von Monmouth und Wilhelm von Malmesbury, die hier von Giraldus benutzt werden, *Britones* nicht in diesem zusammenfassenden Sinne noch in Bedeutung IV anwenden. Die Anhänger der armorikanischen Theorie können übrigens leicht auf dieses Beispiel als zweifelhaft verzichten, da ihnen eine Fülle von andern Beispielen zu Gebote steht. Auf keinen Fall aber können wir zugeben, dass etwa auf Grund dieses Beispiels Avalon und Morgen als dem wälschen Volksglauben angehörig bezeichnet werden, und ich glaube, der Gründe dafür genug angegeben zu haben. Im Anschluss hieran erwähne ich noch zwei Bemerkungen. Lot sagt (p. 506 n. 2), der Satz des Giraldus: *redibit rex fortis et potens ad Britones regendum* sei nicht verständlich, wenn angewandt auf die Armorikaner; denn *ces derniers furent, selon Gaufrei, les vassaux d'Arthur, non ses sujets directs.* Wurzelt denn ihr *espoir* nicht tiefer als in der Lektüre der Historia Galfrids, der übrigens nicht einmal vom *espoir breton* spricht, sondern ihn nur durchblicken lässt? Ebenso auffällig ist das folgende: Lot sagt (p. 505): *Je répète que l'assertion de M. Z.* (nämlich betreffend die

---

[26]) In einem andern Werke *De jure et statu Menevensis ecclesiae* gebraucht Giraldus allerdings den Ausdruck *gens britannica* in einem solchen zusammenfassenden Sinn, aber nicht ohne den Leser durch die Abjektivbestimmung *tam transmarina scilicet quam cismarina* ausser Zweifel zu setzen (citiert von Lot p. 511).

Unterscheidung von *Britones Wallenses* bei Autoren des 11. und 12. Jahrhunderts) *est exacte d'une manière générale, mais, dans tous les cas particuliers où il essaye de l'appliquer, elle se heurte à des difficultés très grandes.* Wir haben gesehen, dass das letztere durchaus nicht der Fall ist. Aber man beachte die Ansicht, dass, wenn das Allgemeine d. h. die Summe der Einzelfälle wahr (*exacte*) ist, es dann doch Einzelfälle geben könnte, welche nicht dazu stimmen. Die zwei Bemerkungen mögen einen Einblick in den Zustand von Lots Denkvermögen geben.

Hier will ich nur noch schnell ein Beispiel besprechen, welches Lot in einem andern Aufsatz (*Rom.* XXIV p. 332 ff.) citiert. Es ist der bekannte schon früher von Ward und Z. besprochene Reisebericht der Kanoniker von Laon aus dem Jahre 1113, wo es heisst: *Sed, sicut Britones solent jurgari cum Francis pro rege Arturo, idem vir* (*aus Devonshire*) *coepit rixari cum uno ex famulis nostris, nomine Haganello, qui erat ex familia domni Guidonis, Laudunensis archidiaconi, dicens adhuc Arturum vivere.* Man bedenke, dass ein Franzose dies schreibt, für welchen doch die Bedeutung II von Britones notwendig die zunächst liegende sein musste. Es ist ferner jedem, der die mittelalterliche Litteratur auch nur etwas kennt, bekannt, wie die Franzosen sich über den *espoir* der Armorikaner lustig machten; es klingt darum natürlich, dass sie mit den Bretonen, besonders den bretonischen Spielleuten, welche in ihr Land kamen, häufig über Arthurs Fortleben disputierten. Und stimmt dazu nicht die Bemerkung des Franzosen Alanus ab Insulis, dass, wer in der Bretagne Zweifel gegen die Wiederkehr Arthurs zu äussern wagte, riskierte, vom Volk gesteinigt zu werden (Z. Zeitschrift XII p. 240; San Marte l. c. p. 418)? Aber wie könnte man sich auch nur vorstellen, dass Franzosen und Wälsche über diesen Gegenstand zu disputieren pflegten (*jurgari solent*)? Was hatten Franzosen und Wälsche mit einander zu thun? Trotz alledem trägt Lot kein Bedenken, auch hier die *Britones* schlechterdings als Wälsche zu erklären. Nur einem vollständig Blinden kann so etwas passieren. *Il ne me semble pas douteux que les Bretons dont il est question ici ne soient les habitants de la Cornouaille et du Devonshire.* Man forscht nach einen Beweis oder wenigstens nach einigen Scheinargumenten. Doch vergebens! Statt dessen holt Lot zu einer längern Anmerkung aus, worin er Z's Leistungen auf dem Gebiete der Arthursagen als *une erreur complète* bezeichnet. Aber Tadel von Seiten Lots ist so viel wie Lob. Man ist manchmal wirklich im Zweifel, ob der Herr, der so viel Lateinisches citiert, wirklich auch Latein versteht.

Nachdem Lot erklärt hat (p. 506), Z's Prinzip sei richtig, trotzdem alle seine Argumente den Zweck hatten, die Unanwendbarkeit,

also Unrichtigkeit dieses Prinzips nachzuweisen, verlässt er die Beispiele Z's und probiert, auf eigenen Füssen zu stehen. Was nun kommt, soll aber auch wieder beweisen, dass das von ihm selbst gut geheissene Prinzip *assez souvent* sich nicht bewähre. Viele Leute werden wohl diese Methode etwas unsicher finden; aber Lot denkt nicht mehr an Gefahr, als ein Kind, das die Hand in's Feuer hält. Er will sich auf wälsche Schriftsteller beschränken; aber wo ihm gerade ein Franzose oder Engländer in die Hände läuft, kann er der Versuchung nicht wiederstehen, auch ihn auszuplündern.

Lot beginnt mit dem Satz (p. 506): *Il n'est pas exact que Britannia désigne seulement le pays des Bretons continentaux.* Sehr wahr gesprochen! Aber durchaus falsch ist es, wenn die hierin zurückgewiesene Behauptung Zimmer oder irgend einem Anhänger der armorikanischen Theorie untergeschoben wird. Kein vernünftiger Mensch, der auch nur ein wenig in mittelalterlicher Litteratur bewandert ist, würde eine solche Behauptung aufstellen. Aber nun zieht Lot Beispiele aus 7 Autoren herbei, um zu beweisen, dass die fingierte Behauptung unrichtig sei, und fügt hinzu: *On en trouverait d'autres encore.* Gewiss, noch ein ganzes Heer! Lot stellt Strohmänner auf, um sie wieder umzuwerfen. Die weitere Behauptung Lots: *Les deux Bretagnes sont d'ordinaire soigneusement distinguées, cette dernière étant désignée par l'emploi archaïque du mot „Armorica" ou par quelque autre sacrifice*, mag wahr sein, wenn man sie auf wälsche Schriftsteller einschränkt; sie gilt sicher auch mindestens ebenso gut für englische Schriftsteller, und es nimmt sich deshalb eigentümlich aus, wenn Lot in den Beispielen nach 2 Franzosen (Wace und Marie) *même (sic!) un Anglais, Roger de Hoveden*, citiert. Für Schriftsteller Grossbritanniens ist es jedenfalls natürlich, *Britannia* zunächst in den Bedeutungen I und III zu gebrauchen, sofern sie nicht hauptsächlich über kontinentale Dinge sprechen; aber für Franzosen ist es in gleicher Weise natürlich, das nackte *Britannia* zunächst in Bedeutung II aufzufassen, sofern sie nicht hauptsächlich über grossbritannische Verhältnisse schreiben. Lot vergisst (?) zu sagen, dass man nicht nur die Ausdrücke *Bretagne la Menour*, *Bretagne Armoriche* etc. gebrauchte, sondern auch *Bretagne la Maiour*, *Bretagne la Grant* etc., und dass man das einfache *Bretagne* nicht nur für Grossbritannien, sondern ebenso häufig für Armorika anwandte. Lot weist darauf hin (p. 507 n. 4), dass Wace im Brut unter dem einfachen *Bretagne* immer Grossbritannien versteht, während er Armorika mit *Bretagne la Menour* bezeichnet. Dass derselbe Wace im Rou mit *Bretagne* immer Armorika bezeichnet, findet er *bien entendu,* da eben dort nicht viel von Grossbritannien die Rede ist.[27]) Der Sprachgebrauch im Brut aber ist ebenso

[27]) Doch kommt auch Bedeutung I vor: *Engleterre Bretainne ot nun Et primes ot nun Albiun* (*Rou* v. 15—16).

bien entendu, da dort fast immer nur von Grossbritannien gesprochen wird. Die französischen Arthurromandichter verstehen in der Regel unter dem einfachen *Bretagne* Grossbritannien, aus demselben Grunde wie Wace im Brut; andere verstehen unter dem einfachen *Bretagne* in der Regel Armorica, aus demselben Grunde wie Wace im Rou; sie bezeichnen Grossbritannien als *Grande Bretagne*, ein Ausdruck, der ganz anders populär gewesen und geblieben ist als *Bretagne Menour*, *Bretagne Armorique*, *Petite Bretagne* etc. Aber Lot, der sich doch hier nicht bloss auf wälsche Autoren beschränkt, vergisst(?), auf dieses Faktum hinzuweisen. Doch, wie schon gesagt, niemand hat je bestritten, dass *Bretagne* in den Bedeutungen I und III vorkomme; wir bestreiten nur, dass es in Bedeutung IV vorkomme; für letztere Bedeutung hat Lot kein einziges Beispiel gefunden.[28]) Aber darin besteht eben der Kniff Lots: er sucht immer stillschweigend die Bedeutungen I und III an Stelle von IV zu schieben, obschon er genau weiss, dass nur diese letztere Bedeutung in Betracht kommen kann. Um diese schleicht er herum, wie die Katze um den Brei. Mir erscheint seine Kritik nicht nur thöricht, sondern auch nicht ehrlich.

Nachdem sodann Lot in einer Anmerkung (p. 508 n. 3) dasselbe für das Wort *Bretons* bewiesen hat wie eben vorher für *Bretagne*, nämlich etwas, das niemand je bestritten hat, bringt er endlich echte Beispiele für den Gebrauch von *Britones* (resp. *Britanni*, *britannicus*) in Bedeutung IV. Er findet sie in den *Annales Cambriae*, in der *Vita Merlini* und in mehreren Werken des *Giraldus Cambrensis*. Lot nennt auch noch die *Vita Gildae*; aber ich habe oben (p. 97 Anmerkung 22) gezeigt, dass dort die Bedeutung IV keineswegs gesichert ist. Lot gibt die *Vita Merlini* ohne weitere Bemerkungen als das Werk Galfrids von Monmouth aus; so viel ich weiss, ist aber dessen Autorschaft nicht gesichert;[29]) besonders zweifelhaft aber erscheint mir dieselbe für den Schluss, in dem sich eben das Beispiel befindet. Verse wie die:

---

[28]) La Borderie hatte geglaubt, dass man *Britannia* in der bekannten Stelle im letzten Kapitel von Galfrids Historia in Bedeutung IV (*la partie de l'île où se conservait la langue bretonne*) aufzufassen gezwungen sei. G Paris in seiner Recension (*Rom.* XII p. 373) wendet mit Recht dagegen ein: *Mais il faudrait trouver un exemple de cet usage, soit dans Gaufrei soit ailleurs*; und er zeigt dann, dass La Borderie's unnatürliche Behauptung sich durch eine *petitio principii* erklärt.

[29]) G. Paris sagt allerdings, in einer Recension eines Buches von La Borderie (*Rom.* XII p. 375), dass die V. M. *sans aucun doute* von G. v. M. verfasst worden sei. Wenn dies irgendwo bewiesen worden ist, so hätte doch wohl G. Paris die Stelle nennen dürfen; er hätte dadurch La Borderie und andere mit der einschlägigen Litteratur nicht genügend Vertraute belehren und weitern Irrtümern vorbeugen können, während seine rein negative Kritik wenig nützen wird.

Vos ergo, Britanni,
Laurea serta date Gaufrido de Monumeta;
Est enim vester: nam quondam proelia vestra
Vestrorumque ducum cecinit, scripsitque libellum
Quem nunc Gesta vocant Britonum, celebrata per orbem

würden sich doch im Munde Galfrids selbst etwas stark ausnehmen.[30]) Fassen wir die *6 misérables vers* als einen spätern Zusatz auf, so haben wir auch nicht mehr jenen Widerspruch mit dem, was Galfrid in der Historia sagt: *Barbarie autem irrepente, jam non vocabantur Britones sed Guallenses*[31]) citiert von Lot p. 509 n. 1). In dem Satze: *Ab illo ergo die vocatus fuit Utherpendragon*[32]) *quod britannica lingua caput draconis appellamus,* den Lot (p. 512) Galfrids Historia entnimt, möchte ich doch sehr bezweifeln, dass unter *britannica lingua* wälsch verstanden ist. Grammatikalisch richtig ist die Wendung jedenfalls nicht; denn „britannisch" müsste nach der Satzkonstruktion nicht das Wort *Pendragon* sein, sondern das *caput draconis,* also das Lateinische, natürlich eine Unmöglichkeit. Wir haben hier eine jener vagen Construktionen, wo der Gedanke durch die Sprache ungenau wiedergegeben ist. Was Galfrid sagen wollte, war doch wohl dies: *Ab illo ergo die vocatus fuit Uther Pendragon; britannicum verbum quod lingua nostra caput draconis interpretamur; britannica* ist gewissermassen durch Attraktion in den Nebensatz gerathen, und hat die Bedeutung I, nicht IV.[33]) Zum mindesten

---

[30]) In der Ausgabe von Michel und Wright heisst es in der Preface: *Il est probable que la seule autorité pour attribuer le poème à G. de M. consiste dans les six misérables vers que quelque copiste d'une époque plus récente a ajoutés à la fin; et que Leland qui le mentionne avait vu le même manuscrit (à Glastonbury) et avait parlé d'après la même autorité.* Sollte etwa G. Paris die Bemerkungen von P. Paris in *Romans de la Table Ronde* I p. 71 ff. als einen Beweis für die Autorschaft Galfrids halten? Ich finde daselbst nichts, was auf den Namen Beweis Anspruch erheben könnte.

[31]) *Les remenailles des Bretons Que nos or Galois apelons* (*Brut* 15279—80).

[32]) Zu verbessern *Uther Pendragon:* „Uther wurde von jenem Tage an Pendragon genannt".

[33]) Es wäre dies nicht das einzige Mal, dass Galfrid *britannica lingua* in der Bedeutung „altbrittisch„ anwendet; ich habe p. 96 Anm. 21 ein ähnliches Beispiel citiert; in diesem Sinne muss auch das *britannici sermonis* jener berühmten Stelle (l. XII c. XX) aufgefasst werden: Galfrid sagt, er habe seine Quelle (d. h. eine seiner Quellen) aus *Britannia* erhalten, welches in Bedeutung III (= Grossbritannien) zu verstehen ist (cf. G. Paris Rom. XII p. 373 ff); das Werk, gab er vor, sei in altbrittischer Sprache geschrieben gewesen, um die Authenticität seiner Geschichten zu verbürgen; wohl möglich ist es, dass er ein in wälscher Sprache geschriebenes Werk als altbrittisch ausgab, und also eine ähnliche Substitution vornahm wie W. v. M. (vgl. p. 96). Auch die *Prophetiae Merlini* behauptet er, aus dem Altbrittischen in's Lateinische zu übersetzen (*de Britannico in Latinum transferre: lib. VII c. 2*).

ist eine solche Auffassung ebensogut gestattet, wie diejenige Lots, welche nicht minder von der wörtlichen Uebersetzung abweicht. Galfrid hat sonst nirgends *Britones britannicus* in Bedeutung IV; er, der eine sehr geringschätzige Meinung von seinen Landsleuten hat, sie als undankbar und händelsüchtig schildert und als *degenerati a britannica nobilitate Gualenses* (Lot p. 509 n. 1) bezeichnet, er dürfte sie nicht wohl mit dem alten ruhmvollen Namen *Britones* beehrt haben. Patriotismus wird aber wohl das Motiv gewesen sein, welches andere wälsche Autoren veranlasste, ihre Landsleute, die *degenerati Gualenses* wieder an ihre Abkunft von den alten *Britones* zu erinnern und diesen Namen wieder aufkommen zu lassen[34]); bei Giraldus Cambrensis wenigstens war dieser patriotische Zug offenbar das treibende Motiv. Während *Britannia* in Bedeutung IV noch nirgends belegt ist, haben wir also *Britones Britanni* in dieser Bedeutung bei sage drei lateinisch-schreibenden wälschen Autoren im Gebrauch gefunden, doch immer so angewandt, dass aus dem Context die Bedeutung sofort ersichtlich ist.[35]) Also nichts berechtigt uns zu der Annahme, dass sogar wälsche Autoren *Britones* in Bedeutung IV, ohne nähere Bestimmung, gebrauchten; auch sie mussten die Bedeutung IV, die ihrem Publikum, das nicht nur aus Wälschen bestand, ganz unbekannt sein mochte, durch den Context kennzeichnen. Aber was gehen uns schliesslich diese wälschen Autoren an? Bei ihnen finden wir das Wort *Britones* nirgends an Stellen von originellem Wert für die Frage nach dem Ursprung der Arthurromame. Solche wertvolle Stellen finden sich nur in französischen und englischen Autoren (abgesehen von dem Wälschen Galfrid, der aber die Bedeutung IV nicht anwendet). Warum holt Lot seine Beispiele für die Bedeutung IV nicht bei diesen? Warum beschränkt er sich auf die Wälschen? Lot sagt uns den Grund nicht; aber er ist leicht zwischen den Zeilen zu lesen: man muss eben die Beispiele da holen, wo man sie findet. Dies ist eine gute Entschuldigung Lots; aber sie vernichtet seine Theorie. Nachdem ich hiermit die Besprechung des ersten Teils von Lots Arbeit beendet habe, möge noch einmal

---

[34]) Man vergleiche z. B., was Nennius in der *Praefatio* zu seiner *Historia Britonum* sagt: *Attamen internum vulnus circum praecordia volvens aegre ferebam, si propriae gentis nomen quondam famosum et insigne corosum fumatim evanesceret* (cf. Pertz *Mon. Germ. Hist.* 1894. vol. III fasc. I p. 126).

[35]) Als vierter wäre hinzuzufügen Nennius selbst, welcher sagt: *In insula Britannia habitant quattuor gentes, Scotti et Picti et Britones et Saxones* (ibid. p. 147). Wir begreifen diese Anwendung von *Britones* leicht, nach der eben citierten Stelle aus der *Praefatio*. Bemerkenswert ist aber, dass Nennius *Britannia* nicht, dem *Britones* entsprechend, in Bedeutung IV (Wales), sondern in Bedeutung III (Grossbritannien) gebraucht. Auch diejenigen Autoren also, welche die primäre Bedeutung IV anwenden, wagen es nicht, der sekundären sich zu bedienen.

daran erinnert werden, dass dadurch, dass die Bedeutung IV bei lateinischen Autoren nachgewiesen wird, auch wenn die Belege viel zahlreicher wären, als wir sie eben gefunden haben, noch nichts zu Gunsten der wälschen Theorie gewonnen ist. Wie ich bereits gesagt, sollte die Aufgabe der Vertreter dieser Theorie darin bestehen, darzulegen, dass der Archaismus IV populär geworden ist; dass das französische *Bretagne, Breton* = Wales, wälsch vorkommt und zwar so häufig, dass es ersichtlich ist, dass die Bedeutung IV wirklich allgemein gebräuchlich geworden ist. Alles übrige ist zwecklos. Aber die Confusion in den Schriften der Vertreter der wälschen Theorie ist so gross, dass sie sich nicht einmal darüber klar geworden sind, dass bloss Bedeutung IV in Frage kommt. Sogar G. Paris scheint von dem Irrtum befangen zu sein, dass seine These durch Belege der Bedeutungen I und III bewiesen werde (vgl. unten p. 104 ff.). Lot haben wir häufig dabei ertappt, wie er die Bedeutungen I und III an Stelle von IV treten lassen will; im zweiten Teile seiner Arbeit werden wir weitern Fällen begegnen. Besonders eklatant aber finden wir den Irrtum bei Loth.

In der Revue Celtique 1892 bringt Loth unter dem Titel *Des Romans Arthuriens* eine kritische Übersicht der bis 1892 aufgestellten Hypothesen über den Ursprung der Arthurromane, an die er selbst eine neue reiht. Besonders ausführlich wird Zimmers Hypothese kritisiert, und man darf sagen, mit Gerechtigkeit und Einsicht. Loth räumt Armorika *une large part* an der *matiere de Bretagne* ein; Z. selbst geht meines Wissens nicht weiter. Indessen sucht Loth, unter dem Einfluss der noch nirgends bewiesenen, aber überall herumschwirrenden wälschen Theorie, auch Beweise für wälschen Ursprung zu geben, welche aber wohl sämtlich verfehlt sind. Hier bespreche ich nur, was zu meinem Thema gehört. p. 488 sagt Loth: *Zimmer a-t-il aussi complètement raison qu'il le croit en reprochant à M. Gaston Paris d'employer le mot breton dans le sens de breton insulaire et en prétendant que breton, chez les écrivains de langue française du XII siècle, désigne généralement les Bretons armoricains?* Nun, *breton insulaire* entspricht nicht nur Bedeutung IV, sondern auch den Bedeutungen I und III; Z. hat niemals behauptet, dass *breton* im 12. Jahrhundert nicht auch *breton insulaire* bedeuten könne. Er hat sich vielleicht nicht immer klar genug ausgedrückt; aber wer seinen ganzen Aufsatz in den *Gött. Gel. Anz.* 1890 (p. 785 ff) gelesen hat, muss anerkennen, dass sich dort nichts von dem findet, was ihm Loth zum Vorwurf macht. Z. bemerkt übrigens ganz ausdrücklich (p. 794 A. 1): „Darauf kommt es nicht an, ob *Breton Bretagne* „britannisch, Britannien" im alten Sinne auch bezeichne, sondern ob sie schon im 12. Jahrhundert zur Bezeichnung der letzten Reste des alten, keltischen Britanniens ver-

wendet wurden, für „kymrisch, Wales“. Ja Z. gibt sogar in einem andern Artikel (Zeitschrift XII p. 255—6) zu, dass *Britones* im 12. Jahrhundert auch gelegentlich Wälsche bedeuten könne. Also Loth scheint gar nicht zu wissen, um was es sich handelt. Trotzdem Loth, anschliessend an das Citierte, sagt: *Je laisse aux romanistes le soin de le décider*, so hält er es doch für nötig, ein Paar Beispiele als Beweise zu geben. Die ersten zwei dieser Beispiele aber beweisen vollends, dass er die Frage nicht nur falsch ausgedrückt, sondern wirklich falsch verstanden hat.

Zwei der citierten Stellen sind Gaimar entnommen; die eine findet sich v. 993 ff. (ed. Hardy & Martin in *Rer. Brit. Med. Aevi Script.*), wo es von den sächsischen Königen heisst: *Donc si conquistrent Gloucestre; Si pristrent Badhe e Cyecestre; Ceulinz e Cude avant alerent, Bretons quistrent tant ke troverent.* Hieraus folgert Loth, dass auch die *„gens de Gloucestre“ Bretons* genannt wurden. Nun ist allerdings Cirencester in Gloucestershire und Bath ganz in der Nähe; aber, wer das Vorangehende liest, findet, dass unter *Bretons* nicht so sehr bloss die *gens de Gloucester*, als die von den Sachsen nach Gloucestershire vertriebenen Bewohner Ostbritanniens (des nachherigen Englands) gemeint sind; schon v. 885 ff. wird ausdrücklich gesagt: *E les Bretons* (im Gebiet des spätern Englands) *par la lur guere* (mit den Sachsen) *Estut guerpir la bone tere. Envers Wales en l'occident U erent lur altre parent, S'en alouent e la fuaient.* Aus dieser Stelle geht auch zugleich hervor, dass sogar die alten Bewohner von Wales bisweilen nicht zu den *Bretons* gerechnet, sondern von letztern als ihre *parent* unterschieden wurden, was allerdings ein Anachronismus ist. Dasselbe beweist eine andere Stelle in Gaimar; v. 17 ff. *Este vus ci acheson Dunt en grant travail entrent Breton; Si funt Escoz e les Pictais, Li Gawaleis e li Combreis,* die hier erwähnte Begebenheit fällt in die Zeit, wo König Mordret den Sachsen die Länder zurückgab, welche früher Hengis besessen hatte. Die von Loth angezogene Stelle bezieht sich auf den Zeitraum zwischen 577 und 584 nach den Herausgebern; also ist die Zeit in beiden Fällen die Periode der germanischen Eroberung, und *Bretons* erscheint daher in beiden Fällen in Bedeutung I (im engern Sinn; vgl. p. 84 A. 8). Sogar, wenn in Loths Beispiel die *gens de Gloucester* mit *Bretons* bezeichnet würden, so wären damit nicht die Zeitgenossen Gaimars, sondern diejenigen Ceawlins und Cutha's gemeint.[36])

Nicht besser steht es mit dem andern Beispiel, das Loth aus

[36]) Wie klar Gaimar seine Zeitgenossen, die Wälschen, von den alten Britten, durch die Benennung unterscheidet, zeigen die bekannten Verse: *Robers li quens de Gloucestre Fist translater icele geste Solum les liveres as Waleis K'il averent des bretons reis.*

Gaimar holt (v. 1475 ff.): *Et en cel an fu la bataille Del barnage de Cornewaille E des Bretons, a ki Kentwine Fit fuir treska la marine* (Loth lässt den Nebensatz aus, ohne den doch das *Bretons* unverständlich ist). Daraus folgert nun Loth (man traut seinen Augen kaum), dass *les habitants de la Cornouaille anglaise* (*sic!*) *et leurs voisins* auch *Bretons* genannt wurden. Die Stelle bezieht sich auf das Jahr 682, also auf die letzte Periode der germanischen Eroberung, wo der Sachse Kentwine die ursprünglichen Einwohner des heutigen Englands (diese sind unter *Bretons* verstanden; wie hätte Gaimar sie anders bezeichnen können?) nach Cornwall getrieben hat, woselbst sie natürlich mit dem *barnage de Cornewaille* in Konflikt kamen, welche über die Eindringlinge, trotzdem sie Stammesgenossen waren, nicht sonderlich erbaut sein mochten; aber dass Loth die *Bretons* und die *habitants de la Cornouaille,* die Gaimar ausdrücklich als feindliche Parteien unterscheidet, identifizieren will, ist wirklich zu stark.[37]) Noch schöner nimmt sich das Beiwort *anglaise* aus, womit die Begebenheit in eine Zeit gerückt wird, wo Cornwall bereits anglisiert ist. Natürlich gebraucht Gaimar auch in diesem Beispiel *Bretons* in Bedeutung I. Loth bemerkt (p. 489): *Si des écrivains instruits des choses de l'île (Gaimar était originaire de Troyes, mais écrivait en Angleterre) commettent de ces erreurs, comment les écrivains français n'auraient-ils pas continuellement confondu les Bretons insulaires et les Bretons continentaux?* Mir scheint, dass Gaimar sehr wohl wusste, was er schrieb, und dass die *erreurs* ganz auf Seiten Loths sind. Die Bezeichnung *erreurs* ist übrigens schon eine bedeutende Concession von Seiten der Anhänger der wälschen Theorie. Aber wie soll man sich vorstellen, dass die Confusion beständig (*continuellement*) gemacht wurde? Dies würde wirklich einen sehr bedenklichen intellektuellen Zustand bei den Franzosen des 12. Jahrhunderts voraussetzen. Doch die Franzosen unserer Zeit (mit Ausnahme einiger Gelehrten) sind meines Wissens durchaus im Stande, die in ihrem Land sesshaften Britten von den Überresten der alten Britten in Grossbritannien auch sprachlich zu unterscheiden. Warum sollte man den Franzosen des 12. Jahrhunderts diese Fähigkeit absprechen? Die Verhältnisse sind ja dieselben geblieben.

Betrachten wir endlich noch Loths drittes Beispiel, das er in der *Histoire de Foulques Fitz-Warin*, einem Prosaroman des

---

[37]) Das Beispiel hat dennoch bei Lot (*Rom.* XXIV 333—4) Anklang gefunden (auch wieder ohne den notwendigen Nebensatz citiert); man möchte sagen merkwürdigerweise; aber wenn man Lot etwas näher kennt, findet man es begreiflich. Er ist es auch, der jenem Beispiel noch ein analoges anreiht (*La guwirnoit Marces li reis Od Bretuns e od Cornwaleis*) und nicht sieht, dass die *Bretons*, Zeitgenossen des Königs Mark, nicht wohl Wälsche sein konnten.

14. Jahrhunderts gefunden hat. Bei der Beschreibung einer Expedition König Wilhelms I gegen Wales, wo damals *Ywein Goynez prince de Galles* war,[38]) finden wir folgende Stellen: *Le roy William Bastard approcha les mountz e les vals de Gales, s'i vist une vile mout large, close jadys de hautz murs, que tote fust arse e gastee; e pardesouth la ville, en une pleyne, fist tendre ces pavylons, e là demoreit, ce dit, cele nuyt. Lors enquist le roy de un Bretoun coment la ville avoit a noun e coment fust ensi gaste.*[39]) „*Sire, fet le Bretoun, je vous dirroy: Le chastiel fust jadys apellée chastiel Bran; mes ore est apelee la Vele Marche. Jadys vindrent en ceste pays Brutus, un chevaler mout vaylaunt, e Coryneus, de quy Cornewagle ad uncore le noun, e plusours autres estretz du lignage Troyene, e nul n'y habita ces parties, estre trelede gentz, grantz geans, dont lu roy fust apelée Geomagog etc.* Es ist merkwürdig, wie Loth aus dieser Stelle[40]) *Bretoun* = Wälscher herauslesen kann. Wenn der König wirklich einen Bewohner des Landes befragt hätte, so wäre doch wohl auch gesagt worden, wie dieser Wälsche in sein Lager gekommen war; denn die Bewohner eines Landes, das verwüstet wird, bieten sich doch sonst nicht gerade ihrem Feinde an, um alte Geschichten über ihr Land zu erzählen. Anderseits ist es bekannt, dass Wilhelm der Eroberer viele Bretonen (Armorikaner) in seinem Heere führte, welche wohl auch mit einigen Lokalsagen des ihrem Lande benachbarten Süd-Wales bekannt sein und *faute de mieux* als Autoritäten auf diesem Gebiete betrachtet werden mochten. Übrigens waren die Geschichten vom *lignage Troyene* in der Bretagne und in Wales gleich wenig populär, und der Verfasser hat sie seinem *Bretoun* offenbar selbst in den Mund gelegt, um seine Gelehrsamkeit anbringen zu können. Wie hätte der Verfasser voraussetzen können, dass seine Leser das Wort *Bretoun*, wenn es wirklich ausser „Armorikaner" auch noch „Wälsche" hätte bedeuten können, gerade in der letztern Bedeutung auffassen würden, welche doch nicht etwa unmittelbar aus dem Zusammenhang hervorgeht? Warum sollte er hier nicht die jedermann verständliche, unzweideutige Bezeichnung *Galeys* gebraucht haben, die er doch sonst (z. B. p. 45) für die Wälschen anwendet? Aller Wahrscheinlichkeit nach hat also *Bretoun* in Loths Beispiel Bedeutung II, nicht IV; zum mindesten müsste das Beispiel als zweifelhaft, als nichts beweisend erklärt werden. Hiermit können wir Loths Argumente entlassen. Jedermann wird billigerweise zugeben müssen, dass sie der armorikanischen Theorie nichts anhaben können.

---

[38]) Owen Gwinned regierte aber von 1137 bis 1169, während die Expedition nach der Sachsenchronik 1081 stattfand; also ein Anachronismus! (Vgl. die Ausgabe von Moland & Héricault p. 18.)

[39]) Man hört hier noch deutlich die 8silbigen Verse heraus.

[40]) Loth hat sie nur erwähnt, nicht wiedergegeben.

Gaston Paris und Lot im zweiten Teile seiner Arbeit haben auch den Versuch gemacht, die Bedeutung IV in populären Werken[41]) nachzuweisen. Lasst uns sehen, wie! Zunächst muss es uns gewiss befremden, dass ihre Beispiele fast ausschliesslich den Lais entnommen sind, während doch eben die Frage nach ihrer Provenienz von der Frage nach der Bedeutung von *breton* zum Teil wenigstens abhängig ist. Es ist, wie wenn man in einem Rechtsfall nur interessierte Zeugen vorlüde. Doch, wenn man eben keine andern hat, muss man sich mit diesen begnügen. Nicht dass etwa *Bretagne*, *breton* in der altfranzösischen Litteratur, abgesehen von den Lais, selten anzutreffen wären, im Gegenteil, die Beispiele finden sich vielleicht zu Tausenden, aber eben nie in Bedeutung IV. So müssen denn die Lais herhalten. Nicht dass sich hier Beispiele von Bedeutung IV fänden; aber hier kann man wenigstens noch im Trüben fischen. Durchgehen wir nun die Argumente der beiden Gelehrten, zunächst diejenigen von Gaston Paris.

In *Romania* VIII untersucht Gaston Paris zuerst die Lais der *Marie de France*, den *Lai de l'Espine* und den *Lai d'Ignaure*, um die Bedeutung der Worte *Bretagne*, *Bretons* und damit die Herkunft der Lais zu ermitteln. Nur bei dreien dieser Lais (*Guigemar*, *Deux Amants*, *Ignaure)* spricht er sich über die Bedeutung von *Bretagne* resp. *Bretons* aus, und zwar für Armorika Armorikaner; zu den *Deux Amants* bemerkt er sogar: *Certainement ici les Bretons qui „en firent un lai“ étaient de France et non d'Angleterre.* In allen übrigen Fällen konstatiert er einfach, wo die Scene der Lais ist, ohne weitere Bemerkungen daran anzuknüpfen. Hier findet sich eine Lücke in der Gedankenfolge des Kritikers; denn ganz unvermittelt heisst es nun: *Il est curieux, si Breton dans ces passages et autres peut être synonyme de Galois qu'on ne rencontre jamais ce mot à la place du premier.* Aber wo hat denn G. Paris gezeigt, dass *Breton peut être synonyme de Galois*? Wohl in einer Folgerung, die er dem Leser nicht mitteilt. Wir müssen also das irreale *pouvait* für *peut* einsetzen, und damit fällt das Argument ganz in die Hände der Gegner der wälschen Theorie und ist auch von Zimmer (G. G. A. 1890 p. 796) genügend betont worden. G. Paris setzt sich über das „merkwürdige“ Faktum ziemlich leicht hinweg; doch fügt er bei: *au moins je n'en connais qu'un exemple*, nämlich: wo *Breton* als Synonym von *Galois* erscheint; aber gleich darauf nimmt er auch dieses Beispiel wieder zurück; denn *la présence même des deux mots britûnsche et gâloise semble indiquer qu'ils ne sont pas*

---

[41]) Die Lais müssen wir populäre Werke nennen. Sie waren zwar vor allem für die Aristokratie bestimmt; aber diese war ja damals fast ebenso ungelehrt, wie das gemeine Volk.

synonymes. Es handelt sich nämlich um jene Stelle in Gottfried von Strassburg, wo von den Lais gesprochen wird, welche Tristan am Hofe von Isoldens Vater sang. Die Nebeneinanderstellung von *britûnsche* und *gâloise* nicht nur scheint zu beweisen, sondern beweist sicher, dass die beiden Adjektiva verschiedene Bedeutung haben müssen, sofern man in Gottfried einen geistig normal konstituierten Menschen erblicken darf; sonst möchte man ja gerade so gut auch *latînsche* und *franzoise* für synonym erklären, oder wie Loth und Lot es thun, den *barnage de Cornewaille* mit ihren Feinden, den *Bretons* identifizieren (vgl. p. 109). Gaston Paris' Argument stellt sich also folgendermassen dar: *Breton* kann synonym sein mit *Galois* (eine aus der Luft gegriffene Prämisse, die, wenn auch in hypothetischer Form gegeben, doch dargestellt wird, wie wenn sie durch Vorhergehendes bewiesen worden wäre); darum ist es „merkwürdig", dass man niemals *Galois* an Stelle von *Breton* findet; einmal aber findet man diesen Fall (nämlich, wie aus dem Folgenden zu erschliessen, „dass sie synonym sind"; aber logisch sollte man erwarten: „dass *Galois* für *Breton* eintreten kann", was nicht dasselbe ist); aber gerade in diesem Fall scheinen sie nicht synonym zu sein. Also, dies ist der notwendige Schlusssatz, den wir hinzufügen müssen, besteht die „Merkwürdigkeit" fort, vorausgesetzt immer, dass die unbewiesene Prämisse, von der G. Paris ausging, den Thatsachen entspricht. Und „merkwürdig" erscheint mir, offen gestanden, auch die ganze Argumentation. G. Paris aber sagt (p. 36): *La conclusion à tirer de tous ces textes et d'autres recherches que je ne veux pas exposer ici semble être que les lais étaient surtout répandus dans la Bretagne française et exécutés par des Bretons armoricains, que cependant ils n'étaient pas inconnus dans le pays de Galles où plusieurs plaçaient la scène des aventures qu'ils chantaient; et qu'enfin ils étaient connus en Irlande et exécutés parfois par des Irlandais.* Die erste dieser drei Folgerungen können die Anhänger der armorikanischen Theorie mit Freuden acceptieren; denn, wenn die Lais zumeist aus der Bretagne stammen, so müssen auch die Romane, welche ja nach G. Paris eigener Theorie aus den Lais abzuleiten sind, zumeist bretonischen Ursprungs sein. Wir würden gerne auch jene *autres recherches* kennen, welche zu diesem wichtigen Resultate führten; aber leider haben wir seither nichts mehr erfahren, und dürfen auch nicht erwarten, dieselben je kennen zu lernen; denn G. Paris hat seither die Ergebnisse seiner eigenen Forschungen zerstört, allerdings nirgends durch Beweisgründe, sondern nur durch Behauptungen, die an kategorischer Fassung nichts zu wünschen übrig lassen, aber nicht an den Verstand, sondern nur an den blinden Autoritätsglauben der Leser appellieren. Die zweite der citierten Folgerungen zeigt uns, wie jene oben erwähnte Lücke

in der Gedankenfolge des Kritikers auszufüllen ist. Dass nämlich die Lais auch in Wales bekannt waren und demnach *Breton peut être synonyme de Galois*, soll wohl daraus hervorgehen, dass der Schauplatz der Abenteuer in mehreren Lais Wales ist. Von diesem Argument hat besonders Lot häufig Gebrauch gemacht, und ich werde später darauf zurückkommen. Die dritte Folgerung aber ist sehr befremdend. Sie stützt sich auf den *Lai de l'Espine*, wo es von einer Versammlung von Rittern am Hofe eines Königs von *Bretagne* heisst: *Le lai escoutent d'Aeliz Que uns Irois sone en sa rote.*[42]) Auf dieses einzige Zeugnis hin werden den Irländern Lais zugeschrieben, obschon sich in der ganzen irischen Litteratur keine Spur davon findet. Warum sagt G. Paris nicht auch noch, dass man lateinische Lais sang, auf das Zeugnis Gottfrieds hin, der Tristan lateinische Lais singen lässt? Was nötigt uns denn, einem Dichter Glauben zu schenken, der nicht eher wusste, was an dem Hofe jenes Königs vorging, als wir? Denn jener König ist ein Märchenkönig, den man sich nicht etwa im 12. Jahrhundert, sondern in längst vergangener Zeit lebend dachte, den der Dichter selbst wohl in Arthurs Zeit versetzte, da er sich ja auf Schriften in Carlion, Arthurs Residenz, beruft. Doch man wird einwenden, der Dichter habe eben die Verhältnisse seiner Zeit auf die Vergangenheit übertragen; aber zu dieser Annahme ist man nicht eher genötigt als zu der, dass zu Gottfrieds oder Thomas' Zeiten lateinische Lais gesungen wurden. Gottfried resp. Thomas glaubt an die Existenz lateinischer Lais, weil eben mehrere Dichter von Lais, gerade z. B. derjenige des *Lai de l'Espine* sich auf *estores*, d. h. lateinische Quellen, berufen. Aus ganz ähnlichen Gründen kann man sich auch denken, dass der Dichter des *Lai de l'Espine* an die Existenz irischer Lais glaubte. Im 12. und 13. Jahrhundert dachte man sich nämlich wohl so ziemlich allgemein, dass an gewissen Festtagen die Ritter ihre Abenteuer vortrugen und zwar häufig in Form von Lais (vgl. *Lecheor*), und dass diese Erzählungen, ins Lateinische übertragen (vgl. *Tyolet*), in Arthurs Residenzstadt Carlion (vgl. *Espine)* für die Nachwelt aufbewahrt wurden. Dachte man sich aber die Lais zu Arthurs Zeit verfasst (und zu diesem Glauben trug auch ein Tristanlai bei, welcher Tristan selbst als Verfasser erscheinen lässt), so war es natürlich, dass man sich auch vorstellte, dass alle keltischen Stämme, welche Arthurs Unterthanen waren, Britten, Armorikaner, Schotten und Iren, an der Lais-Dichtung teilgenommen haben mochten. Ausserdem,, wenn man wusste, dass Tristan am Hofe eines irischen Fürsten Lais vortrug, so mochte man sich auch denken, dass man

[42]) Diese Stelle wird von Lot (p. 524—5) noch einmal aufgetischt und die Folgerung von G. Paris wird im Gefühle absoluter Sicherheit wiedergegeben.

in Irland nicht nur Lais hörte, sondern auch verfasste. Der *Irois* im *Lai de l'Espine* trägt übrigens neben dem *Lai d'Aeliz* auch den *Lai d'Orphey* vor, der uns in englischer Übersetzung erhalten ist und der sich auch als *lai breton* ausgibt. Zudem ist es nicht wahrscheinlich, dass ein Irländer einen Lai von einer Heldin sang, die einen französischen Namen (*Aeliz*) trägt; die Vermischung des Keltischen und Französischen erklärt sich befriedigend nur in der Bretagne.[43]) Doch ich will nun der Argumentation von G. Paris weiter folgen. Er sagt am Schlusse seiner Besprechung der Lais der *Marie de France* (p. 36): *La question de savoir si le mot Breton peut signifier Gallois reste réservée; en ce qui concerne le mot Bretagne, elle paraît plus claire; il est certain que Bretagne s'est dit à la fois pour Armorique et pour Angleterre.* Nun wir bestreiten das letztere nicht, obwohl es aus dem von G. Paris aus dem *Tyolet* citierten Beispiel nicht erhellt;[44]) aber dass *Bretagne* England oder auch Grossbritannien bedeuten konnte, das hat eben mit unserer Frage gar nichts zu thun. Dieses Faktum geniert die armorikanische Theorie nicht. Aber wie kommt denn G. Paris plötzlich auf England zu

---

[43]) Wenn in der zweiten Version der *Folie Tristan* (*Michel II p. 106)* Tristan zu Isolde sagt: *Bons lais de harpe vous apris Lais bretuns de vostre pays*, so hat doch wohl *de* die Bedeutung von *sor*; denn Tristan konnte natürlich nicht irische Lais lehren, als er zum ersten Mal nach Irland kam; oder dann ist *vostre* in *nostre* zu verbessern. Nicht mehr werth als das Zeugnis des *Lai de l'Espine* für die Existenz irischer Lais ist dasjenige Gottfrieds für die Existenz wälscher Lais. Ausser der oben (p. 101 f.) erwähnten Stelle sind aus seinem Tristan anzuführen die Verse 3503 ff.: (*Marke*) *losete sêre an einer stete Einem leiche den ein harpfaere tete, ein meister sîner liste, Der beste den man wiste; Der selbe was ein Gâlois.* Da es sich um einen *Gâlois* handelt, der ein Zeitgenosssе Marke's war, so haben wir Grund genug, um an der Authenticität dieses Zeugnisses zu zweifeln, abgesehen davon, dass *Gâlois* hier ein Anachronismus für *Cambrois* ist. Aber dieser *Gâlois* singt nicht etwa einen *gâloischen*, sondern einen *britûnschen leich*; denn Gottfried lässt Tristan jenem Meister zur Anwort geben: *ir harpfet wol, Dise noten sind rehte fürbrâht, Senlîche und als ir wart gedâht, Die macheten Britûne Von mînem herrn Gurûne Und von sîner friundinne.* Vgl. dazu auch eine Stelle aus *Anseïs de Carthage: Rois Anseïs doit maintenant souper Mais il faisoit un Breton vieler Le lai Goron (Wolf: Lais, Sequenzen u. Leiche p. 237)* und 2 Stellen aus *Guillaume d'Orange: en I Breton Qui doucement harpe le lay Gramon (la loi Gorhon)* (*F. Michel: Tristan III p. XII*).

[44]) *Jadis au tens qu'Artus regna Que il Bretaigne governa Qui Engleterre est* (corrigiert von G. Paris aus *ert*) *apelee. Bretaigne* hat hier nicht Bedeutung III (England), sondern I (ganz Alt-britannien). Der Gegensatz von *governa* (Vergangenheit) und *est* (Gegenwart) beweist vielmehr klar, dass *Bretagne* in Bedeutung III sich noch lange nicht mit *Engleterre* messen konnte. Auch „*Engleterre*" bedeutet folglich hier, wie heute noch oft, Grossbritannien. Aehnliche Stellen finden sich übrigens genug, z. B. *Gaimar v. 32 ff.: Si l'apelent Engeland. Este vus ci une acheson Par quei Bretaigne perdi son nun.*

sprechen? Die Proportion, die er angefangen, sollte doch heissen: *Breton*: *Gallois* = *Bretagne*: *Galles*. Unvermerkt hat sich aber *Angleterre* an Stelle von *Galles* eingeschlichen. Wir bestreiten aber, dass *Bretagne* = *Galles* sein könne, und sehen noch keinen Grund zur Widerrufung dieser Behauptung.

G. Paris geht sodann zur Besprechung der 5 von ihm zum ersten Mal veröffentlichten Lais über. Bei diesen begnügt er sich auch wieder damit, zu konstatieren, wo der Schauplatz der Handlung ist.[45]) Nur beim *Tydorel* spricht er sich darüber aus, wer die *Bretons* waren, welche diesen Lai verfassten, und auch hier wieder ganz zu Gunsten der armorikanischen Theorie: *Il a le mérite de nous conserver un fragment des traditions poétiques des Bretons de France . . . et . . . nous avons la preuve de l'ancienneté et du caractère bien armoricain de la tradition* (*Rom.* VIII p. 66). In seiner Besprechung des *Tyolet* aber findet sich eine Andeutung, die eine andere Ansicht erraten lässt: *il faut remarquer en ce cas les „Bretons“ qui font leurs lais sur ces matières purement galloises* (p. 37), was doch etwa sagen will: es ist kaum glaublich, dass Armorikaner über rein wälsche Geschichten berichteten und dass darum *Bretons* hier Armorikaner bedeute. Unmittelbar vorher sagte er, dass die lateinische Abenteuersammlung, die der Verfasser des *Tyolet* erwähnt, wohl identisch sei mit dem *recueil d'aventures que l'auteur du lai de l'Espine prétend exister à Carlion.* Dies lassen wir gerne als Ver-

---

[45]) Dabei ist ihm ein seltsamer Schnitzer untergelaufen: Der *Lai del Lecheor* beginnt nämlich: *Jadis a Saint Pantelion, Ce nos racontent li Breton, Solerent granz genz asembler Por la feste au saint honorer.* Es ist klar, dass *a Saint Pantelion* hier für das gewöhnlichere *a la (feste) Saint Pantelion* steht (*la* ist weggelassen, entweder um der Verszahl willen, oder in Anlehnung an *a Pasques*, *a Pentecoste* etc.); *au saint* wäre ja sonst sinnlos; nachher bezieht sich denn auch der Dichter wieder auf *a. S. P.*, indem er sagt: *A la feste dont je vos di Ou li Breton venoient ci* etc. Pantaleon, der während der grossen Christenverfolgung Diocletians (a. 303) die Christen unterstützte und dafür den Tod erlitt, war ein im alten Frankreich sehr bekannter Heiliger (in *Mule sans frein v. 666* schwört Gawain bei St. Pantalion; Grosley nennt eine *Eglise de St. Pantaléon* in Troyes etc). Migne (*Nouv. Encycl. Théol. t.* V) gibt seinen Namenstag als den 27. Juli, wohl ein Fehler für den 17. Juli (vgl. Smith *Dict. of Christ. Bibl.*). Der Tag passt sehr gut für eines der Hoffeste; denn diese fielen fast alle in die schöne Jahreszeit: *Ascension* (z. B. *Claris & Laris v. 16422*), *Pentecoste* (z. B. *Lanval v. 11: a la pentecuste en este*), *la St. Jean* etc. G. Paris bemerkt zu der citierten Stelle (p. 37): *les chevaliers et les dames se réunissent à Saint Pantelion; je ne puis dire où se trouve, soit en Bretagne soit en Galles, une localité de ce nom* (*sic!*). In einer Perceval-interpolation der Versionen H. J. (cf. H. Waitz: die Fortsetzungen von Chrestiens Perceval) wird ein Ritter genannt „*Mascaron de Panthaleon*“; im *Meraugis*roman (Michelant's Ausgabe p. 166) wohnt Gorveinz im *Chastel de Pantalion* aber wenn auch Pantelion Ortsname sein mochte, so ist dies jedenfalls nicht der Fall im *Lecheor*.

mutung zu, aber auch, wenn dem so wäre, so darf man nicht etwa schliessen, dass deshalb die *Bretons,* welche den ursprünglichen *Tyolet* verfassten, nicht Armorikaner waren. Lesen wir die Stelle[46]) genau, so finden wir als unmittelbare Quelle einen *conte* eines von *Bretons* verfassten *Lai* d. h. was sonst allgemein heisst, eines *Lai breton*, sei es nun in bretonischer oder in französischer Sprache; aber eine *estore en latin et en parchemin* ist ausgeschlossen. Was immer deshalb der Verfasser von einer lateinischen Fassung spricht, ob er sich dieselbe in Carlion dachte oder nicht, kann uns vollständig gleichgültig sein. Er wiederholt einfach, was andere vorgaben, und was wohl in Frankreich und England allgemein geglaubt wurde, dass die Abenteuer Arthurs und seiner Ritter durch zeitgenössische lateinische Aufzeichnungen erhalten und später ins Französische übertragen wurden; aber er selbst kennt diese Quelle nur vom Hörensagen; er führt sie aber als *garant* für die Wahrheit seiner Erzählung an, ganz wie der Verfasser des *Lai de l'Espine* den *recueil* von Carlion als *garant* citiert, aber einen *conte* als Quelle benutzt (vgl. unten p. 139). Es gab wohl im Mittelalter zwei Ansichten über den Ursprung der *lais bretons*: die eine, die ältere, populäre, war, dass sie von den *Bretons* des 12. Jahrhunderts verfasst und dann (vielleicht von bilinguen *Bretons* selbst) ins Französische übertragen wurden; die andere, die spätere, gelehrte, war, dass sie (oder wenigstens ihre *matiere*) schon zu Arthurs Zeit von *clers* lateinisch niedergeschrieben und dann im 12. Jahrhundert französisch bearbeitet wurden. Die letztere Ansicht beruht selbstverständlich auf reiner Erfindung vieler mit Gelehrsamkeit prahlender Jongleurs. Der *Tyolet* zeigt uns die beiden Ansichten neben einander. Aus den Quellenangaben dieses Lais also lässt sich nicht schliessen, dass die *Bretons*, welche ihn verfassten, nicht Armorikaner sein konnten. Ueber die Behauptung aber, dass Armorikaner kaum über eine „rein wälsche *matiere*“ Lais dichten konnten, werde ich später im Zusammenhang sprechen; hier sei nur so viel bemerkt, dass die *matiere* des *Tyolet* gar nicht „rein wälsch“ ist. Der Schauplatz ist die *Bretagne*, (in Bedeutung I, nicht IV; vgl. oben A. 44), und die Personen sind ausser *Tyolet* (der einen bretonisch klingenden Namen hat: bretonisch *-et*, *-ec* = wälsch *-oc*, *-auc)* die bekannten Ritter jener Bretagne: *Gauvain*, *Evain*, *Urien*, *Keu* und *Lodoer* (= *Beduer?*). Man vermenge ja nicht „altbrittisch“ mit „rein wälsch“ (IV)! Wenn etwa G. Paris die *matiere* des *Tyolet*

---

[46]) *Mises estoient (sc. les aventures) en latin Et en escrit, en parchemin Por ce qu'encor tel tens seroit Que l'en volentiers les orroit. Or sont dites et racontees De latin en romanz trovees; Bretons en firent lais plusors, Si con dient nos ancessors. Un en firent que je dirai Selonc le conte que je sai.*

als „rein wälsch“ hält, weil der erste Teil dem Anfang des wälschen Peredur ähnlich ist (wie Lot p. 523 sagt, der, seiner Gewohnheit nach, alles verschweigt, was seiner Ansicht im Wege stehen möchte und darum auch nichts davon sagt, dass der *Tyolet* ebenso mit dem französischen Perceval Chrestiens und besonders mit den französischen Quellen des englischen und des deutschen Perceval Aehnlichkeiten hat), so soll er (oder Lot) uns zuerst beweisen, dass der wälsche Peredur und speziell die mit dem *Tyolet* übereinstimmenden Züge „rein wälsch“ sind. Zu *Doon* bemerkt G. Paris (p. 37. n. 2): *Ce lai a donc été composé en Grande-Bretagne*, weil darin die französische Bretagne mit *Bretaigne dela la mer* bezeichnet wird. Doch wenn dem so wäre, dürfte man nicht etwa schliessen, dass der Lai, weil in seiner jetzigen Form in England verfasst, aus Wales stammte und etwa ein Beispiel jener berühmten anglonormannischen Zwischenstufen wäre. Wir könnten dann nur so viel sagen, dass die uns überlieferte Fassung von einem Anglonormannen, oder, der Sprache nach zu schliessen, eher von einem in England wohnenden und für englische Höfe dichtenden Franzosen herrührt. Dass bretonische Sänger ebenso gut nach England wie nach Frankreich kamen, ist selbstverständlich. Im *Lecheor* heisst es z. B. *Cil qui savoient de note . . . . Fors de la terre le (= le lai) portoient Es roiaumes ou il aloient.* Unter diesen *roiaumes* war wohl nach Frankreich England das erste. Es ist ja auch wahrscheinlich, dass Marie de France den bretonischen Sängern in England ihre Lais abgelauscht hat. Ich möchte aber sehr bezweifeln, ob G. Paris Recht hat, wenn er glaubt, dass der Lai in England verfasst wurde, weil es heisst (v. 67 ff.: *En Bretaingne dela la mer L' (sc. la novele de l'orgueilleuse damoisele) oï un(s) chevalier(s) conter.* Der Dichter spricht in den ersten 66 Versen nur von Grossbritannien; er erzählt von der *org. Dam.* in *Daneborc* und von ihren Freiern. Wenn er nun plötzlich von der französischen Bretagne sprechen wollte, so musste er sagen *dela la mer*, ob er in Grossbritannien oder auf dem Continente wohnte. Es kommt gar nicht darauf an, wo er wohnt, sondern nur wohin er die Scene verlegt hatte. Er dichtet ja für den Hörer oder Leser, nicht für sich selbst. „*deça la mer*“ wäre in diesem Falle vollständig Unsinn. *En résumé*, sagt endlich G. Paris (p. 37), *par l'ambiguité des renseignements qu'ils donnent sur leur patrie — Bretagne ou Galles — nos cinq lais inédits sont parfaitement semblables à ceux qu'on connaissait déjà.* Es muss also für G. Paris wohl auch von jenen gelten, was er von diesen gesagt hat: *La question de savoir si le mot Breton peut signifier Gallois reste réservée.* Hiermit gesteht G. Paris selbst, dass sein Versuch, *Breton* in der Bedeutung *Gallois* nachzuweisen, zu einem vollständigen Fiasko geführt hat.

Geradezu enttäuschend ist, was G. Paris seither über diese Frage geschrieben hat. Ich lasse hier alle einschlägigen Stellen folgen:[47]) In *Rom.* X p. 466 lesen wir: *Les romans bretons sont le produit du contact de la société française et des Celtes*; *ce contact a eu lieu surtout, sinon exclusivement, en Angleterre (il faut admettre cependant qu'il s'est produit, quoique plus faiblement, entre Bretons et Normands sur le sol continental*). Nachdem G. Paris sodann die *Bretons* (Verfasser der *contes*) *explicite* mit den *Gallois* (und nur mit diesen) identifiziert hat, sagt er: *les jongleurs bretons* (d. h. also *gallois) parcourent l'Angleterre (et aussi la France) en jouant sur la rote ou la harpe les lais* etc. In *Rom.* XIII p. 440 heisst es: *le nom de lai breton ne prouve pas que les musiciens qui exécutaient des lais fussent des Armoricains*: *on sait qu'au XIIe siècle le mot breton s'applique aussi bien à la grande qu'à la petite Bretagne.*[48]) In *Rom.* XIV p. 607 frägt sich G. Paris: *Quelles sont maintenant les sources de ces contes que l'on faisait d'abord en Angleterre, puis en France, à propos des lais bretons?* In *Hist. Litt.* XXX p. 3 schreibt G. Paris: *La matière de Bretagne nous vient surtout d'Angleterre* (d. h. indirekt aus Wales); *car c'est la Grande Bretagne que désigne ici le mot Bretagne. Non pas que l'Armorique n'ait connu, au moins en grande partie, les récits et croyances qui en composent le fond*; *mais on ne semble avoir commencé à les lui demander qu'après la grande invasion des contes de la Bretagne d'outremer et sous l'influence du succès de ces contes.* In *Hist. litt.* XXX p. 7 werden die *musiciens bretons* ausdrücklich mit den *musiciens gallois* identifiziert. In *Lit. franc. au M. A.* § 54 und § 55 endlich finden wir folgende Aussprüche: *ils* (*sc. les romans bretons) reposent sur les récits des conteurs et des chanteurs gallois qui n'ont nullement passé par le latin. — C'est par les chanteurs et conteurs bretons* (also natürlich gallois), *avons nous dit*, *que les fictions celtiques*, *dépouillées en général du caractère national que la plupart d'entre elles avaient eu autrefois*, *pénétrèrent dans le monde roman. Les musiciens bretons sont très souvent mentionnés à cette époque comme parcourant les cours d'Angleterre*, *puis de France.* Man glaube nicht, dass ich etwa die einschlägigen Stellen zu Ungunsten von G. Paris gekürzt hätte, dass ich Beweisgründe und Belege weggelassen hätte. Ich habe vergeblich nach solchen gespäht; es fanden sich keine; die Behauptungen stehen ganz nackt da. Man darf nicht von mir verlangen, dass ich mich damit abgebe, blosse Be-

---

[47]) Wenn ich etwas ausliess, so ist es dem Uebersehen zuzuschreiben.

[48]) Man bemerke hier auch wieder die Confusion von *Grande Bretagne* und Wales.

hauptungen der Kritik zu unterziehen. Nur darauf möchte ich hinweisen, mit welch gewaltigen *Aplomb* sie aufgestellt werden, in welch flagrantem Widerspruch sie zu dem in *Rom.* VIII geäusserten Ansichten stehen. In dieser Abhandlung hat G. Paris noch gesagt: *Les lais étaient surtout répandus dans la Bretagne française et exécutés par des Bretons armoricains*; nach seinen spätern Schriften aber kommen sie *surtout d'Angleterre*, d. h. indirekt aus Wales; Armorika wird entweder noch als schwach mitbeteiligt zugelassen oder auch ganz ausgeschlossen (nicht einmal hier bleibt sich G. Paris konsequent). Die *exécuteurs* der Lais sind die *musiciens, jongleurs, chanteurs* oder *conteurs bretons*, welche nunmehr ausschliesslich als *musiciens etc. . . . gallois* erklärt werden. Man erinnere sich dagegen, wie in *Rom.* XIII derselbe G. Paris gesagt hat: *Je ne connais qu'un exemple* (nachher auch noch revociert), wo *Breton . . . peut être synonyme de Galois*; und wie er (allerdings wieder nicht im Einklang zu dem eben Citierten) als Resultat seiner Untersuchung das Folgende angab: *La question de savoir si le mot Breton peut signifier Gallois reste réservée.* In *Rom.* VIII hatte er das Vorkommen zahlreicher armorikanischer Lais sicher gestellt; nachher aber thut er, wie wenn er das Vorkommen viel zahlreicherer wälscher Lais sicher gestellt hätte. G. Paris hat seine in *Rom.* VIII ausgesprochenen Ansichten nie revociert. Es hat fast den Anschein, als ob er glaubte, dort das Gegenteil von dem bewiesen zu haben, was er wirklich bewiesen hat. Es ist unbegreiflich, wie es einer fertig bringt, G. Paris in diesem Wirrwarr zu folgen; auch seine treuesten Anhänger, wenn sie unbefangen sind, müssen hier von ihm abfallen (und schon mehrere haben es gethan). Den zahlreichen und grösstenteils berechtigten direkten Angriffen der Vertreter der armorikanischen Theorie hat G. Paris bisher noch nicht geantwortet; er hat sie gebeten, ihm Zeit zu lassen, um sich vorzubereiten. Es wäre wirklich erwünscht, wenn er bald sein eigenes Räthsel lösen, die Inkongruenzen seiner Ansichten versöhnen würde; aber besser wäre es gewesen, wenn er auch seine Behauptungen so lange noch zurückgehalten hätte, bis er die Beweise liefern konnte, oder sie wenigstens in die Form blosser Vermutungen, nicht in diejenige von Thatsachen gekleidet hätte. Denn an seinen Namen knüpft sich die überall herumschwirrende Ansicht, dass *breton gallois* bedeuten könne und deshalb die *Lais bretons* aus Wales stammen. Es ist kaum glaublich, dass diese Ansicht ohne ihn je aufgekommen wäre; jedenfalls verdankt sie ihre grosse Verbreitung einzig und allein ihm, der nicht ein einziges Beispiel für *Breton, Bretagne* in Bedeutung IV auftreiben konnte und das Misslingen seines Versuchs ehemals selbst eingestand.

Kehren wir nun wieder zu Lot zurück! Nach dem, was wir

bereits von Lots kritischer Methode kennen gelernt haben, dürfen wir uns darauf gefasst machen, dass wir auch im zweiten Teil seiner Arbeit wieder haarsträubende Dinge zu hören bekommen Lot (p. 517) wirft Z. vor, er breche offene Thüren ein; denn er bringe nur die gleichen Argumente, die G. Paris schon lange vorher (*Rom.* VIII) gebracht habe. Abgesehen davon, dass die Behauptung in dieser Form eine Unwahrheit ist, so ist zu bemerken, dass G. Paris seither das Gegenteil von dem vorgetragen hat, was sich in *Rom.* VIII als Resultat seiner Untersuchung ergab, und dass Z. die betreffende Abhandlung von G. Paris nicht kannte.[49]) Wenn aber zwei grosse Gelehrte unabhängig von einander zu demselben Resultat gelangen, so gewinnt dieses nur an Bedeutung und Zuverlässigkeit. Also auf den Schützen springt der Pfeil zurück. Ferner dadurch, dass Lot die Argumente von G. Paris und Z. für identisch erklärt, müssen die wütenden Ausfälle, die er gegen den letztern richtet, ebenso auch G. Paris treffen, obschon anderseits die Aussprüche dieses Gelehrten von Lot von Zeit zu Zeit wie eine Art Mottos verwendet werden. Lot selbst ist sich nicht bewusst, in welchem Dilemma er sich von Anfang an befindet, und wie ihm der Boden unter den Füssen schwindet. Blind schiesst er drein, bis er sich ausgetobt hat.

Das Hauptargument, mit dem Lot operiert, ist eines, das sich auch in den Ausführungen von G. Paris fand, wenn auch nur implicite: ein litterarisches Werk ist da entstanden, wo der Schauplatz seiner Handlung ist; also ist ein Lai, der den Schauplatz der Handlung nach Wales verlegt, wälschen Ursprungs. Dieses Argument, in dieser allgemeinen Form gefasst, ist selbstredend unsinnig. Nun, meine Gegner werden mir einwenden, ich entstelle ihre Ausführungen. So viel räume ich ihnen gern ein, dass sie es anders gemeint, als ich es eben dargestellt habe; aber angewandt haben sie's in jener Form. Sie haben nicht spezialisiert. Ganz richtig und selbstevident wäre folgendes Argument, das den beiden Gelehrten vor den Augen geschwebt haben mag: wenn ein litterarisches Werk die Scene der Handlung in Lokalitäten eines Landes A verlegt, die in einem andern Lande B nicht bekannt sein können, so kann das Werk in der gegebenen Form nicht im Lande B verfasst worden sein. Es wäre demnach notwendig nachzuweisen, dass in den Lais Örtlichkeiten vorkommen, welche den Armorikanern und Franzosen nicht bekannt sein konnten. Ich füge hinzu „den Fran-

[49]) G. G. A. 1890; p. 796 A. 1 sagt Z.: „Während obige Ausführungen über die Bedeutungen von *breton* im Satze waren, wurde ich mit den Aufsätzen von G. Paris in *Romania* VII1 ff und VIII29 ff bekannt. Hier findet sich auf Grund hergebrachter Thatsachen (VIII34 ff) im wesentlichen das Richtige über *lai breton*“.

zosen“; denn alle *lais bretons*, die wir besitzen, sind durch die Hände der Franzosen gegangen, und nichts hindert uns, im Gegenteil manches nötigt uns, anzunehmen, dass die Franzosen die Lais nicht ohne Zuthaten und Abänderungen, wenigstens äusserlicher Art, uns überlieferten. Ebenso müsste man beweisen, dass in den Lais Personen- oder Völkernamen vorkommen, welche den Armorikanern und Franzosen nicht bekannt sein konnten. Haben G. Paris und Lot Beweise dieser Art geliefert? Keineswegs! Sie haben nicht einmal geruht, auf diese Fragen einzutreten. Doch ich will nun selbst versuchen, zu erforschen, ob die in den Lais vorkommenden geographischen und Personennamen der Art sind, dass sie armorikanische Autorschaft ausschliessen bei der (berechtigten) Annahme französischer Ueberarbeitung. Lot zählt 10 Lais auf, wo er von dem oben erwähnten unsinnigen Argument Gebrauch macht. Er bezichtigt Z. (p. 517), diese Lais schweigend übergangen zu haben, weil sie seinen Theorien widersprächen. Man muss sich nicht wundern, dass er Z. ein so gemeines Motiv unterschiebt, da er offenbar häufig genug sich von einem solchen Motiv leiten liess.[50]) Ich kann mir Z's Auslassungen wohl erklären dadurch, dass eben die ausgelassenen Lais (nach seiner Meinung) keine Argumente für seine Theorie liefern; aber dass sie etwa dieser Theorie zuwiderlaufen und sich zu Gunsten der wälschen Theorie ausbeuten lassen, ist falsch. Dies will ich nun zunächst klar legen.

Der *Lanval*, nach 4 Uebergangsversen, beginnt also:

5 *A Kardoil surjurnoit li reis,*
Artur, li pruz e li curteis,
Pur les Escoz e pur les Pis
Qui destruieient le païs;
En la terre de Loegre entroent
E mult suvent le damajoent.
A la pentecuste en esté,
12 *I aveit li reis sujurné.*

Er schliesst (659 ff.): *Od li s'en vait en Avalun,*
Ceo nus recuntent li Bretun etc.

Il est évident, sagt nun Lot (p. 518), *pour tout lecteur non prévenu, que les Bretons dont il est question ici ne peuvent être les Ar-*

[50]) Von den 10 Lais werden übrigens der *Lanval* und der *Yonec* von Z. weitläufig genug besprochen (G. G. A. 1890 p. 798 u. 800), und Lot scheint diese Besprechungen wohl zu kennen (cf. p. 518 u. 520). Z. hat damals nur die Lais von Marie de France gekannt (vgl. p. 797 A.), was ihm als Nichtromanisten wohl zu verzeihen ist; er selbst sagt (p. 799), er ziehe nur die Nummern 1, 2, 4, 5, 6, 8, 12 (darunter ist auch der *Lanval*) zum Beweise herbei, woraus jedermann ersehen kann, dass er noch 5 andere Lais kannte. und also kein Grund zu dem Vorwurf des absichtlichen Verschweigens vorliegt.

moricains du continent, ni le „bretanz“ la langue de ces derniers. Nun, was für Lot evident ist, braucht nicht notwendig für den normalen Menschen, *pour tout lecteur non prévenu*, evident zu sein.[51]) Jedermann kann sehen, dass die Verse 6 bis 10 ein blosser Einschub sein können; denn die Verse 11 bis 12 sind ja mit Vers 5 identisch, und von den Kämpfen Arthurs gegen Pikten und Schotten ist im ganzen Lai sonst gar nicht die Rede; ihre Erwähnung ist deshalb als ein geschmackloser Zusatz anzusehen, den jeder leicht zu Stande bringen konnte, der das Werk Galfrids (z. B. lib. IX c. I) oder dessen Uebersetzungen durch Gaimar und Wace kannte. Marie de France, die Gelehrte, musste so populäre Werke wohl kennen. Zur Zeit, wo Marie den Lai verfasste, oder redigierte, musste auch *Cardoil* durch andere Lais oder durch Romane schon als Arthurs Residenz bekannt geworden sein; woher diese den Namen haben, geht uns für die Lanvalfrage nichts an.[52]) Es wäre übrigens für

---

[51]) Z. B. als Lot (*Rom. XXV p. 8 A.*) behauptete, dass die Ausgabe des *Brut* irrtümlich habe: *Et Margadud de desus Galles*, *„qu'il faut corriger évidemment en Destregales,* sah sich G. Paris veranlasst, ihm (p. 32 *Note additionnelle*) mit einem unwilligen *„mais non!“* auf die Finger zu klopfen, indem er die evidente Lesart *rois de Susgales* wiederherstellte.

[52]) Schon in Galfrids *Prophetiae Merlini*, die nach G. Paris (*Rom.* XII p. 373) schon vor der eigentlichen *Historia* verfasst worden waren, findet sich der Name: *Vindicabit leonem lupus Kaerdubali* (lib. VII. c. IV12). Z. (*Zeitschrift* XII p. 237 und *G. G. A.* 1890 p. 493) hat wohl Recht, wenn er *Kaerdubalum* aus dem französischen *Carduel* herleitet und also hierin eine Entlehnung aus Lais oder Romanen sieht. Im *Brut* (v. 1637) findet sich noch die Form *Kaerleil*, Name der Stadt *Carlisle*, gegründet von König *Leil*, entsprechend Galfrids *Kaerleir, in aquilonari parte Britanniae*, gegründet von König *Leir* (lib. II c. IX); offenbar zu korrigieren in *Kaerleil* und *Leil* wie in Wace; verwechselt mit *Kaerleir* (= *Leicester*), gegründet von dem viel später regierenden König *Leir* (l. II c. XI). Förster (Anmerkung zu Löwenritter v. 7) weist San Martes Vermutung, dass *Cardoil* aus *Carlion* entstanden sei (Ausgabe von *Galfrids Historia* p. 237), zurück, weil *Cardoil* und *Carlion* von den Dichtern gut auseinandergehalten werden. Dagegen sagt Loth (*Revue Celtique 1892 p. 27—28*)*: il est parfaitement possible que Carduel doive sa fortune dans les romans français à une faute de scribe. La confusion entre Caerllion, Karlion et Carliol (Carlisle) peut venir d'une mauvaise lecture. On a pu lire Carliol pour Carlion* (wohl unter dem Einfluss der bekannten Stadt Carluil). *La faute commise, Carliol a été remplacé par la forme plus familière aux Anglo-Normands de Cardoill et Carduel.* Und in der That citiert er ein sicheres Beispiel einer solchen Verwechslung Henri de Huntingdon *Hist. Angl. I* Petrie *Monum. hist. p. 692: Kairlion quam vocamus Carleuil.* Wenn einmal die beiden Namen *Carlion* und *Carloil* (identifiziert mit *Carlisle*) gegeben waren, so ist es klar, dass sie von der Mehrzahl der französischen Schriftsteller als Bezeichnungen zweier verschiedener Städte aufgefasst wurden, und Försters Einwand fällt damit dahin. Loths Vermutung kann uns gut erklären, wie *Carlisle* als Arthurresidenz berühmt wurde, und wie es (nur) bei französischen (der englischen Geographie unkundigen) Dichtern das Attribut *„en Gales“* erhielt [in englischen Werken kommt

die Erzählung ganz gleich, wenn irgend ein anderer Ort an Stelle von *Carduel* stünde; ja sogar der Name Arthurs könnte ohne weiteres fehlen. Und in der That haben wir ja im *Graelent*, einem charakteristisch armorikanischen Lai, denselben Stoff, und zwar, wie es scheint, mit ältern Zügen, ja häufig denselben Wortlaut, ohne Arthur, ohne *Cardoil*. Z.'s Erklärung von *Cardoil* ist, wenigstens für diesen Fall, überflüssig; aber ganz unsinnig ist, was Lot zur Antwort darauf sagt, dass die Britten, welche in Armorika einwanderten, die Erinnerung an Arthur nicht mit sich bringen konnten, da ihre Einwanderung (*la principale, bien entendu*) 2 oder 3 Generationen vor Arthurs Zeit stattgefunden habe (p. 519). Schon p. 519 (n. 1) bemerkt er: *Le roi Gradlon est encore vivant dans la tradition populaire des Bretons d'Armorique, alors qu'Arthur est complètement oublié. Ce dernier fait est singulier.* Dass aber der Glaube an Arthurs Wiederkehr im 12. Jahrhundert in der Bretagne als *espoir breton* allgemein verbreitet war, ist eine erwiesene That-

dies nicht vor; z. B. das *Carduel en Gales* des Löwenritters wird durch *Kerdyf that es in Wales* wiedergegeben; die wälschen Uebersetzer ersetzen es durch *Kaer Llion ar Wysc* (cf. Z. in G. G. A. 1890 p. 525). Ebenso ist's sogar einmal mit Kamalot; in einer, dem Dialekt nach zu schliessen, wahrscheinlich anglonormannischen Handschrift des Prosa Lancelot (Br. Mus. Royal 19 C XIII), fol. 58 d, entspricht *Kaerdif en Gales* dem *Kamalot* der Analyse von P. Paris (RTR III[316]), als Arthurresidenz; dem *Cardoil* des *Chevalier a l'Espee* entspricht *Cardyfe* in *Carle of Carlyle*]; aber sie erklärt uns nicht die Form *Cardoil*. Bis jetzt hat man immer gesucht, *Cardoil* auf lautlichem Wege aus *Carloil* abzuleiten; aber man wird gestehen müssen, dass, obschon sich ein Uebergang von l in d lautphysiologisch erklären lässt, er eben doch in Französischen sonst nie zu belegen ist; hier hinkt also die Erklärung. Nun gibt es aber in der Bretagne 2 Ortschaften mit dem Namen *Kerduel*: die eine im *Dep. Morbihan*, genannt im *Dict. topogr. du Morbihan: Kerduel, château, commune de Lignol, seigneurie, manoir (arr. Pontivy, con Guéméné*, die andere im *Dep. Côtes du Nord*, genannt im *Dict. des Postes: Kerduel 50h, château, Commune Pleumeur-Bodon con Perros-Guirec, arr. Lannion)*. Nicht sehr weit von letzterem entfernt *(Commune Trégastel)* findet sich eine Ortschaft *Keridol (150h nach Dict. des Postes)*, welche wegen des ähnlichen Namens und der ähnlichen Lage leicht mit *Kerduel* verwechselt werden mochte. (*Keridol* wohl = *Caer Idol*; *Idol Iduel Idel* erscheint öfters als Rittername in der Arthurlitteratur). Dem *Carduel* der französischen Romane entspricht in den deutschen, die häufig noch alte Namensformen bewahrt haben, gewöhnlich *Karidôl* (der holländische *Lancelot*, speziell der Abschnitt *De riddere metter mouwen*, kennt noch eine dritte Form *Kardeloet* neben *Kardol*; vielleicht = *Keridloen* (genannt anno 1066—81 in *De Courson Cartulaire de Redon*) *commune de Ménéac, canton de la Trinité* (*Morbihan*)? oder *Kerlouet 65h: Cne Kerien Con Bourbriac Arr. Guingamp, Dep. Côtes du Nord?* oder *Kerlouët 30h Chau, Cne Quemper-Guézennec, Con Pontrieux, Arr. Guingamp?* Diese beiden Formen lassen sich ohne weiteres mit den Namen der genannten bretonischen Ortschaften identifizieren; man braucht da keine langen wissenschaftlichen Erörterungen wie bei der Identifikation von *Carduel* mit *Carlisle*, wobei ausserdem die Form *Karidôl* leer ausgeht. Da blosser Zufall hier doch wohl ausgeschlossen ist, so bleiben nur folgende 2 Er-

sache (vgl. auch noch Z.'s Argumente in G. G. A. p. 493). Was wollen wir mehr? Also werden wohl die spätern Einwanderungen seinen Ruhm in die Bretagne getragen haben. Wie und wann dies geschah, und ob und warum Arthur heute nicht mehr im bretonischen Volksglauben lebt, geht uns hier nichts an; uns genügt das Faktum. Dass *Ywains* und *sis cusins Walwains*, den Lot auch noch hätte erwähnen können, im *Lanval* vorkommen (v. 228—9), erklärt sich auch leicht durch den Einfluss Galfrids oder französischer Romane. Auch sie fehlen im *Graelent*. Wenn man an ihre Stelle Hans und Heinrich einsetzte, würde der Lai nichts verlieren. Auf die nahe Beziehung zu Galfrids Werk weist noch das Vetterverhältnis Ywains und Walwains (cf. *Hist. Brit. lib. IX c. IV u. lib. XI c. I*), welches von den spätern Romandichtern vergessen wurde. Ob der Name Yvain aus dem Bretonischen oder Wälschen stamme, kann uns daher hier vollständig gleichgültig sein. Dies ist nur von Wichtigkeit für die Frage nach Galfrids Quelle.

---

klärungen als möglich übrig: entweder im Anschluss an Z.'s Theorie, muss man annehmen, dass die ausgewanderten Britten das *Carluil* (= *Carlisle*) ihrer Sagen später mit den von ihnen in der Bretagne gegründeten Ortschaften *Kerduel Keridol* identifizierten, dass somit letztere Namen in die Lais übergingen und später wieder (besonders in England) mit *Carlisle* identifiziert wurden; oder aber (und dies ist einfacher), wir nehmen an, dass die bretonischen Ortschaften *Kerduel Keridol*, ohne fremden Einfluss, in bretonischen Lais vorkamen, und dass nachher, als die Scene der meisten Lais nach Grossbritannien verlegt wurde, die Identifikation mit dem ähnlich klingenden *Carlisle* eintrat, und zwar schon so früh, dass *Carduel* sogar in historischen Werken englischer Autoren (cf. Z. in *G. G. A.* 1890 p. 525) ziemlich früh das richtige *Carluel* verdrängte (in *Guiot- Wolfram* erscheint aber *Caridôl* noch als Stadt der Bretagne); es ist nicht eine notwendige Voraussetzung, dass *Kerduel Keridol* schon in bretonischen Lais als Arthurresidenzen erschienen; es ist möglich, dass sie erst zu solchen gemacht wurden, nach der Verwechslung mit *Carlion*; eine solche muss wohl stattgefunden haben, da das Attribut *en Gales* nur auf diese Weise befriedigend erklärt werden kann. So lässt sich Loths Erklärung sehr wohl mit der meinigen vereinigen. Man bemerke übrigens, dass es neben dem *Caerleon* in Wales auch ein *Kereleun* in der Bretagne gibt (*Cne La Feuillée, Con Huelgoat, arr. Châteaulin, Dep. Finistère)*, sowie die bekannte Stadt *St. Pol de Léon*. Nur für diese Stadt *Caer Leon* passt die Bezeichnung *Charlion qui siet sor mer*, welche wir im Anfang des *Bel Inconnu* (v. 10) finden. Auch auf *Carlion* lässt sich eine ähnliche Hypothese wie die eben gegebenen anwenden. Dasselbe gilt von den übrigen Namen der wichtigen Arthurresidenzen: Bretonische Namen wie *Kermélo, Kermélon*, vielleicht auch das im Holländischen überlieferte *Cardeloe*, liessen sich mit dem englischen *Camelot* (Somersetshire) verwechseln (daher die häufige Zwischenform *Carmelot*). Bretonische Namen wie *Kerigant, Kervegant, Kerleguen* mochten mit dem wälschen Landschaftsnamen *Cardigan* identifiziert werden und dadurch letzterer zum Stadt- oder Burgnamen gestempelt werden (cf. Z. in *G. G. A.* 1890 p. 526). Alles dies ergab sich leicht, wenn man die geographische Nomenklatur der kleinen Bretagne in diejenige der grossen Bretagne gewissermassen übersetzen wollte. Vgl. hierzu meine unten skizzierte Theorie über die Entwicklung der Arthurromane.

Die Scene des *Yonec* ist *Caruent*, *Carwent*, *Caruot*, *Cacruet*, *Carnant* (v. 13 und 525) am *Duelas Dualas Ditalas* (v. 15; letztere Variante wahrscheinlich vom Herausgeber falsch gelesen aus *Dualas*). Lot sieht in *Caruënt* (dies ist die vom Herausgeber gewählte Form) entweder *Winchester (Venta Belgarum)* oder *Caerwent* (*Venta Silurum*) in *Monmouthshire.*[53]) Zwar liegt, wie er selbst gesteht, keine dieser Ortschaften an einem Fluss *Duelas: Caerwent* soll an der *Usk* liegen (was nicht wahr ist) und *Winchester* an einem Flüsschen, dessen Namen er sich nicht die Mühe nahm, nachzuschlagen; es heisst *Itchen.* Doch dies stört ihn nicht stark: *En tout cas Duelas est en Grande Bretagne.* Warum? Man findet bei *Nennius* (übrigens auch wieder bei *Galfrid l. IX c. I)* einen Fluss *Dubglas* genannt.[54]) Lot kann dabei nicht begreifen, dass Z. selbst dieses Faktum erwähnt, das (nach Lots Meinung wenigstens) *ne cadre pas avec sa théorie (p. 520 A. 2).* Wenn ihm eben etwas auffällt, das dem Gegner nützen könnte, so hütet er sich als schlauer Advokat wohl, davon auch nur ein Wort zu sagen. So nennt z. B. der Herausgeber der Lais einen Fluss *Doulas* in der Bretagne (*Côtes du Nord, arr. Loudéac, c^on Goarec)*; auch Zimmer, zwar abweisend, nennt ihn wieder; aber Lot, der dies kennen musste, sagt nichts davon. Uebrigens, so wie Z. die Sache darstellt, plädiert er nicht für seine Gegner. Er nimmt wohl an, dass, da in *Yonec Caruent* und *Carlion* genannt werden und Nennius *Legion guar Uisc* und *Cair Gwent*[55]) hinter einander anführt, *Marie de France*, diese Namen Nennius entnommen, und, gestützt auf eigene Kenntnisse, *Duelas* hinzugefügt habe, welches nach Z. der Name des Flüsschens ist, an dem *Caerwent* liegt.[56]) Lot hat wieder einmal die Sache

---

[53]) Ortschaften, die er schon bei Zimmer genannt fand. G. Paris sagte ebenso: *On ne peut guère méconnaître dans Caerwent la ville actuelle du même nom* (*l'ancienne Venta Silurum, située non loin de Caerleon sur la Wie* (*Rom. VIII p. 34*).

[54]) Es giebt in Grossbritannien mehrere Flüsse, welche *Douglas* heissen. Der von Nennius erwähnte ist der *Douglas*, welcher in den Loch Lomond fliesst, *in regione Linnuis*, d. h. in *Lennox* (vgl. Skene: *Celtic Scotland vol. I p. 153*); denn alle Arthurschlachten fanden in Schottland statt. *Dubglas* ergäbe französisch-normannisch regelmässig *Duglas.* G. Paris (*Rom.* V*III p. 34*) citiert (aus Roquefort?) *La cité si est sor Duglas*, was wohl spätere Entstellung der Version Q ist: *La cité si est sor Ditalas* und mit G. Paris zu korrigieren ist in: *La cité siet sor Dualas.* Die Form *Duglas* ist den von Warncke benutzten Handschriften unbekannt. Der Vers verlangt ein dreisilbiges Wort, während das brittische *Dubglas* ein zweisilbiges ergeben sollte.

[55]) Auch bei Galfrid (lib. II c. IX) findet man *Caerguen*, aber hier ist *Winchester* gemeint.

[56]) Dieses Flüsschen heisst aber jetzt *Neddenbrook* (nach G. W. Bacons *Atlas of the Britisch Isles 1891;* in den übrigen von mir eingesehenen Atlanten und in den *Gazetteers* ist der Name gar nicht ver-

vollständig missverstanden oder absichtlich aufs Gröbste entstellt. Ich glaube aber einstweilen noch nicht, dass es nötig ist, die Ansicht aufzugeben, dass *Duelas* und *Caruent* in der Bretagne zu suchen sind. Ausser dem *Doulas* im *Dep. Côtes du Nord* gibt es einen Fluss *Daoulas* (vgl. die Varianten *Dualas Ditalas* gegenüber dem einmaligen *Duelas*), welcher in den *Montagnes d'Arrée* entspringt, zuerst nicht mehr als ein Bach ist, bei der Stadt *Daoulas* sich sehr erweitert und in den Meerbusen von *Brest* mündet; der untere Teil dieses Flusses ist sehr breit und schiffbar auf einer Strecke von 7 Kilometern. Dazu passt nun sehr gut, was für die übrigen genannten Flüsse nicht anwendbar ist: *Jadis i ot de nes trespas* (*v. 16*); *De l'altre part vers le dunjun Curt une ewe tute envirun: Iloec arivoent les nes, Plus i aveit de treis cenz tres* (*v. 371—4*).[57]) Ich kenne allerdings keine Stadt *Caruent*[58]), weder am *Doulas* noch am *Daoulas*; aber Lot kennt auch keinen Fluss *Duelas*, der bei einer seiner Städte *Caerwent* vorbeiflösse; also sind unsere Chancen zum mindesten gleich; das Verschwinden einer Ortschaft ist aber eher denkbar als dasjenige eines (schiffbaren) Flusses. Warum sollte man sich nicht eine bretonische Ortschaft oder Burg, genannt *Caerwen(t)* am Daoulas gelegen, denken können, da *caer* (Burg), und *gwenn* (weiss) bretonische Wörter sind und es heute noch Ortschaften genannt *Kerguen*, in der Bretagne gibt?[59]) Die Handschrift S hat *La cité fu suer Dualas*, wozu G. Paris (*Rom. VIII p. 34*) bemerkt: *Cette leçon dénuée de sens est visiblement inférieure à celle de Roquefort.* Dies heisst denn doch zu viel behaupten. Der Sinn wenigstens macht keine Schwierigkeiten. Der bretonische Verfasser der Lais mochte wissen, dass von *Caerwent* am *Daoulas* nur noch Ruinen übrig waren und darum ganz passend *fu* gebrauchen. G. Paris sagt weiter: *La traduction noroise omet ce passage embarrassant, mais met la scène en Cornouaille, ce qui paraît peu justifié.* Wenn man aber bedenkt, dass der *Daoulas Cornouaille* durchfliesst

---

zeichnet). Früher mag es natürlich *Douglas* geheissen haben; aber dies ist eine blosse Vermutung. *Caerwent* liegt nicht an der *Usk*, wie Lot sagt, noch an der *Wie*, wie G. Paris sagt, sondern in dem Gebiet zwischen *Usk* und *Wie*.

[57]) Diese 4 Verse beziehen sich nicht mehr auf *Caruent*, aber auf eine Stadt, welche nach der Schilderung nicht weit davon entfernt sein konnte, also doch am selben Flusse liegen musste, da nicht wohl 2 so grosse Flüsse neben einander zu denken sind. Es dürfte wohl die Stadt *Daoulas* selbst gemeint sein.

[58]) Die Lesart *Caruent* ist übrigens nicht gesichert.

[59]) Im *Dict. des Postes* sind 2 angeführt: 1) *200 h. Cne Gondelin, Con Plouagat, Dep. Côtes du Nord, Arr. Guingamp*, 2) *29 h. Cne Arradon, Con et Arr. Vannes, Dep. Morbihan.* Im *Dep. Finistère* gibt es auch verschiedene Orte, genannt *Keriven, Kerven, Kerveguen* etc., doch nicht am *Daoulas*.

(über die Ausdehnung dieser Provinz vgl. Zimmer *Zeitschrift XIII* p. 113), so braucht dies nicht mehr unrichtig zu „scheinen“. Das *Cornbretaland* wird der nordische Bearbeiter kaum aus der Luft gegriffen haben. Er dachte zwar jedenfalls an Cornwall; aber dies erklärt sich aus der Zweideutigkeit des Wortes *Cornouaille*, wie sich auch bei dem zweideutigen *Bretagne* ähnliche Uebertragungen ergaben. Für *Daoulas* und gegen *Dubglas* spricht also: 1) dass das Metrum ein dreisilbiges Wort verlangt, 2) dass der Fluss, an dem *Caerwent* lag, schiffbar sein musste, 3) dass dieser Fluss in Cornouaille sein soll. Doch kehren wir nun zu Lots Kritik zurück. Er citiert als weitern Beweisgrund für seine Behauptung die Verse 26—27: *Nen ot sun per desqu' a Nicole* (= *Lincoln*) *Ne tresqu'en Yslande de la mer.* Abgesehen davon, dass dies ein blosser Zusatz Mariens sein könnte, stehen die Verse 25—28 nur in einer einzigen der 3 Handschriften, und sind (sogar wenn emendiert) eher sinnstörend als umgekehrt. Es bleibt also von den Argumenten Lots nur noch die Erwähnung von *Karlion* mit seinem Heiligen *Aaron*. *Voici donc un exemple certain où Bretagne désigne l'île et même le pays de Galles en particulier,*[60]) frohlockt Lot. Endlich einmal ein s i c h e r e s Beispiel! Dass *Bretagne* die Insel Grossbritannien bedeuten kann (I und III), wird nicht bestritten; dafür gibt es Beispiele zu Hunderten, wenn auch das vorliegende zum mindesten sehr zweifelhaft ist; aber dass man hier ein sicheres Beispiel auch noch für Bedeutung IV finden will, dies ist wirklich für den stärksten Mann zu stark. Lot macht sich geradezu lächerlich. Wenn man sagt: Rouen ist in Frankreich, kann man daraus schliessen, dass das Wort Frankreich die Bedeutung Normandie habe? Genau denselben Fall haben wir hier. Was Karlion anbetrifft, so erkläre ich mir dieses, ohne damit irgendwie dem Texte Gewalt anzuthun, als einen Einschub der französischen Dichterin. Entweder mochte ihr, indem sie das Caruënt ihrer Quelle mit dem ihr (möglicherweise aus Nennius oder sonst) bekannten Caerwent in Monmouthshire identifizierte, das benachbarte Caerleon in den Sinn kommen, oder sie mochte das zu ihrer Zeit wohl schon allgemein als Versammlungsort der Ritter zur Feier kirchlicher Feste (Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten, Namenstage von Heiligen wie Johannes, Pantaleon) bekannte Carlion zugleich mit seinem Heiligen auch in diesen Lai einführen, in dem ein von Rittern besuchtes Heiligenfest in einer Abtei gefeiert wurde; oder endlich, sie mochte in ihrer Vorlage ein Fest eines (kontinentalen) Heiligen Aaron[61]) vorfinden und dabei sofort an den durch Galfrid berühmt gewordenen St. Aaron von

---

[60]) Gemeint ist *Caruent* und folglich *Karlion en B r e t a g n e* v. 11.
[61]) Vgl. unten A. 81.

Caerleon denken und darum auch den Namen dieser Stadt einführen. Wenn meine Identifikation von *Dualas* mit *Daoulas* richtig ist und man in Folge dessen annehmen darf, dass die grosse, unweit von *Caruent*, an dem sehr breiten, schiffbaren Fluss gelegene Stadt, die Residenz des Königs *Muldumarec* (v. 10 u. 523), mit der sehr alten Stadt *Daoulas* identisch ist, so haben wir uns wohl auch die Abtei, wo das Fest stattfand, an dem sich der *avouez* von *Caruent* beteiligte, und wo sich das Grab des Königs *de ceste terre* befand, in *Daoulas* zu denken; denn es ist doch das natürlichste, dass der König in seiner prächtigen Residenzstadt begraben wurde. In *Daoulas* finden sich in der That Ruinen einer sehr alten Abtei. Es scheint mir darum wohl möglich, dass erst Marie de France *Karlion* an Stelle von *Daoulas* eingesetzt hat.[62]) Da wir so alles scheinbar der armorikanischen Theorie Widersprechende auf die natürlichste Weise erklären können, haben unsere Gegner kein Recht, diesen Lai als wälschen in Beschlag zu nehmen. Die Namen der Helden: *Muldumarec* (v. 10) oder *Eudemarec* (v. 559 in P)[63]) und *Yonec Ywenec* sprechen entschieden für bretonischen Ursprung der Lais; denn das Suffix-*ec* ist bretonisch, entsprechend dem wälschen *-oc*, *-auc*.

Im *Milun* kommt *Bretagne* vor v. 320, 374, 510, immer in der Bedeutung „Armorika", *Bretun* erscheint einmal (v. 386) und zwar in der Bedeutung „Armorikaner". Die Handlung scheint sich überhaupt in postarthurischer Zeit abzuspielen: es wird von *Engleis* gesprochen (v. 388), was man in einem Lai oder Roman, dessen Handlung in arthurische Zeit verlegt ist, nie findet; *Norman*, *Flamenc* und *Franceis* (v. 386—7) kommen in der arthurischen Litteratur sehr selten vor; auch die Ländernamen: *Suhtwales* (v. 9), *Guales* (v. 447), *Norhumbre* (v. 69, 451) sind modern, wenngleich sie in Arthurromanen häufig genug anachronistisch angewandt werden. Der ächten, alten, arthurischen Geographie gehören dagegen an: der Ortsname *Karliun* (v. 183) und die Ländernamen *Islande*, *Norweie*, *Guhtlande*, *Loegre* und *Albanie* (v. 15—17). *Suhthamptone* (v. 317), *Barbefluet* (v. 319) und *Munt Seint Michel* (v. 385), wenn

[62]) Dem Fall, dass wir widersprechende geographische Angaben haben, begegnen wir in Arthurdichtungen, namentlich in Romanen, sehr häufig: ich erinnere z. B. an Chrestiens Löwenritter, an Guiots Perceval; ein drastisches Beispiel finden wir in der Merlin-Fortsetzung (Ausgabe von Sommer p. 134 l. 16 ff.): *nantes en bertaigne par deuers corneualle por ce que ce estoit el pais ou li sesnes conuersoient.* Dies erklärt sich wohl immer dadurch, dass ursprünglich bretonische Geographie von den Franzosen in brittische übersetzt wurde, häufig aber nur in unvollständiger Weise. Ich glaube ganz gern, dass Marie de France in diesem Lai unter *Bretagne* das alte Britannien verstand oder verstanden wissen wollte, doch nicht so ihre Quelle.

[63]) Aehnliche Namen im Bretonischen sind *Tuduuoret* und *Maeluuoreth*, belegt in den Indices von De Courson *Cart. de Redon.*

gleich in Arthurromanen selten, und modern klingend, sind doch schon aus Galfrid bekannt: denn schon Arthur, wie Milun, schifft sich im *portus Hamonis (Historia lib. X. c. II)* ein, um im *portus Barbae (ibid. IV)* in der Normandie zu landen und gelangt von da zum *Mons Michaelis* (c. III) in der Bretagne. Die 5 zuerst genannten Ländernamen erklären sich in diesem Lai nur als Entlehnung aus Galfrid oder einem seiner Uebersetzer. Denn weder einem Wälschen noch einem Bretonen noch irgend einem Westeuropäer ohne Gelehrsamkeit konnte *Guthlande* bekannt sein; aber in Galfrid finden wir bei der Aufzählung der Fürsten auch den Ländernamen *Gotlandia* neben *Norwegia* und *Albania* (*Hybernia* für *Irlande*). Die genannten Namen sind in dem Lai blos äusserer Zierrath und können ohne weiteres fehlen. Abgesehen von den aus Galfrid entlehnten Namen ist die Geographie ganz modern, und nur auf Grund von Analogie können wir überhaupt annehmen, dass der Lai altkeltischen Ursprungs ist. Der erste Teil der Handlung ist in Südwales lokalisiert, der zweite in der Bretagne. Nach dem oben besprochenen allgemeinen Prinzip Lots müsste also der Lai zugleich wälschen und armorikanischen Ursprungs sein, und man sieht, wie dieses Prinzip *ad absurdum* führt. Lot weist aber hier dieses Prinzip selbst zurück: *Mont St. Michel* beweise natürlich nichts für armorikanischen Ursprung; aber im selben Athemzug wendet er es wieder an, indem er aus der Erwähnung von *Suhtwales* und *Norhumbre* auf wälschen Ursprung schliesst. *St. Michel* schafft er einfach aus dem Wege mit der Bemerkung: *Marie a placé ce combat* (*i. e. du père et du fils*) *pour plus de vraisemblance hors de la patrie du père, et l'a localisé au Mont-Saint-Michel, tout simplement à cause de la célébrité de cette abbaye et forteresse.* Ich denke kaum, dass viele Leser einsehen werden, warum der Kampf nicht ebensogut oder noch besser nach Grossbritannien hätte verlegt werden können, oder wie Marie bewogen wurde, das Turnier nach *Mont St. Michel* zu übertragen, weil es eine berühmte Abtei und Festung war. Lot selbst glaubt übrigens, dass ursprünglich die Erkennungsscene in Northumberland war und hält es für eine *fantaisie* der Marie de France, den Helden nach Barbefluet und der Bretagne gehen zu lassen; aber umgekehrt könnten wir es doch ebenso gut als eine *fantaisie* der Dichterin erklären, dass sie den Helden in Südwales geboren und seinen Sohn in Northumberland erzogen werden liess. Lot spricht, wie wenn er ins Vertrauen der Dichterin gezogen worden wäre; aber so lange er seine Aussagen durch nichts anderes als durch ein *tout simplement* unterstützt, werden wir sie blos als seine persönlichen Ansichten betrachten, und als solche werden sie uns äusserst wenig interessieren. In dem Lai von *Doon*, welcher ganz dasselbe Thema behandelt, ist in der That der Held nicht ein Wälscher, sondern ein

Bretone. Der einzige Ortsname (abgesehen von dem für die Handlung ganz unwesentlichen Southampton), den wir dort finden, ist gerade *Mont St. Michel* in der Bretagne, wo auch ein Turnier stattfindet, während *Norhumbre, Suhtwales, Karlion, Guhtlande etc.* im *Doon* nicht vorkommen. Da die beiden Lais nicht den gleichen Verfasser haben können,[64]) so muss das Turnier zu *Mont St. Michel* schon auf eine ältere Stufe des Lais zurückgehen; der Name *Mont St. Michel* ist also besser gesichert als jeder andere geographische Name. Was wir über die Herkunft des *Lai de Milun* sagen können, ist kurz folgendes: Es ist nicht wohl denkbar, dass ein Bretone einen Teil der Handlung in *Carliun* in *Suhtwales* und in *Norhumbre* lokalisierte; es ist aber ebenso wenig denkbar, dass ein Wälscher *Mont St. Michel, Barbefluet, Norman, Flamenc, Franceis* in einen Lai aufnahm; ein Teil wenigstens der geographischen Namen ist daher notwendig der französischen Ueberarbeitung zuzuschreiben, und wohl niemand eher als Marie, die, eine geborne Normannin, in England wohnte, war zu dieser Thätigkeit geeignet. Welche von den geographischen Namen sie neu einführte, können wir nicht sagen, aber so viel ist sicher, dass das Turnier bei *Mont St. Michel* nicht ihrer *fantaisie* entsprang, da es älter als ihr eigener Lai sein musste. Auch hier sind somit die Chancen günstiger für die armorikanische Theorie.

Ich schliesse hieran gleich die Betrachtung des inhaltsverwandten *Doon.* Ich verweise dabei auf das bereits oben (p. 117) Gesagte. *Bretons* erscheint einmal und zwar in Bedeutung II; das archaische *Bretagne* (III) wird vermieden; dafür erscheint *Engleterre* (277), während *Bretagne* zur Bezeichnung von Armorika reserviert wird. Auch hier haben wir moderne Geographie wie im Milun, aber ohne die Einschiebsel von arthurischer Geographie. Auch hier wie im Milun ist die Scene der Handlung sowohl Armorika wie Grossbritannien (aber nicht Wales!). Wenn Daneborc mit dem altnordischen Uebersetzer, G. Paris und Lot mit Edinburgh zu identifizieren ist, so ist die eigentümliche geographische Vorstellung, dass es im Bereich der Möglichkeit liege, in einem Tage von Southampton nach Edinburgh zu reiten, wohl viel eher einem Bretonen als einem Inselbritten zuzumuten. G. Paris (*Rom. VIII p. 37*) weist auf die Verse 15—16 hin, welche erklären sollen, warum *Daneborc Château des Pucelles* (dies ist ein Name für Edinburgh) hiess. Dass *Daneborc* wirklich Edinburgh bezeichnet, geht auch aus einer Stelle des *Erec* hervor; in diesem, dem noch am meisten bretonisch gefärbten der grössern Romane, wird ein Turnier beschrieben *Antre Evroïc et*

[64]) Vgl. G. Paris: *La ressemblance exacte du fonds et la diversité de la forme de ces deux récits ne permettent pas assurément de les attribuer au même auteur.*

Tenebroc[65]); da *Evroïc* York sein muss, kann *Danebroc* nicht wohl etwas anderes als Edinburgh sein. Aber die eigentümliche Vorstellung, dass ein Turnier zwischen York und Edinburgh abgehalten wurde, lässt sich wiederum nur bei einem Continentalen (Bretonen oder Franzosen) begreifen; der Continentale kannte das benachbarte Southampton und wusste von der berühmten Stadt Edinburgh, dass sie viel weiter nördlich lag; so eignete sich nach seiner Meinung die Distanz zwischen Southampton und Edinburgh für einen sehr langen Ritt. Auch von der berühmten Stadt York mochte der Continentale wissen, dass sie im Norden liegt; für ihn waren deshalb York und Edinburgh benachbart.[66]) Bedeutsam ist, dass die Namen der Helden der beiden Lais französisch sind.[67]) Als solche waren sie in wälschen Lais nicht möglich; aber in einem bretonischen Lai haben französische Namen nichts Auffallendes.[68]) Unsere Lais kennen nur die Accusativformen *Milun* und *Doon*, welche sie auch im Nominativ anwenden (*Milun* v. 9, 29, 65 etc. *Doon* v. 94, 232, 244) anstatt *Miles* und *Do* (*Dou Deu*). Die Erstarrung der Casus ist aber im 12. Jahrhundert noch selten, wohl auf das Gebiet der Anglonormannen, Poiteviner und Bretonen beschränkt. Marie und der Dichter des *Doon*, obschon in England lebend, kennen noch die Deklinationsregel; die Erstarrung der Formen muss also auf ihre Quellen zurückgehen. Eine Erstarrung der Nominativform finden wir in dem Namen eines bekannten Arthurritters *Do Dou Deu* (gewöhnlich als Accusativ gebraucht, besonders in *Girflet le fil Do*).[69]) Vielleicht gab es

---

[65]) *Erec v. 2131.* Die Handschriften der Gruppe *β* haben das bessere *Danebroc* oder etwas ähnliches; Hartmann hat *Tanebroc* und Wolfram nennt eine Gräfin von *Tenabroc.*

[66]) Auch das Nebeneinander von *Kaerebrauc* (= York) und *Castellum Puellarum* (= Edinburgh) in Galfrids *Historia* (lib. II c. 111) mag dem mit englischer Geographie nicht vertrauten Franzosen genügt haben, um sich die beiden Städte als benachbart vorzustellen.

[67]) *Milun* scheint zwar auch bretonisch zu sein. De Courson (*Cart. de Rennes p. CCXXVIII ff*) zählt *Milun* unter den ältesten ächt-bretonischen Namen auf. Aber in Mariens Lai ist das *u* nur normannisch für gemeines *o* (vgl. die Reime v. 5, 129, 227 etc.). Es ist also wohl der französische Name *Milon* gemeint. In den Indices von De Courson ist dagegen neben *Milun* häufig das echt französische *Milon* belegt.

[68]) De Courson (*Cart. p. CCXXXII*) sagt: In den Diöcesen von Vannes und St. Malon und der Halbinsel Guérande haben die Urkunden nur bretonische Namen; aber in Nantes und Rennes, wo die alten Armorikaner sich noch erhielten, und mit den Franken im Jahre 497 sich gegen die Britten verbündeten, gaben die Bewohner ihre galloromanischen Namen auf und nahmen fränkische an; solche werden denn auch von De Courson in grosser Zahl citiert.

[69]) Vgl. auch *Saint-Do, patron d'une église en Bretagne* (Mas Latrie *Trésor de Chronologie p. 712).* Im *Dep. Morbihan* gibt es eine Ortschaft *Kerdo* (= *Ker Do* wie *Keredern* = *Ker Edern* etc). Do, Girflets Vater, wird auch genannt Herr von *Carduel.* Da „*Carduel en Gales*“ als

eine Version des *Doon-lais*, wo der Held nur den Namen in der Nominativform, *Do*, hatte, und wo sein tapferer und berühmter, in unserm *Doon-Lai* nicht genannter, Sohn, *Girflet* hiess. Wenn zwei Generationen von Rittern in den Lais vertreten sind, wird in der Regel nur die jüngere (hier alto *Girflet*, nicht *Do*) in die Liste der Arthurritter aufgenommen. Für die grosse Verbreitung des *Doon-lais* spricht die Einleitung: *Doon, cest lai sevent plusor: N'i a gueres bon harpeor Ne sache les notes harper.* Der Name des Rosses des Helden, *Baiart,* ist ebenfalls französisch, also in einem wälschen Lai nicht möglich, wohl aber in einem bretonischen. Endlich haben wir noch das Turnier von *Mont-St.-Michel,* welches schon für die Quelle des *Doon,* also für die erwähnte bretonische Erzählung, gesichert ist. Also gewiss Gründe genug, um die armorikanische Provenienz dieses Lais sehr wahrscheinlich, die wälsche sehr unwahrscheinlich erscheinen zu lassen.

Mit Lot gehe ich nunmehr über zur Betrachtung der *Tristan-Lais: Le Chievrefoil* und *La Folie Tristan* (letzterer erhalten in 2 Versionen; G. Paris, *Lit. fr. du m. a. § 56*, sagt „*2 lais*"). Zum erstern ist zunächst zu bemerken, dass nicht Tristan der Verfasser ist, wie Lot (p. 522) wörtlich sagt, sondern Marie de France. Tristan war auch nicht der Verfasser der Quelle von Mariens Lai, galt nicht einmal als solcher; wenigstens wird uns nirgends gesagt, dass Tristan einen epischen Lai verfasst habe, auch nicht in der von Lot angezogenen Stelle (v. 112). Tristan galt nur als Verfasser eines uns erhaltenen lyrischen Geissblattlais, zu dem Marie den *conte* dichtete.[70]) Lot wärmt sodann, wenn auch nur flüchtig, das berühmte *Gotelef*-Argument wieder auf, das G. Paris zu einer der Hauptstützen seiner Theorie gemacht hat. Dass der Vers 115 die Existenz eines englischen *Gotelef*-lais voraussetzt, mag sein; aber wer beweist uns, dass dieser englische Lai nicht, wie alle andern uns erhaltenen englischen Lais, eine blosse Uebersetzung eines fran-

---

Arthurs Residenzstadt galt, so ist wohl *Kerduel* in der Bretagne gemeint (vgl. oben p. 83). Ich glaube auch, dass der *Carle of Carlyle* (Held eines in englischer Uebersetzung erhaltenen Gedichts) eigentlich Herr von Kerduel in der Bretagne war; das abgelegene bretonische Schloss Kerduel eignet sich viel besser als die grosse Stadt Carlisle.

[70]) Vgl. z. B. eine Stelle aus *Garin le Loherain* (citiert in Hist. lit. XXII 632): *En lor vieles vont les lais vielant Que en Bretaigne firent ja li amant; Del chevrefoil vout le sonet disant, Que Tristans fist que Yseut ama tant.* Unter dem *sonet*, das zur *viele* vorgetragen wird, kann nur ein lyrischer Lai gemeint sein, trotz dem *disant*, welches auch vom gesanglichen Vortrag gebraucht werden kann. Vgl. z. B. Barbazan III 117: *De dire lais et noviax sons Et rotruhenges et chançons*, ferner: *Ainsi dist Orpheus son lais .... Pour la douçour dou son plorerent* (citiert aus Wolf: *Lais, Leiche und Sequenzen*).

zösischen Lais ist? Der Zusammenhang scheint mir darauf hinzudeuten, dass es sich hier um den Tristan zugeschriebenen Lai, also um eine englische Uebersetzung des lyrischen Lais handelt. Für die anglonormannische Zwischenstufe ist da nichts zu gewinnen.[71]) Marie sagt nicht, wer ihr den Stoff zum *Chievrefoil* geliefert hat. Was sie gehört und *en escrit* gesehen haben will, ist viel mehr als der Inhalt des *Chievrefoil*: es ist die ganze Liebesgeschichte Tristans und der Königin, ihre mannigfachen Leiden und ihr beider Tod am selben Tage (v. 7—10); dies ist so ziemlich der Inhalt eines der Tristanromane; und solche konnte man wohl zur Zeit, wo der *Chievrefoil* verfasst wurde, von *plusur* hören und auch *en escrit* finden. Wenn man den lyrischen Geissblattlai und einen Tristanroman kannte, so brauchte man nicht sehr viel Phantasie, um einen *cunte* zu jenem zu erfinden, so wie ihn Marie uns überliefert.[72]) Nach Golther (*die Sage von Tristan und Isolde* p. 39) findet sich übrigens auch der Inhalt des Lai del Chievrefoil ähnlich in Tristanromanen (Eilhart und Heinrich v. Freiberg), so dass also Marie ihn nicht einmal zu erfinden hatte. Auch von den beiden Versionen der *Folie Tristan* darf man sagen, dass die Tristanromane, die älter sind als sie, ihren Verfassern alles an die Hand gaben, was sie brauchten. Die Tristanlais unterscheiden sich sehr bedeutend von den übrigen Lais (mit Ausnahme des *Lai du cor*, worüber s. u.!): Während diese beim Publikum nichts als bekannt voraussetzen, nehmen jene die ganze Tristangeschichte als bekannt an, mit Ausnahme dessen, was sie erzählen wollen. Die uns erhaltenen Tristanlais erscheinen nur als Teile eines viel grössern Ganzen; es sind episodische, wir dürfen

---

[71]) Während Marie kaum einen Grund hatte, das englische Wort für *Chievrefoil* zu geben, ohne dass sie auf einen englischen Lai Bezug nehmen wollte, war der Fall etwas verschieden beim *Laustic* und *Bisclavret*. Dies sind die einzigen keltischen Appellativa, die sie gebrauchte: sie musste eine Uebersetzung geben, und dabei mochte es ihr, die für ein bilingues Publikum schrieb, wohl in den Sinn kommen, neben der französischen auch die englische Uebersetzung zu geben; wenn sie für *Bisclavret* nur eine Uebersetzung gibt, so geschah dies wohl darum, weil das englische und das französische Wort fast gleich lauteten. Unter *li Norman*, welche *garwalf* sagen, sind denn auch vielleicht nicht blos die Anglonormannen (*Norman* = Anglonormannen, vgl. z. B. *Ille et Galeron* v. 138), sondern im weitern Sinne überhaupt die Engländer gemeint. Sechs von Mariens Lais haben Eigennamen zu Titeln; von den übrigen sechs wird in dreien (*Chievrefoil, Bisclavret, Laustic*) der Titel übersetzt, in dreien (*Dous Amanz, Fraisne. Chaitivel*) nicht. Also drei gegen drei: da lässt sich doch nicht entscheiden, wie sie's gehalten hat.

[72]) Marie dürfte sich besonders an Beroul angeschlossen haben, der auch Tristan für einen Südwälschen hält.

darum sagen, unechte Lais.[73]) Ich glaube nicht an den armorikanischen Ursprung derselben, aber ebensowenig an den wälschen; ich erblicke ihre Quelle in den französischen Tristanromanen; die Möglichkeit wenigstens einer solchen Auffassung wird jeder Leser dieser Lais einräumen müssen.[74]) Aber auch, wenn man die uns erhaltenen

[73]) Ein ähnliches Beispiel eines unechten Tristan-Lais ist das *Cantare de Tristano e Lancielotto quando combattieron al petrone di Merlino*, das nach G. Paris (*Rom. IV p. 143*) einfach dem Prosa-Tristan entnommen ist. Die Existenz echter Tristan-lais ist überhaupt problematisch. Auch der lyrische *Chievrefoil* mag ganz gut erst im Anschluss an den Tristanroman gedichtet worden sein. Die Sage kennt Tristan als Sänger; dass man die Lieder des keltischen Sängers Tristan für Lais hielt, zu einer Zeit, wo die keltischen Lais so bekannt und beliebt waren, ist natürlich, und es lag darum nahe, ihm einen lyrischen Lai wie den *Chievrefoil* (zu dem dann später ein *cunte* gedichtet wurde), in den Mund zu legen. Der Prosa-Tristan enthält ja eine Reihe lyrischer Lais, welche sicher erst *ad hoc* verfasst wurden. Nach meiner Meinung, die ich hier nicht weiter ausführen kann, war die erste litterarische Gestalt der Tristansage diejenige eines Romans oder Epos; die Sage gehörte wohl zur selben Klasse wie die Horn- und Kudrunsagen.

[74]) Es sind wohl 2 Klassen epischer Lais zu unterscheiden: I) solche, welche vollständig abgeschlossen und meist gut gegliederte Handlung zeigen; sie bilden auch den Grundstock der Romane; II) solche, welche inhaltlich unfertig, unbefriedigend, erscheinen und eine Ergänzung voraussetzen; sie lesen sich als Commentare zu etwas anderem; die Ergänzungen, die sie nötig haben, liefern die lyrischen Lais; sie sind die *contes* zu letztern. Die eigentlichen epischen Lais sind diejenigen der ersten Klasse; es ist sehr zweifelhaft, ob diese je lyrische Lais neben sich hatten (wenigstens sind uns keine solche erhalten). Sie konnten allerdings auch *contes* genannt werden, insofern dieser Name allen erzählenden Gedichten (z. B. auch Romanen) zukommen mochte; daraus entstand denn wohl Verwechslung der beiden Klassen; und es wurde nicht mehr ein strenger Unterschied zwischen den Ausdrücken *lais* und *contes* gemacht. Die eigentlichen epischen Lais bilden unter den uns erhaltenen Lais die grosse Mehrzahl; *contes* zu lyrischen Lais sind wohl nur der *Lecheor*, (dies ist ein Beispiel eines *conte*, dessen Inhalt eine *bourde* ist; der zugehörige lyrische Lai war wohl auch in ähnlichem Styl gehalten. Ueber den mannigfaltigen Inhalt der Lais vgl. *Sir Orfeo v. 5 ff: Sum ben of wele and sum of wo, and sum of joy and merthe also, Sum of trechery and sum of gyle, And sum of happes that fallen by whyle, Sum of bourdys and sum of rybandry, And sum ther ben of the feyre Of alle thing that men may se, Moost off luffe forsothe they be.* Die keltischen Lais, welche von *bourdys* und *rybandry* handeln, entsprechen wohl den französischen Fableaux), der *Chaitivel* und der *Chievrefoil.* Wenn nicht die Lais der ersten Klasse nur *contes*, d. h. Commentare zu lyrischen Lais sind und letztere als Ergänzungen voraussetzen (und jedermann wird wohl den Eindruck bekommen, dass dies nicht der Fall ist), so müssen wir annehmen, gestützt auf zahlreiche Zeugnisse (hier eines für viele: *Fasia a un juglar Lo lais de dos amans cantar:* aus *Jaufre* citiert von Zimmer), dass diese epischen Lais auch gesungen wurden (natürlich nicht mit gleichen *notes* und vielleicht auch nicht mit Begleitung der gleichen Instrumente, wie die lyrischen). Eine ähnliche Ansicht finde ich eben durch Freymond im Jahresbericht ausgesprochen. Man vergleiche auch, was Chancer, der sich wohl

Tristanlais als unabhängig von den uns erhaltenen Tristanromanen erklärt, so ist doch die Frage nach der Provenienz der einen von derjenigen nach der Provenienz der andern nicht zu trennen. Nun, die Tristansage war ursprünglich lokalisiert im alten Piktenland

---

auf ältere Zeugnisse stützen musste, im Prolog zu *The Frankeleyns Tale* sagt: *These old gentil Bretons* (dass unter den *Bretons* die Armorikaner verstanden sind, geht schon daraus hervor, dass die Scene der Handlung *In Armorike that called is Bretagne* ist) *in hir dayes Of diverse aventures maden layes, Rimeyed in hir firste Breton tonge*; *Which layes with hir instruments they songe Or elles redden hem for hir plesance And on of hem have i in remembrance* etc. (schon citiert in *Ritson Anc. Engl. Metr. Rom. vol. III p. 304*). Das *songe or elles redden* weist deutlich auf eine zwiefache Vortragsweise hin; man darf wohl annehmen, dass das *chanter* in frühester Zeit, das *dire* in späterer Zeit die gewöhnlichste Vortragsweise war. In der That sind uns ja in einem Manuskript des *Graelent* noch die Notenlinien erhalten. Die *contes* dagegen wurden jedenfalls ohne Gesang vorgetragen, wahrscheinlich als Einleitung zu dem gesanglichen Vortrag der zugehörigen lyrischen Lais (oder ähnlich wie die Prosa in Aucassin et Nicolete, waren vielleicht ursprünglich in Prosa). Da die *contes* von den lyrischen Lais abhängig sind, so müssen sie erst nach diesen verfasst worden sein. Die uns erhaltenen Tristanlais sind (ausser dem gleich zu besprechenden *Lai du cor*) die einzigen, welche weder in sich selbst vollständig sind, noch durch lyrische Lais allein ergänzt werden können. Mariens *Chievrefoil* ist ein *cunte*, der nachträglich, mit Hülfe eines Tristanromans, dem lyrischen *Lai del Chievrefoil* zugesellt wurde. Die beiden Versionen der *Folie Tristan* sind offenbar keine *contes*. Aber sind es etwa Lais der ersten Klasse? Wie soll ein Lai anfangen wie die erste *Folie Tristan*: *Mout est Tristanz mellez a cort, Ne set ou aille ne ou tort*, oder wie die zweite: *Tristan sujurne en sun païs!* Nicht nur fehlt vollständig der formelhafte Anfang und Schluss, die sonst bei allen Lais und *contes* zu finden sind, sondern der Inhalt ist auch ganz unverständlich für den, der den Tristanroman nicht kennt. Fr. Michel, der hierin Fragmente eines Romans erkannt hat, hat jedenfalls klarer gesehen als seine durch alle möglichen und unmöglichen Theorien verblendeten Nachfolger. Inwiefern unterscheidet sich denn die *Folie Tristan* von den *Beroul-* und *Thomas*-fragmenten? Nur dadurch, dass jene absichtlich, diese zufällig aus einen grössern Complex herausgerissen sind. Lutoslawski (*Rom.* XV p. 520) hält die gemeinsame Quelle der beiden Versionen als einen *lai indépendant du reste des poèmes de Tristan,* weil es sonst schwierig zu erklären wäre, warum beide mit den gleichen Ereignissen beginnen und schliessen. Aber man braucht doch nur anzunehmen, dass schon die gemeinsame Quelle aus einem Roman herausgerissen worden war: dann ist die Schwierigkeit aus dem Wege geräumt. Uebrigens erklärt sich die Sache auch leicht ohne Annahme einer gemeinsamen Quelle. Wenn 2 Jongleurs den gleichen berühmten Abschnitt isoliert wiedergeben wollen, so werden sie fast notwendig gleich anfangen und aufhören müssen. Wenn 2 Bearbeiter aus je einem Tristanroman z. B. den Abschnitt *La mort Tristan* auswählten, ihre Fragmente würden wohl auch im Anfang und Schluss übereinstimmen. Das Argument Lutoslawskis hinkt also. Der Inhalt der *Folie Tristan* findet sich in allen Tristanromanen, überall etwas verschieden behandelt; es war also jedenfalls ein alter, wenn auch nicht integrierender Bestandteil des Tristanromans. Ursprünglich mag das Thema den Inhalt eines Lais gebildet haben, wie G. Paris (*Rom.* XV p. 599) vermutet (verwandt

(besonders *Loenois* = *Lothian*, und *Morois* = *Murray*[75]) und früh auch schon in *Parmenie* oder *Permenie*, d. h. nach meiner Meinung in Irland,[76]) welches gut dazu passt, dass nach den einen Versionen (cp. Lot *Rom. XXV p. 24—25*) Tristan sich in England einschiffen musste, um nach *Permenie* zu gelangen.[77]) Später verbreitete sie sich nach Wales, Cornwall und der Bretagne. In Cornwall und der Bretagne nahm die Sage neue Elemente auf, dort den König Marc, hier den Riwalin; beide sind auch in die französischen Romane übergegangen. In ihren ältesten Bestandteilen erscheint mir die Tristansage als eine mit keltischen Elementen verschmolzene Vikingersage, und vielleicht waren es die Vikinger selbst, die sie von einer Küste zur andern verpflanzten; möglicherweise aber kam sie aus dem benachbarten Cornwall in die Bretagne. Nach allem zu schliessen, erscheint sie in ihrer jüngsten, vollständigsten Gestalt in der Bretagne. Die Verschmelzung der Tristansage mit der Riwalinsage kann nur in der Bretagne selbst vollzogen worden sein; sie tritt uns aber schon in den ältesten französischen Versionen, bei Beroul und Thomas[78]), entgegen. Sie scheint also älter als das Uebergehen

---

mit der *histoire du retour d'Ulysse méconnu par sa femme et reconnu par son chien*) aber die uns erhaltene *Folie Tristan* kann nicht direkt aus einem solchen Lai stammen, sondern muss durch einen Roman hindurchgegangen sein, wie oben begründet wurde.

[75]) Vgl. Lot in *Rom. XXV p. 16 ff:* Diese Untersuchung Lots über die Tristansage ist nach meinem Dafürhalten der einzige Teil seiner *Etudes sur la Provenance etc.*, der ihm als Verdienst angerechnet werden kann, oder von dem man sagen kann, was er von der entsprechenden Untersuchung Zimmers, die ihm sehr zu Statten kam, sagt: *la seule contribution sérieuse qu'il ait apportée à la question de la provenance des legendes dites arthuriennes.*

[76]) *Hybernia* ergab französisiert *Hyvernie. H* konnte in Handschriften leicht als *P* gelesen werden, *yv* ebenso als *me*, wenn die 4 Striche, aus denen es besteht, undeutlich geschrieben waren; die Transposition des *er* erklärt sich leicht. da es wohl in der Form des bekannten Abkürzungszeichens mitten über *yv* stand und so beim Lesen ebenso gut vorausgenommen wie nachgesetzt werden konnte. So mochte P er me nie (1 3 2 4) durch P em er nie (2 2 3 4) hindurch (vgl. z. B. auch *Governal* und *Gorvenal* in den Tristanromanen, *Gernemant Germenant* im *Chevalier as. II. espees*) aus H y ve r nie (1 2 3 4) entstehen. Sehr gut erklärt sich dann die Nebenform *Ermenie* durch die fakultative Aphaerese des *H*, während das Fehlen des *P* sonst auffällig wäre.

[77]) Uebrigens war das durch schriftliche Ueberlieferung aus *Hybernia* entstellte *Permenie* natürlich von seiner Entstehung an unverständlich.

[78]) Thomas bezieht sich bekanntlich auf einen Breri als Gewährsmann (F. Michel *Tristan III v. 835 ff.*), und da Giraldus Cambrensis einen wälschen *Fabulator Bledhericus* nennt, so waren die Anhänger der wälschen Theorie gleich bereit, die Quelle des Thomas und die Tristan-

der Sage in die französische Litteratur. Was hindert uns also, anzunehmen, dass die Sage, wenn auch nicht ursprünglich armorikanisch, doch erst in ihrer armorikanischen Fassung in die französische Litteratur aufgenommen wurde? Wir können allerdings nicht beweisen, dass die ganze Tristansage, so wie wir sie aus den französischen Romanen kennen, in der Bretagne bekannt war; aber nichts spricht für das Gegenteil. Doch ich will mich nun hier nicht weiter auf dieses Thema einlassen; uns genügt, dass die Möglichkeit des Imports aus Armorika nicht zu leugnen ist; dass ferner zum mindesten die Möglichkeit besteht, dass unsere Tristanlais auf den Romanen beruhen, resp. Bruchstücke von Romanen sind; dass also kein Grund dazu vorhanden ist, unsern Lais wälsche Originale unter-

---

sage überhaupt als wälsch zu erklären. Der Breri, auf den sich Thomas beruft, *Ky solt le(s) gestes et le(s) cuntes De tuz le(s) reis, de tuz le(s) cuntes Ki orent esté en Bretaingne*, scheint hiernach der Verfasser eines arthurisierten Tristanromans und vielleicht noch anderer Arthurromane gewesen zu sein. Thomas nämlich citiert Breri, wo es sich um Details handelt, wie sie in den einfachen Lais kaum vorkommen; die Quelle des Thomas war jedenfalls bereits ein Roman oder mehrere Romane; und da er bereits den armorikanischen Riwalin, und den wahrscheinlich armorikanischen Kaherdin (letzterer gerade erwähnt, wo sich der Verfasser auf Breri beruft), also die jüngsten, armorikanischen, Bestandteile der Tristansage kennt, so ist es wahrscheinlich, dass die Quelle, d. h. der Roman des Breri, armorikanischen Ursprungs ist. Da es ferner nicht wohl denkbar ist, dass die Lais bereits in keltischer Sprache zu Romanen umgearbeitet wurden (und, ich glaube, dies ist auch die Meinung der Anhänger der wälschen Theorie), so muss man annehmen, dass das Werk des Breri in französischer Sprache verfasst war, dass also Breri, der einen keltischen Namen trägt, ein französisch-sprechender Bretone war. Wenn Breri ferner, wie Thomas berichtet, von den *gestes* der *reis et cuntes de Bretaingne* erzählte, so frägt es sich, ob *Bretaingne* hier Armorica oder Grossbritannien bedeute. Lot (p. 522 n. 2) sagt: *Dans le Tristan de Thomas, dont l'origine insulaire est absolument certaine (sic!), Bretagne signifie toujours, sauf cependant dans le fameux passage sur Bréri, l'Armorique* (Wie leicht lässt er hier eine Ausnahme zu, er, der sich z. B. p. 501 so sehr gegen Ausnahmen sträubt!). G. Paris dagegen behauptet, dass *Bretagne Bretons* in Thomas immer *l'Angleterre celtique* (was übrigens ein sehr ungenauer Ausdruck ist) *et ses habitants* bedeute (Rom. VIII p. 428); er schliesst dies aus seinem *rapprochement* von Breri und Bledhericus, obschon er selbst sagt, er glaube nicht, dass Thomas aus Breris Werk geschöpft habe. Lassen wir die beiden Gelehrten dies unter einander ausfechten! Wenn *Bretaigne* hier Armorika bedeutete, so wäre dies ein neuer Beweis dafür, dass Breri ein Armorikaner war. Wenn aber *Bretagne* Grossbritannien (I) bedeutete, so fassen wir eben Breris Werk als einen arthurisierten, unter Galfrids Einfluss bearbeiteten Tristanroman (wie es z. B. derjenige des Thomas selbst ist) auf.

Ohne also auf den Bledhericus Rücksicht zu nehmen, kommen wir zu dem Schluss, dass Breri ein Bretone, Verfasser eines französischen, bereits der Dekadenz angehörigen, Tristanromans war. Sehen wir nun ebenso ganz von Breri ab, und suchen wir zu bestimmen, wer Bledhericus sein mochte. *Giraldus (Rer. Brit. Med. Aev. Script. Opera VI 201—2)*

zuschieben. Nur noch eine Bemerkung zu dem Beispiel, das Lot (p. 522—3) aus der *Douce*-Version der *Folie Tristan* citiert, wo *Bretaine le grant* Grossbritannien bedeute. Dass Grossbritannien Grossbritannien bedeutet, wissen wir; aber man sollte die Leser nicht immer mit solchen blödsinnigen Beispielen belästigen. Doch Lot lässt uns keine Ruhe; zum zweiten Mal tischt er uns das bereits p. 334 von ihm erwähnte und A. 37 von mir besprochene, nicht weniger absurde, Beispiel auf.

Den *Tyolet* habe ich bereits oben (p. 115 f.) besprochen und dort zugleich mit den Argumenten von G. Paris diejenigen Lots als

---

sagt in seiner *Descriptio Cambriae: Sunt et his naviculae ad piscandum, seu flumina transnavigandum, vimineae; non oblongae, non rostratae, vel potius in triangulum formatae; undique cories animalium crudis non intus, sed extra contectae. Cum autem naviculam salmo injectus forte cauda fortiter percusserit, non absque periculo plerumque vecturam pariter et vectorem evertit. Naviculas istas piscatores, barbaro ritu, ad aquas eundo et redeundo humeris portant. Unde famosus ille fabulator Bledhericus qui tempora nostra paulo praevenit, super hoc casu sic aenigmatice proloqui consueverat: „Sunt apud nos gentes quae cum ad praedandum deproperant, equos humeris impositos usque ad praedam ipsam portant. Ad praedam vero capiendam equis insiliunt". Eaque capta, statim equos humeris iterum injectos domum redeundo reportant.* Giraldus also, der die Fischer in Wales ihre Boote auf dem Rücken tragen sah, erinnert sich, dass ein anderer Wälscher, Bledherius, von den Jägern in Wales behauptete, dass sie ihre Pferde auf dem Rücken zu tragen pflegten. Die Identifikation des Breri mit Bledhericus gründet sich auf folgeude Coincidenzen: beide Autoren tragen denselben Namen; beide schrieben zur selben Zeit und beide sind *fabulatores.* Ist aber ein *fabulator* notwendig ein Dichter von Arthurromanen? Ein *fabulator* ist überhaupt ein *writer of fiction*, der Gegensatz eines wahrheitsgetreuen Geschichtsschreibers. Wir dürfen z. B. Giraldus selbst einen *fabulator* nennen; und wenn Giraldus die von ihm citierte Stelle, die er mit Ironie „enigmatisch" nennt, in den Werken des Bledhericus vorfand, so hatte er auch schon Grund genug, den Bledhericus einen *fabulator* zu nennen. *Famosus* bedeutet „berüchtigt", ebenso gut wie „berühmt", wenn es nicht schon wie das französische *fameux* den Sinn von „gewaltig" hatte (*famosus fabulator* = gewaltiger Aufschneider). A priori erscheint es gewiss wahrscheinlicher, dass Bledhericus wie Giraldus eine *Descriptio Cambriae* geschrieben hat, die wohl ebenso voll von *fabulae* und *mirabilia* war wie z. B. des Giraldus *Topographia Hiberniae.* Was aber das Herumtragen von Pferden mit den *gestes* der brittischen Könige für eine Bewandtnis haben soll, entgeht mir. Es bliebe noch die Eigentümlichkeit, dass ungefähr zu gleicher Zeit in Wales und in der Bretagne ein Breri existierte. Wenn man aber bedenkt, dass dieser Name in beiden Ländern allgemein verbreitet war, so hat auch diese Coincidenz nichts mehr Auffallendes. Sogar wenn man die Möglichkeit zugiebt, dass Bledhericus und Breri ein und dieselbe Persönlichkeit waren, so liegt doch in der blossen Möglichkeit kein Beweisgrund zu Gunsten der wälschen Theorie. Aber man sieht, wie sich die Anhänger derselben an jeden Strohhalm anklammern müssen. Ihr Breri-Argument reiht sich in Bezug auf Nichtigkeit würdig dem Geissblattargument an. Merkwürdig ist, dass auch Zimmer (Zeitschrift XII p. 84) noch an jener Gleichsetzung festhalten will, so lange es geht.

nichtig zurückgewiesen. G. Paris selbst hebt hervor, wie sehr sich in diesem Lai das ritterliche Element breit mache. Mit der Einführung des ritterlichen Elementes ging aber auch fast regelmässig die Einführung Arthurs und seiner Ritter und damit auch der aus Galfrid bekannten arthurischen Geographie Hand in Hand. Der Lai ist in der That schon auf derselben Stufe der Arthurisierung (man erlaube mir diesen bequemen Neologismus) angelangt wie die ältern der Romane (z. B. der *Bel Inconnu*). Die arthurischen Namen aber wie auch alle ritterlichen Elemente lassen sich noch leicht als blosses Pflaster erkennen, unter denen das ursprünglich Märchenhafte doch noch durchscheint. Schon der Umstand beweist die Unwichtigkeit der arthurischen Namen in diesem Lai, dass sowohl die Erzählung des ersten wie diejenige des zweiten Teils mit verschiedener Nomenklatur in Romanen wiederkehrt. Der Name des Helden mit seinem Suffix *et* = *ec* scheint bretonisch zu sein. Die Arthurisierung wurde natürlich nicht von den Kelten, sondern erst von den Franzosen vorgenommen. Die Erwähnung des *Evain le filz Morgain* dürfte uns sogar fast das Recht geben, die Abfassungszeit des Lais erst in den Anfang des 13. Jahrhunderts zu rücken, da das hieraus erschliessbare Verwandtschaftsverhältnis erst in Robert de Boron's *Merlin* erscheint.[79])

Gehen wir nun mit Lot zum *Lai de l'Espine* über[80])! Lot sagt darüber: *Quant aux Bretons* („*Li Breton en firent un lai*"), *il ne semble pas que ce puissent être des Armoricains.* Was es nun immer auch Lot scheinen mag, ist uns wieder durchaus gleichgültig. Uns genügt die Thatsache, dass Lot keine Argumente zur Stütze dieser persönlichen Ansicht finden konnte. Was er für einen Beweisgrund auszugeben scheint, ist die Erwähnung des *mostier Saint Aaron* in *Carlion,* wo der Dichter die *estores* aufbewahrt sein lässt, welche die *matiere* des Lais enthalten sollen. Wie G. Paris (Rom. XXIII 610) sagt, der Verfasser *ne prétend pas avoir puisé dans le recueil de Carlion*; er sagt von demselben nur, dass er *peut lui servir de garant pour la vérité des aventures*, welche den Gegenstand seines Lais bilden. Ich habe schon früher gesagt, dass solche Angaben der Dichter gegen diejenigen gerichtet sind *Qui que des lais tigne a mençonge* (v. 1), während sie selbst die ärgsten *mençonges* sind, und dass sich Caerleon als schon aus Galfrid bekannte, wichtigste Residenzstadt Arthurs am besten als Aufbewahrungsort arthurischer Annalen eignen musste. Aber Lot sagt: *Non seulement la mention de Carlion, mais celle du culte de saint Aaron nous indiquent un homme familier avec les choses galloises.* Dies ist Unsinn;

---

[79]) Im *Erec* (v. 4218) ist Morgain zwar Schwester Arthurs, aber nicht Frau Uriens. In Galfrid erscheint Urianus noch nicht als Arthurs Schwager.

[80]) Vgl. die Aehnlichkeit des Abenteuers am *Gué de l'Espine* mit demjenigen am *vurt vür Noirespine* in der Krône v. 3356 ff. Der *Sire de la Naire Espine* in Yvain 4705 hat nichts Gemeinsames mit dem Schwarzdornritter.

der Verfasser brauchte nur Galfrids *Historia* (lib. IX c. XII) oder Waces *Brut* (II p. 95) zu kennen, wo bei der Beschreibung des Pfingstfestes zu Caerleon auch St. Aaron nicht vergessen wird.[81]) Dass in dem Lai *Bretagne* Grossbritannien oder gar Wales bedeute, haben weder G. Paris noch Lot bewiesen. Ueber die supponierten irischen Lais, denen Lot hier noch einen Absatz widmet, habe ich mich bereits oben ausgesprochen.

Im *Mélion* ist die Handlung zum Teil wenigstens in Irland lokalisiert. Man wird zugeben müssen, dass die Bretonen und Franzosen die Hauptstadt *Duveline* ebenso gut kennen mochten wie Wälsche. Lot beweist sodann, dass *L'auteur a dû avoir connaissance, directement ou non, de l'oeuvre de Gaufrei de Monmouth*", und schliesst mit dem Unsinn: *Il mentionne „Gauwain", „Iwain", „le roi Ydel" (Ider), „Urien" qui sont des héros des Gallois et des Bretons du Nord de l'île.* Weiss er denn nicht, dass diese 4 Helden auch bei demselben *Gaufrei de Monmouth* vorkommen, den der Dichter gekannt haben muss? Uebrigens ist der Inhalt dieses Lais so ziemlich identisch mit dem des armorikanischen *Bisclavret.*

Lot führt endlich als letzten der 10 gefährlichen Lais den *Lai du Cor* an. Dieser Lai wird aber nirgends *lai breton* genannt, er erscheint nirgends in einer Lais-Sammlung unter dem Titel *Lais de Bretagne*; er ist vielmehr ganz isoliert überliefert. Im Lai selbst werden nicht die *Bretons* als Verfasser angegeben, wird nicht gegesagt, dass er aus der *Bretagne* stamme, wie sonst in fast allen Lais.[82]) Der Verfasser, ein niedriger Jongleur,[83]) scheut sich nicht, den Helden selbst für den Dichter des ursprünglichen Lais auszugeben. Biket scheint nichts von einer gesanglichen Vortragsweise des Lais zu kennen; der *abé*, der ihm den *conte* mitteilte, wird ihn wohl nicht gesungen haben; auch wird in keinem andern Texte von einem

---

[81]) In Gerberts Gralromanfortsetzung wird neben dem *vesques de Carlion* auch *cil de Saint Aaron en Gales* genannt (VI p. 206). Wenn Lot „mit G. Paris" (*Rom.* VIII 35) sagt: *Saint Aaron* (sc. de Carlion) *est en effet complètement inconnu sur le continent, au point que les Bollandistes ne le mentionnent même pas,* so ist dies unrichtig; denn in den *Acta Sanctorum* findet sich unter dem 1. Juli t. I p. 15 ein Kapitel, betitelt: *De Sanctis Martyribus Britannis Julio, Aaron et Sociis* in der *Legionum urbe.* Ausser dem *St. Aaron, moine en Bretagne au VIe siècle* (so in *Mas Latrie Trésor de Chronologie p. 666*), über den die Bollandisten handeln in dem Kapital: *De S. Aarone Monacho in Insula Littorali Brittanniae* (*Junius t. V p. 212—13*) kennen sie einen *S. Aaron évêque d'Auxerre,* welcher Anfangs des 9. Jahrhunderts lebte (Oct. 27 t. XII p. 373). In der Bretagne gibt es auch eine Ortschaft, mit Namen *Saint Aaron* (*Côtes du Nord con de Lamballe*).

[82]) Man beachte, dass eine solche Bemerkung gerade auch in dem unächten *Chievrefoil* und natürlich in den beiden *Folie Tristan* fehlt.

[83]) Nach dem Dialekt zu schliessen, ein Ostfranzose (vgl. Warnatch in Weinholds Germanistische Abhandlungen II).

singbaren *Lai du Cor* gesprochen. Das Versmass dieses Lais ist verschieden von demjenigen aller übrigen Lais und der aus ihnen aufgebauten *romans bretons*; und es wäre absurd, anzunehmen, dass die grosse Laislitteratur ursprünglich in Sechssilbern abgefasst war, und dass sich davon nur noch der *Lai du Cor* in ein Manuskript des 14. Jahrhunderts gerettet hätte. Der *Lai du Cor* sticht von den *lais bretons* noch viel mehr ab als die Tristanlais. Es fehlt ihm die für die erste Klasse der Lais (vgl. oben A. 74) charakteristische Einheit der Handlung;[84]) der *Lai du Cor* ist vielmehr ein *poème à tiroirs*. Ein Lai der zweiten Klasse, d. h. ein *conte* zu einem lyrischen Lai ist er auch nicht; denn er hat keinen solchen als Ergänzung nötig; wie wäre ein lyrischer Lai dazu inhaltlich überhaupt denkbar? Der *Lai du Cor* ist vielmehr ein gewöhnlicher *conte*, nicht ein *conte d'un lai*. Er hat mit den *lais bretons* nichts mehr als den Namen *lai* gemein, der auf der einzigen Autorität des Possenreissers *Biket* (*qui molt par set d'abez*: *v. 584*) beruht. Ein solcher „Lai" kann nicht nur keinen Einfluss haben auf die Frage nach der Bedeutung von *Bretons*, da ja die *Bretons* gar nicht als Verfasser genannt sind und der Lai selbst nicht als *breton* bezeichnet ist; sondern er kann auch für die Frage nach dem Ursprung der *Lais bretons* kaum in Betracht kommen, da nichts beweist, dass es ein *lai breton* ist. Auffallend ist auch die ziemlich lange Ritter- und Fürstenliste im *Lai du Cor*; solche Aufzählungen kommen in keinem andern Lai vor, sind dagegen ein Gemeinplatz der Romane. In der That ergibt sich unser „Lai" bei näherer Betrachtung als ein Romanfragment: der Held und die Heldin des „Lais" nämlich müssen für jeden, der nur diesen „Lai" kennt, durchaus unbekannte Persönlichkeiten sein, welche durch nichts die hervorragende Stellung, die sie einnehmen, rechtfertigen. Die echten Lais bleiben dem Hörer oder Leser die Erklärung der Handlungen und Personen nicht schuldig. Wir können auch mit Gewissheit sagen, durch was für einen Roman der *Lai du Cor* hindurchgegangen sein muss; denn die Aufschlüsse, die uns der „Lai" vermissen lässt, gibt uns der Caradoc-Roman, der uns in einer der Perceval-Fortsetzungen erhalten ist. Derselbe enthält auch das Abenteuer mit dem Horn, genannt *Bounef* (v. 15687), und wohl noch mit ältern Zügen. Ursprünglich hatte wohl dieser „conte" auch mit der Caradoc-Sage nichts zu thun; aber wurde einmal in sie eingeführt, doch so äusserlich, dass er leicht wieder losgetrennt werden konnte. Bikets *Lai du Cor* stammt nicht direkt aus der uns erhaltenen Version des Caradoc-Romans. Bekanntlich

---

[84]) Dieselbe fehlt allerdings im *Tyolet*; aber man sieht ja leicht, dass dieser Lai eigentlich aus zweien zusammengesetzt ist; er ist schon eine Art Roman.

haben wir neben dem *Lai du Cor* die verschiedenen Versionen des *Conte du Mantel*, welche ganz das gleiche Thema in gleicher Weise behandeln. Die Ritterlisten variieren sehr; aber für unsere Frage kommt es nicht darauf an, was für Namen sie enthalten; denn diese Namen können und werden wohl alle aus den jeweiligen Romanen entlehnt sein, durch welche jede der Versionen hindurchgegangen ist. Welche Namen dem ursprünglichen Lai, wenn es einen solchen gab, zukamen, lässt sich unmöglich bestimmen. Der Held aller Versionen (mit Ausnahme derjenigen im *Lanzelet*, worüber s. G. Paris Rom. X p. 477), Caradoc, der allerdings nach meiner Meinung dem ursprünglichen *lai* oder *conte* kaum angehört haben dürfte (ursprünglich war wohl eher der König selbst Sieger), ist nach dem Caradoc-Roman ein Bretone, wie auch schon die Nebenform *Caraduec* (einmal durch den Reim gesichert) beweist. Ob er ursprünglich der inselkeltischen Sage entstammte, (was wahrscheinlich ist), geht uns zunächst nichts an. Sofern ein Sagenstoff durch bretonische Vermittlung zu den Franzosen gelangt ist, sagen wir, er sei bretonischen Ursprungs. Die Frage, woher die Bretonen ihre Sagen hatten, ist eine sehr interessante, aber für die französische Litteraturgeschichte sekundäre.[85])

Dies sind die 10 Lais, welche nach Lots Meinung Zimmers Theorie gefährden; p. 527 setzt er die Zahl auf 6 herab (*Yonec*, *Milon*, *Chievrefoil*, *Folie Tristan*, *Melion*, *Cor*), bei denen er die Autorschaft der Bretonen für durchaus ausgeschlossen erklärt. Ich denke nun klar gezeigt zu haben, dass, wo immer sich etwas über den Ursprung der 10 Lais und über die Bedeutung von *Breton* sagen lässt, alles zu Gunsten von Zimmers Theorie spricht, und der Vorwurf, dass Z. diese Lais schweigend übergangen habe, weil sie ihm im Wege gewesen wären, ist also, abgesehen von anderm, auch noch lächerlich.

Ich bespreche nun noch kurz die Bemerkungen Lots zu den 3 Lais, in denen sich nach seiner Meinung die Bedeutung von *Bretagne*, *Bretons* nicht bestimmen lässt.

Zum *Equitan*: Lot ficht eine Erklärung Z.'s an, nach welcher *Nans* die *Namnetes* bezeichne. *Je crois tout simplement à une méprise pour Carnant.* Das *tout simplement* können wir natürlich nicht als Beweis hinnehmen, und persönliche Ansichten Lots lassen uns kalt. Wenn man in *Nans* eine *méprise* sehen will, warum sollte man nicht ebenso gut das zweisilbige *Nantes* wie das zweisilbige

---

[85]) Wenn in der Caradoc-Sage noch die Erinnerung an den alten Britten Caractacus fortlebt (wie *Ahlstrom*, *Studier i den Fornfranska Lais-Literaturen p. 33,* zu glauben scheint), so mochte die Sage leicht durch die Auswanderung nach Armorika verpflanzt worden sein.

Carnant einsetzen können? Was *Carnant* bedeutet, kann uns in Bezug auf den *Lai d'Equitan* gleichgültig sein; denn die Correktur von *Nans* durch *Carnant* ist eine Supposition in's Blaue. Ich schlage eine andere Correktur vor, welche, wie ich glaube, sich begründen lässt: Im *Tresor de Chronologie* des *Comte de Mas-Latrie p. 1572* finden wir unter dem Jahre 874 als Nachfolger Salomons III, Königs der Bretagne, verzeichnet: 1) *Pasquiten, gendre de Salomon, prit le titre de comte de Vannes, m. en 877;* 2) *Gurvand, gendre d'Erispoë, comte de Rennes, m. en 877*, und als Nachfolger dieser beiden: *Alain I le Grand, frère de Pasquiten* (vgl. auch *Art de vérifier les dates t. XIII p. 195*). De Courson *(Cartulaire de Rennes p. XLI)* sagt: *Les états du grand Nominoë restèrent entre les mains de Gurvand, comte de Rennes, de Pascweten, comte de Vannes et de plusieurs autres petits princes respectivement indépendants, tels que les comtes de Cornouaille, de Léon, de Poher etc. Malheureusement l'ambition qui avait armé contre Salomon les comtes de Rennes et de Vannes, les poussa bientôt à se combattre l'un l'autre. La guerre civile désola la Bretagne. Battu par un rival dont la seule présence vaut une armée, Pascweten appelle les Normands. Gurwand, avec une poignée d'hommes, est partout vainqueur, mais il meurt au milieu de son triomphe. Pascweten lui survit, pour périr assassiné par les Normands, juste punition d'une alliance impie avec les oppresseurs du pays.* p. XLII wird uns gesagt, dass Pascweten Prostlon zur Frau hatte, die 876 starb. Es liegt nun ziemlich nahe, den Namen *Equitan* (so in H und N, aber *Aquitan* in S) mit *Pasquiten* (*Pascuitanus* auch belegt in der von R. Merlet herausgegebenen *Chronique de Nantes*) zu identifizieren[86]: und es ist dann klar, dass der Vers *Sire des Nans justise e reis*, eine Correktur erheischt, etwa wie die folgende: *S'ert de Vanes justise e reis.*[87]) Zu bemerken ist übrigens, dass die Form *des Nans* des Herausgebers Verbesserung zu sein scheint, der hierin auch die *Namnetes* erblickt. *De Vanes* mochte leicht gelesen werden als *de Nanes*[88]), dann *de Nams* (so las wohl

---

[86]) *P* mochte als *H* gelesen werden (vgl. A. 76 einen Fall, wo wohl umgekehrt *H* für *P* gelesen wurde), und *H* war der Aphärese ausgesetzt. Die Handschrift S gibt in v. 13 die erste Silbe durch ein Zeichen wieder. Uebrigens kommt bisweilen auch Ausfall anderer Initialen als H vor, vgl. z. B. in *Krône*: *Iwal = Rinal, Iwalin = Riwalin, Orcades = Morchades*, im Prosatristan: *Ossenam = Gosouain*, im Conte du Graal: *Arides = Carides* etc. Wir dürfen bei den Lais und Romanen ganz wohl schriftliche Ueberlieferung voraussetzen. *Finibus terrarum* > *Fineposterne* (vgl. Zimmer *Zeitschrift* XIII) z. B. erklärt sich nur bei solcher Annahme.

[87]) Als Nachfolger des Königs Salomon gab sich wohl Pasquiten auch den Titel König. Es ist übrigens bekannt, wie bei den altbretonischen Fürsten die Titel König, Herzog, Graf leicht wechselten.

[88]) Für den Wechsel von N u. V vgl. z. B. die Nebenformen *Neutres* und *Ventres* (*de Garlot)* in den Merlin-Romanen.

der nordische Uebersetzer, der *Nams* noch als Stadt auffasst: *Namsborg*, also wohl noch *de*, nicht *des* in der Vorlage fand) oder *Nanns; Nams* ergab *Nains* in S, *Nanns* ergab *Nauns* in H; zugleich wurde das Wort wegen des -s als Plural und folglich als Völkername aufgefasst und *de* wurde deshalb zu *des*; *S'ert* wurde endlich als *Sire* gelesen, da dem Vers sonst eine Silbe gefehlt hätte. Bemerkenswert ist, dass Pasquiten im Jahre 877 ermordet wurde; nach unserm Lai aber starb Aquitan auch eines unnatürlichen Todes, wurde auch gewissermassen ermordet. Es ist wohl möglich, dass die Sage, immer zur Beschönigung geneigt, das für die Bretagne schimpfliche Bündnis mit den Normannen aus dem Spiele lassen wollte und darum den Grafen nicht mehr durch die Normannen, sondern durch seinen Seneschall ermorden liess. In der Sage wie in der Geschichte hat der Graf seinen Tod selbst verschuldet. Der Leser möge nun wählen zwischen dieser und Lots Erklärung und demnach entscheiden, ob die *Bretun*, welche den Lai verfassten, eher Bretonen oder Wälsche waren.

Den *Lai de Guingamor* entlässt Lot ohne Bemerkung. Ich erinnere hier nur daran, dass dieser Lai das gleiche Motiv behandelt wie der gleichbetitelte Guigemar von Marie de France und namentlich auch wie der Graelent und dass Guingomar und sein Bruder Graelent die bekanntesten bretonischen Sagenhelden sind. Im übrigen verweise ich auf den trefflichen Artikel Zimmers in *dieser Zeitschrift Bd. XIII.*

Als letzten der zweifelhaften Lais nennt Lot den *Eliduc.* Der Name des Helden ist nach Lot nicht klar; aber offenbar enthält er das spezifisch bretonische Suffix *-oc*, *-uec*, *-ec*, *-uc* (wie in *Yonec*, *Meriaduc*, *Maduc* neben *Madoc* etc.). Im *Cartulaire de l'abbaye de Landevennec* (ed. Arth. de la Borderie *p. 144)* findet sich unter dem Jahre 1057 der Name eines Abtes von Landévennec als *Elisuc* (zufällig erwähnt von Zimmer, *Zeitschrift* XIII p. 12).[89])

[89]) In dem ganz späten Roman *Claris et Laris*, wo die Eigennamen pêlemêle gebraucht werden, kommt ein *Helidus Elidus* als König von Irland vor (v. 6334, 13134 etc.); in dem relativ alten, durch und durch bretonischen Roman *Ille et Galeron* erscheint ein *Elidus*, Vater des Helden *Ille*, als Vasall des Bretonenherzogs *Conain*. Galfrid hat seinen *Aliduc (Wace: Eliduc)* wohl bretonischen oder französischen Quellen entnommen. Dass er unter andern auch solche benutzt hat, wird ja wohl von niemandem bestritten. Vielleicht kannte er einen Lai von Eliduc, wo der nicht sehr weit von *Toteneis* und *Excestre* (v. 88 u. 91) gelegene, zeitweilige Aufenthaltsort des Eliduc, *Tintagel* genannt wurde, was ja der geographischen Lage nach wohl möglich war; so konnte Galfrid unsern Helden als *Aliduc de Tintagol* bezeichnen. Gautier in seiner *Perceval*-Fortsetzung nennt einen *Elideus*, Vater des Fischers *Eliasdu* (v. 24667). In *Floriant et Florete* ist *Elyadus*, König von Sicilien, Vater des Helden *Floriant.* Vgl. auch noch den Roman *Eledus et Serene*, und dazu Suchier in Gröbers Zeitschrift XXI. 112 ff., sowie Romania XXVI. 327.

Z. hat auch nachgewiesen, ohne sich auf unsern Fall bezogen zu haben, dass die alte bretonische Media *d* im Mittelbretonischen als *d*, *s*, *th* und *t* geschrieben wurde (*Zeitschrift XIII p. 51*). Der sicher bretonische Roman *Ille et Galeron* behandelt dasselbe Thema, wie unser *Eliduc*, ohne einfach eine Bearbeitung des letzteren zu sein; der ihm zu Grunde liegende Lai, verwandt mit dem uns erhaltenen, muss also auch ächt bretonisch gewesen sein.[90]) Was endlich die geographischen Namen anbetrifft, so sagt Lot: *Le héros est bien de „Bretagne la Menour", mais d'un autre côté, la mention précise de certaines localités de la côte sud du Cornwall et du Devonshire, autorisent l'hésitation* (p. 526). Wenn der Held eines Lais aus Wales gebürtig ist, so genügt dies sonst Lot immer, um den Lai als wälsch zu erklären, wenn gleich auch armorikanische Ortschaften darin genannt werden; hier aber findet er es für gut, seinem eigenen Prinzip ungetreu zu werden. Uebrigens verschanzt er sich hier hinter einer Aeusserung Bédiers. Die erwähnten *localités* sind *Totnes* und *Exeter* (v. 88, 92) in Devonshire (nicht Cornwall!). Dies sind die früh schon sehr bedeutenden und für die Bretonen am nächsten gelegenen Hafenstädte Englands. Wenn die Bretonen auch nur etwas von dem Inselreiche kannten, so mussten sie diese beiden Orte kennen. Wie die Erwähnung derselben in einem *lai breton* allein Lots *hésitation* rechtfertigen soll, ist wirklich schwer verständlich.

Wenden wir uns nun zu dem Argument Bédiers, das Lot auch zu dem seinigen macht und das nicht nur speziell auf den *Eliduc* Bezug hat, sondern eine allgemeinere Bedeutung hat und uns bequem zu der Betrachtung der letzten Serie von Lais hinüberleitet: *Marie, vivant en Angleterre, a pu, de son chef, et sans être exceptionnellement savante en géographie, placer dans le pays de Galles l'action de certains contes sans qu'il soit prouvé par là qu'ils lui*

[90]) Lot selbst hat jüngst in *Rom.* XXV p. 585 ff. gezeigt, dass der Roman *Ille et Galeron* auf bretonischen Sagen beruht. Ich glaube, dass der Mörder des Grafen Hoël nicht bloss Galeron, sondern Ille Galeron hiess; es wäre dies nicht der einzige Doppelname, der vorkommt. Gautier hat dann wohl *Ille galeron* als *Ile e Galeron* aufgefasst und wenn Ille galeron etwa in der Sage nicht nur Vasall, sondern Schwiegersohn des Herzogs Conain war, so mochte er leicht dazu kommen, sich Galeron als Tochter des Herzogs und Gemahlin des Ille vorzustellen. So dürfte sich die *ridicule méprise* Gautiers erklären. Der Doppelname ist in der That zu belegen, nämlich in der P-Version der *Suite Merlin* (Auszug Freymonds § 79 in dieser *Zeitschrift* XVII p. 51). Während Gautiers Roman den Standpunkt der Bewohner der Grafschaft Rennes vertritt, also *Ille et Galeron* sympathisch darstellt, scheint die P-Version der Suite Merlin den Standpunkt der Bewohner der Grafschaft Nantes zu vertreten, indem sie *Illes galeron* als einen der bösgesinnten Verwandten des Königs Alain von Escavalon darstellt, die den Helden (Gawain) zu tödten beabsichtigen und ihm bei seinen Abenteuern auflauern; Illesgaleron ist hier der hinterlistige Mörder wie Galuron in der *Chronique de Nantes.*

vinssent de jongleurs gallois (wie übrigens Lot dies acceptieren kann, befremdet, da es seinen vorher geäusserten Ansichten vollständig widerspricht). *Mais l'argument a la même valeur rétorqué: Marie, Normande d'origine, a pu, de son chef et sans être remarquablement géographe, placer à Saint-Malo ou à Dol l'action de certains autres contes sans qu'il s'ensuive nécessairement qu'elle les ait reçus de jongleurs „bretons“.* Zunächst die Frage: Warum wählt Marie, die „Normannin“, als Scene von Lais *Léon*, *Dol*, *Saint-Malo*, *Nantes*, *Mont-Saint-Michel*, *Vannes*, alles bretonische Städte und nirgends normannische[91]) oder sonst französische? Deshalb, weil sie Normannin ist, soll sie die Scene der Lais auf dem Continent ausschliesslich in die Bretagne versetzen? Ich verstehe diese Logik nicht. Doch hier liegt noch nicht der Schwerpunkt. Ich habe oben das Argument zurückgewiesen, dass ein Werk da entstanden sein müsse, wo es die Scene der Handlung hinverlegt, ein Argument, das von Lot zwar nie ausdrücklich ausgesprochen wird, aber doch in Wirklichkeit überall angewandt wird, wo es ihm passt. Ich habe dagegen ebendaselbst gesagt, dass dieses Argument, wenn eingeschränkt und spezialisiert, richtig ist. Die Lais-Erzählungen waren in ihrer Heimat populäre Stoffe, Volksmärchen und Volkssagen; derartige Erzeugnisse werden in der Regel da lokalisiert, wo sie gewachsen sind. *En effet*, sagt Lot selbst gelegentlich (p. 517), *les légendes nationales sont localisées dans le pays même du peuple.* Es ist undenkbar, dass ein wälscher Lai (es wird hier nur, um der Argumentation willen, angenommen, dass es solche gab) die Hauptscene z. B. nach Nantes, in die Bretagne, verlegte; es ist ebenso undenkbar, dass ein (im engern Sinn) bretonischer Lai die Hauptscene z. B. nach Caerleon an der Usc, nach Wales, verlegte. Natürlich, wenn der Inhalt eines Lais es mit sich brachte, dass der Held oder sonst eine handelnde Person das Vaterland verliess, so mochte ein anderes Land vorübergehend Scene der Handlung werden, und diese wurde dann daselbst je nach der grössern oder geringern geographischen Kenntnis des betreffenden Dichters genauer oder vager lokalisiert; aber die Hauptscene, von der die Handlung ausgeht und zu der sie wohl auch wieder zurückkehrt, wird doch immer die Heimat des Dichters oder der Sage sein. Nun ist aber zu beachten, dass wir *„strictly speaking“* weder bretonische noch wälsche Lais besitzen, sondern nur französische. Es frägt sich also: Hatten die Franzosen irgend welche Ursache, den Ort der Handlung, wie

[91]) Der *Lai des Dous Amanz* macht nicht etwa eine Ausnahme; denn das normannische *Pistre* rührt hier nicht von Marie her, da ja die Sage daselbst wirklich lokalisiert ist. Das normannische Barfleur im *Milun* hat nur den Zweck, als Zwischenstation zwischen Southampton und Mont-Saint-Michel zu dienen.

sie ihn in den wälschen oder bretonischen Lais vorfanden, zu verändern? Die *lais bretons* sind in Frankreich zwar sehr beliebt, aber nie eigentlich heimisch geworden; sie wurden immer als aus fremdem Lande kommend gefühlt und gerade dies machte ihren Reiz aus und trug viel zu ihrer Beliebtheit bei. Die Tendenz, die Lais zu nationalisieren, bestand also in Frankreich jedenfalls nie; und in der That finden wir auch in den Lais keinen einzigen Fall von Uebertragung der Scene in ihre neue Heimat, das nicht-bretonische Frankreich. Fragen wir dann weiter: Hatten die französischen Dichter einen Grund, um den Ort der Handlung wälscher Lais aus Wales oder Grossbritannien überhaupt, nach der Bretagne zu übertragen? Ein Grund dieser Art scheint mir kaum denkbar. Wenn die Gegner der armorikanischen Theorie erfinderischer sind und einen solchen ausfindig machen können, so mögen sie ihn sagen und wir wollen ihn dann prüfen. Einstweilen haben sie noch keinen solchen Grund genannt. Wenn Bédier behauptet, Marie habe von sich aus (*de son chef*) die Scene aus Wales nach St. Malo oder Dol übertragen können, so bestreite ich dies. Sie hatte keinen Grund dazu; folglich hat sie's auch nicht gethan. Vernünftige Leute führen bewusste Handlungen nicht ohne Grund aus. Wenn also gewisse Lais die Hauptscene in der Bretagne haben, so ist es nicht denkbar, dass ursprünglich die Scene Wales war und dass die Franzosen geändert hätten. Wir dürfen somit als ganz gesichert annehmen, dass *Guigemar*, wo die Scene ausschliesslich *Bretagne la Menour*, speziell *Liun*, ist, *Le Fraisne* mit der Scene in *Dol*, *Laustic* mit der Scene in *Saint Mallo*, *Le Chaitivel* und *Tydorel* mit der Scene in *Nantes*, *Ignaure* mit der Scene in *Riol* in der *terre Hohiel* (wohl Rieux im Arr. Vannes, also im Gebiet des Grafen Hoël von Vannes), *Doon* mit der Hauptscene in der Bretagne, besonders *Mont-Saint-Michel*, *Yonec* mit der Scene in und bei *Carwent* am *Daoulas* (wenn meine Vermutung das Richtige getroffen hat), dass alle diese Lais aus der Bretagne stammten. Nun müssen wir aber in analoger Weise wie oben fragen: Hatten die französischen Dichter einen Grund, um den Ort der Handlung in den Lais aus der Bretagne nach Wales oder überhaupt nach Grossbritannien zu übertragen? Und hierauf antworte ich mit einem entschiedenen Ja. G. Paris, der Hauptvertreter der wälschen Theorie, hat die grosse Verbreitung und hohe Bedeutung von Galfrids Historia zwar genügend hervorgehoben, aber er will ihr fast gar keinen Einfluss auf die Romane und Lais einräumen[92]). Wenn aber die Historia einen so mächtigen

[92]) *Rom. X p. 488: nos romans en vers . . . . ne doivent rien à Gaufrei de Monmouth. Manuel de la Litérature française § 54: il n'en (i. e. des romans) est que très peu, et parmi eux les moins anciens qui l'aient utilisé.* Nutt (*Studies on the Legend of the Holy Grail* p. 229) hatte

Erfolg hatte *dans le monde des clercs*, so wäre es doch merkwürdig, wenn die nach G. Paris zum Teil über den gleichen Gegenstand handelnden und wohl grossenteils von *clers déclassés* verfassten resp. bearbeiteten Lais und Romane dem Einfluss eines solchen Werkes entgangen wären. Nun, die Merkwürdigkeit existiert nicht; denn es lässt sich nachweisen, dass, ganz unserer Erwartung gemäss, der Einfluss dieses ungeheuer verbreiteten Werkes auf die Lais und Romane ein ganz ungeheurer war. Allerdings sind nicht etwa die Lais und Romane Bearbeitungen einzelner Kapitel der Episoden der Historia. Der Einfluss ist, besonders anfangs, nur ein äusserlicher. Aber kann nicht ein äusserlicher Einfluss bei so gehaltlosen Werken wie den meisten, wenn nicht allen, Arthurromanen, von der höchsten Tragweite sein? Es ist wohl nicht übertrieben, wenn man behauptet, dass die Arthurromane der Historia ihre Zugkraft, vielleicht sogar ihre Existenz verdanken. Ich behalte mir vor, diesen Einfluss der Historia an anderm Orte nachzuweisen; man braucht übrigens nur die Augen aufzuthun, und man wird sehen. Hier will ich nur kurz skizzieren, wie ich mir den Vorgang der Beeinflussung vorstelle. Galfrid berichtet als Geschichtsschreiber die Thaten der alten *Bretons*[93]); die Lais erzählen die Abenteuer der alten *Bretons* (*li ancien Bretun*). Geschichtliche Ereignisse und romantische Abenteuer sind für uns verschiedene Dinge, waren es aber nicht fürs mittelalterliche Publikum. Die *héros* „*bretons*“, welchen diese in den Lais geschilderten Abenteuer zugeschrieben wurden (wie Graelent, Guingamor, Tidorel, Aquitan etc.) waren wohl selten, vielleicht nie, dieselben *héros* „*bretons*“, welche mit Arthur kämpften; es waren zumeist *Bretons* aus viel späterer Zeit. Aber bei den Franzosen hatten die einen denselben Namen wie die andern, und da man wusste, dass die Bretonen aus Grossbritannien stammten, so mochte man leicht zu der Ansicht kommen, die Abenteuer, welche die Bretonen von ihren *ancessur* erzählten, wären die Thaten der alten Britten, der Zeitgenossen Arthurs, gewesen. So entstand denn wohl auch die wahrscheinlich bei den Franzosen ziemlich allgemein

---

gesagt: *Geoffrey of Monmouth .... thereby opened up to the world at large a new continent of romantic story, and exercised upon the development of literature an influence comparable in its kind to that of Columbus' achievement upon the course of geographical discovery and political effort. Twenty years had not passed before the British heroes were household names throughout Europe.* Hierauf antwortet G. Paris (Rom. XVIII 590): *En réalité, l'influence de Gaufrei sur les romans bretons se réduit à fort peu de chose, et il est probable que, sans son intervention, ils se seraient développés sensiblement de même. Ce que j'ai dit à ce sujet dans mon Manuel (§ 54) est plutôt au-delà qu'en deçà de la vérité.*

[93]) Die Thaten mögen erfunden oder unmässig aufgebauscht sein; aber die Schilderung derselben hält sich doch innerhalb der Grenzen des Möglichen, bewahrt den historischen Charakter.

verbreitete Meinung, dass die alten Britten (die *ancessur*) selbst Lais über ihre Abenteuer dichteten und dass die den Franzosen bekannten Lais zum Teil aus der Zeit der alten Britten datierten: Die *lais bretons* in Bedeutung II wurden häufig (doch nicht etwa immer) als *lais bretons* in Bedeutung I aufgefasst. Hier lag wohl der Berührungspunkt zwischen den Lais und der Historia, der den Einfluss der letztern auf erstere erklärt. In der Bretagne und besonders unter den bretonischen Spielleuten aus dem Volke war wohl die Historia kaum bekannt. Erst von den Franzosen, müssen wir annehmen, und zwar besonders von ihren *clers,* denen ja der Inhalt der Historia geläufig sein musste und die auch aus derselben die Stammesverwandtschaft der Bretonen und der alten Britten ersehen konnten, wurden die Lais unter dem Einfluss der Historia allmälig umgestaltet. Dieser Einfluss äussert sich besonders darin, dass nun ein Mittelpunkt geboten war, um den alles gruppiert werden konnte, die Person des Königs Arthur. Einige Lais — dies sind wohl in der Regel die ältesten — sind der Arthurisierung entgangen. Die erste Stufe der Arthurisierung bestand wahrscheinlich darin, dass man die in den Lais ursprünglich wohl meist unbestimmt gelassene Zeit der Handlung mit der Regierungszeit Arthurs zusammenfallen liess: das Abenteuer, das, wenn überhaupt nicht ganz erfunden, sich vielleicht an eine Begebenheit erst des 10. oder 11. Jahrhunderts anlehnen mochte, ereignete sich nunmehr *al tens que rois Artus regnoit.* Dieser erste Schritt zur Arthurisierung zog wohl auch gleich den zweiten nach sich, die Ortsveränderung: die Scene der Handlung wurde in Arthurs Reich versetzt, in die alte *Bretagne* = Grossbritannien. Zwar gehörte ja Armorica auch zu Arthurs Reich nach der Historia; aber einmal war es nur in geringer Abhängigkeit von Arthur, und dann war es vom arthurischen Gesichtspunkt aus zu unwichtig, um als Schauplatz der Abenteuer zu gelten. Falls der bretonische Spielmann die Scene *en Bretagne* verlegte, so brauchte der französische *clerc* zunächst nichts daran zu ändern; er fasste einfach *Bretagne* in Bedeutung I statt in II auf[94]). Ganz ähnlich erging es wohl auch dem Wort Cornouaille, indem *Cornouaille* = *Kerné* einfach als *Cornouaille* = *Cornwall* aufgefasst wurde (vgl. auch Z. in *Zeitschrift* XII p. 117). Bald drangen dann auch Ortschaften der *Grande Bretagne* ein, so *Tintagol*, *Caerguen* (frz. *Guincestre*), *Eboracum* (*Evroc*), *Glamorgantia* (*Clamorgan*, als Stadtname aufgefasst) etc., namentlich sehr früh die in der Historia

[94]) So wird z. B. der alte Ritter im *Laustic*, der in Saint-Malo, also in *Bretagne-Armorica* wohnt, wohin auch die ganze Scene des Lais verlegt ist, in der jüngern, in den *Renard Contrefait* aufgenommenen, Version zu einem alten König, Namens Odoire, in *Bretagne qui or est nomee Angleterre* (vgl. R. Köhler in der Ausgabe des Lais p. XC).

so grossartig beschriebene Residenz Arthurs, die *Urbs Legionum*, *Caerleon* in Süd-Wales, wo (nach der Historia) Arthur mit ausserordentlichem Pomp das Pfingstfest feierte. Das Eindringen vieler grossbritannischer Ortschaftsnamen in die Lais erklären wir uns wohl am besten auch ganz mechanisch: die in den Lais vorkommenden bretonischen Namen wurden gleichsam in ähnlich klingende, bekannte, grossbritannische Namen übersetzt: bretonisch *Ker Léon (St. Pol)*; *Kerduel*; *Kervegant*; *Kermelo* oder ähnliche (natürlich in ihrer altbretonischen Form) wurden zu grossbritannisch *Carluil*, *Carlion*, *Cardigan*, *Ca(r)melot*[95]). Vgl. auch oben p. 124. A. Als dritte Stufe der Einwirkung der Historia auf die Lais dürfen wir wohl die Arthurisierung der Personen annehmen: Arthur selbst trat nun, wenn auch nur schattenhaft, im Lai auf und der Held des Lais wurde als sein Vasall betrachtet. Die wichtigsten von Arthurs Kampfgenossen nach der Historia erhielten in den Lais zunächst unbedeutende Nebenrollen, z. B. als Freunde des Helden, als Staffage des Hofes. Allmälig wurde der Kreis der Vasallen Arthurs, die aus der Historia in die Lais einwanderten, immer grösser, und die *clers* mochten endlich finden, dass den Arthurrittern, die in der Historia einen so hohen Rang einnehmen, nicht bloss unwichtige Rollen beschieden sein sollten, während Ritter, die in der Historia gar nicht vorkommen, also lauter *homines novi*, alle Abenteuer bestanden und jene ganz in den Schatten stellten. Von diesem Gerechtigkeitsgefühl beseelt, kamen sie wohl dazu, die Helden der Historia in Hauptrollen einzusetzen und einen Teil der bretonischen Laishelden vollständig auszumerzen. Natürlich kam bei der neuen Rollenbesetzung dem Walgainus als dem Neffen Arthurs und bedeutendsten Kämpen nach der Historia der Löwenanteil zu. Arthur selbst konnte man nicht wohl die Rollen von Laishelden geben, da er diesen übergeordnet war; so musste Arthur immer thatenlos bleiben. Auf dieser Stufe der Arthurisierung muss denn wohl auch schon die Romanbildung begonnen haben. Nicht-arthurisierte Lais konnte man

[95]) Von letztern war wohl Camelot am wenigsten bekannt, darum erscheint es auch am spätesten. Es war wohl nicht ein Franzose, sondern ein Engländer (Anglonormanne), der diese Identifikation vornahm. Camelot findet man auch fast ausschliesslich in den Prosaromanen (und den von ihnen beeinflussten Versromanen), auf welche die Engländer einen grossen Einfluss hatten. Nach G. Paris' Analyse (*Rom.* XII 464) wäre allerdings *Camaalot* schon im Karrenritter zu finden; aber Jonkbloets Handschrift enthält den Namen nicht. Ein späterer Kopist dürfte ihn aus der Prosaversion (Jonkbloets Lancelot II, p. LXXVIII) herübergenommen haben. Tarbés Ausgabe steht mir z. Zeit nicht zur Verfügung; doch nach der Varia lectio Jonkbloets (p. 49) enthält die von Tarbé kopierte Handschrift den Namen *Camalot* (v. 34). Der Anfang der übrigen Handschriften fehlt oder ist unbekannt (*Rom.* XII 463—4).

nicht wohl zusammenfügen; es fehlten die nötigen Bindeglieder. Hatten aber die Lais die Handlung in die Zeit Arthurs, ins Land Arthurs versetzt, liessen sie ihre Helden als Vasallen Arthurs von Arthurs Hof aus auf Abenteuer ausziehen und wieder dahin zurückkehren, hatten sie sogar ihren Helden Namen aus der Historia gegeben, so dass die Träger der verschiedenen Abenteuer nun häufig den gleichen Namen (namentlich Gawain) trugen, so stand der Vereinigung solcher Lais nichts mehr entgegen; im Gegenteil, sie mussten sogar einander anziehen. So entstanden auf natürliche Weise durch Aneinanderreihen oder Ineinanderschachteln von Lais die Romane, in denen Arthur, selbst unthätig, doch alle Träger der Handlungen um sich versammelt, in denen Arthurs grossartige Hoffeste den Ausgangspunkt der verschiedenen Abenteuer bilden. Jeder, auch nur oberflächliche, Beobachter wird zugeben müssen, dass man es den Arthurromanen gleich ansieht, dass sie nur aus lose zusammengenähten Stücken bestehen. Dieser äusserlichen Arthurisierung folgte aber auch Schritt für Schritt eine innere Umgestaltung[96]), das allmälige Einsickern des ritterlichen, des französischen Geistes. Die bescheidenen Helden der einfachen bretonischen Lais waren dem Rittertum zu niedrig gewesen; erst als sie durch Arthurisierung geadelt wurden und neben ihnen und an ihrer Stelle die weltberühmten Helden der Historia auftraten, geruhte die ritterliche Gesellschaft, dieselben sich zu assimilieren, ihnen ihre eigenen Anschauungen und Ideale einzuhauchen. So ungefähr stelle ich mir den Prozess der Arthurisierung der Lais vor. Doch ich bin in meinen Ausführungen etwas weiter gegangen, als zur Beantwortung der oben (p. 147) aufgestellten Frage nötig war. Die Frage war, ob französische Dichter einen Grund haben mochten, die Scene der Handlung aus der Bretagne nach Wales (resp. Grossbritannien) zu übertragen. Ich glaube nun nachgewiesen zu haben, dass die Tendenz, die Lais zu arthurisieren, ein genügender Grund dazu war. Bei der Einzelbesprechung der Lais, die Lot nicht als armorikanisch anerkennt, habe ich gezeigt, dass die Länder-, Orts- und Völkernamen, welche in den echten Lais[97]) vorkommen, alle (mit Ausnahme von *Cardoil*, worüber vgl. A. 52) entweder den bretonischen oder französischen Dichtern geläufig sein mussten oder aus Galfrids Historia stammen können. Greifen wir z. B. den *Milun* heraus! Dieser Lai zeigt zwar nirgends sichere Zeichen der Arthurisierung;

---

[96]) Diese wird auch von G. Paris (*Lit. franç.* § 54) betont; aber man kann sich dieselbe nicht erklären ausser im Gefolge der von G. Paris bestrittenen äussern Arthurisierung.

[97]) Als unecht betrachte ich, wie gesagt, die Tristanlais und den Lai du Cor, die aus Romanen herausgerissen sind oder (im Falle des *Chievrefoil*) die Benutzung von Romanen voraussetzen.

aber man kann sich ganz gut denken, dass Marie, den Lai für arthurisch haltend, die Heimat Miluns nach Süd-Wales in die Nähe von Caerleon versetzte, welches Gebiet in der Historia so recht eigentlich als das Arthurland *par excellence* gilt; auch *Norhumbre* mochte sie, wenn nicht den eigenen geographischen Kenntnissen, der Historia entnehmen (z. B. lib. XII. c. I: *Northanhumbria*); sicher war letzteres der Fall bei *Guhtlande, Loegre* etc. Lot aber erklärt umgekehrt das bretonische *Mont-Saint Michel* als blossen Einschub, während er in der Erwähnung von *Suhtwales, Carlion, Norhumbre, Guhtlande* etc. sichere Zeugnisse für wälschen Ursprung sieht. Bei einer andern Gelegenheit (p. 517), aber wohl mit Beziehung auf diesen Lai, sagt Lot: *Lorsque le héros d'un lai sera un Gallois ou Breton insulaire, et le siège de ses aventures en Grande-Bretagne, la provenance armoricaine du lai sera, non pas assurée comme le veut M. Zimmer* (noch niemand hat behauptet, dass sie dann *assurée* sei, auch Zimmer nicht), *mais absolument invraisemblable.* Die Unrichtigkeit dieser Behauptung glaube ich nun erwiesen zu haben.

Was von den geographischen Namen gilt, lässt sich *mutatis mutandis* auch auf die Personennamen anwenden: Ist es denkbar, dass in bretonischen Lais wälsche Personennamen, in wälschen Lais bretonische Personennamen gebraucht wurden? Nein, zum mindesten kaum. Hatten etwa die französischen Dichter einen Grund, wälsche Namen durch bretonische zu ersetzen? Ein solcher Grund ist nicht denkbar. Folglich, wenn in den Lais bretonische Personennamen vorkommen, so müssen wir annehmen, dass die Lais, welche solche enthalten, bretonischen Ursprungs sind. Wir dürfen deshalb von diesem Gesichtspunkte aus für sicher bretonisch erklären die Lais: *Guiguemar* (ausser dem Helden sind bretonisch: *Hoilas* und *Meriadus*), *Guingamor, Graelent, Aquitan, Tydorel (li quens Aluins Et puis apres ses filz Conains)*, *Ignaure* (*Hohiel*), für wahrscheinlich bretonisch die Lais: *Tyolet*, *Yonec* (resp. *Eudemarec)*, *Eliduc.* Auch das Vorkommen bretonischer Appellativa beweist natürlich bretonische Herkunft des Lais: Darum ist der *Laustic* sicher, der *Bisclavret*[98]) wahrscheinlich bretonischen Ursprungs.

---

[98]) Was Lot gegen Zimmer vorbringt, kann die Argumente des letztern nicht stark entkräften. So gut wie aus den wälschen Wörtern, die er anführt, könnte man *Biscla(v)ret* auch aus den sicher bretonischen *Bleiz-Garo* ableiten (*garo = frz. garou(lf) ?*). Da im Bretonischen *o ue* und *e* wechseln, so mochte man auch bilden *Bleiz Gar(u)e*, welches im Französischen im Nominativ etwa zu *Blis - Gar(u)es* wurde. *G* und *C* wechseln sehr häufig am Anfang von Silben (vgl. *Garaduec* und *Caraduec*, *Garahes* und *Carahes*, *Glamorgan* und *Clamorgan*, *Calocreant* in *Krône* und *Calogrenant* in *Chrestien* etc. etc.); so erhalten wir *Bliscar(u)es* und mit Verschiebung des *l* (bei einem fremden Wort leicht erklärlich) *Bisclar(u)es*, wovon sich die beiden uns überlieferten Formen *Bisclauret* (ursprünglich

Hatten französische Dichter irgend einen Grund, wälsche oder bretonische Personennamen durch einheimische, französische, zu ersetzen? Nein, ebensowenig wie bei geographischen Namen. Die fremden Eigennamen, wie kompliziert und wunderlich sie auch klingen mochten, waren gerade, was sie wollten, kamen ihrem Bedürfnis nach Seltsamem und Exotischem entgegen[99]). Wenn also in den Lais französische Personennamen vorkommen, so müssen sie ursprünglich darin enthalten gewesen sein; da aber französische Personennamen in wälschen Lais nicht, in bretonischen Lais sehr wohl denkbar sind[100]), so müssen die Lais, welche solche enthalten, bretonischen Ursprungs sein. Von diesem Gesichtspunkte aus müssen wir als bretonisch erklären die Lais: *Milun* und *Doon*. Hatten aber französische Dichter einen Grund, wälsche oder allgemein grossbritannische Personennamen in bretonische Lais einzuführen? Ich habe bereits gezeigt, dass ein solcher Grund sehr wohl denkbar ist: der dritte Schritt zur Arthurisierung der Lais traf die Personennamen; es wurden die Namen altbrittischer Helden eingeführt. *Gawain*, *Iwain*, *Bedoer*, *Keu*, *Uriain*, *Ider*, die sich in den Lais belegen lassen, finden wir alle auch in Galfrids Historia. In keinem der uns erhaltenen Lais ist die Arthurisierung soweit vorgeschritten, dass einer dieser Arthurritter die Hauptrolle usurpiert hätte; denn, wie schon gesagt, auf jener Stufe der Arthurisierung trat eben wohl gewöhnlich Romanbildung ein.

Das Resultat dieser Untersuchung ist also: Während wir bei Voraussetzung wälscher Herkunft der Lais die armorikanischen Elemente darin nicht erklären könnten, lässt sich umgekehrt bei Voraussetzung armorikanischer Herkunft das Eindringen wälscher Eigennamen leicht erklären.

Zum Schlusse bemerkt Lot (p. 527), es sei fraglich, ob der Ausdruck *lai breton* nicht bloss konventionell sei. Dann behauptet er, dass die Lais *Le Fraisne* und *Les Dous Amanz* mit der *matiere de Bretagne* nichts zu thun hätten. Gründe für diese seltsame Behauptung sieht er in der „Sentimentalität“ und in dem Ort der Handlung dieser Lais. Dass eine Geschichte, deshalb weil sie rührend ist[101]),

---

nur Accusativform?) und *Bisclarel* leicht ableiten lassen. Das t möchte auch erklärt werden, wie Zimmer (*Zeitschrift* XIII p. 50) es an einem andern Wort (*Lancelot*) zeigt. Man vergleiche übrigens auch den bretonischen Ortsnamen *Kerlavarec* (*Cne Trénéven*, *Finistère*).

[99]) Dasselbe gilt z. B. für die deutschen Uebersetzer. Der Leser fühlt, mit welch' sichtbarem Wohlbehagen z. B. Wolfram Namen wie *Liahturteltart*, *Poydiconjunz*, *Killirjacac etc* verwendet.

[100]) Man durchmustere die alten Urkunden der Bretagne! Sie sind voll von französischen Personennamen.

[101]) Sentimental ist zu viel gesagt; denn Sentimentalität ist immer etwas krankhaftes, während in den beiden Lais alles naiv und natürlich ist.

aus irgend einem Lande, also z. B. aus der keltischen Bretagne ausgeschlossen werden soll, ist wirklich eine zu lächerliche Ansicht, als dass sie diskutierbar wäre. Dass diese beiden Lais nichts spezifisch, ausschliesslich bretonisches enthalten, bestreite ich nicht; doch dasselbe gilt von verschiedenen andern Lais, welche sicher echt bretonisch sind, vom *Laustic*, *Aquitan* etc. Aber wäre es nicht thöricht, daraus, dass ein Stoff überall vorkommen kann oder auch faktisch an verschiedenen Orten vorkommt, zu schliessen, dass er nicht auch in einem echt bretonischen Lai vorkommen mochte? Uebrigens liegt ja der Stoff des *Fraisne*, sogar noch mit dem Namen *Fraisne* auch dem durch und durch bretonischen *Roman de Galerent* zu Grunde, der nicht etwa bloss eine Ueberarbeitung von Mariens Lai ist. Doch die Scene im Fraisne, sagt Lot, liegt „*hors de la Bretagne bretonnante*", nämlich in Dol. Ist denn die *Bretagne française* nicht auch ein Teil der Bretagne, und konnten Lais, die dort entstanden, nicht auch *breton* genannt werden? Die Anhänger der armorikanischen Theorie haben die *Bretagne française* niemals ausgeschlossen, ihr im Gegenteil immer eine grosse Bedeutung zugeschrieben. Der *Lai des dous Amanz* behandelt offenbar eine normannische Lokallegende; aber ich sehe nicht ein, wie man hieraus schliessen kann, dass der Lai nicht von Bretonen verfasst wurde. Kann sich denn diese hübsche Legende nicht von der Normandie aus in die Bretagne verbreitet haben, wo ihr erst die poetische Gestalt, die spezifisch bretonische Form eines Lai, gegeben wurde? Mag nicht ein *chanteur* oder *conteur breton*, der in der Normandie umherzog, sich dieses für einen Lai wie gemachten Stoffes bemächtigt haben[102])? Auch der *Lai d'Orphey*, einer der von Lot vergessenen Lais, ist nicht minder ein *lai breton*, wenn schon der Stoff offenbar griechisch ist; er wird als einer der *lais bretons* bezeichnet[103]), hat die gleiche Form wie die übrigen, ist ausserdem von keltischen Anschauungen durchdrungen. Woher der Stoff eines Lais zu den Bretonen gekommen ist, darauf kommt es zunächst gar nicht an; die Frage ist für uns nur, woher die Lais zu den Franzosen kamen. *Une légende est celtique quand elle a été transmise par les Celtes,*

---

[102]) *When they myght* o w h e r *heryn Of aventures that ther weryn, they toke her harpys with game, Maden layes and gaf it name* (*Sir Orfeo* v. 16—19). G. Paris selbst hielt übrigens diesen Lai für armorikanisch (*Rom.* VIII; vgl. oben p. 111).

[103]) in der englischen Uebersetzung: *In Brytain this layes arne ywryte, Furst yfounde and forthe ygete, Of aventures that fillen by dayes Wherof Brytouns made her layes etc.* Die Einleitung zum *Sir Orfeo*, welche wir ebenfalls als Einleitung zu der englischen Bearbeitung des *Fraisne* finden, war wohl ursprünglich das Vorwort zu einer ganzen Laissammlung.

germanique quand elle provient des Germains. Que nous importe ici que le combat de Tristan contre un dragon se retrouve en Perse. Ce n'est point à Firdousi que les poètes français du XIIe siècle l'ont emprunté, c'est évidemment à une tradition galloise, bretonne ou cornouaillaise, comme l'on voudra; ce récit est donc celtique quand bien même les Celtes l'auraient emprunté à l'Orient. En appliquant le système de M. Golther on pourrait se donner le plaisir facile de démontrer qu'il n y a rien de germanique dans l'épopée germanique (*Rom. XXV p. 31. n. 1*). Dies ist sehr richtig. Erkennt wohl Lot hierin seine eigenen Worte wieder? Alle Sagen, Legenden, Märchen, Schwänke etc., die von Bretonen litterarisch (Prosa ist dabei nicht ausgeschlossen) bearbeitet wurden, können wir *matiere de Bretagne* nennen. Dies war wohl auch die ursprüngliche Bedeutung dieses Ausdrucks, wenn er wenigstens alt ist. Offenbar wurde aber nachher der Inhalt von Galfrids Historia als *matiere de Bretagne* κατ᾽ἐξοχήν aufgefasst, und der letztere Ausdruck wurde so eine Zeit lang nicht nur in Bedeutung II, sondern auch in Bedeutung I, und schliesslich, als die Arthurisierung allgemein vollzogen war, nur noch in Bedeutung I verstanden. Lot hat in keiner Weise bewiesen, dass *Le Fraisne* und *Les dous Amanz* nicht bretonische Lais seien und dass folglich der Ausdruck *lai breton* nur konventionell gewesen sei.

Unsere Betrachtung der einzelnen Lais hat zu dem Resultat geführt, dass sich bei der Mehrzahl der Lais bretonischer Ursprung nachweisen lässt; dass bei der Mehrzahl der hierdurch ausgeschiedenen Lais bretonischer Ursprung als sehr wahrscheinlich erscheint; dass endlich bei den ganz wenigen so noch übrig bleibenden Lais nichts zu Gunsten wälscher Provenienz spricht. Nun aber, wenn wir die Lais nicht mehr bloss einzeln, sondern im Zusammenhang betrachten, so dürfen wir wohl noch einen Schritt weiter gehen. Ist es denn wahrscheinlich, dass die (ächten) Lais, die einander fast in jeder Beziehung gleichen wie ein Ei dem andern, (innerhalb der beiden von mir A. 74 unterschiedenen Klassen), verschiedenen Ursprungs sind? Ist es wahrscheinlich, dass zwei Volksstämme, nachdem sie ein halbes Jahrtausend von einander getrennt gewesen waren und sich unabhängig von einander und unter ganz verschiedenen Bedingungen entwickelt hatten, noch ganz gleiche litterarische Produkte aufweisen sollten? Ist es wahrscheinlich, dass, wenn Marie de France direkt aus dem *bretanz* übersetzt, sie sowohl des Bretonischen als auch des Wälschen mächtig war[104])? Ist es blosser

[104]) G. Paris (*Lit. fr.* § 55) nimmt nämlich an, dass sie „*le breton ou au moins l'anglais*" gelernt habe, während er früher (*Rom.* XIV p. 604) allerdings gesagt hatte: *Il me paraît très probable qu'elle n'a connu les lais bretons qu'à travers les récits anglais et français.* Wenn Marie aus dem *breton* (= wälsch) übersetzt hätte, so müsste sie daneben auch das

Zufall, dass in keinem Lai wälsche Ortsnamen oder wälsche Personennamen sich finden, die nicht auch in Galfrids Historia vorkommen, während in ächt wälschen Sagen ausser diesen eine Menge anderer ganz geläufig sind? Wir dürfen wohl auf alle diese Fragen mit Nein antworten, und es muss wohl jedem, der den Blick aufs Ganze nicht verliert, als das Natürlichste erscheinen, dass alle Lais einer und derselben Herkunft sind, und dass sie folglich (diese Induktion ist wohl berechtigt), da es sich nur um bretonischen und wälschen Ursprung handeln kann und ersterer bei vielen als sicher, letzterer bei keinem als nur wahrscheinlich nachgewiesen werden kann, bretonischer Herkunft sein müssen. Und in der That werden sie auch alle unter derselben Bezeichnung *lais de Bretagne* oder gewöhnlicher *lais bretons* zusammengefasst, und bei den meisten Lais (und zwar bei zweifelhaften ebensowohl wie bei sicher bretonischen) werden die *Bretons* als Verfasser angegeben (*Guiguemar*, *Dous Amanz*, *Laustic*, *Graelent*, *Tydorel*, *Lanval*, *Doon*, *Tyolet*, *Espine*, *Aquitan*, *Guingamor*, *Goron*, *Orphey*, indirekt auch in: *Bisclavret* und *Ignaure*). Die Bretonen konnte man nicht anders bezeichnen als *Bretons*; die Wälschen aber hiessen (gewöhnlich: so viel müssen auch unsere Gegner zugeben; wir sagen: immer) *Gallois*. Warum heisst es denn nie: *Un lai en firent li Galois*? warum nie *lais galois*, trotzdem doch diese Bezeichnung viel besser gewesen wäre als das nach der Ansicht unserer Gegner zweideutige *lais bretons*? G. Paris hat dies schon als „merkwürdig" gehalten. Z. (*G. G. A.* 1890 p. 796) hat es mit allem Nachdruck betont; aber Lot, der es doch in seiner ganzen Arbeit immer auf Z. abgesehen hat, schweigt ganz darüber und lässt dennoch seine Leser glauben, dass er alle Argumente Z.'s der Kritik unterzogen hat. Ist die Folgerung, die Z. aus dem Nichtvorkommen des Ausdrucks *lais galois* zieht, falsch, so war es die Pflicht seines Gegners, die Falschheit des Schlusses nachzuweisen oder dann überhaupt zu schweigen. Lot greift Z. nur in Details an, und geht wie die Katze um den Brei herum. Ein gerechter Opponent wird es als seine Pflicht halten, in erster Linie die Hauptargumente des Gegners direkt anzufassen; wer dies nicht thut, ist ein Sophist. Meine Aufgabe war es hier nicht gerade, die bretoniche Herkunft der Lais nachzuweisen; mir genügt es, alle Argumente, welche dafür ins Feld geführt worden sind, dass *breton* häufig wälsch bedeute, vernichtet und damit unsere Berechtigung geltend gemacht zu haben, *breton* in allen Fällen, wo Bedeutung I (zeitlich) ausgeschlossen ist, in Bedeutung II aufzufassen. Hieraus folgt denn

Bretonische gekannt haben, da ja auch nach G. Paris ein Teil ihrer Lais wenigstens bretonischen Ursprungs sind; wenn sie aus dem Englischen geschöpft hätte, so müsste sie aus dem nämlichen Grund auch noch das Bretonische daneben gekannt haben.

allerdings mit Notwendigkeit, dass alle sogenannten *lais bretons*, d. h. überhaupt alle ächten Lais, bretonischen Ursprungs sind; doch, wie gesagt, dies gehört nicht zu meinem Thema. Was ich hier bewiesen, war schon von Z. bewiesen worden, dessen kritische Betrachtung der Lais zu folgendem Resultate geführt hat (*G. G. A. 1890 p. 801*): „Eine einfache Betrachtung der Thatsachen ergiebt also, dass, wo bei Marie de France *bretun* mit *lai* verbunden vorkommt, nur an wirkliche Bretonen (Bewohner der heutigen Bretagne) gedacht werden kann, und wo Wörter aus der Sprache der *Bretun* bei ihr angeführt werden, diese Wörter spezifisch bretonisches Lautgepräge tragen und nicht kymrisch sein können. Damit ist Gaston Paris' Ansicht von der Abkunft der *matiere de Bretagne*[104]) aus Wales wohl endgültig das Urteil gesprochen." Z. gab sich der Hoffnung hin, dass ein Appell an den gesunden Menschenverstand und ein streng logisch geführter Beweis ihre Wirkung nicht verfehlen könnten. Er musste aber erfahren, dass sie gegen eingefleischte Vorurteile nichts fruchten.

Die Anhänger der armorikanischen Theorie haben es, so zu sagen, ganz unterlassen, Beispiele, in denen *breton* „wälsch" bedeuten sollte, aus andern französischen Werken als den Lais zu citieren. Was ich hier zu besprechen habe, sind nur 2 Beispiele aus Wace, die Lot gelegentlich (p. 507. n. 4) citiert und für seine Theorie auszubeuten versucht. Es sind die beiden bekannten Stellen aus dem Brut, wo von den *fables* der *Bretun* über die *roonde table* und von dem Glauben der *Bretun* an Arthurs Fortleben in Avalun die Rede ist. Während Wace im Rou *breton* immer in der Bedeutung „armorikanisch" (II) anwende, habe er sich im Brut einen *emploi plus large* angewöhnt[105]). *Il serait vraiment bizarre qu'ayant employé plus de cent fois le mot de Breton pour désigner la race bretonne en général, et plus particulièrement les insulaires, Wace en restreigne le sens dans deux vers seulement, sans que rien dans ce qui précède ou ce qui suit permette d'en saisir la raison.* Lot kann es also nicht fassen, dass Wace bei seiner Uebersetzung Galfrids nicht

---

[104]) In Bezug auf die *matière de Bretagne* mache ich übrigens den oben (p. 155) geäusserten Vorbehalt; Z. scheint mir hier nicht genügend darauf Rücksicht zu nehmen, dass *matière de Bretagne* zu verschiedenen Zeiten wohl auch Verschiedenes bedeutete.

[105]) Von „Angewöhnen" zu sprechen, ist übrigens Unsinn. Wenn einer zuerst von den Römern unter König Humbert und nachher von den Römern unter Kaiser Augustus spricht, braucht er sich da einen *emploi plus large* des Wortes Römer besonders anzugewöhnen? Doch gewiss ebensowenig wie an den Uebergang von *Français* zu *Gaulois*, von *Allemand* zu *Germain*, von *cheval* zu *âne*, wenn er nicht mehr von einem Pferd, sondern von einem Esel spricht! Dies nur zur Illustration von Lots Sprachgebrauch.

vollständig vergessen haben sollte, dass die Bewohner Armorikas, seine ihm persönlich bekannten Zeitgenossen, auch *Bretons* hiessen. Da steht ihm der Verstand still. Nichts erlaube *d'en saisir la raison.* Lot ist blind. Bemerkt er denn nicht, dass Wace, wenn er *Breton* in Bedeutung I gebraucht, immer ein Verbum in der Vergangenheit damit verbindet, in diesen 2 Versen aber das Verbum in der Gegenwart gebraucht? Weiss er nicht, dass in *Bretun dient,* und *Bretun l'atendent . . . dient et entandent* die Bedeutung I notwendig ausgeschlossen ist, und, da die Bedeutungen III und IV von *Bretons* nirgends zu belegen sind, notwendig Bedeutung II als einzig möglich übrig bleibt? Wace kannte jedenfalls den Unterschied zwischen Gegenwart und Vergangenheit besser als Lot. Ist es übrigens überhaupt denkbar, dass Wace, wenn er im Brut sagt: *la roonde table Dunt Bretun dient mainte fable* andere *Bretons* meint als im Rou, wo er ganz gleich sagt: *Brecheliant Dont Breton vont sovent fablant.* Z. hat schon diese beiden Stellen konfrontiert und dazu bemerkt (*G. G. A. 1890 p. 795*): „Hier helfen keine Ausflüchte, *Breton* sind eben die Bretonen und die Uebereinstimmung dieser gelegentlich von demselben Schriftsteller gethanen Aeusserungen ist so gross, dass die Stelle im Brut neue Stütze erhält“ etc. Lot räumt dieses Argument wieder in schnöder Weise aus dem Weg dadurch, dass er es verschweigt. Auf das Avalon-Argument will ich hier nicht weiter eintreten, nur noch einmal wiederholen, dass Lots Behauptungen zum mindesten ebenso sehr *„sans fondement“* sind wie nach seiner Meinung diejenigen Z.'s, und dass er wieder die Argumente Z.'s entstellt oder verschweigt, hier wie in dem vorhergehenden Artikel. Was die *Table Ronde* betrifft, so citiert Z. (p. 796 A.) einen wälschen Text, der beweist oder es wenigstens sehr wahrscheinlich macht, dass die Tafelrunde unwälsch und aus der Bretagne importiert ist. Lot musste wohl diese Anmerkung auch gelesen haben; aber sie scheint ihn geniert zu haben, nnd er sagt nichts davon, weist jedoch gleichwohl Z.'s Ansicht als pure Hypothese zurück. Nun, wir brauchen eigentlich alle diese Argumente nicht; uns genügt, um die Bedeutung von *Breton* in den citierten Stellen zu erkennen, die Anwendung des Präsens und die Thatsache, dass in den zahllosen Fällen, wo *breton* belegt ist, es noch niemals als gleichbedeutend mit *galois* nachgewiesen worden ist. Lot mag nun auch dazu sagen wie p. 507 n.: *mais le sens de ce mot* (*breton*) *est précisément en question: c'est un cercle vicieux et non une démonstration.* Lot unterfängt sich hier, von logischen Dingen zu sprechen, während er doch genugsam zeigt, dass er von Logik keine blasse Ahnung hat. Ihm und den Anhängern der wälschen Theorie überhaupt antworten wir folgendes: Eure Sache ist es, einen positiven Beweis

für die Identität *breton* = *galois* zu liefern, nicht unsere, das Gegenteil zu beweisen. Wenn A den B des Diebstahls anklagt, so verlangt der Richter von A, dass er den Diebstahl des B nachweise, nicht von B, dass er seine Unschuld nachweise; alles, was B zu thun hat, besteht darin, die Argumente des A, wenn dieser solche vorbringt, zu widerlegen. Gerade so ist's auch hier. Die Gebräuchlichkeit des Wortes *breton* in den Bedeutungen I und II anerkennt auch Ihr. Wenn Ihr behaupten wollt, dass es auch in Bedeutung IV populär sei, so beweist's! Auf euch liegt das *onus probandi.* Nun darf man nicht etwa sagen, dass zu einem solchen Beweise das Vorkommen des Wortes *breton* zu selten ist; denn Belege dafür giebt es, so viel man nur will; nicht etwa, dass von unbekannten Texten noch etwas zu erwarten wäre oder dass die bekannten Texte noch nicht genug durchsucht wären; wenn *breton* in der Bedeutung *galois* vorkäme, so wären die Bedingungen zur Entdeckung solcher Fälle ausserordentlich günstig. Ihr habt, wohl trotz eifrigen Nachsuchens, nichts gefunden; folglich haben wir durchaus das Recht, wo immer wir *breton* finden, es in Bedeutung II aufzufassen, sofern Bedeutung I zeitlich ausgeschlossen ist, ebensogut wie B als unschuldig gelten muss, wenn A keine triftigen Gründe für seine Schuld vorgebracht hat.

Hiermit schliesse ich die Kritik von Lots Arbeit. Ich glaube, dass auch das härteste Urteil über diese Arbeit nicht zu hart sein kann. Die grenzenlose Anmassung, die sich darin breit macht, kontrastiert seltsam mit der totalen Unfähigkeit, logisch zu denken und der absoluten Unkenntnis der elementarsten Regeln der wissenschaftlichen Kritik. Aber schlimmer als dies ist, was man in einer wissenschaftlichen Arbeit nicht finden sollte, die Sophistik. Dass Lot sich dieser Waffe bedient, habe ich im Laufe meiner Arbeit häufig genug zu zeigen Gelegenheit gehabt (er thut's übrigens auch in den hier nicht kritisierten Artikeln); was er für Z.'s schwächste Argumente ansieht, die zerzaust er wütend; aber Z.'s stärkste Argumente (und diese treffen gewöhnlich die Hauptsachen) pflegt er ganz zu verschweigen. Es ist ja wahr: der Advokat braucht nicht für seinen Opponenten zu plädieren; aber ein wissenschaftlicher Kritiker soll kein Advokat sein. Ich habe wohl hie und da etwas scharfe Ausdrücke gegen Lot gebraucht; aber es ist kaum möglich, dass ich hierin Lot selbst überboten habe. Lot scheint es als seine Pflicht betrachtet zu haben, immer das Kind gleich beim rechten Namen zu nennen; ich that desgleichen. Wie man in den Wald schreit, so schallts heraus.

Es handelte sich im ersten Teil dieser Arbeit darum, zu untersuchen, welche Bedeutungen die Worte *Bretagne Breton* a priori

haben können, ferner darzuthun dass a priori die Bedeutung „Wales wälsch“ als selten erklärt werden muss; endlich dass, ebenfalls *a priori,* Confusion der verschiedenen Bedeutungen fast ganz ausgeschlossen ist, jedenfalls leicht vermieden werden kann. Im zweiten, längern Teil stellte ich mir zur Aufgabe, nachzuweisen, dass das *a priori* Gefundene durch die Thatsachen immer bestätigt, nirgends widerlegt wird. Dabei blieb es mir erspart, für die Bedeutungen I, II, III Belege zu geben, da in Bezug auf diese unter den Kritikern Einigkeit herrscht. Da meine These verneint, dass Bedeutung IV populär war und darum auch ohne nähere Bestimmung angewandt werden konnte, so war es natürlich nicht meine Aufgabe, Beispiele für diese Bedeutung aufzutreiben. Meine Pflicht bestand nur darin, zu zeigen, dass die Beispiele der Bedeutung IV, welche von den Gegnern gesammelt worden sind, entweder keine richtigen Beispiele sind oder doch nicht genügen, um die Popularität dieser Bedeutung darzuthun. Dabei deckte ich zunächst Fehler in der Methode meiner Gegner auf: Ich wies darauf hin, dass es nutzlos ist, Beispiele aus gelehrten (lateinischen) Autoren zu sammeln, um die Popularität der Bedeutung IV zu begründen; ich wies den Irrtum nach, der darin besteht, Beispiele für die Bedeutung I und III vorzuführen, um damit das Vorkommen der Bedeutung IV zu beweisen; ich machte endlich auf das zweifelhafte Verfahren derjenigen aufmerksam, welche die Beispiele den Lais entnehmen, die gerade selbst der Aufklärung durch die Lösung der Frage nach der Bedeutung von *Bretagne*, *Breton* bedürfen. Ich besprach alle von den Gegnern citierten Beispiele einzeln, um jeweils zu zeigen, dass durch sie die armorikanische Theorie nicht gefährdet wird; es war dabei nicht etwa notwendig für mich, darzuthun, dass die Beispiele auf keinen Fall Bedeutung IV haben können; man darf von mir nicht mehr verlangen als dass ich feststelle, dass auch eine andere Bedeutung als IV möglich ist; allerdings ist es mir in der Regel auch gelungen, die Bedeutung IV als unmöglich oder ganz unwahrscheinlich nachzuweisen. Das Resultat des zweiten Teils meiner Arbeit war, dass *Bretagne* in Bedeutung IV überhaupt nie, *Breton* in Bedeutung IV nur bei wenigen lateinisch schreibenden Autoren wälscher Nationalität belegt worden ist. Gestützt auf die Resultate des ersten und zweiten Teils dieser Arbeit schliesse ich, dass meine Behauptung, Bedeutung IV sei zum mindesten nicht populär gewesen, bewiesen ist. Ich gestehe, dass ein Nebenzweck dieser Arbeit auch war, die Inkompetenz Lots für alle Untersuchungen, welche logisches Raisonnement verlangen, darzuthun und damit die Leser seiner übrigen Artikel einstweilen zu warnen, nicht alles für baare Münze anzunehmen, seine Citate genau zu kontrolieren, und seine Kritik selbst einer sorgfältigen Kritik zu unter-

ziehen. Dies erklärt, dass ich etwa Lot in Details gefolgt bin, welche für mein Thema selbst nur von sekundärer Bedeutung waren.

Erst nachdem das Obige bereits abgeschlossen war, habe ich die beiden folgenden, zum teil denselben Gegenstand behandelnden Arbeiten gelesen: Ahlström: *Studier i den Fornfranska Lais-Litteraturen*, Upsala 1892 und Bédier: *Les Lais de Marie de France in Revue des deux Mondes 15. Oct. 1891.* Die erstere enthält im zweiten Kapitel (8—18) eine Untersuchung über *„Betydelsen af Breton och Bretagne"*. Ahlström kommt zu demselben Schlusse wie Zimmer und ich, wenn auch auf Grund von Argumenten, die ich nicht immer zu den meinen machen könnte. Anders die Arbeit Bédiers. Lot hat dieselbe einmal citiert (vgl. oben p. 145), doch glaubte ich zuerst, dass es sich nur um eine gelegentliche Bemerkung Bédiers handelte, da Lot selbst sonst nie auf Bédiers Artikel Bezug genommen hat, und da man in der *Revue des deux Mondes* gewöhnlich keine Abhandlungen über altfranzösische Litteratur zu finden hoffen darf. Die nachherige Lektüre von Bédiers Arbeit hat mir nicht den geringsten Anlass gegeben, meine Stellungnahme zu der Frage zu modifizieren. Soweit die Ansichten Bédiers von den meinen abweichen, sind seine Argumente bereits sämtlich im vorigen widerlegt. Hier folgen nur noch einige spezielle Bemerkungen.

Bédier geht offenbar nicht so weit wie G. Paris in seinen spätern Arbeiten oder wie Lot: *Il est en effet certain que la majorité de ses contes ne peuvent venir que de notre Bretagne. Le fait est indéniable: Marie tient la plupart de ses contes de jongleurs armoricains* (p. 848). Doch hält er es für ebenso wahrscheinlich, (d. h. doch wohl sicher, *certain*, *indéniable*?), dass vier von ihren Lais (*Chevrefoil*, *Eliduc*, *Yonec*, *Milun*) wälschen Ursprungs seien, deshalb, weil in ihnen die Handlung in Cornwall, England, Wales spiele. In einer Anmerkung (p. 848) aber sagt er: *On pourrait dire que ces raisons géographiques ne prouvent pas grand' chose, Marie vivant etc.* (Hieran schliesst sich die von Lot citierte Stelle, vgl. oben p. 145). Bédier entscheidet aber nicht, ob diese geographischen Gründe wirklich wenig wert sind, ob er sich auch zu den *„on"* zählt. Der Eindruck ist, dass er dies thut; doch hat er vorher, nur auf geographische Gründe sich stützend, die bretonische Abkunft von 7 Lais, die wälsche von 4 Lais als *„fait indéniable"* hingestellt. Schliesst er sich den *„on"* an, so besteht ein Widerspruch. Schliesst er sich von den *„on"* aus, warum widerlegt er denn nicht ihre These, dass geographische Argumente nichts beweisen? Wir bezweifeln daher das folgende Résumé: *Cette vérité*

paraît donc acquise que la matière des lais venait aussi bien du pays de Galles que de l'Armorique (p. 849). Bédier ist jedenfalls schnell bereit, eine persönliche Ansicht als Faktum aufzustellen.

p. 849 sagt er weiter, im Mittelalter habe man sehr gut zwischen *contes bretons* und *contes gallois* unterschieden; er citiert Gottfrids *britûnsche und gâloise* und den lais-vortragenden *harpeur* des Königs Marc, *derselbe was ein Gâlois.* Doch wenn man im Mittelalter sehr gut zwischen bretonischen und wälschen Lais unterschied, dadurch dass man jene *breton* diese *galois* nannte, dann sind doch alle Lais, welche als *breton* bezeichnet werden, armorikanisch; d. h. es sind alle Lais, über deren Ursprung wir überhaupt etwas sagen können, armorikanisch; auch Bédiers 4 „wälsche" Lais sind in Sammlungen von *lais de Bretagne* überliefert; die beiden Stellen in Gottfried sind anders zu erklären, wie ich oben (p. 111 f. und A. 44) gezeigt habe; *lais galois* sind gar nicht authentisch bezeugt. Wir bezweifeln daher auch wieder die Richtigkeit des Schlusssatzes: *Marie de France a donc recueilli indistinctement ses lais sur des lèvres galloises et sur des lèvres bretonnes: et, seul, l'esprit de système le peut nier* (p. 849).

Bédier bringt keine neuen Argumente; er verschmilzt nur eklektisch diejenigen von G. Paris und Zimmer. Neue Forschungen scheint er für seine Arbeit nicht gemacht zu haben. Natürlich verlangt man dies nicht für einen Artikel in der *Revue des deux Mondes,* der doch wohl nur die Vulgarisierung der Ergebnisse der wissenschaftlichen Kritik zum Endzweck hatte.[106]) Aber ein bischen mehr Vorsicht im logischen Schliessen wäre zu empfehlen.

Nach *Romania XXVI p. 477* machte Loth in der *Revue Celtique* zwei Vorschläge zur Erklärung von Ermenie, Parmenie. Der eine derselben, die Ableitung von *Eubonia,* gefällt mir besser als der von mir (oben A. 76) gemachte, wenn nicht etwa sachliche Gründe gegen die Insel *Man* als Heimat Tristans sprechen.

E. Brugger.

---

[106]) Sehr verdienstvoll, wenn auch nicht neu in den Ideen, sind die beiden letzten Kapitel des Artikels, welche sich mehr mit ästhetischer Kritik befassen.

Zum geistlichen Kunstliede in der altprovenzalischen Litteratur bis zur Gründung des Consistori del Gai saber.

Fauriel widmet einen langen Abschnitt[1]) seiner *Histoire de la poésie provençale* dem Versuche, eine so erstaunlich vereinzelte Erscheinung wie die plötzlich erblühte provenzalische Dichtung auf einen Rest antiker Lebensfreude, antiker Gleichgültigkeit gegen metaphysische Ethik zurückzuführen. Thatsache ist — und das hat Diez[2]) und nach ihm Milá y Fontanals[3]) gesehen — dass die Religion an der Blüte dieser Litteratur keinen unmittelbaren Anteil hat. Unter der dichterischen Hinterlassenschaft der guten Zeit, bis um 1230, findet sich nur eine verschwindende Zahl von Liedern, die andächtigen Gefühlen entspringen, vom Kreuzlied abgesehen.[4]) Diez weist *(a. a. O.)* darauf hin, dass kein Bedürfnis nach ihnen vorhanden war: man liess sich an den lateinischen Kirchenliedern genügen. Die Alten handelten also nach dem Worte eines späten Dichters:

---

[1]) S. 55—181 des 1. Bandes.

[2]) *Poesie der Troubadours* [1]169, [2]149.

[3]) *Los Trobadores en España* 33.

[4]) Man könnte das Fehlen solcher Gedichte in den Handschriften auf die persönliche Abneigung der späteren Sammler zurückführen wollen. Dagegen spricht einmal das Schweigen der älteren Poetiken bis zu den *Leys d'amors* herunter. Dann wird nur von einem, dazu nachklassischen und italienischen Trobador, Lanfranc Cigala, besonders bemerkt: . . *trobava volentiers de deu*, und die Regel bestätigt sich hier wie immer an der Ausnahme. Auch zeugen Sammlungen wie C und R, die mehrfach geistliche Lieder von Dichtern aufbewahren, von denen nichts weiter zur Verfügung stand, durchaus von dem Interesse der Kompilatoren für sie. Aber die Quellen, alt und gut, wie viele der Unika beweisen, boten ihnen nicht mehr. Aus nordfranzösischen Handschriften weist Gauchat (*Rom.* 22, 363—404) 113 provenzalische Gedichte nach, deren jüngste diejenigen Cadenets (1208—1239) sind: Kein geistliches ist darunter. Am meisten aber beweist mir Dantes Zeugnis. Er kennt wohl einen Sänger der Liebe, des Kampfes, der Rechtschaffenheit, aber keinen Sänger Gottes oder des Glaubens (vgl. *Vulg. eloq.* II, 2.). Vielleicht erlaubt auch das gänzliche Fehlen religiöser Lieder im *Cancioneiro general* (s. Gröbers *Grundriss* II, 2, 193) den Schluss, dass die provenzalischen Muster das fromme Empfinden in keiner Weise angeregt haben. Selbst des späteren Alfons' X *Loores* sind nur in der Technik, nicht in ihren Quellen, provenzalisch (s. Groebers *Grundriss a. a. O.* S. 185.).

. . . *que dirai de vostr' alta persona,*
Quar veg tot jorn, que la Gleyza vos canta? *Joyas*, p. 51.

Und wirklich hält es Peire von Corbiac für nötig, sein Unternehmen, die heilige Jungfrau in der *lenga romana* zu besingen, zu begründen. Doch das Bedürfnis war auch später nicht vorhanden, trotzdem mehrten sich die geistlichen Lieder. Darum muss aus den Dichtungen der alten Zeit der Nachweis geführt werden, dass innerhalb ihres Gedanken- und Gefühlskreises für jene kein Platz war. Das scheint möglich zu sein.

Dass die Dichter auf ihrer Jagd nach überschwänglichen Bildern und Vergleichen vor Religion und Kirche Halt machen sollten, lässt sich von vorne herein nicht erwarten. So finden wir in der That häufig gebetartige Wendungen, dem Kirchenliede vertraute Metaphern im Dienste der Liebe verwendet. Gavauda beginnt sein Klagelied auf die Geliebte (*Bartsch' Grundriss* 174, 3): *Crezens, fis, verays et entiers Fui vas mi dons* . . Lanfranc nennt die seine (*Grundriss* 282, 7.): . . *de tot fait benestan Cims e raditz, flors e frutz e semensa;* — alles Epitheta Christi und Mariä, aus der Hymnendichtung hinlänglich bekannt. Das mag noch hingehen; und wenn Wilhelm IX. Gott und Sanct Julian für eine recht unheilige Gabe preist (*Grundriss* 183, 2.), so mag er sich des Unehrerbietigen der Wendung ebenso wenig recht bewusst geworden sein, wie Zorzi, der den heiligen Geist zum Zeugen der Härte seiner Dame anruft (*Grundriss* 74, 15.), oder Daude von Pradas, der die seine „bei dem Gotte, der am Kreuze hing", beschwört (*Grundriss* 124, 3.). Anstössiger ist es schon, wenn Peire Vidal ihr zuruft: *Domna, deus, qu'es lejals e vers, Vos a dat pretz, honor e be Pro mais, que no retenc ab se* (*Grundriss* 364, 20). Dieser verliebte Held geht in der Verhimmelung der Angebeteten am weitesten. Einmal vergleicht er ihre Worte an Honigsüsse mit denen des heiligen Gabriel, ihre körperlichen Reize mit denen der Töchter Israels, nennt sie Taube ohne Galle, in beidem durch das hohe Lied inspiriert; er dient ihr treuer, als Abel seinem Gotte, liebt sie mehr als Jakob die Rahel. Oft geht dem Dichter seine Schöne über die ewige Seligkeit[5]), er glaubt in ihrem Gottes Antlitz zu schauen[6]). Der Himmel wird gebeten, die Dame zum Erbarmen zu stimmen[7]). Arnaut Daniel behauptet, er höre täglich die Messe, spende Wachslichter und Öl, damit Gott ihm gegen die helfe, die ihn ohne Kampf überwinde (*Grundriss* 29, 10.). Bedenklich wird es aber, wenn Aimeric von Belenui sagt: . . *Tan mi ten de joi nut Cilh que'm*

---

[5]) z. B. Guillem v. Berguedan 17.
[6]) Peire Vidal 39 (Bartsch' Ausg.).
[7]) Raimon Jordan 2.

don deus vezer nuda —, (*Grundriss* 9, 5.) oder Raimbaut von Aurenga bittet: *Dieu prec, tan de mort m'escrima, Domna, e m'aja suffert, Tro qu'ie'us embraz ses chamiza* (*Grundriss* 389, 40.). Dem Raimon Jordan liegt weniger am Paradiese als an einer Nacht bei der Geliebten (*Grundriss* 404, 4). Die unglaublichste Gleichgiltigkeit gegen das dritte Gebot zeigt aber wieder der älteste, Graf Wilhelm: *Enquer me lais dieus viure tan, Qu'aia mas mas soz so mantel.* (*Grundriss* 183, 1.). Burlesk geradezu wirkt Guillem von Berguedan: Er wünscht sich eine Nacht bei seiner Schönen, die von Ostern bis zum Feste der Märtyrer dauerte, indessen der Gatte fest schliefe, und bittet: *Si anc s'averet oratz, Dieus, aquest me sia datz* (*Grundriss* 210, 14.). Frivoler noch erscheinen die Gebete, die Guiraut von Borneil und Bertran von Alamanon ihren Tageliedern vorausschicken. Dazu stellt sich die Tenzone zwischen Aimeric von Peguilhan und Elias (von Uisel? *Grundriss* 10,37.), in deren Verlauf dieser den Meineid in Liebessachen für erlaubt erklärt, da man ihn ja durch eine Wallfahrt sühnen könne. Die Fragestellung drängte einen von beiden zu dieser Entscheidung; deshalb kann man sie füglich als Zeichen einer bedenklich leichtfertigen Auffassung von Religion ansehen.

Man darf nun freilich solche Stellen, die sich leicht vermehren liessen, nicht mit dem Massstabe modernen Empfindens messen; Peire Cardinals Estribot (*Grundriss* 335, 64.) lehrt uns in seiner handfesten Brutalität zur Genüge, mit was für Dingen man selbst in löblicher Absicht den Namen Gottes zusammen nannte. So viel aber dürfte klar sein: Wo der Verkehr mit der Gottheit so naiv sinnlich war, dass man sie mit den unwahren Schwüren und fleischlichen Wünschen einer wenig tiefen und in ihrem Grunde unsittlichen Liebe in Verbindung brachte, da war nicht der rechte Nährboden für einen aus dem Herzen quellenden Lobgesang des Ewigen. Es soll damit nicht behauptet werden, dass die provenzalischen Dichter schlechte Katholiken gewesen wären; aber sie liessen es wie der grösste Teil der abendländischen Christenheit an der blossen Werkgerechtigkeit genügen, die nach vulgärer Anschauung zum Seelenheil ausreichte. Die Kirche hatte die Formeln ausgebildet, nach denen jeder durch Vermittelung ihrer Priester mit dem Himmel zu verkehren hatte, und noch drängte keine innere Offenbarung, kein Zug des Herzens den schlicht Gläubigen dazu, seinem Gotte mehr zu sagen, als was in seinem Brevier ihm vorgesprochen wurde. Als man erst an der Unfehlbarkeit dieser Vermittelung zu zweifeln anfing, und die Herzen wieder selbst den Weg zum Ewigen suchten, da ertönte auch in Südfrankreich das geistliche Lied lauter. Aber Vorgänge anderer Art hatten die Lebenskraft der einheimischen Kunst vernichtet: sie konnte auf dem neuen Gebiete keine neuen Bahnen

finden, musste sich von der franziskanischen Dichtung Italiens weit überholen lassen und verzünftelte und versumpfte unter den Händen der Toulousaner.

Eine starke Quelle frommer Begeisterung floss dem 12. und dem 13. Jahrhundert aus den Kreuzzügen. Die Wecklieder, die sie in grosser Zahl hervorgerufen haben, könnten zu den geistlichen Mahnliedern gestellt werden. Aber neben den eintönig wiederholten geistlichen Motiven nimmt das Ritterlich-Romantische, nehmen Politik und Persönliches einen so grossen Spielraum ein, dass die Kreuzzugslieder sich eher zu den polemischen Sirventesen gesellen.[8]) Schon bei Dichtern von dem Alter Guillem Ademars ist die religiöse Begeisterung so verblasst, dass er Alfons VIII von Kastilien deshalb zum Zuge ermuntert, weil er neben einem verdienstlichen Werke ihm damit noch den Gefallen erweise, den eifersüchtigen Gatten seiner Schönen ihm vom Halse zu schaffen (*Grundriss* 202, 9.) Dasselbe zeigt sich bei Rambaut von Vaqueiras und Blacatz, die zwischen Liebe und Kreuzug schwanken.[9]) Zu dieser Gattung gehören ja auch Lieder, die über die Misserfolge dieser Unternehmungen klagen, wie dasjenige Austorcs von Segret (*Grundriss* 41, 1.) oder des Templers (*Grundriss* 439, 1.), solche die sich mit ihren bösen wirtschaftlichen Folgen befassen, wie das Guillems von Mur (*Grundriss* 226, 2.), oder rein moralische Sirventese, wie das Bernart Alahans (*Grundriss* 53, 1.) oder Guiraut Riquiers (*Grundriss* 248, 87.), die den Verfall der Kreuzzugsidee dem allgemeinen Sittenverfall zur Last legen.

Aus diesen Gründen glaube ich die Kreuzzugslieder aus den folgenden Untersuchungen ausschliessen zu sollen, soweit sie nicht zur Charakteristik der zu besprechenden Dichter beitragen.[10])

Moralische Rügelieder dann den geistlichen zuzurechnen, wenn sie Lohn und Strafe im Jenseits ins Feld führen, wie Guiraut von Borneil selten, Marcabru und Peire Cardinal mit Vorliebe thun, halte ich für unangemessen, weil ihnen das oberste Kriterium eines geistlichen Liedes: die religiöse Ergriffenheit, abgeht. In einzelnen Fällen kann die Zuteilung zweifelhaft bleiben, wie in den unten zu besprechenden Liedern Gavaudas (*Grundriss* 174, 9.)[11]) und Guiraut Riquiers (*Grundriss* 248, 86.),[12]) im ganzen bewährt sich das angegebene Merkmal.

---

[8]) So hält es Gaston Paris mit den gleichartigen altfranzösischen Liedern; s. *La litt. franç. au m.-â.* § 163.

[9]) *Grundriss* 392, 3. bezw. 156, 4.

[10]) S. über den Gegenstand Fauriel II, 110 ff. und Schindler, die Kreuzzüge in der altprovenzalischen und mittelhochdeutschen Lyrik, Dresden 1889. Erschöpfend behandelt ist er noch nicht.

[11]) S. unten.

[12]) S. unten.

Es erübrigt noch, das geistliche Kunstlied gegen die anderen Erzeugnisse der frommen Stimmung, insbesondere gegen das, was man geistliches Volkslied genannt hat, abzugrenzen. Bezüglich des Inhalts zunächt bestimmt Ferdinand Wolf[13]) den Unterschied dahin: der kunstmässige geistliche Gesang sei vorwiegend lyrisch, das Volkslied vorwiegend episch. Das trifft auch für die provenzalische Litteratur zu, ja, für die durchaus epische Natur des volksmässigen Gesanges haben wir ein ausgezeichnetes Beispiel in dem Weihnachtslied des 11. Jahrhunderts *Mei amic e mei fiël,*[14]) dessen Strophen mit dem gregorianischen Hymnus *In hoc anni circulo* abwechseln. Während der Hymnus, die zu verherrlichenden Geschehnisse der Heilsgeschichte als bekannt voraussetzend, sich betrachtend in Metaphern und Lobpreisungeu ergeht, enthält der provenzalische Text im wesentlichen einen Bericht von der Verkündigung. Ein vom Herausgeber[15]) *Prière à la Vierge* überschriebenes Lied ist nur in den zwei ersten Strophen und in den zwei letzten Versen ein Gebet; der ganze Rest beschäftigt sich mit dem Sündenfall, berichtend und dogmatisierend. Diese Haltung entspricht ganz der Bestimmung der Lieder: das lateinlose Volk mit den Vorgängen der Heilsgeschichte bekannt zu machen. Ganz anders ist der Zweck des Kunstliedes: Hier tritt das Herz, sei es voll Weltentsagung und Reue, sei es jubelnd und lobpreisend unmittelbar dem Göttlichen gegenüber. Den formellen Unterschied bestimmt Wolf[16]) dahin, dass das Kunstlied sich in den Formen der Kunstlyrik, das Volkslied sich in denen der lateinischen Prosen und Hymnen bewege. Provenzalische Lieder geistlichen Inhalts in Prosenform[17]) sind nicht erhalten.[18]) Die beiden eben genannten Lieder bedienen sich gebräuchlicher Hymnenformen. Die übrige geistliche Litteratur: gereimte Gebete, Glaubensbekenntnisse, Beichtformeln, Psalmenübersetzungen, Paraphrasen von liturgischen Gebeten haben durchweg gleich schlichte Metra.[19]) Auch stilistische Unterschiede

---

[13]) Ueber die Lais, Leiche und Sequenzen. S. 117.

[14]) Paul Meyer, *Anciennes poésies religieuses en langue d'oc*, p. 15—17.

[15]) Paul Meyer, *a. a. O.* p. 18—19.

[16]) *a. a. O.* S. 117.

[17]) wie sie Wolf S. 108 ff. und 130 ff. bestimmt.

[18]) Oder darf man das alte Glaubensbekenntnis *Anc. poés. rel.* p. 6 ff. als eine Prosa auffassen, da auch nach Stengels Redaktion (*Zs. f. rom. Phil.* X, 153 ff.) noch 5 Abschnitte durch die metrische Form von einander geschieden werden? Das Gedicht wäre alsdann eine interessante Zwischenstufe zwischen der lateinischen Prosa und dem provenzalischen Descort. Ueber den *lay de la Passion*, den Raimon Feraut nach seiner Angabe verfasst hat, s. *Romania* VI, 355.

[19]) Das Reimpaar herrscht vor, meist aus Acht-Silbnern, Zehnsilbnern, vereinzelt nur Alexandrinern; selten, wie in den Psalmenübersetzungen stellenweise, finden sich einreimige Vierzeilen.

haben statt.[20]) Wir werden sehen, dass das Kunstlied auch hier eine Annäherung an die weltliche Lyrik erstrebt, in verschiedenen Perioden in anderer Stärke und in anderer Weise.[21])

1. Historisch-biographische Uebersicht.

Der Versuch einer historisch-biographischen Darstellung der religiösen Lyrik rechtfertigt sich zunächst durch ihre Stellung in der Produktion jedes einzelnen Dichters. Ein doppelter Nutzen erwächst daraus. Einmal wird sich manche Dichtergestalt voller abrunden, sodann werden sich mehrfache Fingerzeige über Stellung und Bedeutung des frommen Gesanges innerhalb der provenzalischen Dichtkunst überhaupt darbieten. In Verbindung hiermit sind die ausserlitterarischen Momente aufzuzeigen, die das geistliche Lied in irgend welcher Richtung beeinflussen konnten. Wenn dieses endlich zu verschiedenen Zeiten ein verschiedenes Gesicht zeigt, so ist klar, dass der Besprechung seiner Formen und Stoffe eine solche seiner Geschichte mit Fug vorangeht.

Diez sagt von der geistlichen Dichtung: Sie blieb . . auf die enge Zelle und gewöhnlich auf einen späteren Lebensabschnitt des Dichters beschränkt.[22]) Diese Ansicht bestätigt sich zunächst an vier Dichtern der guten Zeit, die im Kloster geendet haben.[23]) Ja, noch ein fünfter, und zwar der Senior aller, Graf Wilhelm von Poitiers, kann die Regel bekräftigen. Diez (*L. u. W.*[2] 13—14) setzt sein Busslied (*Grundriss* 183, 10) vor eine Pilgerfahrt. Wenn man die Worte (V. 31—32): *Ar no puosc plus soffirir lo fais, Tan sui apropchaz de la fi* — so betont, wie es V. 37 ff. nahelegt, so ist

---

[20]) Vgl. dazu die nicht durchweg richtige Gegenüberstellung Villemarqué's, angeführt von Wolf, *a. a. O.* S. 311.

[21]) Die Marienklagen, deren wir sechs besitzen (*Romania* 14, 530; Appels *Chrest.* No. 103; *Recueil d'anc. textes* 131 ss.; *Rev. d. langues rom.* 32, 578 ff. und 34, 125—7; D.-Arbaud, *Chants pop. de la Provence* II, 226 ff.) gehören zu den Erzeugnissen, die am meisten lyrische Stimmung atmen; eine derselben (*Rev. d. langues rom.* 32, 578 ff.) bedient sich sogar einer ziemlich kunstvollen, in der späten Lyrik sehr beliebten Strophenform. Da aber regelmässig, dem lateinischen Muster getreu, der Monolog Mariä unterbrochen wird, durch Erzählung und durch Trostworte Christi, so hat die epische Dichtung mehr Anspruch auf sie. Auch sind sie kaum anders denn als gereimte Übersetzungen zu betrachten, etwa gleich den Psalmen; s. Wechssler, *die romanischen Marienklagen*, Halle 1893, mit etwas anderer Auffassung.

[22]) *a. a. O.*[1] 169.

[23]) Von 14 Dichtern wird uns das berichtet; von einigen andern ist es mit Sicherheit zu schliessen. Zur richtigen Beurteilung des Verhältnisses muss man von den im *Grundriss* von Bartsch, 60 ff. genannten 104 Namen die 10 Frauen und die Geistlichen von Beruf abziehen, ferner alle die Berichte, die nur *razós* sind, so wird sich ergeben, dass etwa ein Drittel der Dichter, von denen wir etwas wie eine Biographie besitzen, im Kloster ihr Leben beschlossen haben.

es kurz vor dem Lebensende und beim Eintritt in ein Kloster gedichtet. Kaum ein anderer Dichter zeigt in seiner Blütezeit weniger Neigung und Befähigung zur religiösen Inspiration wie dieser weltfreudige Sinnenmensch. Nicht zwar seinem Inhalte nach, wohl aber nach dem Anlass können wir mit diesem Gedicht die geistliche Kunstdichtung beginnen lassen, die so in höchst charakteristischer Weise von einem Bussliede eröffnet wird.

Peire von Auvergne ist von den andern der älteste. Möglicher Weise ist aber das erste geistliche Gedicht von Folquet von Marseille verfasst, da dieser 1214, bis zu welchem Jahre Peire nachzuweisen ist,[24]) das Dichten in der Muttersprache längst verlernt hatte. Peires Weltentsagungslied (*Grundriss* 323, 18) bietet keinen chronologischen Anhalt; denn Herren von Beaucaire[25]) sind die Grafen von Toulouse eigentlich ununterbrochen bis 1229 geblieben. Wenn er nun auch in diesem Liede der Liebe, d. h. dem weltlichen Treiben, feierlich entsagt, so ist es bei dem lehrhaften Zuge dieses Dichters wohl denkbar, dass seine beiden geistlichen Mahnrufe (*Grundriss* 323, 13 und 14) noch während seines Weltlebens verfasst sind. Vier weitere Lieder jedoch gehören seinem Aufenthalte im Kloster an: Zwei von ihnen setzen der irdischen Liebe und Freude die himmlische gegenüber[26]) (*Grundriss* 323, 19 und 20), und sind um deswillen später entstanden als Lied 18, wo von einer frommen Umwertung der ritterlich-romantischen Liebesbegriffe noch nicht die Rede ist. Sie stehen am Anfang der Entwicklungsreihe die um die Mitte des 13. Jahrhunderts zum geistlichen Minneliede führen wird. Die beiden anderen Gesänge (*Grundriss* 16 und 21) setzen eine Vertrautheit mit gewissen Arten von Hymnen voraus, wie der Dichter sie kaum anderswo als im Kloster erwerben konnte.[27]) Von Lied 16 bemerkt auch Diez (*L. u. W.*² 66), dass es an klösterliche Zurückgezogenheit erinnere.

Die beiden unter Folquets von Marseille Namen überlieferten geistlichen Stücke: ein Bussgebet in gepaarten Achtsilbnern und ein Morgengebet in Albenform[28]), will Pratsch[29]) dem als Minnedichter bekannten gleichnamigen Trobador absprechen. Indem er auf die Verworfenheit der im ersten Gedichte (besonders V. 14 ff.) bekannten Sünden hinweist, glaubt Pratsch, dem reichen Kaufmannssohne nicht derartige „Hab- oder besser Raubgier" zuschreiben zu dürfen. Abgesehen davon, dass man die Worte eines Sündenbekenntnisses nicht

[24]) L. u. W.² 62.
[25]) Vgl. Str. 8g.
[26]) S. unten.
[27]) S. unten.
[28]) *Grundriss* 155, 19. bezw. 155, 27.
[29]) *Biographie des Troubadours Folquet von Marseille*, Diss. Halle 1878.
[30]) *Grundriss* 305, 16, zitiert *L. u. W.*² S. 194.

so streng wägen darf, ist doch Folquet von Marseille nicht, wie es nach Pratsch scheinen könnte, nur der Sohn seines Vaters gewesen, sondern hat auch selbst Handel getrieben. Die Worte des Mönchs von Montaudon[30]) und diejenigen des Bussgedichtes bestätigen sich hierin gegenseitig. Grosser Reichtum vollends feit auch heute nicht gegen den Wunsch, ihn zu vermehren. Seine mit dieser zusammenhängende Vermutung, dass der Minnedichter und der fanatische Bischof Folquet nicht identisch seien, entnimmt Pratsch daraus, dass sich bei jenem nichts von dem ausschweifenden und lasterhaft sinnlichen Charakter zeige, den man bei diesem voraussetzen müsse. Einmal aber gaben die Trobadore in der Mehrzahl an ihre Liebeslieder zu wenig von ihrem Innern, um einen unfehlbaren Schluss auf ihre Gemütsanlagen zu gestatten. Dann aber ist Pratsch eine Stelle aus einer Predigt Roberts von Sorbon[31]) entgangen, die beider Identität bestätigt und auch eine gewisse Leidenschaftlichkeit der Reue über den weltlichen Gesang erkennen lässt. Ich sehe nichts, was gegen das Zeugnis des 1201 geborenen Robert einzuwenden wäre. Er hat den Bericht von Folquets Selbstzüchtigung sicher von Augenzeugen. Dagegen beweist es gar nichts, wenn Dante[32]) von Folquets geistlicher Dichtung nichts weiss. Am Ende seiner Dichterlaufbahn, vielleicht beide im Kloster entstanden, waren sie offenbar weniger verbreitet und beliebt, weshalb sie nur in Handschriften aus der Provence erhalten sind.[33]) Die Alba möchte Pratsch Folquet von Romans zusprechen,[34]) doch hat Zenker[35]) dargethan, dass wir nicht berechtigt sind, sie dem Marseiller zu entziehen.

In demselben Orden wie Folquet, dem der Cisterzienser, fand Perdigo die letzte Zuflucht. Im Kloster zu Silvabella, also nach 1218,[36]) wird er auch sein Marienlied[37]) verfasst haben.

Etwa ein Jahrzehnt darauf, um 1230,[38]) fordert Cadenet seinen

[31]) s. Hauréau, *Mém. de l'Ac. des inscr.* XXXI, II, 142, (zitiert von P. Meyer, *Romania* XIX, 4). Andere Zeugnisse gegen Pratsch' These bringt Zingarelli bei, *La personalità storica di Folchetto di Marsiglia nella „Commedia" di Dante*, Napoli 1897 (*Atti dell' Accad. di archeol. e belle arti di Napoli*, vol. XIX.); derselbe zeigt auch, S. 3, dass Pratsch bei völliger Kenntnis der Publikationen über seinen Gegenstand nicht hätte auf seine schiefe Vermutung kommen können.

[32]) *Par.* IX, 67 ff.

[33]) In C bezw. C [,C reg.], R u. f.

[34]) Auf Grund von C reg. u. R.

[35]) *Leben u. Werke des Trob. F. von Romans*, Halle 1896, S. 6.

[36]) *L. u. W.*² 441.

[37]) *Grundriss* 370, 15.

[38]) Blacatz starb 1236 oder 1237 (L. u. W.² 324.), wohl recht hoch betagt, wie O. Schultz *Z. f. r. Ph.* IX, 131 mit grosser Wahrscheinlichkeit nachgewiesen hat. Mehrere Jahre vorher könnte also Cadenet jene Mahnworte an ihn gerichtet haben (*Grundriss* 106, 24; vgl. *L. u. W*²439). Cadenets sonstige Lieder erlauben nicht, den Beginn seiner frommen Periode zu bestimmen.

Freund (*compaire*) Blacatz auf, seinem weltlichen Leben ein Ende zu machen, seiner ewigen Angelegenheiten zu gedenken, und er selbst macht in einem schlichten und innigen Bussliede[39]) seine Rechnung mit dem Himmel. Der kräftige Fusstritt, den er der bösen Welt im Geleite des Gedichtes versetzt, macht es sehr wahrscheinlich, dass dieses nach seinem Eintritt in den Hospitaliter-Orden entstanden ist, dem er 1239 noch angehörte.[40])

Was bewog jene Vier dazu, der Welt Lebewohl zu sagen? Peire von Auvergne offenbart uns auch hier seine nüchterne, seichte Art: Er gesteht, gern hätte er sich noch in der Welt vergnügt gemacht;[41]) doch der Kluge baut vor, darum wolle er, ehe der Tod ihn überrasche, von der Welt ab und den ewigen Dingen sich zuwenden. „Liebe, so erklärt er (V. 50—53) ausdrücklich, es müsste mich schmerzen,[42]) wenn irgend ein anderer ausser dem gerechten Richter geschickt genug wäre, mich von Dir abzubringen." Noch in Lied 16 bittet er daher (Str. 4) um Kraft, sich von den Freuden dieser Welt loszureissen. Peire handelt also nach dem Rezepte: Lustig gelebt und selig gestorben.

Derselbe Wunsch, seine ewigen Angelegenheiten zu ordnen, nicht gemischt mit Gefühlen bitterer Enttäuschung oder Gewissensqual, führt Cadenet aus der Welt in die Klosterzelle. Durchaus romantisch-konventionell in Ausdruck und Gesinnung verraten seine Lieder nirgends irgend welchen Hang zur Weltentsagung.[43]) Für ihn war also dieselbe Überlegung bestimmend, die er Blacatz zu bedenken giebt: dass dieser Welt Glanz und Ehre in der anderen Trübsal und Schmerz ist.

Folquet hingegen trieben Gründe persönlichster Natur hinter die Klostermauern: es war die Hand des Schicksals, die rings mit seinen Freunden und Gönnern aufräumte.[44]) Besonders der Tod Barrals von Marseille (1192) hat ihn vom Minnegesange ab und ernsteren Stoffen zugewendet (*Grundriss* 155, 7 u. 12); er eifert gegen die Thorheit der Liebhaber und die Habgier der Reichen (155,7), und mit einem Kreuzliede (155, 15) betritt er bereits religiöses Gebiet. Während er in Lied 19 sich Gnade flehend vor seinem Gotte

---

[39]) *Grundriss* 106, 10.

[40]) s. Chabaneau in der *Hist. gén. du Languedoc*, X, 301, Note 4.

[41]) *Grundriss* 323, 18, V. 29—31. V. 29 möcht ich lesen: *Mas si'n sabja dieus lo ver:* Aber Gott möge doch die Wahrheit hierüber erfahren. Dies passt gut zum Vorangehenden, wo er die Klugkeit dessen rühmt, der sich zur Zeit von der Welt und ihren Freuden scheidet.

[42]) V. 50 statt *be'm degratz voler: be'm degra doler*, nach a (Appel, *provenz. Inedita* S. 203). *Voler* erscheint auch vorher schon als Reimwort.

[43]) Von 24 Liedern (106, 19 sind ungedruckt) behandeln 20 Gegenstände der Minne; zwei Sirventese über die Nichtachtung adeliger Sitte, das eine allgemein tadelnd (106, 6), das zweite mit mildem Vorwurfe an den Grafen von Burlatz gerichtet (106, 13), bleiben in den gleichen Rahmen.

[44]) s. *L. u. W.*² 204, *Hist. gén. du Lang.* X p. 292, Zingarelli a. a. O. p. 25.

windet, hat er in dem Morgenliede den Frieden mit dem Himmel gefunden, und kann nun andere lehren, zu beten und zu lobsingen.

Für Perdigo war das Kloster der Rettungshafen aus dem Schiffbruche seines Lebens, der Ort, an dem er die Schande vor der Welt verbarg, die sein Verrat an Gönnern und Landsleuten ihm eingetragen hatte.[45]) Die tiefe Müdigkeit des geschlagenen Mannes zittert in den Schlussversen seines Marienlobes nach: . . . *gran dezir ai, Qu'ieu fos el renc lai, Senes tot cossire, On san Peir' estay.* Wo ist hier noch eine Spur von dem streitbaren Ton, der den Zeitgenossen aus seinen Kampfliedern gegen die Albigenser entgegenklang?

Perdigos Marienlied, so mittelmässig an sich, stellt sich uns doch, nach der mittelbaren Ursache seiner Entstehung einerseits und nach seinem Stoffe andererseits als das Ergebnis zweier Bewegungen, dar, deren eine auf das Schicksal Südfrankreichs, die andere auf das religiöse Leben des Mittelalters, beide aber auf die Richtung, die die provenzalische Litteratur nehmen sollte, einen bedeutenden Einfluss gewannen: der albigensischen Häresie[46]) und der Gründung des Predigerordens durch den heiligen Dominikus (1213); die erste ist, wie bekannt, die Ursache der zweiten.

Jene war zunächst nichts weiter als der Ausdruck der Empörung der mittleren Klassen gegen die Verwilderung des Klerus, der nicht mehr fähig schien, das Seelenheil der Menschheit zu sichern. Bei dem Adel, der unter den Missständen weniger zu leiden hatte, und seinem Pflegekinde, der provenzalischen Dichtung, fand die Waldenserbewegung daher in ihren ersten Jahrzehnten gar keinen Wiederhall. Erst das Vorgehen Roms gegen den Grafen von Toulouse zog auch feudale Kreise und damit die Hofdichtung in Mit-

[45]) Man könnte geneigt sein, das Lied (*Grundriss* 370, 15) einem sprachlich sonst durchaus korrekten Dichter wie Perdigo abzusprechen. Wir haben Obliqua wie *salvaire, laire* (Str. 1), *peccaire* (Str. 2), *jauzire* (Str. 5), *hom* (Str. 3); Nom. *veray* (Str. 4), den französischen Nom. *sire* (Str. 5). Auch finden sich 3 Reimwiederholungen: *faire* in Str. 1 und 2, *esmay* in Str. 1 und 3, *veray* in Str. 3 und 4 (*ai* in Str. 2 und 5 möchte ich nicht hierher rechnen, da *aver* wie *esser* in dieser Beziehung Ausnahmen zu gestatten scheinen). Angesichts des Zusammengehens von C und R., folglich auch ihrer alten Quellen (s. Gröber in *Rom. Stud.* II, § 31), sind wir jedoch dazu nicht berechtigt, wenn auch dem Dichter mit der Entlastung von diesem poetisch schwachen Erzeugnis ein Gefallen geschähe. Der litterarisch gebildeten Gesellschaft hätte er mit solchen Verstössen wohl nicht kommen dürfen, das andächtige Gemüt seiner schöngeistig anspruchsloseren Klosterbrüder mochte über sie hinwegsehen. Auch sein Zeitgenosse Cardinal nähert sich in seinen Rügeliedern zuweilen den Flexionsformen der Umgangssprache; vgl. besonders *Grundriss* 335, 55 (nach Bartsch, *Chrest.*[5] 173) u. 335, 62 V. 1, auch sein langes Mahngedicht in Mahn, *Werke* II, 201.

[46]) Ueber ihre Entstehung, Verlauf und Lehre s. Dieckhoft, *Gesch. der Waldenser im M.-A.*, 1851, Peyrat, *Hist. des Albigeois*, 1870—2.

leidenschaft. Obgleich nun der Ketzerei der Gedanke der freien Predigt zu Grunde lag, eine in die Kirchenverfassung tief einschneidende Idee, zeigte sich doch in dem Bunde des römischen Stuhles mit Frankreich zu sehr der politische Pferdefuss, als dass das religiöse Motiv dagegen hätte durchdringen können. Die Sache der Waldenser wurde zur Sache der südfranzösischen Freiheit. Hass gegen die Geistlichkeit, die den Sturm heraufbeschworen, und gegen die Franzosen, die sich zu ihren Werkzeugen gemacht, ertönt in den Liedern der Dichter, die der Kampf jener Tage hervorgebracht hat, von Peire Cardinal und Guido von Cavaillo bis zu Guillem Figueira und Bernart Sicart. Aber mit den Ketzern wollen auch sie, wohl die heftigsten Angreifer der Klerisei, nichts gemein haben. Cardinal erklärt sie sogar in allen ihren Schattierungen für Bastarde, hervorgegangen aus dem ehebrecherischen Treiben der schwarzen Mönche (*Grundriss* 335, 64). Peire Vidal spricht gewiss die Meinung nicht nur seiner Kunstgenossen, sondern der ganzen feudalen Gesellschaft Südfrankreichs aus in den Worten: „. . Wie haben doch der Papst und die falschen Lehrer die heilige Kirche in solchen Jammer gestürzt.[47]) Sie sind so thörichte Sünder, dass die Ketzer sich erhoben haben. Sie geben das Beispiel im Sündigen. Da kann kaum Einer anders handeln.“ Vorsichtig lenkt er aber ein: „Doch ich will nicht weiter Händel machen.“ Auch Guillem Figueira, dessen Dichten der letzten Periode des Kampfes angehört, lässt nirgends Zweifel an seiner Rechtgläubigkeit aufkommen. Beginnt er doch sein berühmtes Schmähgedicht auf Rom[48]) mit den Worten: „Rom, ich wundere mich nicht, dass die Menschen irren.“ Gavauda, der sehr energisch die Partei der Grafen von Toulouse ergreift, lässt alles Religiöse aus dem Spiel.[49])

So hat denn diese Bewegung der religiösen Kunstdichtung keine neue Inspiration zugeführt. Im Gegenteil haben die Dichter, die infolge der Niederlage der provenzalischen Sache an Friedrichs II Hofe eine Zuflucht suchten und fanden, den Samen religiöser Gleichgültigkeit gewiss tief in sich aufgenommen.[50]) Dadurch freilich, dass der Krieg Wohlstand und Freiheit des Südens brach und durch Beseitigung der kleinen Höfe der freien, heiteren Kunst den Boden entzog, hat er die lehrhaft-moralische Richtung vorbereitet, die den Erzeugnissen der provenzalischen Muse in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts den Stempel aufdrückt.

Unmittelbar befruchtend jedoch wirkte das Auftreten des hei-

---

[47]) *Grundriss* 364, 35. Bartsch ändert grundlos; es ist zu lesen: *Quar com an vout' en tal pantais* (i. e. *sancta Gleiza).*

[48]) *Grundriss* 217, 2, Levy 2.

[49]) s. besonders *Grundriss* 174, 1.

[50]) s. Gebhart, *L'Italie mystique*, Paris 1890 p. 165.

ligen Dominikus und seines Ordens in Südfrankreich. Die Einrichtung des Rosenkranzes und die Begründung der Rosenkranzbrüderschaften haben eigentlich erst den Marienkultus zu einem wirklichen Gottesdienst, um in der Kirchensprache zu reden, aus einer Hyperdoulia zu einer Latria gemacht.[51]) Da die Waldenser die Marienverehrung verwarfen,[52]) so war, sich zu ihr zu bekennen, ein sicheres Schutzmittel gegen die Verfolgungen der Inquisitition. So hat der Verfasser von des Sünders Reue,[53]) der nach eigenem Geständnis in der Jugend Ketzer gewesen war und von Rückfällen heimgesucht wurde, sich nicht besser zu rechtfertigen gewusst, als indem er zwölf seiner Gebete der Verherrlichung der Jungfrau widmete.

Die Ausbreitung des Mariendienstes war für die Litteratur insofern von Bedeutung, als nun der Antrieb gegeben war, auch ausserkirchlich das Lob der Jungfrau zu singen; der Dichter hatte ein weites Publikum. Zum zweiten war die Gestalt der schönsten und reinsten Frau, die im Namen der elementarsten Gefühle bei ihrem strengen Sohne für die Menschheit eintritt, poetisch ungleich fruchtbarer, als der gefürchtete, strafende Gott, der in der Vorstellung der abendländischen Welt fast zum Moloch geworden war, und den erst der kindliche Sinn eines Franziskus wieder lieben lernte und lehrte.

Beweisend für den Einfluss des neuen Ordens auf die Marienverehrung auch in der Kunstdichtung ist die Thatsache, dass vom zweiten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts die Lieder an die Jungfrau in der frommen Litteratur den grössten Platz einnehmen,[54]) während Peire von Auvergne und Folquet von Marseille der Gottesmutter nicht einmal Erwähnung thun.

---

[51]) s. Clemens Frantz, *Versuch einer Geschichte des Marien- und Annenkultus* Halberstadt 1854; über Dominikus und seine Wirksamkeit in Südfrankreich s. den betr. Artikel und „Dominikaner" bei Ersch und Gruber.

[52]) Vergebens sucht man ihren Namen in Waldenserdichtungen. Geradezu polemisch nimmt sich eine Stelle im *Avangeli de li quatre semencz* aus:

> *Molher es de l'agnel e dicta la soa spoza,*
> *Bella e ben faczona, placzent e graciosa,*
> *Humil e casta e vio mot vertuosa . .*

(*Z. f. r. Ph.* IV, 540, V. 238—240. Die Schilderung geht noch einige Verse weiter.) In diesen Ausdrücken wird bei katholischen Dichtern ständig Maria gefeiert. Hier aber ist die Aussaat der Apostel gemeint, und ihre Frucht, die Kirche, im Anschluss an die Parabel vom Sämann, nach Matth. 13.

[53]) Suchier, *Denkmäler prov. Sprache und Litteratur,* S. 340 ff. Der Dichter schrieb um 1230 (s. die Anm. des Herausgebers), kurz nach der förmlichen Einsetzung der Glaubensgerichte.

[54]) Vgl. auch Azais, *Les Troubadours de Béziers*² 49 u. 86.

Zunächst ist Peire Cardinal hier zu nennen, mit einer Marienretroencha, die sich in ihrem noch völlig kirchlichen Tone zu Perdigos Lied stellt.[55]) Peires Charakter weicht in vielem bedeutsam von dem der oben besprochenen vier Dichter ab, und zeugt so von dem sich vorbereitenden Umschwunge in den Gemütern. Sehen wir davon ab, dass er dem Minnesang abhold war; das war Marcabru, wenngleich nur als Misogyn, vor ihm gewesen. Aber seine ganze Kritik der Zeitschäden geht nicht, wie bei allen Früheren und besonders bei seinem älteren Zeitgenossen Guiraut von Borneil, vom ständisch ritterlichen, sondern vom sittlichen und religiösen Standpunkt aus, seine Satire umfasst alle Stände. Er will nicht *„pretz“* und *„largueza“* wieder erwecken, sondern tritt mit dem Anspruch des Sittenpredigers, ja nicht selten des geistlichen Mahners auf.[56]) Häufig schlägt er den Ton des Gebetes an. Ein heftiger Sirventes gegen die Geistlichkeit und die Geizhälse schliesst mit einer Bitte um Verzeihung für die Sünder,[57]) ein anderer auf die Nichtigkeit irdischen Gutes wendet sich in der Tornada an die heilige Jungfrau.[58]) Eine lange Satire schliesst mit drei Strophen Gebet an Christum und seine „süsse Mutter“.[59]) Auch darin stellt er sich über den Durchschnitt der Gläubigen, dass er mit Zweifeln ringt. Mit naiver Kühnheit wagt er sich an den Gegensatz von göttlicher Gerechtigkeit und göttlicher Gnade.[60]) Eine Verherrlichung des Kreuzholzes[61]) steht so vereinzelt da in der provenzalischen Litteratur, dass Neuere, wie Fauriel (II, 126), das Gedicht für ein Kreuzlied hielten.[62]) In der lateinischen Dichtung ist dieser Stoff schon seit dem 11. Jahrhundert heimisch.[63])

---

[55]) *Grundriss* 335, 70. Die formell gleiche Kanzone Sordels (437,1) ist, wie Maus, *Peire Cardinals Strophenbau* S. 71 zeigt, vor 1229, also zwischen 1225 und 1229 zu setzen. Maus will Sordels Priorität nicht behaupten, aber Peire, der sich überwiegend fremder Formen bedient, wird auch in diesem Falle als Nachahmer zu betrachten sein, das Lied ist mithin nach 1225 entstanden (s. u.) Sein Lobgesang auf das Kreuz, um es gleich vorauszunehmen, entlehnt Form und Reime von Jaufre Rudel (s. Maus S 32.) Eine Datierung ist bei ihm also noch weniger möglich.

[56]) Vgl. besonders *Grundriss* 335, 42.

[57]) *Grundriss* 335, 55.

[58]) *Grundriss* 335, 34.

[59]) *Grundriss* 335, 27.

[60]) *Grundriss* 335, 67. Vgl. auch *L. u. W.*[2] 375, Diez' metrische Uebersetzung.

[61]) *Grundriss* 335, 15.

[62]) Auch Maus S. 32. Ich folge Herrn Prof. Toblers in den Vorlesungen über provenz. Litteratur vorgetragener Meinung. Ein Kreuzugslied ohne Beziehung auf das heilige Grab und die Pflicht der Christenheit, es zu befreien, ist undenkbar. Zum Text: Str. 4b ist *linh* (Rayn.) in *lenh* zu ändern. Die Stelle bezieht sich auf die Legende, nach der das Kreuzesholz aus dem Baume der Erkenntnis gefertigt war. Daher wird Christus als Frucht vom Baume der Erkenntnis bezeichnet (Str. 4g.)

[63]) s. u.

Peire Cardinals religiöse Dichtungen sind nicht, wie die seiner Vorgänger, das Erzeugnis des reuigen Alters oder des moralischen Bankerotts, sondern der Ausdruck einer tiefinnerlichen, ihm wesenseigenen Frömmigkeit.

In mehr als einem Sinne sein Gegenbild ist Guiraut von Borneil, die Verkörperung des ritterlichen Standesgeistes. Auch er moralisiert gern, aber nie gilt sein Tadel allgemein menschlichen Gebrechen, sondern adligen Lastern, dem Verfall von Grossmut und Freigebigkeit, dem Geiz und der Habsucht, die sich in ihrem Gefolge einstellen, und das wieder nicht so sehr aus Gründen der Moral, sondern weil sie von Missachtung für seine Kunst begleitet waren. Wie eng seine religiösen Vorstellungen mit seinen feudalen Anschauungen verwachsen waren, zeigt ein Sirventes (*Grundriss* 242,73), demzufolge Geiz und Habgier, wie Geringschätzung des Gesanges den Verlust der ewigen Seligkeit herbeiziehen. In genau gleichem Sinne predigt er mit Feuer den Kreuzzug.[64]) Da heisst es: . . Die Vornehmsten müssten sich am meisten bemühen, ihm (Gott) zu gefallen, da feine Ausrüstung und schöner Aufzug, Hofesart und Ergötzen ihnen nicht schadet, wenn nur der heilige Geist in ihnen wurzelt; und um ihrer schönen Kleider willen, deswegen, weil sie höfisch und zierlichen Benehmens sind, brauchen sie nicht zu fürchten, dass unser Herrgott von den Edelsten und Ritterlichsten sich abwende, wenn ihnen sonst kein Grund zum Schaden gereicht.[65])

Aber er erfuhr an eigener Haut, dass die Zeiten echten Rittertums dahin waren,[66]) er fühlte sich als Prediger in der Wüste,[67]) und während Peire Cardinal sich nie von der Welt getäuscht oder gemisshandelt glaubte, weil er über ihr stand, musste Guiraut am Ende seiner Laufbahn gestehen: „Wohl sehe, erkenne und weiss ich, dass, wer am längsten in dem Weltleben (*mon*) verharrt, am meisten Schmerz und Ungemach zu erdulden hat."[68]) Nicht Heiter-

---

[64]) in vier Liedern: *Grundriss* 242, 6. 15. 24. 77. Nach einer alten Angabe hat er selber an dem Kreuzzuge König Richards I. teilgenommen (s. *Hist. gén.* X, 222), und dieser Bericht wird durch sein Klagelied auf Herrn Aimars Tod (*Grundriss* 242, 56) bestätigt, wo es Str. 8 heisst: *Qu'el (Gott) deing auzir cels queill querran Qe a l'arma li don repaus, E·l sainz vas en qu'el fon pausatz, Qu'ieu·l vi baizar mout humilmen, li si(a) en loc de bon garen (Mahn, Ged. 875).*

[65]) *Grundriss* 242, 24, Str. 3.

[66]) s. die alte Nachricht *Hist. gén.* X, 223.

[67]) Vgl. besonders *Grundriss* 242, 23 und 55.

[68]) *Grundriss* 242, 26. Chronologische Bestimmungen fehlen. Das Gedicht ist aber der folgerechte Abschluss seiner Laufbahn. Sind Lignaure und Raimbaut von Orange eine Person, wie Kolsen (*Guiraut v. Borneil* I, S. 44—51) meint, so fällt es wohl nach dessen Tode, der 1234 erfolgte. Auch in der Form scheint sich ein Nachlassen nicht so sehr des künstlerischen Vermögens, als der Schaffenslust zu offenbaren; s. u.

keit der Entsagung, sondern tiefe Verstimmung ist der Grundton seines geistlichen Mahnrufes.

Dieses biographische Interesse lässt Folquets von Romans sonst nahe verwandtes Mahnlied[69]) vermissen. Manches hat er mit seinem grösseren Kunstgenossen gemein: den Eifer für die Kreuzzugsidee,[70]) die Tendenz zum Moralisieren in romantischem Geiste;[71]) aber er ist nüchterner, ausgetragener. Nachdem ihm in der Heimat das Glück der Liebe gelächelt hat, sendet er seiner Dame aus Italien noch einige sehnsüchtige Grüsse,[72]) um sich dann ganz ernsten Gegenständen zuzuwenden, weil andere Zeiten andere Lieder fordern. Diese beiden Epochen seiner Laufbahn bedeuten zugleich Vergangenheit und Zukunft der provenzalischen Dichtkunst. Was bei Guiraut noch durch- und miteinander geht: Romantik und Reflexion, ist bei Folquet schon streng geschieden.[73]) Da somit sein Busslied sich vollkommen in dem Gedankenkreise seiner zweiten Epoche bewegt, so wage ich nicht, mit Zenker (S. 28) aus den Todesgedanken auf hohes Alter des Dichters zu schliessen.[74])

Den gleichen Wandel wie Folquet hat Gavauda der Alte durchgemacht. Aus seiner Jugendperiode sind uns nur zwei Pastorellen geblieben *Grundriss* 174, 4 und 6), sowie der Abschied von ihr: das Klagelied auf den Tod seiner Geliebten (*Grundriss* 174, 3). Den hier ausgesprochenen Vorsatz hat er, soviel wir sehen können, gehalten, und sein Singen war von nun an, nach seinen eigenen Worten, Tadeln und Loben (*Grundriss* 174, 5). Mit dem Wechsel der Themen geht ein solcher des Stils und der Form Hand in Hand:

---

[69]) *Grundriss* 156, 10, zuletzt gedruckt bei Zenker, in seiner Ausgabe von Folquets Liedern, S. 65. Es ist unten mit Guirauts Lied verglichen.

[70]) *Grundriss* 156, 6 und 12.

[71]) 156, 11 und 14.

[72]) Seine kleine Herzensgeschichte stellt sich in folgender Liederreihe dar: 156, 2: Der Dichter ist schüchtern verliebt. — 3: Seine Huldigung wird angenommen. — 5: Ein unzweideutiges Zeichen der Huld berechtigt zu den höchsten Hoffnungen, — 14: die sich auch erfüllen; doch muss er, um der Sicherheit der Dame willen sein heimatliches Viennois verlassen. — 8: In der Ferne gedenkt er mit Freude und Trauer derer, die ihn so hold verwundet hat, und des freundlichen Abschieds, den sie ihm vergönnt.

[73]) Die moralisierende Seite seiner Thätigkeit bezeichnet die Biographie mit „*sirventes joglaresc de lauzar los pros et de blasmar los malvatz.*" *Sirventes joglaresc* ist nur in dem Sinne zu verstehen, den O. Schultz. *Litt.-Bl.* 1891, Sp. 237, dem Worte vindiziert hat.

[74]) Immerhin wird er nicht mehr jung gewesen sein. Schon 1215 (nach Schultz, *Z. f. r. Ph.* IX, 134) fordert ihn Hugues von Bersie zur Busse auf, da sie bereits beide vom Leben genug kennen gelernt hätten, und 1233 ist er noch am Leben. (*a. a. O* 133).

er geht zum dunklen Stil und schweren Reimen über,[75]) so schweren, dass einmal sogar der alte Seneca samt seinem Schüler Nero einspringen müssen (*Grundriss* 174, 8). In die Reihe dieser dem *„trobar clus“* angehörigen Stücke stellt sich auch sein Predigtgedicht über den Text: „Liebet eure Feinde.“ Er selbst citiert Paulus in Str. 6, und es ist leicht, in mehreren Versen Stellen besonders aus Ephes. 2 und 4, Matth. 5 und 6, Apokal. 20 zu identifizieren.[76]) Der Graf R. der Tornada ist wohl Reimund VI von Toulouse, für dessen Sache er auch in Lied 1 gegen den vom römischen Klerus bestochenen Adel eifert.[77]) Genannt wird er auch hier nicht; aber das Gedicht steht sichtlich noch unter dem frischen Eindrucke der Ereignisse, während deren sich die Partei gegen den Grafen bildete.

Auch Peire Guillem von Luzerna,[78]) der sich mit einem Marienliede zu den geistlichen Dichtern stellt, ist, nach dem wenigen Erhaltenen zu urteilen, vom Minnesang zum lehrhaften Tone übergegangen. Er ist für die liebebedürftige Cunizza eingetreten (*Grundriss* 344, 5), hat der Johanna von Este gehuldigt (344, 3), in einer Cobla erscheint er ernstlich verliebt (344, 2).[79]) Doch er wendet sich von der Minne ab: „Lasse Gott mich mein Glück anderswo finden, und gebe mir solche Freude, die mir zum Vorteil werde; denn die Freuden der Liebe werden zu Klagen und Thränen.“ Er singt ein frommes Lob der Zufriedenheit (344, 3), und es liegt im Zuge seines Wesens, wenn er seine weltliche Kunst schliesslich für fromme Gegenstände verwendet. Er ist der erste,[80]) oder doch einer

[75]) Das wird nach 1195 geschehen sein. Denn in seinem zu Anfang dieses Jahres, vor der Schlacht bei Alarcos, verfassten Kreuzliede (*Grundriss* 174. 10; vgl. *L. u. W.*² 423) ist er noch schlicht und bedient sich leichter Reime.

[76]) *Grundriss* 174, 9. Strr. 6.-1.-2.-3.-5. Gavauda schmückt sich auch sonst gern mit Bibelkenntnis. In dem Planh wird die Offenbarung, in den Pastorellen Salomons Verliebtheit und der Eva Ungehorsam angeführt.

[77]) Das Gedicht fiele mithin zwischen 1195, Schlacht bei Alarcos, und 1222, Tod des Grafen.

[78]) Die Ausgabe von P-E-Guarnerio, Genova 1896, war mir nicht zugänglich, auch das *Giorn. della soc. di letture e conversaz. scientif.*, *fasc.* III, 1896, nicht, wo sie zuerst erschien.

[79]) Auch das „närrische Gehaben“ *(folla parvensa)*, dessen er sich in seinem frommen Liede zeiht, weist auf eine Zeit des Minnedienstes zurück.

[80]) Datierung ist kaum möglich. Raimon Jordan, dessen zwölftes Lied für Bau und Reime das Vorbild hergegeben hat, wird in der *Hist. gén. du Lang.* X, 378 zwischen 1190 und 1200? angesetzt, von Guirondet *(Bulletin. d. l. soc. archéol. de Tarn-et-Garonne*, 1879, p. 153) auf Nostradamus fragliche Autorität hin bis 1208. Wenn Peire, nach Schultz' wohlbegründeter Vermutung (*Z. f. r. Ph. VII*), um 1225 in Italien noch Liebeslieder sang, so wird das Mariengebet nach 1225 zu setzen sein. Das letzte Datum seines Lebens liefert Lied 3, das nach *Jahrb.* XIII, 35 vor Cortenuova, 1227, fällt.

der ersten, die Maria in Wendungen der Liebeslyrik preisen. Wir haben die erste geistliche Parodie.[81]) Er preist die Jungfrau und die Glückseligkeit ihrer Verehrer in stets gegenwärtigem Gegensatz zu dem Verhältnis von Ritter und Dame. Hierin haben wir einen Hauptunterschied zwischen kirchlich-populärer und kunstlyrischer Gebetsweise voll ausgebildet.

Diese Behandlungsweise übernehmen die meisten Späteren. Aus ihr geht Guiraut Riquiers geistliches Liebeslied hervor, eine Form, die der Toulousaner Reimverein seinem ästhetischen Kodex zu Grunde legen wird. Perdigos und Cardinals Lieder stellen dem gegenüber die ältere Schicht dar, wo Maria mehr als Gottesmutter mit Ehrfurcht, denn als Herzensdame mit Liebe verehrt wird.

Um dieselbe Zeit etwa preist der gelehrte Verfasser des *Tezaur*, Peire von Corbiac, die Jungfrau in einem Liede voller Wohllaut. Es ist im wesentlichen eine litaneiartige Zusammenstellung der Prädikate Mariä[82]) in ihrer doppelten Eigenschaft als Gottesgebärerin (bis Str. 5) und Helferin, Fürbitterin (bis Str. 9.). Nur die Tornaden schliessen mit Gebet.[83])

Dass Peire Geistlicher war, legt nicht nur seine Betitelung „*maestre*“ nahe,[84]) sondern auch die Widmung seines „Schatzes“ an den Heiland und die Jungfrau, so wie das Schlussgebet, in Ruhe leben zu können mit dem, was er besitzt, und gute Werke zu üben die sein Seelenheil am Tage des Gerichts sichern.

Einen neuen Weg des Marienlobes findet Peire Espanhol,[85]) indem er die alte Metapher, die Maria als Gebärerin der Gottessonne mit der Morgenröte vergleicht, zu einer geistlichen Alba verwendet, ähnlich wie Folquet von Marseille schon früher ein Gebet verfasst hatte. Das Lob der Gottesmutter wird in Ausdrücken der Minnelyrik gesungen, doch tritt besonders in den letzten zwei Strophen der geistliche Mahner stark in den Vordergrund.

Bei wenigen Dichtern fällt ihr geistliches Lied so sehr aus dem Rahmen ihres lyrischen Schaffens wie bei einem Kirchendiener

---

[81]) S. u. über diesen Begriff.

[82]) *Hist. litt. d. l. France* 19, 502: „. . *une espèce de paraphrase abrégée des litanies.*“

[83]) Das Lied gehört in die ersten Jahrzehnte des Jahrhunderts; Peire von Corbiac ist Oheim des bis 1240/1 nachzuweisenden Aimeric von Belenui (*L. u. W.*[2] 449).

[84]) In der Biographie seines Neffen.

[85]) *Grundriss* 342, 1; herausg. v. Stengel in *Z. f. r. Ph.* X, 160. Zeitlich bestimmt wird Peire Espanhol dadurch, dass Aim. v. Belenui in seiner Klage um Nunho Sanchez (1240/1) eine Liebescanzone von ihm (342, 3) in Bau und Reim nachgeahmt hat. Die Priorität hat wohl in solchen Fällen durchweg die Kanzone.

von Beruf: Daude von Pradas, dem Domherrn von Maguelonne. Der grösste Teil seiner Lieder (18 von 20) ist der höfischen Minne gewidmet;[86]) doch kennt er auch die weniger höfische aus Erfahrung. Frei wie wenige spricht er sich über das Verhältnis der Geschlechter und das sehr irdische Ziel der Liebe aus.[87]) Nicht nur trägt er (Lied 2, besonders Str. 2) sehr bedenkliche sittliche Grundsätze vor, mit rabelaisischem Lächeln schildert er die Behaglichkeit einer zwischen seiner Dame, einem gefälligen Bürgermädchen und einer Dirne geteilten Liebe. Er ist cynisch often, ohne doch Gegner des romantischen Frauendienstes zu sein; er bemüht sich nur zu wenig, den idealen Schimmer zu erhalten, auf den in dieser Dichtkunst alles ankam. So vollzieht sich in ihm die Selbstkritik der Manier, und wir verstehen den Bericht des Biographen, seine Kanzonen hätten keinen Beifall gefunden, weil sie nicht von Minne beseelt waren.[88])

So scheint er in späteren Jahren die höfische Lyrik gelassen zu haben, und behandelte zunächst Moralisches in romantischem Stile,[89]) und sang dann Gottes und der Jungfrau Lob in gleicher Art.

Daude geht in der Verwendung der weltlichen Rhetorik noch einen Schritt weiter als die bisher betrachteten Dichter. Er stellt nicht beide Arten von Liebe gegen einander, sondern Gott als der höchste wird ihm auch zum einzig würdigen Gegenstand der Liebe, ja zur Liebe selber (Str. 2). Auch vermeidet er jegliche epische Anspielung mehr als alle Früheren. Ob hier schon ein Einschlag franziskanischer Gefühlsweise vorliegt? An sich konnte die provenzalische Dichtung auf dem schon von Peire von Auvergne bezeichneten Wege (s. o.) allein dahin gelangen. Aber bei der geringen Aufmunterung, die der geistliche Gesang zu dieser Zeit noch in ihr fand, wird man die Möglichkeit fremder Einwirkung, zumal bei einem Geistlichen, nicht ohne weiteres von der Hand weisen

---

[86]) Man muss das dem Geistlichen verdacht haben. In Lied 12, Str. 5 verteidigt er sich: Die Liebe stehe der ewigen Seligkeit nicht im Wege. Aehnlich hat sich der Mönch von Montaudon durch eine moralische Auffassung der Minne gerechtfertigt. (Zitiert von A. Thomas, *Francesco da Barberino et la litt. provençale en Italie au m-â. p.* 109.)

[87]) Vgl. z. B. *Grundriss* 126, 1. 2. 10. 18.

[88]) „*Car no movian d'amor.*“ In wie weit diese Kritik seine Technik zu treffen scheint, darüber unten. Doch müssen seine Lieder, reich an zierlichen Wendungen und für den Zeitgeschmack glänzenden Zierraten bei Kennern Beachtung gefunden haben, wenn anders die Zahl der Handschriften, darunter die ältesten und besten, einen Schluss gestattet.

[89]) Im „*romanz*“ von den vier Kardinaltugenden, ed. Stickney, *The Romance of Daude de Pradas*, Florence 1879. Dem Bischof von Puy in Velay, Esteve von Calençon (1220—1231) gewidmet (V. 1793—1810), bestimmt er ungefähr die Abfassungszeit unseres Gedichts, das der gleichen Zeit angehören wird.

dürfen; findet sich doch in Nordfrankreich um dieselbe Zeit genau die gleiche Anschauung bei Gautier de Coincy, in Deutschland bei Gottfried von Strassburg[90])

Aus geistlichem Stande hervorgegangen, aber wie Cardinal, Peire Rogier und Andere um der Dicktkunst willen ihm untreu geworden ist Aimeric von Belenui. Nachdem er der Liebe mit Glück treu gedient, sie auch gegen Albert von Sestaro verteidigt hatte (*Grundriss* 9, 13), kehrte er in späteren Jahren reumütig zurück, wenn die That dem Liede entsprach. Nur in diesem Sinne kann die Äusserung gegen einen Spötter gemeint sein: Ich lebe und er ist tot.[91]) Im Geleite bedauert er, dem Rate eines gewissen Folquet[92]) nicht eher gefolgt zu sein; dann brauchte er jetzt den Tod nicht zu fürchten. Während es nach diesem Liede scheint, als hätte ihn nur die Sorge um sein ewiges Heil fromm gemacht, verrät sein Marienlied,[93]) dass Enttäuschung und Erbitterung an seiner Weltflucht einen guten Anteil hatten. Hier heisst es: „Verdruss empfinde ich an diesem Leben; denn so trübselig ist es — nicht Hof, nicht Dame noch Herren finde ich, denen nicht Kummer und Schmerz anhaftete“ (Str. 2). Darum bittet er um einen Sitz an Gottes Hofe. Wie hier den Gegensatz zwischen den beiden Höfen, so führt er in Str. 3 den Vergleich zwischen irdischer Minne und der Liebe zur Jungfrau noch breiter aus.

Der Grundton dieses Gedichtes ist also die Klage über den Verfall höfischer Zucht und Sitte, die Folge des blutigen Religions-

---

[90]) Dessen Lied auf Gott und die Jungfrau (bei Wackernagel, *Deutsches Lesebuch* Sp. 432 ff.) lädt noch in anderer Weise zur Vergleichung ein. Sp. 434 wird in einer Strophe der Stamm *trût* und Ableitungen 8 Mal, in Sp. 438 das Wort „*minne*“ in einer Strophe gar 12 Mal verwendet. Diese von den *Leys d'amors* (III, 56) *replicatió multiplicada* genannte Spielerei treibt Daude noch weiter: In zwölfzeiligen Strophen werden je ein bis zwei Wortstämme in ihren verschiedenen Ableitungen 6 bis 16 Mal wiederholt. Den Wörtern des deutschen Dichters entsprechen hier *amor* und *amar* in Strophe 1 und 2. Auch die anderen Stämme sind sinnvoll gewählt, und trotz des Klippklappmässigen, das die Strophe so erhält, verbannt doch das Prickelnde dieses Kunststücks die Langeweile, die Begleiterin manches geistlichen Ergusses.

[91]) *Grundriss* 9, 19. Da Aimeric 1240/1, als er den Tod des Grafen von Roussillon betrauerte, der Welt bereits entsagt hatte, nach den Worten: *Uey non es joys que no torn en dolor, Mas sol del ric joy de nostre senhor* — (*Grundriss* 9, 1) zu urteilen, so wird das Busslied um dieses Jahr, eher etwas früher, entstanden sein.

[92]) Ueber diese Person lässt sich natürlich nur vermuten. Am ehesten ist auf Folquet von Romans zu raten. Noch weniger ist der „*fraire*“ zu identifizieren, den er in Str. 2 als Genossen froher Stunden anredet. Ist es der geistliche Titel, so sehen wir hier zwei lustige Sänger auf einmal bussfertig den Weg ins Kloster antreten.

[93]) *Grundriss* 9, 9, ed. *Rev. d. lg. rom.* 32, p. 571.

krieges. Das bringt ihn zur Einkehr in sich selbst; das Leben draussen lohnt nun nicht mehr; denn es wird Winter in den einst lachenden Gefilden provenzalischer Sangeskunst. So lehrt er, wie alle zuletzt besprochenen Dichter, uns die bemerkenswerte Thatsache: das Emporkommen des geistlichen Liedes ist eine Begleiterscheinung des litterarischen Verfalles.[94])

Hiermit ist die Zahl derer erschöpft, die in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts in Südfrankreich fromme Lieder gedichtet haben. Es ist noch von zwei Dichtern zu reden, die durch falsche Attribution der Handschriften unter die geistlichen gekommen sind: von Guillem von Saint Leidier und Arnaut dem Katalanen.

Paul Meyer hat aus inneren Gründen jenem das Lied 234, 2 abgesprochen.[95]) Dem ist um so eher zuzustimmen, als von 2 Liedern, die ihm dieselbe Handschrift (C bei Bartsch) allein zuweist, eines (254, 10) sicher,[96]) das andere (234, 8) wahrscheinlich ihm nicht gehört.[97]) Das Gedicht behandelt die Wunder der Menschwerdung, der Menschenschöpfung und des Abendmahls in sehr unbeholfenem Stile und mit erschreckender Nüchternheit. Stoff wie Behandlung tragen deutlich den Stempel einer späteren Zeit, wo man auch in der Lyrik zu dogmatisieren anfing. Der bilderfrohe, zierliche, Guillem muss von diesem trockenen Schulstück freigesprochen werden. Aus denselben Gründen darf auch an seinen Enkel Gauceran nicht gedacht werden, dessen einzig sicheres Lied (*Grundriss* 168, 1) schon D^a (vom Jahre 1254) aufbewahrt hat.[98])

Das Gebet „*Dieus verais, a vos mi ren*“ wird von den Handschriften drei Dichtern zugewiesen. Peire von Alvernhe kam dazu, von der Quelle der Notiz im Register von C als Autor bezeichnet zu werden, durch Verwechselung mit seinem Liede „*Dieus, vera vida verais*“ (*Grundriss* 323 16.). C und M irren beide in Attributionen an Arnaut Catalan.[99]) Bartsch teilt das Gedicht nach C dem Joglar Geneys zu, der sonst nicht bekannt ist, wohl eben deshalb. Die 4 Arnaut sicher gehörenden Stücke[100]) lassen vermuten,

---

[94]) Für die nordfranzösische Schwesterlitteratur darf man aus Gründen, die wir unten näher kennen lernen werden, nicht das Gleiche behaupten.

[95]) *Les derniers Troubadours de Provence*, p. 26.

[96]) *L. u. W.* S. 267., wo es Gauceran von St. Leidier, seinem Enkel zugesprochen ist.

[97]) *Les dern. troub.* p. 26. P. Meyer möchte es Peire Duran zuweisen.

[98]) s. u.

[99]) C mit R gegen A Da J K: Peire Bremon 4; M gegen ABCFIKd: Cadenet 10, auch ein Gebet, das Milá ebenso wie das obige dem Arnaut zuweist.

[100]) *Grundriss* 27, 1, Tenzone mit *A. von Belenui*, ist nicht erhalten, und 27, 5 ist ein Teil von 27, 2.

dass er in Reimkünsteleien seine Stärke suchte; wogegen das Gebet durch Schlichtheit in Bau und Inhalt gekennzeichnet ist. Es wird darum bei Bartschs Attribution bleiben können.

Wenngleich das Lied nicht Arnaut Catalan[101]) gehört, so weist es doch entschieden noch in die erste Hälfte, etwa die vierziger Jahre des Jahrhunderts. Die Verbindung des lyrischen Elements, der Bitte um Sündenvergebung, mit dem epischen: dem Hinweis auf die Heilsgeschichte, in der sinnvollen Weise der älteren lateinischen Hymnik geht den Späteren gänzlich ab; da überwiegt bald das eine, bald das andere. Der Schluss zeigt aber, dass wir es mit keinem Geistlichen zu thun haben, etwa mit einem Sänger, der seinen Lebensabend büssend im Kloster zubringt. Hier heisst es: „Herr! Gieb mir von den irdischen Gütern wenigstens soviel, dass ich nicht zu bedürftig sei, denn das reichte für mich aus . .“ Der ruhigere Ton, das Zurücktreten der zerknirschten Selbstanklage, der asketischen Weltverwerfung, all das weist auf eine Zeit, wo das Leben des Dichters notgedrungen weniger unstät, weniger zügellos und leidenschaftlich wurde. Das findet gegen die Mitte des Jahrhunderts statt, und macht sich in den geistlichen Liedern der Folgezeit immer mehr bemerkbar, bis aus den Erzeugnissen der Toulousaner das Autobiographische so gut wie ganz verschwunden ist.[102])

Ehe wir das Schicksal des geistlichen Liedes in Südfrankreich weiter verfolgen, haben wir uns nach Italien zu wenden, wo einige Dichter noch, als die franziskanische Dichtung bereits die Schwingen regte,[103]) ihre andächtigen Stimmungen in provenzalische Verse brachten. Sie gehören der zweiten Generation in fremder Zunge dichtender Italiener an, während von der älteren, durch die Namen Malaspina, Buvallello und Sordel hauptsächlich bezeichneten, nichts Geistliches auf uns gekommen ist. Das begreift sich leicht, wenn man bedenkt, welcher Art die Wirkung der provenzalischen Lyrik auf das Ausland gewesen ist.

Lanfranc Cigala, der Genuese,[104]) ist der einzige, der in den Biographieen als geistlicher Dichter besonders genannt wird.[105]) Die religiösen Gesänge gehören seiner späteren Lebenszeit an,[106])

---

[101]) Milá p. 346: Zeit Jakobs I von Aragon (1313—1276). Er preist Beatrix, Frau Raimund Berengars V von Provence.

[102]) S. über das Lied unten.

[103]) Ueber die umbrischen Dichter dieser Zeit handelt Bartoli, *I due primi secoli* p. 162—169. Von Kunstdichtern ist hauptsächlich der um 1250 dichtende Guittone von Arezzo zu nennen, der auch dem heiligen Franziskus ein Sonett weihte (Bartoli p. 161).

[104]) Von Schultz, *Z. f. r. Ph.* VII, 216 ff. zw. 1241 und 1246 nachgewiesen.

[105]) In Handschrift I heisst es: . . *trobava volentiers de dieu.*

[106]) Das meint schon Millot, *Hist. litt. des Troub.* II, 157.

das geht aus ihnen selbst hervor. In Lied 18, einem Bussgebete, erklärt er (Str. 1), ohne Freude sei kein rechtes Singen, ähnlich, wie er nach dem Tode seiner Berlenda gesagt hat: Die Liebe hat mich nicht mehr in ihrer Gewalt, und nichts anderes, dünkt mich, kann mich zum Gesange antreiben (*Grundriss* 282, 9). In Lied 10 jedoch bereut er bereits seine „*coblas d'amor savaia*", und hat in der Liebe zur „ruhmreichen, heiligen Maria" einen neuen Gegenstand des Preises gefunden. Ebenso beginnt Lied 2: „Im Singen von dieser falschen Welt habe ich so viele vergebliche Mühe verschwendet, dass ich tötliche Qualen darob befürchte . . ; doch nun wendet sich mein Sang, und ich will ihn dort darbringen, woher mir vollkommene Hilfe kommen kann, wenn mir nur die Gottesmutter nicht zürnt, die mein Gesang begrüsst" (Str. 1). Danach stellt sich seine Dichterlaufbahn so dar: Nach glücklichem (*Grundriss* 282, 19 Str. 1) Liebesleben (*Grundriss* 282, 3. 4. 5. 12. 19) verliert er seine Dame durch den Tod, beklagt sie in schwülstiger Extase (282, 7), versucht es dann eine Zeitlang mit anderen Gegenständen (besonders 282, 9)[107]), thut Busse, zuerst vor Gott (282, 18), dann vor seiner heiligen Mutter (282, 17) und ersieht sie endlich zu seiner Herzensdame (282, 2 und 10). Obgleich das aber, zumal in Lied 10, in aller Form geschieht, behalten doch Beichte und Gebet immer die Oberhand. Am meisten noch nähert sich dieses Gedicht dem, was man Marienminnesang nennen kann. Die ganze erste Strophe ist dem Gegensatz zwischen den zwei Lieben gewidmet, und in der zweiten spricht er die schöne Bitte aus: „Vom Stachel der Welt verletzt komme ich Heilung suchend zu dir: Lass mich, mein Herz und meinen Sinn aufgehen in Liebe zu dir, süsse Königin." Durch die starke Richtung auf das Antithetische stellt sich dieses mit Lied 2 zusammen. Setzt er in ersterem in zwei 14-zeiligen Strophen die göttliche Gerechtigkeit, der göttlichen Gnade Vers um Vers entgegen, so wird im zweiten 3 Strophen hindurch Zug um Zug Eva, die erste Sünderin, mit Maria, der Sündenablöserin, verglichen; der Vergleich gipfelt in dem Wortspiel: *Eva — Ave.*[108]) Durch Pracht der Form, Klarheit der Anordnung und Wärme des Tones gehört dieses zweite Lied zum Besten seiner Art.

Lied 17 und 18 stellen sich darin zusammen, dass sie etwas wie eine Beichte enthalten. In diesem ist es mehr eine General-

---

[107]) Nur dieses Gedicht an die Freude ist mit Sicherheit in diese Epoche zu setzen, weil in ihm von dem Tode der Geliebten gesprochen wird (Str. 1).

[108]) Strophe 3—5; diese altkirchliche Gegenüberstellung ist auch der Gegenstand des viel älteren Liedes: *O Maria deu maire* (Bartsch *Chr.*[5] 19). Vgl. Mone 363: . . *ex Eva formans Ave, Evae, verso nomine*

beichte. Dort aber geht er ins Einzelne; er zeiht sich des Betruges, der Hinterlist, der Lüge, übler Nachrede und des Ehebruchs. Wir haben keinen Anlass, gegen ihn die Entlastungszeugen zu machen. Er selbst bekennt sich (*Grundr.* 282, 8) zu einer recht skrupellosen, der einst von Marcabru bekannten nicht unähnlichen Lebensanschauung, und als Engel ging ein italienischer Staatsmann seiner Zeit nicht durchs Leben.

Die erhaltenen sind gewiss nicht Lanfrancs einzige geistliche Lieder. Sein Biograph wusste wohl noch von anderen, wenn er schrieb: . . . *aqui son escriptas de las soas chansos.*

Seines Zeitgenossen Bartolomé Zorzi[109]) beide geistliche Stücke sind von Levy in der Ausgabe seiner Gedichte (S. 22) ausführlich besprochen worden. Dass sie seinen reifen Jahren angehören, geht aus Lied 6 hervor. Hier dankt er im Eingang Christus für die Gnade, die ihm geworden, dass ihm jetzt, da der Tod ihn am Zügel halte, das Leben in der Welt eine Last scheine: derselbe Beweggrund, den Peire von Auvergne mit den Worten ausgesprochen hatte: „Gut ist's, so lange es noch Zeit ist, wenn man sich beeilt zu thun, was Einem am dienlichsten ist."[110]) Wie Lanfranc legt er ein eingehendes Sündenbekenntnis ab,[111]) „um eher Gnade zu finden". In dem zweiten Gebete[112]) spricht sich die gewonnene innere Ruhe, der Friede in Gott, bereits deutlich aus. Er preist das Glück des gottseligen Herzens, rät, bei Zeiten die Seele zu retten und geht erst in Str. 5 zur Bitte über, um Bewahrung vor der sündigen Lust. In beiden Liedern wendet er sich zum Schlusse um Fürsprache an die hl. Jungfrau.

Zorzi sucht seine Grösse in Reimkünsteleien, die er selbst für seinen höchsten Ruhmestitel hält (*Grundriss* 74, 13). Hierauf verzichtet er in Lied 6 völlig. Im 3. Gedichte hat er noch *-ecs* und *-erna*, dagegen ist Sinn und Ausdruck klar und leichtverständlich. Das dunkle Dichten war ja auch im geistlichen Liede nicht am Platze. Hatte doch selbst Gavauda in seinem Mahnliede, von

---

[109]) *L. u. W.* 398: 1250—1270. Die beiden Gedichte fallen in spätere Zeit, da er 1270 noch nicht einmal in Freiheit ist.

[110]) *Grundriss* 323, 18, Str. 1.

[111]) *Grundriss* 74, 6 (Levy No. 5) Str. 3—5. Zu Str. 1—2 eine Bemerkung. Vers 8 ff. lauten: *Per qu'ieu Gazisc merceian La volontat e·l talan que per sos plazers me guida, E prec lo* (*lui?*), *que no·m oblida. D'aitan que noi truep merce, Anz qu'aia venianza Del mal qu'eu ai faig ancse.* Rohleder (*Zu Zorzis Gedichten.* Diss. Halle, 1885) sieht in *guida* und *oblida* ohne Not nordital. Conjunctive. Ich übersetze: Ich heisse dankend den Wunsch und Willen willkommen, der mich nach seinen Absichten leitet; und bitte ihn der mich nicht vergisst, (Str. 2) darum, dass ich keine Gnade finde, ehe ich das Böse, das ich je gethan, gesühnt habe. Vgl. übrigens Levys Anm. zu der Stelle.

[112]) *Grundriss* 74, 3 (Levy No. 1).

zwei seltenen Reimen abgesehen, darauf verzichtet. Peire von Auvergne, der stark von der Manier angesteckt ist, benutzt zwar auch in einem Gebete (323, 16) Reime wie *-anc* und *-ops*; da aber die Strophen „*singulars*“ sind, so entfernt er sich von dem Geiste der Richtung, der darin bestand, solche Reime durch ein Gedicht durchzuführen.

Als ein häusliches Andachtsbuch geben sich die Gedichte, die ein Norditaliener in der Musse des Kerkers um 1254 (v. 2926—7) in sehr mittelmässigem Provenzalisch verfasst hat.[113]) Ausser einer einleitenden Predigt von 844 Versen in Reimpaaren und einem strophischen Gedichte lehrhaften Charakters (V. 2056—2109) finden sich Gebete an Gott, Maria, die Heiligen, Hymnen, eine ausführliche und mehrere abgekürzte Litaneien, teils in strophischer Form, teils in Reimpaaren. Eine kurze Lobpreisung des heiligen Kreuzes stellt sich mit Peire Cardinals besprochenem Liede und der langen „*Contemplacio de la crotz*“ in Alexandrinern, in einer Hs. der *Leys d'amors*[114]) zu dem zusammen, was dieser Gottesdienst in der altprovenzalischen Litteratur erzeugt hat. Obgleich der Dichter nun in seiner Verskunst durchaus auf provenzalischem Boden steht, so kann bei der sprachlichen Verfassung des Denkmals seine Zugehörigkeit zur provenz. Litteratur zweifelhaft sein. Was den Verfasser bewogen hat, die fremde Sprache zu wählen,[115]) waren vielleicht noch engere als nur litterarische Beziehungen zu Südfrankreich. Deutet vielleicht seine besondere Verehrung für die heilige Margareta darauf hin?[116]) Sie nennt er nicht nur stets mit anderen Heiligen, sie beehrt er allein von allen heiligen Frauen nächst der Himmelskönigin mit einigen Versen in einem Gebete (V. 1379—1490), ihr widmet er ausser einem Gedichte in Reimpaaren (2727—2764) noch ein Lied in besonders prächtiger Form (1607—1678).

Wie in den Strophenformen, so zeigt sich der Verfasser auch im Stile bis zu einem gewissen Grade mit der südfranzösischen Dichtung vertraut. Er nennt die Jungfrau *dompna de grant valors* er preist die Glückseligkeit des Mariendieners in ritterlichen Ausdrücken, so heisst er der *lials amans* der Gottesmutter (V. 2617—2664). (V. 1023), *domna preçada* (V. 1569), *genser de las gensers* (1854),

---

[113]) Ausgabe von Levy in der *Rev. d. lg. rom.* 32, 173 ff; vgl. Stimming in *Gröbers Grundriss* II, 2, 35.

[114]) *Hist. gén. du Lang.* X, 179.

[115]) Levy giebt *a. a. O.* S. 196 seiner Verwunderung über diese Thatsache Ausdruck, unter Hinweis auf Bonvesin da Riva und Uguçon da Laodho. Die Vergleichung ist nicht recht statthaft. Beider Bücher sind fast durchweg didaktisch im Inhalt, nichtstrophisch in der Form. Unser Dichter hingegen fühlt sich, nach V. 2919 ff., als Trobador.

[116]) Vgl. Stadler, *Heiligen-Lexikon* IV, 134.

amiga del sans de deu (1522), *domna d'onraç graiç agradiu* (1869). Die Stellung der Menschen zu Gott begreift er als ein feudales Dienstverhältnis. Vorwiegend jedoch bedient er sich der von der lateinischen Hymnik ausgebildeten Rhetorik. Er dichtet ein *Salve* auf Christus (V. 2166—2213), auf Maria (2214—2283), eine Art Kombination von *Salve* und *Ave* (1839—1901); Maria wird meist in ihrer Mutterschaft gepriesen, bisweilen in der sehr menschlichen Art lateinischer Lieder (vgl. z. B. V. 2227 ff.). Sein Versuch, die in der lateinischen Hymnik so beliebte sapphische Strophe der Vulgärsprache anzupassen (in dem Marienlobe V. 1551—1606) schliesst die Reihe der Zeugnisse dafür, dass der Dichter von der Kirchendichtung her an seine geistlichen Versuche herangetreten ist.

Gleichfalls einem italienischen Verfasser gehört, so viel ich sehe, das lange Marienlied „*Flors de Paradis*“ [117]) aus der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts an. Jeanroy, der einen zweiten Text des Liedes bekannt gegeben hat,[118]) macht an Erscheinungen der Flexion und Behandlung der beiden *e* im Reime[119]) Rajnas Vermutung unwahrscheinlich, das Marienlied sei Guillem Figueiras Vorbild zu seinem Sirventes gegen Rom.[120]) Er erkannte auch im Gaucelm Faidits „*Ab cossirier planh*“ (*Grundriss* 167, 2) Figueiras Muster für seine Strophe. Demnach war dieser das unmittelbare Vorbild für „*Flors de Paradis*“ in Strophenzahl und -verknüpfung (*coblas capcaudadas*).

Nach den angegebenen Verstössen ist Nord-[121]) und Südfrankreich, wie Catalonien[122]) von der Frage nach dem Verfasser ausgeschlossen. Dagegen geschieht es selbst dem sorgfältigen Lanfranc einmal, *en vẹr* und *entiẹr* zu binden (282, 20), und wenn wir die lange Liste französischer Wörter ansehen, die dem Verfasser der Wolfenbüttler Gedichte untergelaufen sind,[123]) so kann uns ein „*noval*“ bei einem Italiener nicht wundern.

Seinen Stand verrät uns der Verfasser in Str. 21 (V. 228 ff.): „Du kannst helfen, Jungfrau, — heisst es da — wo kein Rechts-

---

[117]) Bartsch, *Denkmäler der prov. Litt.*, Stuttgart, 1856, S. 63.

[118]) *Rev. lg. rom.* XXXVII. S. 245 ff.

[119]) Dazu kommen: Nom. pl. *cofessatz* (V. 28); die Reime *bạs: abrạs: Sathanạs: sobirạs: pạs* (*panis*): *capellạs: mạs* (V. 194 ff.); das französische *noël*. (V. 236).

[120]) *Giorn. di fil. rom.* I, 84 ff., II, 73.

[121]) Hier wird *ẹ* und *ę* ebenso sorgfältig geschieden wie im Süden; die Flexion erhält sich noch länger rein.

[122]) Die beiden *a* scheidet auch das Katalanische, *noël* ist ihm gleichfalls fremd.

[123]) S. Levy, *a. a. O.* S. 186—188. — Doch teilt mir Herr Prof. Suchier mit, dass er nach Herstellung eines kritischen Textes Rajnas Vermutung aufrecht halte.

gelehrter noch ein Kirchenrechtskundiger nützen kann; kein Studierter und kein Sophist kann da die Wahrheit verschleiern; nicht Turm hilft noch Feste, nicht Verteidigungsschrift noch Berufung, wenn der harte, trübe Tod mit seinem Schlüssel anklopft.“ Wir werden kaum fehlgehen, wenn wir den Dichter zu den Juristen zählen, die in der jungen Litteratur Italiens, in provenzalischer wie in einheimischer Sprache, eine so bedeutende Rolle spielten. Auf hohes Alter scheinen V. 173—178 zu deuten: „Mutter und Jungfrau! befreie mich elenden Gefangenen, der ich am Rande des schlimmen Todes stehe.“

Was auf den ersten Blick die südfranzösische Dichtung nach 1250 kennzeichnet, ist das Zurücktreten des Minneliedes gegen den stark gepflegten politischen und moralischen Sirventes.[124]) Hand in Hand damit geht die Ausbreitung der Didaktik. Wenn auch politische und wirtschaftliche Umwälzungen den Löwenanteil tragen, so half doch noch Anderes dazu, der späteren Dichtung ein ernstes Gesicht zu geben, religiöse Strömungen, auf die kurz hinzuweisen ist, weil man von ihnen auch für das geistliche Lied neue Anregungen erwarten darf. Bertran von Alamanon belehrt uns in einer beweglichen Klage, in der er sogar an Gottes Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit rührt,[125]) dass seine Geliebte Beguine geworden ist, vielleicht Genossin der heiligen Dousselina, deren provenzalische Lebensbeschreibung einen tiefen Blick in die naive Grausamkeit und Gläubigkeit der Zeit gestattet. Älter, aber stark beeinflusst vom Minoritentum, das durch Verquickung mit der joachimitischen Prophezeiung vom Evangelium des heiligen Geistes dem Franziskanertum ein verändertes Aussehen gegeben hatte, war die Beguinenbewegung in Südfrankreich um diese Zeit am weitesten verbreitet.[126])

Wo aber sonst in der Dichtung ihrer Erwähnung gethan wird, in einem Sirventes Peire Cardinals und in einer Pastorela Johan Esteves, also um 1230[127]) und 1288,[128]) spricht sich eine recht ungünstige Meinung über die heiligen Frauen — denn diese waren ihr am meisten zugethan — aus. Jener spielt schon auf unsittliche Vorgänge an, die man der Bewegung zur Last

---

[124]) Von den 44 Dichtern, die bei Gröber, *Rom. Stud.* II, 576, und P. Meyer, *Dern. Troub.* p. 6 diesem Zeitraum zugewiesen werden, sind nur etwa 10 in den Handschriften mit einigen Minneliedern vertreten.

[125]) *Grundriss* 76, 13, s. *Rev. lg. rom.* 32, 567.

[126]) S. Gebharts schönes Buch: *L'Italie mystique*, bes. S. 204 ff., 246 ff.

[127]) Eher später, da die Institution erst nach des heiligen Franziskus 1228 erfolgtem Tode neue Bahnen ging und doch erst einige Zeit gebrauchte, um in der vom Dichter angedeuteten Weise auszuarten; *Grundriss* 335, 1 Str. 7 (*MG.* 1233, im Grundriss nicht angegeben).

[128]) Datierung der Handschrift; s. Azaïs, *Troub. de Béziers*[2] 101.

legte. Bei Esteve wehrt sich die fromme Hirtin „bei dem Könige, den sie anbetet“ gegen die Unterschiebung, den Beguinen anzugehören. Bald darauf, in den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts, erlagen sie gemeinsam mit den joachimitischen Minoriten der von Rom unterstützten Pariser Universität, und zwei dunkle Gedichte Raimons von Cornet,[129]) aus denen tiefer Groll gegen den Papst spricht, den Antichristen, bilden ihre ganze poetische Hinterlassenschaft. Es ist nichts erhalten, was der Süden den nordfranzösischen Dichtungen der Beguine und ihrer mystischen Glut an die Seite stellen könnte.[130])

Eine Gründung, die unmittelbar den Weissagungen des Kalabresen Joachim von Fiore[131]) über die nahe bevorstehende Erfüllung der Offenbarung und das Evangelium des heiligen Geistes ihren Ursprung verdankte, waren die Brüderschaften vom heiligen Geiste. Dadurch, dass sie jene gefährlichen Gedanken in Laienkreise trugen und so milderten und verflachten, erlangten sie die Duldung und Förderung der Kirche. Ein Seitenstück zu den italienischen Laudesen, begingen auch sie ihre gemeinsame Andacht, wie es scheint, oft in poetischer Form. In den Papieren einer solchen Brüderschaft ist uns ein Gedicht von 42 Strophen erhalten, das aber, als versifizierte Predigt, nur erwähnt werden mag.[132])

Weitere Kreise schlug die Gründung des Franziskanerordens. Diese Verjüngung des Christentums, die über dem unbeugsamen Gesetz von Lohn und Strafe die göttliche Liebe neu offenbarte und alle Stände gleichmässig zur Gottesfeier lud, musste auch die Vulgärdichtung in höchstem Masse befruchten. So hat sie in Italien zum ersten Male wieder eine eigene Litteratur geschaffen: aus dem lebendigen Erfassen der Heilsgeschichte ein neues Drama, aus dem fast pantheistischen Ansichdrücken des Göttlichen eine neue

---

[129]) Noulet et Chabaneau, *Deux manuscrits provençaux du XIVe siècle,* Montpellier-Paris 1888, No. 25 u. 26.

[130])S. *Z. f. r. Ph.* XIII, 35. Es mag gleich bemerkt werden, dass Geistliches von Frauen in provenz. Litteratur vergebens gesucht wird (Vgl. O. Schultz, *Die provenz. Dichterinnen,* Leipzig 1888, S. 6). Wir müssen schon bis 1496 herunter gehen, um in der Dame von Villanova die erste geistliche Dichterin zu begrüssen. — Ein altes von P. Meyer, *Rom.* I, 408, bekannt gegebenes Mariengebet in Reimpaaren ist nur ganz leicht für die Andacht einer Frau überarbeitet. So ist V. 19 wohl *servidor* in *serveiris* gewandelt, aber das ursprüngliche Reimwort *lauszor* ist stehen geblieben.

[131]) Um 1200, s. Gebhart Kap. 2.

[132]) A. Thomas, der es *Rom.* VIII, 211 herausgegeben hat, setzt es zwischen das 12. und 13. Jahrhundert. Da aber die Gesellschaften vom heiligen Geist erst im 13. Jahrhundert als Folge der geschilderten religiösen Erregung entstanden, so sagen wir besser 13. Jahrhundert (s. auch Holtzmann und Köppels *Theolog. Handwörterb.* unter „Kalandsbrüder“). Auch das bedeutende Ueberwiegen der weiblichen Reime weist auf spätere Zeit (Reimschema: a' a' a' b a' b; nur Str. 38 hat a männlich).

Lyrik. Die ältere Schwester gab ihre ausgebildeten Formen her, erhielt aber nichts als Gegengabe. Ein Minorit[133]) besang die Jungfrau mit matter Stimme nach alter Weise. Zwischen zwei Gebetstrophen ist eine Strophe eingeschaltet, in der er sagt, dass er eigentlich nichts zu sagen habe, nämlich zum Lobe der Jungfrau, das er sich zur Aufgabe gemacht hat.

Ein Franziskaner aus Apt, der in 68 achtzeiligen Strophen die Litaneien paraphrasierte, gehört erst dem folgenden Jahrhundert an.[134]) In Matfre Ermengauts Abendmahlsallegorie[135]) weht trotz der wenig geschmackvollen Metaphern ein leiser Hauch mystischen Geistes. Fromme Lieder aber sind uns von ihm nicht aufbewahrt.

Und doch scheint es, als habe gerade in Béziers, das, vielleicht eben durch Ermengauts Persönlichkeit, um diese Zeit ein kleines litterarisches Centrum wurde, das religiöse Lied einige Pflege gefunden. Von fünf Dichtern, die dieser Stadt selbst angehören,[136]) haben drei auch fromme Gedichte verfasst:

Raimon Gaucelm,[137]) ein etwas anmassender Moralist (vgl. besonders 401, 3 und 9), hat kein Minnelied, wohl aber u. a. zwei Gebete verfasst. In dem einen (*Grundriss* 401, 2), Bitte und Mahnung zugleich, kommt er über die Gemeinplätze von Sünde und Vergebung, von der Unentrinnbarkeit des Todes nicht hinaus. Die Tornada

[133]) Der „Fraire Menre" der Handschriften CR (*Grundriss* 159, 1). Seine Identität mit dem Mönche von Foissan („Froissar" schreibt Raynouard, *Choix* IV, 469), von Raynouard *a. a. O.* und von Azaïs (*Troub. de Béziers* ² p. 86) angenommen, wird von Chabaneau (*Hist. gén. du Lang.* X, 349) mit Recht bezweifelt, da dieselbe Handschrift beide trenne. Der Mönch von Foissan (den A. Thomas, *Rom.* IX, 51 mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit mit Jaufre de Foixa identifiziert) zeigt sich in seinen 3 Liedern als Meister des Minnestils und guten Kenner der Klassiker (besonders 304, 1). Er hätte zum Lobe Mariä ganz andere Töne gefunden. Unser Lied gehört noch in das 13. Jahrhundert. Die richtige Flexion ist in Raynouards Text leicht herzustellen. Auch sind Nachbildungen alter Lieder in Form und Reim, wie dieses eine ist (s. S. 168) nach 1300 nicht mehr nachzuweisen. Ich gebe einige Aenderungsvorschläge. Ia. *voluntatz.* b. *fass'.* c. *los.* f. *tals.* g. oder h. fehlt, es stand etwa *plena de cortesia?* i. *Jhesu.* r. *obratz.* II. i. *fos ajustatz.* o. *Dona, lo be qu'es datz.* t. und u. *Per vos es restauratz, dona, cel qu'es salvatz.* III. q. *merces.*

[134]) Der Herausgeber Lieutaud, *Rev. lg. rom.* 29, 221, begrenzt die Abfassungszeit zwischen 1317 und 1369.

[135]) Bartsch *Denkm.* 81—85. Die Weihnachtsepistel an seine Schwester fällt nach 1289, wo er noch nicht Minorit war.

[136]) Nach Azaïs, *Les Troubadours de Béziers* ² 2.

[137]) Die Zeit seines Dichtens wird durch die Daten der Handschrift zwischen 1261 und 1271 gelegt (*Grundriss* 401, 7 und 401, 2; Azais p. 3 und 12). Gestorben ist er nach der *Hist. litt.* 19, im Jahre 1281. Er ist danach der älteste von Allen.

fordert zum Vertrauen auf die rettende Macht der Jungfrau auf.[138])

Etwas mehr Situation, Persönlichkeit zeigt das zweite Gedicht (401, 5). Der Dichter nimmt eine Krankheit als gottgesandte Mahnung zur Selbstbesinnung und zum Gebet. Er knüpft hieran den Tadel der Gottesverächter unter Hinweis auf die ewigen Strafen.

Joan Esteve[139]) hat auch Erotisches hinterlassen: ausser zwei Liebesliedern (*Grundriss* 267, 2 und 11) noch 3 Pastorellen, in deren einer (*Grundriss* 267, 9) der begehrliche Dichter von einer Kuhhirtin mit einer Predigt ergötzlich abgespeist wird. Keines dieser Lieder ist nach 1284 datiert; so hat ihn vielleicht ein öffentliches Unglück am Himmelfahrtstage dieses Jahres, das er in beweglichen Worten, nur in etwas zu künstlichen Reimen besingt,[140]) ernst gestimmt. Noch muss er seinem vornehmsten Gönner, Guilhelm von Lodeva, die Totenklage singen (*Grundriss* 267, 10; nach Azaïs 77 nach 1286); und so mag das Bussgebet in die letzte Zeit seines Dichtens und Lebens fallen. Der Inhalt ist nicht verdienstlich. Nach kurzem Glaubensbekenntnis bittet er um Sündenvergebung, einen milden Spruch am Tage des Zornes, und wiederholt dieselben Gedanken bis zum Schlusse. Schwierigkeiten der Interpretation entstehen durch das komplizierte Metrum. Seiner sich mehrfach offenbarenden Vorliebe für Mischung der Metra lässt Joan hier die Zügel schiessen: Verse von 1—7 Silben wechseln in Strophen von 42 Zeilen; selbst die greulichen *motz trencatz* werden zu Hilfe geholt.[141])

Auch der dritte, der hier zu nennen ist, Bernart von Auriac,[142]) huldigte in jungen Jahren der weltlichen Liebe; ein Lied schlägt einen sehr lockeren Ton an. Zugleich ist er aber auch ein Zeuge dafür, wie die Dichtung immer nüchterner und hausbackener wurde. Er beschliesst nämlich ein Lob seines Kunstgenossen Guilhem Fabre von Narbonne[143]) mit den Worten: „Zu Gott und der hl. Maria bete ich, wenn sie einem Sünder so weit Gehör leihen wollen, sie mögen Herrn Wilhelm bald ein Kind

---

[138]) 4e: . . *no·us pessetz, Dieus y honre paratge* übersetzt Azais S. 13: *ne vous contera pas Dieu une honorée noblesse;* vielmehr: glaubt nicht, dass Gott da (beim jüngsten Gericht) Adel ehre. — Einige Flexionsfehler (2 f, 4 f, 5 d) sind leicht zu ändern 3 h l. statt *vencson* (das nicht belegt ist) *vengon* (als Konj. Praes.). 5a. hat Mahn Ged. 190 (C) richtig *deuram* (Condit. I, s. Appel *Chrest.* XXXVIII).

[139]) Er dichtet zwischen 1270 und 1286 (Az. S. 69 und S. 74, 77).

[140]) *Grundriss* 266, 4; vollständig *Rev. lg. rom.* 32, 100.

[141]) Einige Missverständnisse bei Azaïs (110—115) rechtfertigen vielleicht einen neuen Uebersetzungsversuch; s. Anhang.

[142]) Um 1283, s. Azaïs S. 44.

[143]) *Grundriss* 57, 2. Ich übergehe seine Wortspiele auf den Namen *Fabre*, die er geschmacklos genug ist, selbst zu erläutern.

schenken, bei dem ich, beliebt es ihm, zu Gevatter stehen möchte." Man denke sich etwa Peire Vidal, der Blacatz Kindersegen wünscht!

Sein Marienlob, — die Parodie einer Liebeskanzone Richards von Barbezieux — hält sich auch im höfischen Minneton: Die „süsse Herrin des Paradieses" will er zu seiner Dame machen, weil, ihr zu dienen, Wonne und Ehre bringt. Die falsche, die Liebe zur Welt, bringt üblen Lohn. An Gott gewendet (in Str. 5) dankt er ihm, dass er in die Jungfrau herabgekommen und durch seinen Tod unseren Tod getötet hat (*Grundriss* 57, 1).[144])

In der Schule von Béziers Nachbarstadt Narbonne, deren Förderung sich insbesondere die Grafen von Rodez angelegen sein liessen, ragt Guiraut Riquier hervor. Diez (*L. u. W.* [2] 409) betont seine „Neigung zum lehrreichen, womöglich gelehrten Vortrage", die sich besonders seit 1273 geltend macht, woher auch seine ersten Briefe datieren. Es ist die Zeit, wo in Marseille Bertran Carbonel und in Arles Guiraut del Olivier ihre Weisheit in Sprüche bringen. Hand in Hand mit seinem weltlichen Dichten, seinen Liebesliedern an *Belh-Deport*, geht sein geistlicher Gesang, schon 1263 beginnend.[145]) Guiraut hatte — das kennzeichnet den Epigonen — keine Ursache, nach durchstürmtem Leben Busse zu thun. Er huldigt einer durchaus platonischen Leidenschaft, und erscheint in seinen bürgerlichen Verhältnissen als besonnener, ja übergenauer Wirtschafter, wenn wir Guilhem von Mur glauben dürfen (*Grundriss* 248, 36). Er lässt in der That in den Widmungen an seine Gönner manchmal in unschmackhafter Weise durchblicken, dass sein Lob Bezahlung erheische.

Bis 1284 ist nur vereinzelt Geistliches zu verzeichnen, ausser einer Marienkanzone und einer Mariendansa drei als Vers bezeichnete Gedichte voll Buss- und Reuegedanken, an Gott und die heilige Jungfrau.[146]) Nun aber tritt die Religion in den Vordergrund seines Schaffens: bis 1290 dichtet er alljährlich ein oder zwei geistliche Sachen. Nichts von weltlicher Liebe mehr, getreu dem 1282 gegebenen Worte. Auch in den weltlich-moralischen Stücken tritt das religiöse Element stark hervor, nicht nur in der Gesinnung, auch in längeren oder kürzeren Schlussgebeten.[147])

Nicht weniger als 14 geistliche Lieder sind erhalten: In 7

---

[144]) Aehnlich schon „*O Maria deu maire*" Str. 13: *Vida qui mort aucis*; lateinisch schon früher: . . *morte mortem destruens Sexta subegit sabbati* (Mone 85).

[145]) Angenommen er habe 1292 mit 70 Jahren das Dichten gelassen, so kämen wir auf ein Alter von etwa 40 Jahren, was vielleicht zu spät ist, da seine erste Kanzone 1254 datiert ist.

[146]) 1263, 1266, 1273, 1275, 1283.

[147]) Vgl. besonders *Grundriss* 248, 30. 45. 62. 84.

Bussgesängen giebt der Dichter meist der Reue über seine Willensschwäche Ausdruck, die ihn hindert, dem höchsten, himmlischen Gute nachzuleben.[148]) An Maria wendet sich eines dieser Lieder,[149]) die stets als *vers* bezeichnet werden. In einem achten tritt er als anklagender Mahner auf.[150]) Der Jungfrau widmet er ferner ein Gebet,[151]) das er für einen Freund verfasst hat, eine Alba und 5 Kanzonen,[152]) in denen er sie meist unter dem Namen seiner einstigen irdischen Geliebten feiert: *Belh Deport.*[153]) Dieser Ersatz machte sich bei Guiraut besonders leicht. Preist er doch an der irdischen Erkorenen nie körperliche Reize, stets nur ihre Seelengaben. Er weist selbst den unehrerbietigen Gedanken weit von sich (*Grundriss* 248, 26). Unermüdlich wiederholt er den Dank an sie und die Liebe, dass sie ihm Wissen und Können, seine ganze Kunst geschenkt (z. B. *Grundriss* 248, 8, 23, 24, 29, 58). Seine *dona* ist ganz schon *Madonna* der Bologneser, seine Liebe die Liebe nach Dantes Auffassung: *Amor el cor gentil sono una cosa.*[154]) Ohne weiteres konnte er diesen Minnebegriff auf die Frau aller Frauen übertragen; er brauchte nur die Unerbittlichkeit, die pflichtgemäss an der irdischen Schönen haftete, aus diesem Bilde zu streichen. Folgende Strophen mögen das Gesagte erläutern:[155])

„Kein warmer, kalter oder lauer Beginn des Monats, in dem die Blumen hervorspriessen, lässt mich singen, aus Liebe zu meiner Herrin, der ich in Lauterkeit zugethan sein muss; nein, ich singe in jeder Jahreszeit wenn es mir gefällt. Denn sie, die ich liebe, ist die Edelste und Beste, die je gewesen, und ich hoffe, dass sie mich in Freuden erhalte; doch ihre Liebe schafft mir keine Qual . .

Fest muss ich Herz wie Verstand im Zaume halten, dass mein Wille mich nicht in Thorheit durch irgend welche Abirrung zum Fehl gegen die Schöne treibe, die ich anbete; denn mit allen Reichtümern werde ich gesegnet sein, wenn ich von ihr geliebt bin. Darum muss ich rechte Gewalt über mein Herz üben, wenn es zu unziemlichen Benehmen neigt. .

---

[148]) *Grundriss* 248, 44. 46. 58. 59. 61. 69.

[149]) *Grundriss* 248, 44.

[150]) *Grundriss* 248, 86.

[151]) *Grundriss* 248, 73. Durch eine Lücke in der Handschrift ist die Bezeichnung verloren. Da das Lied herausgestellt ist, wurde es nicht als Kanzone angesehen; ist zu ergänzen: *ses[ta pregieira fes]?*

[152]) *Grundriss* 248, 7, 27. 47. 48. 70 (Alba).

[153]) *Grundriss* 248, 86, Str. 7. heisst es: *A la verge digna, maire d'amor, De qui ai fag Belh Deport, si l'agensa, Coman mi eys.* Vgl. *Grundriss* 248, 27 (Str. 6), 55 (Str. 6) 88 (Str. 6).

[154]) Daher sagt er vom rechten Liebhaber (248, 18.) *Que nulhs vils faitz far, pessar no l'agensa.*

[155]) Aus *Grundriss* 248, 47.

Gute Thaten bringen Ehre, Dank, Ansehen und Hochachtung und gebühren sich für einen echten Liebhaber, und da ich die Beste liebe, so ziemte sich für mich wohl alles rechte Thun.

Wohl ziemte sich für mich alles rechte Thun,[156]) habe ich doch Hoffnung, in der höchsten Freude zu weilen durch die Mächtige, deren Lob Keiner nach ihrem Werte aussprechen kann; denn sie ist die Blume aller Schönheit, und ihr ist die Macht zu allem Guten verliehen; und ihr Name ist höchst anmutig, und ich glaube, redlich und wacker ist jeder, der es meiner Herrin zu Danke thut . . .“

So geht es noch durch eine Strophe weiter, bis er mit dem Geleite schliesst: „Meine Herrin möge den bitten, der von allen reingesinnten Liebenden geliebt wird, dass er mich zu einem rechten Liebhaber mache; denn sonst, vom Rechte, begehre ich ob meiner Thorheit keine Hülfe.[157])

Leicht sind hier Maria und Christus zu erkennen.

Zur Vervollständigung des Bildes diene folgender Gedichtschluss:[158]) „Meine Dame kann ich mit Fug meine „Schöne Lust“ nennen . . . Eifersüchtig bin ich auf keinen, der Liebe begehrt von der, die ich liebe; nein, ich finde grossen Gefallen daran. Und wenn einer sie nicht lieben will, so missfällt es mir sehr; denn von ihrer Liebe, glaube ich fest, kommt alles Gute.“

Guiraut zeigt sich hier als Vollender dessen, was in Ansätzen schon früher versucht worden war. Heute erscheint diese Art von Marienlob fast wie eine Bankerotterklärung der provenzalischen Dichtkunst; zeugt sie doch von dem Unvermögen, dem neuen Gegenstande einen entsprechenden Ausdruck zu geben, von tiefem Unverständnis für die innere Form eines Stoffes.

Einen eifrigen Nachahmer und Übertreiber fand Riquier in seinem jüngeren Zeitgenossen Folquet aus Lunel.[159]) Freilich haben Millot (II, 139 ff.) und Eichelkraut[160]) Unrecht, wenn sie alle seine 6 Kanzonen für Marienlieder halten. Dass er weltlicher Minne gehuldigt hat, geht aus V. 521—525 seines „*romans de mondana*

---

[156]) Die *Coblas* sind *capcaudadas per bordós.*

[157]) Der bekannte Gegensatz von Gerechtigkeit und Gnade.

[158]) *Grundriss* 248, 88; 6a und Str. 7.

[159]) Folquet war 1284, als er seinen *romans* abschloss, nach eigener Angabe (V. 535-8) 40 Jahre alt, also, als Riquier 1254 seine Laufbahn begann, zehnjährig. Er hat ihn auch einmal nachgeahmt (*Grundriss* 248, 19 = 154, 6 in der Form, s. u.). Wenn im Folgenden über ihn ausführlicher gehandelt wird, als sein poetisches Verdienst es rechtfertigt, geschieht es, weil in Eichelkrauts Darstellung Manches zu berichtigen, an seinen Texten Manches zu bessern ist, wozu ich durch neue Abschriften der Handschriften gerade in der Lage bin.

[160]) Dr. Franz Eichelkraut, Der *Troubadour Folquet de Lunel,* Berlin 1872, S. 12.

vida"[161]) hervor, wonach es ihm der Bischof von Maguelonne zum Vorwurf machte, dass er nicht mehr von „*vanetatz*", nur noch von Gott und der Jungfrau singe. In Lied 3[162]) richtet er seinen Tadel gegen ungeduldige Liebhaber; es gäbe ja auch Damen, die nicht eher ihre Liebe zu offenbaren wagten, als bis sie die Hofmacher erprobt hätten. Wenn er in Str. 5. gar von den Heuchlern spricht, die manche keusche Frau unschuldig in schlechten Ruf brächten, so kann dieser Inhalt mit dem verstecktesten Marienliede nicht bestehen.

Auch Lied 5[163]) ist, wie die Tornada lehrt, eine weltliche Kanzone: „Graf von Rodez,[164]) sagt der Dichter, Ihr haltet wacker und lustig Hof, wen es auch verdriesse; und meine Holde fürchtet sich so sehr vor dem Fehltritte, dass sie mir nicht geneigt werden (*esdevenir*) will." Das Gedicht selbst schildert die Qualen des Liebenden, der sich, dem Schiffer gleich, auf's hohe Meer der Minne gewagt habe, hoffend, sich rechtzeitig salvieren zu können, nun aber rettungslos im Sturme treibt.

Dieses sind die Reste seiner Jugenddichtung. Mit seinen Marienliedern machte Folquet bei dem Grafen Hugo wenig Glück, der an Hugos von St. Circ Minneliedern Gefallen gefunden hatte und selbst dichtete. Den rechten Grund lässt Folquet aus dem Geleite von Lied 4[165]) erraten, das lautet: Wenn unser Graf von der schwarzen Dirne lässt, die einer Vogelscheuche im Bohnenfelde gleicht, und aufhört, meine Holde[166]) zu schmähen, dann sind wir alle wohl versorgt (*ric*)." Offenbar liess der alte Graf in späten Jahren sich und sein Land von einer guten Freundin regieren, und langweilte sich bei Folquets Salbadereien, den er zudem nicht persönlich kannte.[167])

Den gleichen Tadel äussert er noch zwei Mal gegen den Grafen. In Lied 6[168]) weiht er eine ganze Strophe (5) seinem Preise, und fährt in der Tornada fort: „Königin, keusche Mutter, Tochter des keuschen Vaters, dich achte ich als meine Holde; und der wackere Graf von Rhodez spricht grossen Irrtum aus, wenn

---

[161]) Eichelkraut *a. a. O.* S. 26 ff.

[162]) Eichelkraut *a. a. O.* S. 19—20.

[163]) Eichelkraut S. 13.

[164]) Gemeint ist Graf Hugo (1213—1272), wie sich weiterhin zeigen wird.

[165]) Eichelkraut S. 17.

[166]) *ma gensor*; Millot macht daraus „*Gerson*", den Verstecknamen, unter dem Folquet die Jungfrau besungen haben sollte.

[167]) Das geht aus Lied 6, Str. 1 hervor: . . *aug dire, qu'anc no's seys Plus francx coms ni plus adreys.*

[168]) Eichelkraut S. 21.

er vor Dir eine andere anruft:[169]) doch Kampf und Streit will ich immer mit ihm führen, bis er sich von der Schmähung abwende, die er jetzt über dich ausspricht; doch weil ich der Seine bin, so bringe ich ihm meine Kanzone dar.[170])

In der Zeitfolge reiht sich Lied 2[171]) daran. Auch hier bringt die Tornada Lob und Vorwurf für den Grafen: „Zu meinem Herrn, der Graf von Rodez ist, nimm deinen Weg, mein Lied, der rechte Hofesart (*pretz*) erhält, und sage ihm, er möge Busse thun, wenn er übel redete von meiner Holden, so die Jungfrau Maria ist."

Bei dem frömmeren Sohne[172]) hat er denn für seine Lieder das erhoffte Verständnis gefunden, das der Vater ihm versagt hatte. Denn ihn haben wir in dem Grafen von Rodez zu sehen, dessen Lob er in Lied 7[173]) nah und fern hinzutragen verspricht, weil er seine (des Dichters) Holde recht von Herzen[174]) liebe.

Die Lieder 154, 4, 6, 7 gehören der Marienminne an. Im ersten erfahren wir auch, warum er die Jungfrau zu seiner Dame gemacht hat. Der Dichter sieht, wie die Poesie in Misskredit geraten ist.[175]) Er findet den Grund dafür in der Wahl unpassender Gegenstände: Heute fände man Leute genug, die jedem über alles, was ihm beliebe, übel angebrachte Kenntnisse,[176]) Ärgerliches und Ungehöriges vortrügen. So sei auch eine wirkliche Kanzone von rechtem Gehalte nicht willkommener als die Rufe eines Bettlers. „Wer aber lobt, was wahren Lobes wert ist, der darf nicht getadelt werden, sondern man muss ihm Dank dafür wissen, dass er das Wahre preist.

---

[169]) Zu trennen: *qu'autr' ans apelh?* Meine Abschrift hat *quan vaus*. l. *qu'anc no·us apelh*, dass er dich nimmer anruft? Dann passte *ditz* im vorhergehenden Verse schlecht (Meine Abschr.: *ertz*).

[170]) Die bei Eichelkraut (S. 22) sinnlosen 2 letzten Verse liest meine Abschrift: *Tro que del maldir se fleys*, *Qu'ar ditz de vos*; *mas quar so Sieus, li prezen ma chanso*. E. zählt S. 10 dieses Gedicht zu den dem Grafen Heinrich gewidmeten, obwohl er (V. 45.) den *comt' Hugo* sogar im Reime hat. So ist ihm auch Lied 4 Str. 3 unklar geblieben (S. 10), wo der Dichter sich vornimmt, sein Lied dem Grafen Heinrich zu widmen, wenn man ihn auf den Thron erheben würde, während (nach E.'s Meinung) derselbe Graf in der Tornada wegen der „*vilhassa neyra*" getadelt wird. Dieser ist der regierende Graf Hugo, jener ist sein Erbe, der ihm 1272 in der Regierung gefolgt ist.

[171]) Eichelkraut S. 24—26.

[172]) Die *Hist. gén du Lang.* IX p. 165 berichtet von seiner Wallfahrt nach Kompostella.

[173]) Eichelkraut H, 22—24.

[174]) *mot* (Hs. und E. *mor*) *ben*.

[175]) Spezieller die Kanzonendichtung, die in den Augen des Publikums den Vergleich mit derjenigen der alten „Doktoren" nicht aushalte. Aehnlich sprach sich der Toulousaner Guilhem von Montanhagol aus 225,7, *Riv. fil. rom.* I. 34). Er behauptet, die Alten hätten das Minnethema noch nicht erschöpft; das wolle er zeigen.

[176]) ? *mal saber*.

Doch wer einem lügenhaften Gegenstande prahlerisches Lob widmet, den muss man tadeln und ducken (*far enic*), doch nicht, wenn er meine Dame lobt, die nie gefehlt hat.“ Maria wird nirgends genannt, der Dichter lässt nur erraten wen er meint. Die beiden anderen Lieder führen die Hypostase Mariä — wenn man es so nennen darf — am weitesten durch. Lied 6 beginnt mit dem Hinweis auf die zu Ostern erwachende Natur; es vermischt das Lob des Grafen mit dem der Herrin, an der sogar gerühmt wird, dass sie sich weder spiegele noch bemale, oder Galanterieen[177]) anhöre. Erst in Str. 4 lässt Folquet durchblicken, wen er meinen könne, mit den Worten: So herrlich ist ihr Wert, dass Alles was sie thut, Gott gefällt.“[178]) In der ersten Tornada redet er dann die Jungfrau als Gottesmutter an. Lied 7[179]) endlich bewegt sich gleichfalls auf den Gemeinplätzen der Liebeslyrik, und überlässt es dem Leser, die Angebetete zu erraten. Wenn er es allen zur Pflicht macht, ihr den Hof zu machen (Str. 3), und sich glücklich schätzt, seinen Schaden rechtzeitig bemerkt und in der Liebe zu dieser Schönen Rettung gefunden zu haben, so erleichtert er einem diese Aufgabe allerdings. Das Gedicht ist das Barockste, was wir von Folquet kennen. Die 2 Reime *-il* und *-ila* gehen durch das ganze Gedicht, noch dazu als *rims maridatz*. Die dadurch nötig gewordenen Wort- und Sinnbrechungen gereichen ihm nicht zur Zierde.

Lied 2 ist ein Marienlob in der alten, kirchlichen Art. Maria wird hier als Gottesmutter, Jungfrau und Fürbitterin der Seelen gepriesen, die unbefleckte Empfängnis vom heiligen Geiste unter dem bekannten Bilde des Sonnenstrahles verherrlicht, der das Glas, durch das er geht, nicht verändert. Str. 5 ist Gott selber gewidmet, ganz wie die meisten lateinischen Marienlieder mit einem Gebete an den Herren schliessen.[180])

Dem gleichen Kreise, wie die beiden eben Genannten, gehört Bernart von Venzac[181]) an. Zwei in der dunklen Manier und in schweren Reimen gehaltene „*vers*“ allgemein moralisierenden Charakters sind dem Grafen Hugo von Rodez gewidmet, der in ihnen als angesehener Kritiker erscheint; denn er wird um Besserung

---

[177]) *dompneys* (V. 25).

[178]) V. 34/35: . . *qu'a(r) dieu(s) es belh Tot quan fai.* E. schreibt *quom dieus*, . .

[179]) E. übersah eine Strophe (Vgl. *Rev. crit.* 1872, p. 11). weshalb ich sie hersetze (Str. 4): *Ges l'eranha tan prim no tey[s]h ni fila, Quon a mestiers qu'om lieys lauzan prim fil, Se tot l'obra, s'es prima, ges estrila Non deu esser ni·s fa de luec estril. Per qu'a mestiers, qu'om ta ferm l'aperfil, Que sia fortz plus, qu' autra s'aperfila; si que tos temps sia durabl'e fi l' (l)avol hom[e] far per s'amor ses (tot) [fil a] (silha).*

[180]) S. u.

[181]) Ueber seine mutmassliche Heimat s. *Hist. gén. du Lang.* X, 338.

etwelcher Mängel gebeten. In diesen Gedichten zeigt sich bei aller Abgedroschenheit der Moral doch eine gewisse Lebendigkeit des Vortrags, und dasselbe lässt sich von seiner geistlichen Alba sagen, die, wie diejenige Folquets[182]) in der Hauptsache, ein Gebet ist. Der Ausdruck ist, im Gegensatz zu jenen beiden Stücken, durchweg klar, die Reime nicht gesucht. Er bestätigt somit das oben über das *trobar clus* in religiöser Lyrik Gesagte.[183])

In die Gegend von Toulouse[184]) führen uns zwei Namen, dle aber keinem bestimmten Kreise zugewiesen werden können.[185]) Der Erste, Guilhem von Autpol,[186]) sonst noch als Dichter einer Pastorelle, eines Planh auf den heiligen Ludwig IX. und einer fingierten Tenzone mit Gott bekannt, hat eine Marienalba verfasst, ein Gemisch von Hymnus und reumütigem Bussgebet. Eine gewisse Feierlichkeit verdankt sie den langen Strophen aus Zehnsilbnern.

Von Guilhem von Ieiras ist uns nur ein Gebet erhalten, worin ein reuiges Herz Gott um Vergebung und Maria um Fürbitte anfleht. Vielleicht ist es nicht ohne Bedeutung, dass in dem Kloster des Ortes, der ihm den Namen gegeben hat, Hugo von Digne (Dinhas), der Bruder der heiligen Dousselina, in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, die joachimischen Prophezeiungen fortsetzte und ein starkes religiöses Leben entfachte.[187]) Die Art, wie in Strophe 6 über Sünde und Vergebung gesprochen wird, verrät Vertrautheit des Dichters mit scholastischer Dialektik; möglich also, dass er Kleriker gewesen ist.[188])

---

[182]) Ueber einen, und vielleicht nur zufälligen, Anklang an Peire-Espanhols Alba in 2 g s. Schlaegers unten zitierte Schrift S. 56.

[183]) Hier einige Textänderungen: V. 5: *tot lo sieu mandamen.* 6: *resplanden.* 8: *Li archangel e'lh angel . .* 9: *tuit lisant.* 15: *amors.* 16: *doussors.* 17: *entro* (für *e nos*). 27: *Lo nostre tortz no'l si'en membramen.* Denn *ia* ist immer zweisilbig bei ihm, selbst in Konjunktiven des Präsens wie *capiam* (3-silbig V. 18) und *recipia* (4-silbig 71, 3, V. 57). Daher ist in 71, 1 V. 56 und 59 statt *retengutz tengutz* zu lesen.

[184]) Mazamet, Dep. Tarn (? s. *Hist. gén. Lang.* X, 3) und Hyères beide wenig östlich von Toulouse.

[185]) Ich lege hauptsächlich P. Meyers Verzeichnis zu Grunde, *Dern. Troub.* p. 7. Ein sehr schwaches geistliches Mahngedicht, anonym überliefert (*a. a. O.* p. 123) gehört demselben Zeitraum an; wie es scheint, der eigentlichen Provence (vgl. den Reim *flors: bos*, *sermos: prezicados*).

[186]) Die von P. Meyer, Rom. 24, 128, behauptete Identität dieses Dichters mit Daspol ist kaum zu bezweifeln. Ausser seiner Beobachtung, dass, bis auf den letzten Vers, die Strophen der Alba und des Planh gleich gebaut sind, ist der Refrain in beiden zu bemerken.

[187]) s. Gebhart *a. a. O.* p. 204.

[188]) Folgende Textbesserungen seien vorgeschlagen: I e-f: [*f*]*i totz greus pec*[*catz aunitz, Pec*]*cans.* II d: nach *don* ergänze *sui.* e lies: *De laitz tortz suy envazitz.* III f-g: *aculhitz ab ferms conortz Fo, quar ques perdo.* VI g. lies *nos* (Mahn: *uos*). VII c-d: *A vos mi ren, qu'usquecs es A vostras mas comandatz.*

Bevor wir mit den Toulousanern die geschichtliche Uebersicht abschliessen, muss noch zweier Katalanen Erwähnung geschehen, deren Dichten den frommen Grundzug verrät, der durch die spätere katalanische Litteratur geht. Serveris von Girona[189]) Dichtung ist durchaus lehrhafter Natur;[190]) obgleich er in allen Stücken seinem „*Sobrepretz*“ seine Huldigung darbringt, auch wohl eine Bitte um Erleichterung seiner Liebessklaverei anfügt, hat er der unter diesem Versteckunamen besungenen doch nur eine Kanzone[191]) gewidmet. Sein Fach ist die allgemein moralisierende Satire und Belehrung. Hierhin gehört ein Gedicht (434, 15), das unter dem Bilde des alten Hirsches, der sich durch eine Mischung von Schlangengift und Quellwasser verjüngt, zur Erfüllung der Glaubenspflichten aufruft, nach der bekannten Art, wie man im Mittelalter die Vorgänge der fabelhaften Naturgeschichte ausdeutete. Ein „*vers de la hostia*“ beschäftigt sich mit dem Abendmahlswunder wohl in ähnlicher Weise, wie der eines toulousanischen Dichters später Zeit. Zwei andere Verse, von Himmel und Hölle und von Gott, werden gleichfalls lehrhaften Charakters sein. Endlich hat er auch eine Marienkanzone verfasst.[192])

Dieser Dichter lädt in mancher Beziehung zum Vergleiche mit Riquier ein. Beide neigen in technischer Hinsicht stark zu Künsteleien. Ihre weltliche Minnedichtung ist ohne Fleisch und Blut, und gemein ist ihnen die didaktische Ader, die bei Serveri nur noch fühlbarer wird. In gleicher Weise geben diese letzten der fahrenden Hofsänger ihrem Kummer darüber Ausdruck, ihr Brot erbetteln zu müssen.[193]) Sie haben sich gewiss am Hofe der Grafen von Rhodez kennen gelernt,[194]) und diese Bekanntschaft wird nicht wenig dazu beigetragen haben, dass Guiraut 1270 das Land der „*Catalas valens*“ aufzusuchen beschliesst, um dort rechte

---

[189]) Nach Milá (S. 367) blühte er unter den Königen Jakob I. (1213—1278) und Peter III. (1278—1285). Nur der letzte wird (in *Grundriss* 434, 1, 11) mit Namen genannt.

[190]) Vgl. Bartsch *Grundriss* S. 48.

[191]) *Grundriss* 434, 2.

[192]) Die letzten Gedichte sind ungedruckt und in dem Manuskript von Saragossa erhalten, von dem Milá in *Rlgr* 10, S. 225 ff. und Pagès in den *Annales du Midi* II, 514 ff. Inhaltsangaben gemacht haben. Letzterer verzeichnet noch eine weitere Anzahl Gedichte von demselben. Der Misserfolg Springers (s. S. 38 seiner Schrift über das Klagelied) hat mich von dem Versuche, Abschriften zu erhalten, abgeschreckt.

[193]) Vgl. 434, 12 und 248, 33.

[194]) S. die Zusammenstellung Restoris, S. 78 seiner *Letteratura provenzale, Milano, Hoepli*, 1891. Diese schöne und nützliche Uebersicht sei hier ein für alle Mal genannt. Die religiöse Lyrik wird in Kap. 9 behandelt.

Liebesart zu lernen (248, 65). So begegnen sie sich schliesslich in ihrer Neigung zum geistlichen Gesange.

Der Sohn Peters von Aragon, dem Serveri von Gerona seine Huldigungen darbrachte, Jakob II (1291—1327) verdient deshalb besondere Erwähnung, weil sein Mariengebet bis in die letzten Jahrzehnte des folgenden Jahrhunderts hinein das einzige Beispiel von Verwendung der Dansaform auf religiösem Gebiete ist.[195]) Nach dem lateinischen Kommentar, den sein Leibarzt, der auch sonst in provenzalischer Litteraturgeschichte genannte Arnaut von Vilanova[196]) dazu verfasste, versteht Jakob unter dem Schiff im Sturme, für das er die Hilfe der Jungfrau erbittet, die Kirche, die um die Wende des 13. Jahrhunderts unter schlechten Päpsten schwer heimgesucht wurde.

Aus der Schule von Toulouse ist in der 2. Hälfte des Jahrhunderts kein religiöser Lyriker mit Sicherheit zu bezeichnen. Hier, wo die Greuel des Albigenserkrieges noch täglich nachspielten, wo seit 1229 die Inquisition unter blutigem Protest arbeitete, war der rechte Boden nur für die polemische Dichtung, den Sirventes politischen und sittenrichtenden Inhalts; in ihm haben sich auch Dichter wie Guilhem von Montanhagol und Guilhem Anelier vorzüglich bethätigt.[197])

Den Sieg Roms in diesem Kampfe offenbart nichts so deutlich, wie die Gründung des *Consistori del gai saber.* Dass die Sieben von Toulouse die himmlische Liebe zum alleinigen Gegenstand des Minnegesangs erhoben, lag weniger an ihrer frommen Neigung als an äusserem Zwange,[198]) das wird durch nichts besser bewiesen, als durch eine Stelle ihres Statuts (*Hist. gén. du Lang.* X. S. 199), wo es heisst: . . *Cel que fa dictat d'amors que no's pot applicar a l'amor de Dieu o de la sua mayre sobre aysso deu esser enterrogat e*

---

[195]) Vielleicht ist die *canso e dansa mesclada* Hucs del Varlat die 1372 zu Toulouse preisgekrönt wurde, ein verstecktes Marienlied (*Joyas* p. 16), sonst ist keine vor 1455 datierte geistliche Dansa zu verzeichnen. Von unserer bemerkt der Herausgeber, De Lollis (*Rlgr.* 31), dass sie fast genau nach dem Schema der *Leys* gebaut ist. Es zeigt sich hier, wie die Formen fest werden, während Guiraut von Espanha in seinen Tanzliedern noch über eine erstaunliche Mannigfaltigkeit von Metren verfügt. Vgl. *Jeanroy, Origines,* 431.

[196]) S. Restori p. 137 über die Uebersetzung einer seiner Schriften; vgl. Morel-Fatio in Gröbers *Grundriss* II, 2, 112—3.

[197]) Vielleicht hat Pons von Santolh Marienlieder gedichtet. Der Planh auf seinen Schwager G. von Montanhagol (*Grundriss* 208, 1) schliesst mit der Bitte an die Jungfrau: *Per merce'us prec, qu'est vostre bendizen Regardetz si cum vostra creatura.* Möglich, dass dieses Lob in Liedern Ausdruck fand.

[198]) Vgl. *Noulets* Einleitung zu den *Joyas* III, und *Noulet-Chabaneau, Deux manuscrits provençaux du XIVe siècle* p. XII.

et am sagramen, segon que sera la persona et als senhors mantenedors sera vist. So war Gelegenheit gegeben, der Regel ein Schnippchen zu schlagen und die Herren von der poetischen Jury konnten ein Auge zudrücken. Dass übrigens nicht ausschliesslich fromme Lieder zum Wettbewerbe zugelassen waren, zeigt eine andere Stelle (*a. a. O.* S. 201), die vorschreibt, dass von zwei gleich guten Dichtungen, die den Vorzug bei der Preisverteilung erhalten sollte, „die sich auf Gott und seine Mutter anwenden liesse". In solchen Grundsätzen lag nichts, was dem geistlichen Gesange förderlich sein konnte; sie forderten dazu heraus, die ererbten Phrasen der Minnelyrik zu noch abgeblassteren, unpersönlichen Gebilden zusammenzuleimen, zur Uebertreibung dessen, was Guiraut Riquier und Folquet von Lunel angebahnt hatten. So konnte es kommen, dass Raimon von Cornet,[199]) einer der regsamsten Dichter der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, einen „Vers" im Minneton von Bernarts von Panassac in einer poetischen „*Gloza*" als Marienlied auszulegen unternahm, um ihn vom Verdachte sündhafter Liebe zu reinigen.[200]) Raimon selbst, der sich der neuen Schule gegenüber sicher eine freiere Stellung bewahrte, obwohl er an ihren Wettbewerben erfolgreich teilnahm, scheint sich dieser zweideutigen Manier bisweilen hinzugeben. Er verwendet nicht nur für Maria dasselbe *Senhal* wie für seine irdische Geliebte, *roza*,[201]) bei einer Kanzone wie No. XV bei *Noulet-Chabaneau* ist sogar unmöglich zu sagen, ob die himmlische oder die irdische Rose gemeint sei. Ebenso wenig ist es auszumachen, ob es die geistliche Liebe ist, die Raimons von Alayrac beim zweiten Wettbewerb (1325) preisgekrönte Kanzone[202]) feiert. In der 6. Strophe bittet er Gott, dass ihm nichts gefallen möge, wodurch er die Liebe verlieren könnte, und in der Tornada nennt er seine Dame „*mos castels*". *Turris Davidica* und Aehnliches gehört bekanntlich zu den Tropen für die hl. Jungfrau.

Mehr Anspruch auf unsere Aufmerksamkeit hat ein „Vers" Raimons von Cornet auf die rechte Liebe;[203]) von ihr heisst es in Str. 3: Nie wird ein Mensch, arm oder reich, die Freude heiterer Liebe ernten, ohne diese Welt um der Erkenntnis willen zu vergessen. Von tüchtigem Können zeugt die folgende Strophe (5): „Wisst ihr, woher der reinen Liebe Aehre aufspriesst, woher die

---

[199]) *Noulet-Chabaneau* p. XXI—XLVI.

[200]) *a. a. O.* S. 56—61.

[201]) Eine irdische Dame ist darunter zu verstehen in X, XII, XIII, XIV, LIII, Maria, ausser in XXVII, in nicht geistlichen Stücken: II, IV, V, VI, XX u. a., bei *Noulet-Chabaneau*; vgl. *Introduction* p. XII.

[202]) *Noulet-Chab.* No. XXXIX, *Joyas* S. 7—9.

[203]) *a. a. O.* No. XXVII.

Seele fruchtbringenden Samen empfängt? Aus edlem Herzen von erlesener Demut, das keine tadelnswerte Lust verspürt;[204]) aus ihm bringt sie Recht und Pflicht hervor, sodass die Pflanze reich damit bedacht ist. Ein Wesen von solchem Herzen lebt allezeit edel, wie es der Liebe kaiserliches Recht gebietet."[205]) Man bedauert, dass soviel wirkliches Talent keinen besseren Boden fand, und in der Verwesungsluft der akademischen Kunst sich in den seltsamsten Manieriertheiten, in technischen Kraftleistungen verpuffen musste.

Neben der frommen Dichtung weltlichen Stils geht die mehr kirchenliedartige nebenher. Derselbe Raimon hat 1330 das goldene Veilchen erhalten, für eine recht schwache „*corona*"[206]) auf Maria, die ihr Lob in den bekannten Epitheten der Kirche singt. Es soll das Lied gleichzeitig der Neu-Mondberechnung dienen, womit wir denn von Poesie schon weit ab sind. Auch das erste Preislied, das Mariengebet Arnaut Vidals[207]) ist in diesem Stile, aber weit verdienstlicher.

Die beiden bezeichneten Wege ist die Schuldichtung weiter gewandelt; sie hat später die Allegorie in ihren Bereich gezogen, gern auch Vorgänge der Erlösungsgeschichte in lyrischen Massen behandelt, aber keine neuen Formen des Ausdruckes mehr entwickelt, so dass sie vor dem leisesten Anhauch der Renaissance erbleichen musste. Die Zukunft der geistlichen Dichtung Südfrankreichs lag nicht in den Versen jener biederen Kaufleute und Juristen, sondern in den Weihnachtsstücken des Volkes.[208])

(Fortsetzung folgt.)

---

[204]) *Que re no vol on ops sia casticx.*

[205]) *Dregz emperials.*

[206]) *Noulet-Chabaneau* S. 39, vgl. S. XI.

[207]) *Joyas* S. 3—6.

[208]) Arnaut von Brancaleó, ein Dichter wahrscheinlich vom Ende des 13. Jahrhunderts, von dem ein frommes Lied erhalten ist, blieb deshalb im Texte unerwähnt, weil seine Heimat nicht einmal vermutungsweise anzugeben ist. Sein Gedicht (*Grundriss* 26, 1) wird unten näher besprochen werden.

Zum geistlichen Kunstliede in der altprovenzalischen Litteratur bis zur Gründung des Consistori del Gai Saber.

(Fortsetzung.)

2. Die Arten des geistlichen Liedes, ihr Inhalt und ihre Komposition.

Andächtige Stimmungen können sich in dreifacher Weise äussern. Menschen, die zum Lehrhaften neigen, greifen zur religiösen Ermahnung.[209]) Aus dem Bedürfnis, sein Herz, seine Schmerzen Gott anzuvertrauen, entspringt das Gebet, und aus der entzückten Betrachtung des Ueberirdischen endlich wird der Lobgesang, der Hymnus. Diese drei Arten des Geistlichen Liedes werden wir in der Litteratur der Provenzalen aufzusuchen haben. Sind sie aber schon in der Kirchendichtung nicht streng geschieden, sodass besonders Lobpreisung und Gebet häufig zusammen gehen, so sind die Grenzen in der volkssprachlichen Dichtkunst erst recht fliessend. Zwischen Mahngedicht und Gebet kann man Objektivität und Subjektivität des Ausdruckes als unterscheidendes Merkmal festsetzen, und nach dem Vorwiegen des einen oder des anderen Elementes eine Dichtung diesem oder jenem zuweisen. Auch Gebet und Lobgesang lassen sich durch dieses Merkmal von einander scheiden; denn in diesem hat die Persönlichkeit vor der Anschauung des Göttlichen ganz zurückzutreten. Da es aber nicht unsere Absicht sein kann, jedem Gedichte eine eigene Besprechung zu widmen, so muss es genügen, die Unterarten des geistlichen Gesanges in ihren Hauptgedanken und -wendungen zu umreissen, und solche Stücke, die ein besonderes Interesse bieten, herauszuheben. Dabei werden wir Gelegenheit nehmen, den Anteil kennen zu lernen, den einerseits der lateinische Hymnus, andererseits die weltliche Lyrik in provenzalischer Sprache in Stil und Gedanken an diesen Dichtungen haben.

Nach der Adresse trennen sich wieder die Lieder an Gott von denjenigen an Maria, wozu sich noch das wenige an Heiligenliedern

---

[209]) Gedichte, die nur Laster tadeln unter Hinweis auf die ewigen Strafen, wie es bei Peire Cardinal gern geschieht, sind nicht geistlich, sondern gehören dem moralischen Sirventes an.

Erhaltene gesellt. Da wir im Beginn der Hochflut des Marienkults stehen, wo das Marienlied auch eigene Formen entwickelt hat, so empfiehlt sich eine gesonderte Betrachtung. Aber ob sich der bussfertige und reuige Sünder an Gott oder an die heilige Jungfrau wendet, die Gedanken und Gefühle sind beide Male dieselben; um von diesen eine Vorstellung zu geben, müssen deshalb alle Lieder gleichmässig herangezogen werden.

Was wohlmeinender Rat einem gläubigen Gemüte im Mittelalter etwa sagen konnte, das findet sich in Gavaudas „*Patz passien ven del senhor*“ beisammen: die Erbsünde und ihre schlimmen Folgen, die Macht des Teufels durch die böse Lust, die Erlösung von ihm durch die Passion, Christi Versprechen der ewigen Seligkeit. Daher die Mahnung zur Nächstenliebe und zum Frieden; denn der Streit, der die Leidenschaft erregt, weckt auch die Sünde und giebt Satan Macht.

Eine ganze Gruppe bilden die Gedichte über die Nichtigkeit des irdischen Lebens und den Tod. Hierher gehören P. von Auvergne 13 und 14, Guiraut von Borneil 26, Folquet von Romans 10, *Wolfenb. Hs.* 2665—2727. Drei Argumente kehren in ihnen ständig wieder: alle, ohne Unterschied des Standes und Vermögens, sind wir dem Tode verfallen. Was ist also irdische, flüchtige Grösse gegen die Ewigkeit, die auf dem Spiele steht? Auf sie müssen wir uns bei Zeiten vorbereiten; denn ein plötzlicher Tod kann uns die Möglichkeit hierzu abschneiden. Die drei letztgenannten Gedichte zeigen sogar eine gewisse Familienähnlichkeit auch im Ausdruck. Vgl. z. B. die Anfänge:

G. v. Born: *Be veg e conosc e sai* . ., *Wolfenb.*: *Quant vei et consir et pens* . . ., F. von Rom: *Quan be mi sui apessatz* . . Nachdem sie die Flüchtigkeit und Eitelkeit des irdischen Lebens und die Unabwendbarkeit des Todes uns vorgehalten, gehen sie zum guten Rat über. Da heisst es bei Guiraut:

Vols que·t done bon conort? — bei Folquet: *Jeu no sai mas un conort*; — im *Wolf. Ms*: *Que·m pot donc ajud'atraire*? Und die Auskunft ist denn auch bei allen dreien die gleiche.

Dem Inhalt dieser Gedichte nahe stehen die Gedanken, mit denen Pujol die Hugueta von Baux und ihre Schwester ins Kloster begleitet (*Grdr.* 386,2). Hier schliesst der Dichter mit dem Bilde der himmlischen Verklärung beider. Zum geistlichen Liede ist natürlich dieses entsagende Abschiedslied von der Geliebten nicht zu stellen.

Eine dritte Gruppe ist dem Gegensatz zwischen der Liebe zur Welt und der göttlichen Liebe gewidmet, der natürlich auch in den Bussliedern und Lobgesängen häufig berührt wird. Ihm sind zwei Lieder Peires von Auvergne (19 und 20), eines von dem Dichter der *Wolf. Hs.* (V. 2550—2616) und eines von G. Riquier

gewidmet. Im 14. Jahrhundert hat den Vergleich noch einmal R. von Cornet (*Noulet-Chabaneau* XXVII) durchgeführt. Peire lässt nur erraten, welches das Liebesglück ist, das er dem gewöhnlichen gegenüberstellt. Lied 19, Nr. 3 heisst es: „Der lieblichsten Freude bin ich sicher, die je hier unter uns erschienen ist; und mir können die harten Reden böswilliger Menschen und glattzüngiger Lügner nicht schaden, denn der verständige Sinn und die Schönheit sind unveränderlich da, wo ich in Freude mit rechter Liebe geliebt werde.“ In Nr. 5 spricht er von den Plackereien, die unrechte Freundschaften ihm verschafft haben; aber jetzt fühlt er sich reich und durch reine Liebe geläutert. Dass von einer neuen irdischen Leidenschaft hier nicht die Rede sein kann, zeigen die Schlussworte des Gedichtes: Hier bedankt sich der Dichter für die ihm verliehene Gabe, Grossen wie Kleinen in der Kunst, ohne erlogenen Gegenstand zu dichten, überlegen zu sein, demjenigen, von dem sie ihm verliehen ist. Das kann kein anderer als Gott selber sein. In Lied 20 giebt uns Nr. 4 Aufschluss über das, was der Dichter unter der echten Liebe versteht:

. . Wer sich der weltlichen Freude zuwendet und sich des „jetzt wirst du sie haben“ für sicher hält,[210]) der hat sie dann doch nicht; denn je höher sie steigt, um so mehr nimmt sie ab. Denn wenn die Liebe eben noch hold war, wozu wird alsdann die Liebe bereitet, wenn man mir nicht verbürgt und versichert, dass sie es mir nicht morgen zu nichte mache? wozu, ausser um Zwietracht herbeizuführen? Ich weiss es nicht, und ich suche und erforsche die Liebe, in der es kein Wanken giebt, und wo mich frohe Hoffnung weidet.

Raimons schönen Gedichte (s. o. S. 200) kann man Corinther 13 zum Motto geben. Die geistige Liebe wird als Liebe schlechtweg, als Mutter aller Tugenden gepriesen, und das Lied derjenigen gewidmet, „die duftende Himmelsrose und geistliche Freude ist.“

Guiraut Riquier 86 ist eine Klage darüber, dass man Christi Verdienst vergesse, der uns mehr liebe, als wir ihn; dass wir um der Welt willen der Liebe zu Gott nicht gedenken. Gebete an Gott und die Jungfrau machen den Beschluss.

Mit Gebet enden die meisten Gedichte dieser Art, wie man ja jegliche Belehrung im M.-A. in dieser Weise zu schliessen pflegte.

In diesen so wenig wie in den Buss- und Reueliedern, zu denen wir uns jetzt wenden, werden wir eigentümliche Gedanken und Empfindungen anzutreffen erwarten; denn auf unser Gebiet

---

[210]) Nach Appels Vorschlag „*aferma*“ für *aserma*; und V. 39 *del* für *si*, das ich nicht verstehe.

lässt sich ja mit viel grösserem Rechte das harte Urteil anwenden, das Diez (*Ioes. d. Tr.* S. 122) über den Mangel an Persönlichkeit in der altprovenzalischen Dichtung ausspricht. Reue über weltliches Treiben, Anklage gegen das verführerische Leben, Versprechen der Besserung und Bitte um Kraft zur Busse, um gute Werke hinieden, um Gnade vor dem göttlichen Richterstuhle: dies ist der Gang, den die Gedichte in der Mehrzahl nehmen, ob sie sich nun an Gottvater wenden oder an die Jungfrau, wie Lanfranc Cigala mit Vorliebe, Guiraut Riquier bisweilen thut. Nicht der Inhalt an sich, wohl aber der verschiedene Ausdruck, den er bei den Einzelnen gefunden, macht ein näheres Eingehen lohnend.

Die Welt, die Erregerin der Sünde, wird mit wenig schmeichelhaften Ausdrücken bedacht; *malvais*,[211]) *venals*,[212]) *desleial*,[213]) *truan*[214]) sind ihre ständigen Beiwörter. Cadenet kann sich in der Verwünschung nicht genug thun:

Segles desleials, truans,
Fals, e mentaires d'enjans,
Ab vos non a nuills hom honor ni·be,
Pois ama dieu niel tem ni·l blan ni·l cre.

Diese Welt lockt mit ihren Scheinfreuden,[215]) mit süsser Sünde,[216]) und wer ihr dient, der wählt statt Glück den Tod.[217]) Wider des Menschen besseres Wissen zieht sie den schwachen Willen stets aufs Neue an sich.

Eine mildere Auffassung bekundet Peire von Auvergne (18, Str. 2); er hat gegen die Freuden dieser Welt nichts einzuwenden, nur beugt der Kluge vor und regelt bei Zeiten seine ewigen Angelegenheiten.

Der Teufel spielt, wie zu erwarten, keine kleine Rolle in diesen Gedichten. Sind wir gleich seiner Macht durch Christus entronnen,[218]) so bleibt er doch der grosse Verführer, der die Reue hindert,[219]) der Betrüger, der unseren Schwächen auflauert.[220]) Sein Werkzeug sind die Sinne, durch sie gewinnt er Macht über die Seele. Wie sie darum in der Minnelyrik gesegnet werden als Leiter der Liebe, so flucht ihnen der geistliche Dichter als Verderbern des Herzens.[221])

[211]) Ergänze *segle, mon*; cf. F. v. Rom. 10 Str. 1, R. Gaucelm 2, Str. 2.
[212]) Lanfr. 17, Str. 4. Zorzi 6, Str. 1.
[213]) *ibid.*
[214]) Cadenet 10, Str. 6; vgl. R. Gaucelm 2: *gualiador.*
[215]) F. von Mars. 19, Str. 1. G. Riq. 84 Str. 1.
[216]) Gavauda 9, Str. 4.
[217]) B. Zorzi 6, Str. 9.
[218]) Aim. Bel. 19, Str. 5.
[219]) Gavauda 9, Str. 8.
[220]) F. von Marseille 26, St. 3.
[221]) *Wolfenb. Hs.* V. 1926 ff., Cadenet 10, Str. 4.

Die weltlichen Sünden sind mannigfacher Art, und nicht immer begnügt sich der Bereuende mit allgemein gehaltenen Selbstanklagen.[222]) G. Riquier (44, Nr. 2) weiss sich nur von der Verzweiflung, der grössten Todsünde, von Mord und Raub frei. Die Gedichte F. von Marseille 19, B. Zorzi 6 und Lanfranc 17 und 18 geben sich als Sündenbekenntnisse, als Beichtlieder[223]) und gehen ziemlich ins Einzelne. Lanfranc gebraucht eine lange Strophe (17, Str. 3 dazu, B. Zorzi gar drei (6, Str. 3 bis 4), die er mit den Versen einleitet:

En chantan voill dir ma vida,
Quar sia ma colp' auzida.[224])

Aehnlich sagt Lanfranc (18, Str. 4): . . *farai li* (Gott) *chantan confessio.* Folquet betet (26, V. 14—22) ein ganz ansehnliches Sündenregister her. Es interessiert, auch den weltlichen Gesang unter den verwerflichen Dingen anzutreffen.[225])

Nun aber ist es mit dem Sündenbekenntnis nicht gethan; da Gott den Willen zur Um- und Einkehr,[226]) zum beschwerlichen Anfang den Mut gegeben,[227]) so gilt es Busse zu thun, ehe ein plötzlicher Tod die guten Vorsätze kreuzt.[228]) Von ihm heisst es bisweilen treffend, er liege im Hinterhalte,[229]) er heisst wohl auch ein Bogenschütze,[230]) oder der geschickteste aller Fechter.[231])

---

[222]) Wie G. v. Borneilh, F. v. Romans, G. von Hyères, J. Esteve 8, Minorit, Cadenet 10 u. a. m.

[223]) Doch sind diese Gedichte anders geartet, als die lateinischen oft recht langen Stücke, die den unpersönlichen Charakter von Beichtformeln ragen, vgl. Mone 26, *Rev. lg. rom.* XXXVIII, 120. Provenzalische Stücke dieser Art sind das sehr alte „*Deus receb me*“ (P. Meyer, *Anc. poés. rel.* 10—12) und ein von Chabaneau (*Rev. lg. r.* III, 4, 175) herausgegebenes Fragment des 13. Jahrhunderts.

[224]) Levys Ausgabe S. 50.

[225]) Bei Zorzi 6, Str. 4, Lanfranc 2,1. 10,1. Aim. v. Belenui 19, Str. 4 wird auch seinen Minnesang meinen mit den Worten: *Ailas del cor, com m'estreing, Quan mi membron li sospire DesleiaL*e[*'l*] *fals conortz.*

[226]) Aim v. Belenui 19, 1. Zorzi 6, 1. P. v. Auvergne 18, 1. R. Gaucelm 5, 1.

[227]) B. Zorzi 3, Str. 3.

[228]) L. Cigala 17, Str. 5, P. v. Corbiac Str. 7, (*Nos dormem, mas tu'ns revelha. Ans que'ns sia mortz vezina*) *Wolfenb. Hs.* V. 1543/4 (. . *no'm lascaç per merce Sofrir mort sens penedença*), Geneys der Joglar Str. 4.

[229]) „*agaiz*“, vgl. P. v. Alvergne 18, Str. 1, F. v. Romans 10, Str. 7, L. Cigala 17, Str. 5. — So heisst es ähnlich schon in der alten Hymne (Migne XVII, 62, Str. 7) *Ab omni mortis impetu, Defende tuum populum.*

[230]) P. von Auvergne 14, Str. 3.

[231]) F. v. Romans 10, Str. . Sehr plastisch heisst es in Flors de Par. Str. 21: *La mortz dur'e trista Ponh de son clavel.*

Da die Busse hauptsächlich in guten Werken besteht, so wird fast nie verabsäumt, um sie zu bitten.[232]) Um seiner vollkommenen Reinigung hinieden leben zu können, wünscht sich der Dichter wohl, noch dreimal so lange zu leben;[233]) aber in dem Bewustsein, sich doch nicht von seiner Schuld reinigen zu können, und lebte er noch tausend Jahre,[234]) nimmt der Reuige seine Zuflucht zur göttlichen Gnade, die doch grösser ist als alle Sünde,[235]) und allein der göttlichen Gerechtigkeit in den Arm fallen kann. Beide werden gern einander gegenüber gestellt. So widmet Lanfranc zwei lange Strophen (3 und 4) seines 10. Liedes diesem Gegensatze.[236]) Mit Klagen und Bitten will Folquet sich Gnade erzwingen, und mit den reinigenden Thränen der Reue.[237]) „Denn Thränen und Klagen und Weinen sind für die Seele Frucht und Blüte![238]) Andere berufen sich auf das, was Christus an dem Räuber am Kreuze, was er am Hauptmann Longinus gethan.[239]) Cadenet beruft sich auf Christi eigenes Versprechen: Du entbotest mir, zu welcher Stunde ich auch käme, du würdest mich nicht abweisen, und ob es auch die Zeit der Ruhe wäre (Str. 5). Guillem von Jeyras (*Grdr.* 220, 1) rückt der göttlichen Barmherzigkeit mit dem schweren Geschütze der Dialektik zu Leibe. Die Gnade, so argumentiert er, gehört zum Wesen Gottes. Aber keine Gnade ohne Vergehen, und je grösser dieses, um so grösser jene. Also ist die Sünde notwendig zur Bethätigung des göttlichen Wesens und damit der Vergebung sicher.

Aber fast nie wird veràbsäumt die heilige Jungfrau als

---

[232]) Z. B. Geneys Str. 5 und B. v. Venzac Str. 4

[233]) Cadenet 10, Str. 2.

[234]) L. Cigala 17, Str. 2.

[235]) Cadenet 10, Str. 2.

[236]) Vgl. L. Cigala 2, Str. 3; 18, Str. 6. Zorzi 3. 3; 6, 6. Riquier 47, Str. 7. Bekanntlich gehört er auch zum Formelschatze der Liebeslyrik; man vergleiche etwa Folq. v. **Mars.** 15, 4; 18, 4. Daude v. Prad. 6; Gausb. v. Poicibot 1, 5, Perdigo 9,3, Lateinisch *Per gratiam, non per meritum Nos ducas ad patrem et filium.* (Zs. 5, 553).

[237]) *Grundriss* 155 19, 121. Auch dieser Gedanke war Folquet als Minnedichter wohl vertraut, s. z. B. Lied 3, 14, 18. In solchen Fällen wird wohl stets an eine Bereicherung der Liebeslyrik aus der lateinischen Kirchendichtung zu denken sein; vgl. Einleitung.

[238]) *Grundriss* 155, 19, V. 130. Dasselbe Bild von der Quelle, die aus dem Herzen (nicht *cors* wie Raynouard druckt; vgl. G. v. Cabestanh 1: . . *l'amors per qu'ieu muelh Ab l'aigua del cor ma color*; ähnl. Bernart v. Ventadorn 42) in die Augen fliesst, kehrt bei dem Dichter von *des Sünders Reue* Stück II, noch ausgeführter Stück XII wieder. Man erinnert sich dabei an das, was Daude von Pradas in seinem *Romanz* von der reinigenden Kraft der Reuethränen sagt (V. 1046—49.)

[239]) Nach dem *Ev. Nicod.*; vgl. G. v. Hyères 3, *Wolfenbütt. Hs.* Stück 8, Joan Esteve 8, Str. 4.

Mittlerin zwischen Gott und seinen Menschen anzurufen, war doch der Grundstein ihres Kultus der Glaube, dass sie nicht nur für den einen Akt der Menschwerdung, sondern dauernd zum Gefässe der Gnade erlesen sei.[240]) Meist wendet sich der Dichter zum Schlusse an sie, gleichsam um den letzten, höchsten Trumpf auszuspielen, sei es in einer der letzten Strophen,[241]) sei es in der Tornada.[242])

Um ein vollständiges Bild von dem Vorstellungskreise zu haben, in dem sich diese Lieder bewegen, müssen wir den Dichtern noch in den Himmel folgen, den sie erhoffen, und in die Hölle, der ihr Zittern und Abscheu gilt.[243]) Anschauungen von kräftiger Plastik begegnen uns hier so wenig wie sonst vor Dante.

Die Seligkeit ganz allgemein nennt Zorzi (3, St. 1) recht gut ein Leben, besser als das Leben. Am geläufigsten war wohl dem ganzen M.-A. für den Himmel das Bild des Hofes, das ja an einer bekannten Stelle bei Dante (*Par.* 25, 41—43) bis ins Einzelne durchgeführt wird. Gott ist der Kaiser, der auf dem Throne des himmlischen Reiches sitzt,[244]) der ruhmreiche König, der über allen Himmeln seinen Thronsitz hat;[245]) Joan Esteve heisst ihn einen glänzenden Edelherrn.[246]) Hof, königlicher, höchster, gesegneter Hof,[247]) so heisst das Paradies am häufigsten. Daneben ist natürlich „*paradis*“ sehr gebräuchlich.[248]) Der Glanz dieser heiligen Stätte wird von den geistlichen Alben besonders gepriesen, wo der Refrain dazu herausforderte. Königreich auch nennt man sie gern.[249]) Eine klösterliche Vorstellung liegt zu Grunde, wenn G. von Autpol von dem „*coven*“ im Paradiese spricht.[250]) Ps. 104,2 regte F. von Marseille (156,26) an, von dem Himmelszelte (*tenda*) zu sprechen.

Kaum lebendiger ist den Provenzalen das Bild der Hölle. Sie ist im wesentlichen noch, was sie Matthäus und Johannes gewesen:

---

[240]) Ihre Stellung charakterisiert G. Riquier 44, 6 so:
Per nos, dona, verges, regina, fos
Maires del filh de dieu tot poderos:
doncx acaptatz d'elh a nos esta guida!

[241]) G. v. Hyères, B. Zorzi 6, Geneys, G. Riquier 46, 86.

[242]) B. Zorzi 3, G. Riquier 44; 59, R. Gaucelm 2.

[243]) An dieser Zusammenstellung nehmen alle Lieder teil.

[244]) *Sünders Reue* V. 260/1.

[245]) *Flors de Par.* Str. 14.

[246]) 8, Str. 1: *Clars Bars.*

[247]) Aim. v. Bel. 19, 2; 9, 2: *reyal—captal.* Cadenet 10, 5: — *reial; Sünd. Reue* III: — *majorana.*

[248]) z. B. Joan Esteve 8, Str. 3; Bern. v. Venzac 2, 5; G. v. Autpol 1, 1.

[249]) Zorzi 6, 8; R. Gaucelm 2, 7, Perdigo 15, 5 (*renc on san Peir 'estay*; vgl. P. v. Alv. 21: *On estai sans Johans.*)

[250]) Wie Dante von dem *chiostro Là dove è Cristo abate del collegio* (*Purg.* 26, 128—129).

der Ort, wo Heulen und Zähneklappern; alle brennen ohne Unterschied, einen Kodex raffiniert ersonnener Strafen giebt es noch nicht; kaum merkt man den Gedichten an, dass die *Visio Tnugdali* und der *Descensus Pauli* bereits bekannt waren.[251]) Am meisten Relief hat noch Serveri von Girona der Vorstellung gegeben, wenn er in seiner Parabel vom verjüngten Hirsche von dem *„potz ampl'e fer, nier e preon del foc arden* spricht, ähnlich, wie ein Späterer die Unterwelt *pregon potz d'aycela val deserta* nennt (*Joyas* p. 48, Str. 4). P. Espanhol 1, Str. 4 sagt von der Hölle dem *„mal fuec enfernal"*: . . *eferns es si oscurs e pudenz, Que ja laïns li chaitiu mal fadat Non auran mais lum ni clardat ni alba.* In *Flors de Par.* Str. 18 ist die Rede von dem *foc bas, on son li abras dels fals Sathanas*, in dem *Wolfenb. Ms.* von dem *foc neir, que tos temps art* (Str. 8). Ganz farblos heisst sie bei A. von Brancaló *„Haunitz locx."*[252])

Noch weniger lebhaft ist begreiflicher Weise die Anschauung vom Fegefeuer. Ich finde es nirgends, oder enthält das Geleite von Peire Guilhems Marienliede eine Hindeutung darauf:

A, reina, complida de tot be!
preiatz, sius platz, vostre car fil de me
que m'aleuge mos mals e·ls cossiriers
qu'ieu trairai lai tan greus e tan sobriers . —?

Noch steht ein letzter Schrecken den Seelen bevor: das jüngste Gericht, der grosse Tag, das letzte Beben, wie es Peire von Auvergne (16, 4.) nennt. Termini der Gerichtssprache sind hier vorherrschend. Der Verfasser von *Flors de Par.* führt diese Ausdrucksweise durch eine ganze Strophe durch. Gott wird kommen, die Weissen und die Schwarzen, d. h. die Reinen und die Schuldigen zu richten. Da hilft kein Rechten und keine Hexenkünste.[253]) Gott selbst wird redend eingeführt, wie er mit unerbittlicher Strenge die Schuldigen zum Höllenfeuer verurteilt.[254]) Aber noch giebt es eine Berufung, an die *„avocada"*[255]) aller, die Jungfrau.

---

[251]) Nach Bartsch *Grundriss* § 37 wurden sie in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts erst übersetzt.

[252]) Ergänzend mag die Stelle aus einem Kreuzliede Aimerics v. Peguilhan (*Grundriss* 10, 11) eintreten: . . . *la mort esperital, On seran plors et estridors de dens, Que sans Matieus o mostr'e n'es guirens.*

[253]) G. v. Autpol 1, 5: . . *plag ni agur ni sort.*

[254]) R. Gaucelm 2, Str. 4. Vgl. das Gespräch Gottes mit den Verdammten in einem Kreuzliede Folquets v. Romans (12). Ueberhaupt würden die Kreuzlieder uns für diesen Teil der Abhandlung noch eine hübsche Ausbeute gewähren, unter diesen sind wieder diejenigen Guilhem Figueiras am meisten von religiösen Vorstellungen erfüllt und z. T. fast rein geistliche Lieder.

[255]) G. Riquier 73,3.

Noch ist ihre Abweisung von Gott nicht typisch geworden wie in den späteren Mysterien vom jüngsten Gericht, noch setzen die Dichter Hoffnung in die Kraft ihrer Fürbitte auch in dieser Stunde. Deshalb bittet Aimeric v. Belenui (9, Str. 6), sie möge ihn mit den Gerechten gehen lassen, und in *Flors de Par.* 15 wird sie angegangen: „Du setze es durch, dass wir im Gerichte auf der rechten Seite stehen."

Hiermit ist der metaphysische Vorstellungskreis abgeschlossen, wie er, auf dem Verhältnis von That und Lohn erbaut, noch lange über die hier behandelte Zeit hinaus das religiöse Empfinden beherrschte.

Zwei Gedichte verdienen durch eine Besonderheit des Vortrags herausgehoben zu werden. Während der Gang sonst rein lyrisch ist, gehen sie nach dem Sündenbekenntnis und der Bitte um Vergebung zur Erinnerung an die Heilsgeschichte über; sie, die Offenbarung der Gnade gegenüber dem Gesetze, hat dem Sünder Anspruch auf Erlösung erwirkt, und wird als Schutz gegen Gottes Strenge herbeigerufen. Dies ist der Sinn einer solchen epischen Einmischung. Geneys[256]) beschränkt sich in zwei Strophen auf Passion und Auferstehung, auch hier mit Bitten schliessend. Peire von Auvergne 16 hat einen längeren Atem. Eine ganze erste Strophe widmet der Dichter der Einleitung. Dann folgt in vier Strophen Bekenntnis und Bitte; sechs weitere führen in buntem Wechsel göttliche Wunderthaten des alten und des neuen Testaments vor. So stellt er in einer Strophe die drei Männer im feurigen Ofen, Daniel, Jonas, die heiligen drei Könige, die vor Herodes gerettet wurden, und Susannas Beschützung vor den falschen Zeugen zusammen.[257]) Es folgen: Die Hochzeit zu

---

[256]) Sein Gedicht ist wohl durch das *Stabat mater*, dessen ursprüngliche Fassung bekanntlich älter ist, als Jacopone da Todi (s. Wackern. *Kirchenld.* I. 136 die Anm. zu dieser) inspiriert. Man sehe z. B. Wendungen an, wie: *Vostra passios mi sia Defendens* (*Fac me cruce custodiri*, *Passione praemuniri*). *Quan morrai, l'arman'an En la vostra companhia* (*Quando corpos morletur*, *Fac ut anima donetur Paradisi gloria*). Auch inhaltlich gemahnt manches an diese Sequenz, nichts freilich an ihre mystische Innerlickheit. Die weiteren Anklänge gehen jedoch auf zu Allgemeines, um allzu sehr betont werden zu können.

[257]) Bei P. Meyer, *Daurel et Beton* CXII. findet sich dieselbe Zusammenstellung ohne die drei Könige, dafür St. Pauls Rettung aus dem Schiffbruch. In der *Wolfenb. Hs.* V. 943 ff. sind Daniel, Jonas und die drei Männer im Ofen („*enfant*" bezw. „*enfans*" an den beiden Stellen) mit „*saint Archeteclin*" zusammengestellt. Allen liegt wohl dieselbe, oder nahe verwandte lateinische Erbauungsschriften zu Grunde. Peire hat noch lateinische Worte beibehalten, sogar im Reime: Str. 6e *ab utero*, 10a *requies*; ein „*quatredians*" (7d) ist nur halbwegs aus einem „*quatriduanus*" oder *quatridianus* provenzalisiert. Auch *plebs* (11a) dürfte als unprovenzalisch zu betrachten sein.

Kana,[258]) die Speisung der Fünftausend,[259]) Lazarus, der Centurio, die wunderbaren Heilungen allesamt. Nachdem er von den Schöpfungswundern gesprochen und der Speisung der Kinder Israel in der Wüste gedacht, kommt er wieder auf die Schlange im Paradiese zurück,[260]) springt von Mosis Gesetzgebung[261]) zu Petri Befreiung aus dem Gefängnis[262]) über, ist nun wieder beim bethlehemitischen Kindermord[263]) und der Flucht nach Aegypten, und mit Christi Rückkehr schliesst der Katalog. Erneute Anrufung (Str. 12) und Gebet machen den Beschluss.[264]) Der Faden durch dieses bunte Gewirr ist leicht zu finden. Das ganze alte Testament war ja von altchristlichen Zeiten her dem Mittelalter teils Allegorie, teils Weissagung der neuen Offenbarung, und insbesondere wurde die Befreiung aus Aegypten durch die Sendung Mosis ständig als Symbol der Befreiung der Menschheit von Satanas durch Christi Kommen verherrlicht.[265]) Mehrfach zeigt sich Peire auch inspiriert durch die cyklischen Hymnen auf Christi Leben, die seit alter Zeit in der Kirche heimisch waren.[266])

Dessen, was man als gereimte Gebete nach liturgischer Art bezeichnen kann, ist in provenzalischer Kunstdichtung begreiflicher Weise nicht viel; die Andachtsübung, die aus keiner tieferen persönlichen Erregung hervorging, überliess man in der Regel der Prosa oder der schlichten Reimpaardichtung. Zwei geistliche Alben sind immerhin hierher zu stellen: die Folquets von Marseille und

---

[258]) Der Bräutigam bekommt nach mittelalterlicher Missdeutung das Appellativ des Festhalters, *architriclinius*, zum Eigennamen; vgl. Anm. 257 und Noulet-Chabaneau p. 130 V. 52: *Archiclitis l'espos*

[259]) Nach Marc. 6. 38, weil von 5 Broten gesprochen wird.

[260]) 9g. HsB.: *e damprenest per serpens.* Rayn.: *e dampnes ab serp serpens;* l:e *dampnetz per sert serpens?* Der Sprung ist, besonders nach Str. 6 und 11, nicht auffallend. Deshalb lohnt auch eine Neuordnung der Strophen nicht.

[261]) Rayn.: *Quand vos plac que Moyses Yssia lai el desert.* B: *l'encausses lai el desert* ist mir unklar geblieben.

[262]) B. scheint hier der ursprünglichen Lesart näher zu sein; ich lese danach 10d—g: *e solses las ma(n)s els pes, quand us angels l'ac espert, saint(z) Peire(s), sil (B:eil) fezes cert (cobrec) Dels vostres destris destreignens.* — Doch geben die beiden bis jetzt gedruckten Handschriften kein genügend sicheres Bild vom Urtext.

[263]) Rayn. *lo durs plebs* (11a.) scheint wegen des Geschlechts kaum glaublich. Nach B.: *Eus quiseron(t) la lor qlebs.* — 11c liest Rayn. *D'Aurien en Bethleem;* B richtig: *Aucien dinz Bethleem.*

[264]) In der Tornada ist manches nicht im Reinen; *genz* als Negation kann nicht mit *sostenens* etc. gebunden werden; dem Verse fehlt auch eine Silbe.

[265]) Vgl. z. B. einen Osterhymnus bei Migne, XVII, 62.

[266]) s. z. B. Mone 25, und die Anm. des Herausgebers; ins fünfte Jahrhundert freilich gehörte die Dichtung mit ihrem vollkommen rein ausgebildeten Reime noch nicht.

diejenige Bernarts von Venzac. Beide haben das mit den eben besprochenen Gedichten gemein, dass sie, nur mit einigen Versen, der Passion gedenken. Folquet giebt seinem Gebiete den Anstrich der Unterweisung: Er will allen, die nicht zu beten verstehen, das Gebet vorsprechen (Str. 3). Mit einer Danksagung beginnend bittet er weiterhin um Erbarmen und Schutz vor dem lauernden Teufel, um Verstand zur Erfüllung der Gebote, um Hilfe vor der Welt, die den Menschen zu Falle zu bringen droht. Mit der Bitte um Ausbreitung des hl. Geistes und um die ewige Seligkeit wird geschlossen. Im Ganzen den gleichen Inhalt, die gleiche Schlussbitte um ewiges Leben bringt Bernart. Er nimmt auch noch die Fürbitte Mariä, der Engel, der Erzengel und aller Heiligen in Anspruch.

Für die Lobpreisung Gottes hatte die lateinische Hymnendichtung zwei Wege gewiesen. Entweder pries man den ewig fortwirkenden Welterhalter, seine Kräfte und Eigenschaften; dies die Art, die uns heute näher liegt. — Oder man fasste die in der alten und neuen Schrift geoffenbarte Heilsgeschichte ins Auge und feierte den Erlöser.

Den ersten Weg wählen Daude von Pradas und Guiraut Riquier 31. Beide gehen, jeder in seiner Weise, von dem Begriffe der Liebe aus. Daude beginnt: Wer in lauterer Weise das holde Sehnen, das holde Versunkensein[267]) zu betrachten weiss, die ein lauteres Herz aus lauterer Liebe erfüllen, der muss sich in Reinheit mit reinem Wohlgefühle reiner Liebe anheimgeben. Liebe besiegt jede andere Süssigkeit. Was für eine Liebe ist nun erst die, die alles umfasst, ohn' Anfang und ohn' Ende! Gott ist lautere Liebe und Wahrheit." Diese Auffassung unterscheidet sich von Grund aus von dem den Bussgedichten geläufigen Gegensatze zwischen der Liebe zur Welt und der zu Gott. Nicht weil jene verwerflich ist, sondern weil diese über die andere soweit erhaben ist, wie der unendliche Schöpfer über die endliche Schöpfung, preist sie der Dichter als das einzig würdige Ziel des Strebens. Gerade diese Empfindungsweise des Göttlichen liess uns oben franziskanische Einflüsse vermuten. Zwei weitere Strophen feiern Gott als sich selbst opfernde Liebe und als allen Menschen gleich geneigte Güte. Die zweite Hälfte des Gedichtes gilt dem Lobe der Gottesmutter, der Ehre, die ihr der Herr verliehen, der Verdienstlichkeit ihres Preises, der Erleuchtung und Läuterung, die sie den Herzen spendet. Zum Schlusse fordert er auf, dem Ewigen allein zu lobsingen, denn jeder andere Sang werde zu Thränen. Anklingend an Spr. Sal.

[267]) *lo dous pensar*; der Ausdruck erinnert an Guilhems v. Cabestanh „*dous cossire*", (213, 5).

VII, 7: *Ego diligentes meos diligo* — schliesst er:
Que cell vos am cui vos amatz.

Während hier der Stil zwar vollkommen in die Minnelyrik eingegangen, der Geist aber rein biblisch ist, versucht Guiraut Riquier (21) auch in der Auffassung unmittelbar an jene anzuknüpfen, indem er zu Anfang ein Bild des idealsten Liebhabers entwirft, des „*fin amador Que deu aver conoyssensa, E leialtat a* (l. *l?*) *saber*. Er bekennt, diesem hohen Begriffe nicht zu entsprechen, weshalb er von der Liebe nichts Gutes zu erwarten habe. Doch lässt er von der Hoffnung nicht, dass rechter Glaube, Nächstenliebe und Gnade noch seine Führer sein werden. Einen Teil der zweiten und die ganze dritte Strophe widmet er noch der Aufzählung dessen, was er für einen Diener der rechten Liebe für nötig erachtet. Dann folgt die Bitte um Fürbitte an diejenige, die uns allein durch ihr Gebet in ihres Sohnes Liebe bringen kann, und die Aufforderung an alle, sie mit wahrer Liebe zu ehren.

Während diese beiden Gedichte den stilistischen Traditionen der Minnedichtung ihren Hauptreiz verdanken, wandeln drei weiter zu besprechende Gedichte, der zweiten oben charakterisierten Art von Lobgesängen angehörend, ganz in altkirchlichen Bahnen.

Arnaut von Brancalò beginnt mit der Bitte um Sündenvergebung, gerichtet an ihn,

. . *cui es unitz et unitatz,*
E trinables e tres en trinitatz[268])

Von hier an aber ist das ganze Gedicht fast nichts als eine Liste von preisenden Anrufungen Gottes. Nur in Str. 3 widmet der Dichter noch sechs Verse der Höllenfahrt Christi und der Erlösung der Voreltern. Während Arnaut nur 42 Namen zusammenstellt, kennt ein Troparium de trinitate aus dem 11. Jahrhundert[269]) bereits 58 in drei Sprachen, lateinisch, griechisch und hebräisch[270]). Gerade die

---

[268]) Vgl. P. v. Auvergne 21, 1. . . *qu'es trinus et mitatz*, ib. Str. 2: *totz en uni trinitatz.* Eine alte lateinische Sequenz (Wackern. I, 3) führt diesen Gegensatz der Zahl bis zur Geschmacklosigkeit durch. — Bemerkenswert ist die Alliteration in der ersten Strophe, die nicht nur 3 bis 5 Wörter eines Verses verbindet, sondern in V. 4 sogar in Kreuzstellung versucht zu sein scheint: *Ni en fols ditz ni en faitz decebens.*

[269]) Mone 3; das Gedicht ist in Hexametern; daselbst ist auch Prosalitteratur angeführt. Diese Epitheta, der Bibel und ihren Auslegungen entnommen, fanden schon in altchristlicher Zeit ihre Kommentatoren; s. daselbst; vgl. auch Mone 5.

[270]) Bekanntlich hat später Ramon Lull, um die 99 Namen Gottes im Koran zu überbieten, in einem Gedichte 100 zusammengebracht. In den Waldenserdichtungen findet sich ein *Lo Payre eternal* überschriebenes Namensgebet, wo u. a. „*columba sencza fel,*" bei katholischen

eigenartigsten Bezeichnungen, wie Löwe, Widder, Lamm, Adler, Strahl, Fels finden sich auch in diesem Denkmal. Poetisch steht Arnaut kaum höher als derlei Stücke. Str. 2 und 24, die Hälfte des Ganzen, enthält nichts als Substantiva und Adjektiva, nackte Aufzählung.

Die beiden anderen Gedichte, Peire von Auvergne 21 und das pseudo-leidiersche „*Aissi cum a sas faissos*“ treten unter dem Gesichtspunkte zusammen, dass sie Gott in seinen Mysterien feiern, dieser in dem der Erschaffung des Menschen, dem des Sakraments und der unbefleckten Geburt, jener in dem der Dreieinigkeit, der Schöpfung und der Erlösung.

In der trocken dogmatischen Weise, die wir an ihm kennen, hebt Peire an: „Gelobt sei Emanuel,[271]) der König der Erde und des Himmels, der Dreiheit in der Einheit ist, und Sohn und hl. Geist, und ein jeder vollkommen im Vater. Eins ist sein Name und ein Leiter ist er, und Gott und Mensch geheissen.“ Die scholastische Haarspalterei geht in demselben Geschmacke weiter, und ich übersetze Einiges um eine Vorstellung von dieser Art Dichtkunst zu geben: „In verschiedenen Benennungen bleibt er doch einig, vollkommen ist er, Dreiheit in der Einheit; denn wenn ich auch einen Teil als grösser setze, so erkläre ich doch den anderen nicht für kleiner, sondern einen einzigen Gott bete ich an. . .“ Von der Weltschöpfung heisst es, wie folgt: „Er hat die vier Elemente gesondert, vor ihm war nichts, er ist ohne Anfang und ohne Ende. Von Anfang her hat er bei sich beschlossen, das Licht über die Finsternis zu setzen; so fest ist ja seine Stärke, dass sie nicht vermindert werden, keinen Abbruch erleiden kann.“ Durch seine Opferung hat er die Macht der Erbsünde gebrochen; er starb und über seine Kleider wurden die Würfel geworfen. Des Weiteren wird die Geschichte der Auferstehung bis zur Himmelfahrt und der Ausgiessung des hl. Geistes berichtet.[272]) An welche

---

Schriftstellern einzig Maria zukommend, waldensischer Tendenz entsprechend nur ein Epitheton Gottes ist. (Zfr. Ph. IV, 527 von Apfelstedt herausg.) Gleichen Inhalts ist ein Gedicht in Hs. A. der *Leys* (*Hist. gén. du Lang.* X, 178).

[271]) „*manuel*“ in Erinnernng an Esaias 7,14: *Ecce virgo in utero concipiet, et pariet filium, et vocabis nomen ejus Emmanuel.*

[272]) Wie der Text in R vorliegt, steht davon nichts. Doch verrät Str. 8 mit ihrer falschen Reimstellung, der offenbaren Lücke nach 8c und dem diphthongischen Gebrauche von *io* in 8f gegenüber *benedictio* in 8g fehlerhafte Ueberlieferung. Ich möchte die Strophe lesen:

Per aver melhor razo, ab bona entensio lur laysset ses occayzo [*lo sieu sant espiritus*;] *don cascus discipulus fos fort*[*z*] *e ferms* — *so 's estrus* — [*Per sa*] *benedictio. spiritus* als Obliquus hat 33a des alten Glaubensbekenntnisses (s. *Zfr. Ph.* X, *155*). Bei dem überaus dürftigen

kirchlichen Dichtungen dieses Stück anknüpft, ist leicht zu sagen. Der erste Teil giebt den Inhalt vieler Hymni in Trinitatem wieder, die Ereignisse zwischen Passion und Ausgiessung des hl. Geistes waren der besondere Gegenstand der Oster- und Pfingstgesänge.

Wenig höher bezüglich seines dichterischen Wertes steht *Grundriss* 234, 2 (G. v. St. Leidier 2). Eine wunderliche Theologie wird hier zum Besten gegeben. Gott, so heisst es da unter anderem, sei von einer Jungfrau geboren worden, damit ohne allen Irrtum geglaubt würde, dass er uns nach seinem Ebenbilde geschaffen. Vielleicht sind die anderen Gründe, die er nicht sagen will (Str. 2), stichhaltiger. Die Gottesgebärung *sine viri copula* beweist der Verfasser folgendermassen: „Man kann wahrhaftige Gründe dafür anführen, dass mit heiligen Gebeten in der Weihung durch den Priester zweifellos das Brot sich in sein Fleisch verwandelt, das am Kreuze dem Tode anheimfiel.[273]) Warum zweifelt jemand, dass der wahrhaftige Erlöser einen Sohn aus einer Jungfrau Leib erzeugen konnte, ohne eines Mannes Einwirkung?[274]) Wohl konnte es geschehen;[275]) eher noch, als dass ein Erdklumpen[276]) sich durch des barmherzigen Herren[277]) Kraft in einen Menschen wandelte.“ Dieselbe Logik finden wir schon beim Ambrosius, wenn es heisst (Migne XVI, 5):

Multiplicabatur magis
Dispendio panis suo:
Quis haec videns mirabitur
Juges meatus fontium?

Und zwei Jahrhunderte später wird sich zu Toulouse der gute Rektor von St. Sarn, Anton von Jaunhac, das goldene Veilchen mit einem Gedichte erwerben, in dem er zur Erklärung des Abendmahlmysteriums die Verwandlung von Lots Weib und das Wunder des hl. Frontius heranzieht, der bei der Beerdigung der hl. Martha in Perigord und Tarascon zugleich die Messe gelesen habe (*Joyas* S. 111).

Was bei den bisher betrachteten Gedichten weniger zu Tage

Stile des Ganzen, darf so ein Füllsel wie *ses occayzo* nicht beanstandet werden. Die hergestellte Strophe stimmt in Reimen und Reimschema zu Str. 9. — Inhaltlich ist zu 7e zu bemerken, dass hier Christi zweite Erscheinung auf den elften Tag gesetzt wird, während Ev. Joh. 20, 26 vom achten die Rede ist.

[273]) Vers 7k möchte ich ändern: *En sa carn qu'es mort' en cros*, Hs. *sa carns que pres m. e. c.*, was weder syntaktisch zu Vers 7i stimmt, noch auch dem Sinne entspricht.

[274]) Str. 4: *Ses assag que fagz no·y fos D'home.*

[275]) *be·s poc* (Hs. R.: *per*) *faire.*

[276]) *limos De terra* (R: *perra*).

[277]) *senhor* (R. *senher*) *piatados.*

treten konnte und nur vereinzelt sich dem Auge aufdrängt, der starke Einfluss der weltlichen Lyrik in Ausdruck und Auffassung macht sich naturgemäss in der Marienlyrik in weit höherem Grade bemerkbar, und, wie wir sahen, immer mehr, je weiter wir in der Zeit heruntergehen. Wir können daher eine Zweiteilung vornehmen: in Marienlieder kirchlicher Observanz und in solche weltlichen Stiles. Betreffs der eigentlichen Marienminnelieder, die die weltliche Lyrik nicht einmal mehr parodieren, sondern schlechthin kopieren, werden wir uns mehr nur zusammenfassend verhalten können, da sie gelegentlich der geschichtlichen Betrachtung ausführlich charakterisiert werden mussten.

Die Ausdeutung des alten Testaments als Prophezeiung auf Christi Kommen gab schon den ältesten Kirchenvätern Veranlassung, der Jungfrau eine stattliche Anzahl biblischer Epitheta zu verleihen,[278]) die den Marienlitaneien zu Grunde liegen. Früh wurden sie von der lateinischen Kirchendichtung metrisch bearbeitet,[279]) und wohl alle mittelalterlichen Litteraturen haben solche Namenlieder auf die Gottesmutter aufgenommen, die so das Seitenstück zu den gleichartigen Liedern auf Gott bilden.[280]) Zunächst gilt diese Lobpreisung ihrem Ursprunge entsprechend nur der Gottesmutterschaft, aber als mit der Ausbreitung des Mariendienstes die Gnadenkraft der Jungfrau in den Vordergrund des Interesses trat, erfuhren diese Epitheta eine leicht sich bietende Erweiterung, bezw. Umdeutung und danach ist das älteste provenzalische Gedicht solcher Art, Peires von Corbiac Hymnus komponiert. Nachdem der Dichter seinen Entschluss kund gethan hat, die „Herrin, Königin der Engel, Hoffnung der Gläubigen“ in romanischer Sprache zu besingen, preist er sie in vier Strophen als Mutter Gottes, in zwei weiteren aber und in zwei Geleiten wendet er sich an die Helferin und Mittlerin. Es kann nach dem Gesagten nicht zweifelhaft sein, wo sich Peire die mancherlei eigenartigsten Tropen herholt. Teils, um seine Abhängigkeit in diesen zu erweisen, mehr noch, um auch manches, das weniger erborgt aussieht, aus lateinischen Quellen nachzuweisen und gelegentlich Gleichartiges aus provenzalischer Litteratur heranzuziehen, soll eine Besprechung im einzelnen, ein kleiner Kommentar, folgen.

Die stets wiederholte Anrede *„domna“* verrät den höfisch geschulten Dichter; *„domina“* heisst Maria wohl hie und da auch

---

[278]) Die Belege sind zusammengestellt bei Migne, *Patrol. lat.* CCXIX, col. 502—522.

[279]) z. B. Mone 335, *R. lg. rom.* IV, 8, 113 ff. *Zfr. Ph.* III, 548 ff.

[280]) Ein altfranzösisches s. *Rom.* XI, 508, ein deutsches von Heinrich von Laufenberg (Anf. 14. Jhdt.) teilt Frantz, *Gesch. des Marien- und Annenkults* S. 108 mit.

in der lateinischen Hymnik seit dem 12. Jahrhundert; aber da hat das Wort noch seine volle Bedeutung, Herrscherin, verbindet sich auch meist mit Attributen wie universarum, dominarum, post dominum.[281]) Das *domna* der Provenzalen hingegen haben wir als Anrede durch „edle Frau", wiederzugeben (s. u.)

Ia: *dels angels regina* bedarf kaum eines Nachweises; s. z. B. *Rlgr.* IV, 8 S. 120; ebenso wenig Ib *esperansa dels cresens*, z. B. Wolf, *Ueber die Lais* Anhang XIII. Provenzalisch vgl. etwa G. v. Autpol Str. 1: *esperansa de totz ferms esperans.*

Zu den nun folgenden Anrufungen können die Verse einer Reichenauer Antiphone das Motto geben: *A prophetis praecinitur* (sc. Maria), *Et figuris ostenditur* (Mone 326, 15—16). IIa. *roza ses espina*, vgl. Mone, 370, 5: *Salve rosa carens spina.* Der Tropus geht auf *Hoh. Ld.* 2,2 zurück.[282]) Provenz. L. Cigala 17, 1: *flors de rosa ses espina.* IIb. *sobre totas flors olens*; vgl. etwa Mone 606, 31: *O flos florum.* IIc. *verga seca frug fazens*, Mone 326, 23 giebt die Erklärung: *Virga Aaron fructifera, Mariae typum gesserat, Quae nobis fructum attulit, Qui famem nostram depulit.* G. v. Autp. 1: *verga seca fazen frug sessemenza.*

IId. *terra que ses labor grana* geht auf *Gen.* 2, 6 zurück; vgl. etwa Mone 346, 37—38: *De terra tui corporis Nobis est orta veritas.*

IIe. *estela del solelh maire* findet genaue Entsprechung in Mone 69, 1—2. . . . *nova stella coeli Procreans solem* — oder Wolf, *Ueber die Lais* Anhang XIII: *Virgo prolem, Stella solem Profers expers paris.* Provenz: *Flors de Par.* 15: *Estela de mar, Mayre de lum clar* — vermischt ursprünglich Getrenntes.

Strophe III preist Mariä Demut bei der Verkündigung des Engels: *Quan receubes per l'aurelha Dieu, cui enfantes vergina.* Diese im 11. Jahrhundert in sinnlicher Fassung auftauchende Vorstellung ist vergeistigter ausgedrückt in den Versen: *Dum verbum aure percipis In verbo verbum concipis.* Mone 346, 20. Gröber heisst es z. B. im Deutschen: *Dir cham ein chint, Frowe, dur dîn ôre.* Wackernagel, *Dtsch. Leseb.* 274, v. 27—28.

In Str. V wird dasselbe Mysterium unter dem Bilde des Sonnenstrahles begreiflich gemacht, der durch das Fenster geht, ohne es zu verletzen. Auch das ist ein altes kirchliches Argument: *Sicut vitrum radio Solis penetratur, Inde tamen laesio Nulla vitro*

---

[281]) Vgl. *Rev. lg. r.* IV, 8 S. 117, 119, 120, 123.

[282]) Ueber diesen ganz alten christlichen Vergleich und die Erklärung des *„sine spina"* vgl. Joret, *La rose dans la littérature de l'antiquité et du m-â.* p. 232 ff.

datur: Sic, immo suptilius, Matre non corrupta, Deus dei filius Sua prodit nupta. Mone 370, 31. Hier ist freilich die magdliche Geburt darunter verstanden, im Wesen bleibt das eins. Denselben Tropus führt Folquet von Lunel 2,4 aus; und ihn, wie die beiden folgenden finden wir in der Einleitung von Gui Folqueys Gedicht auf die sieben Freuden Mariä (Suchier *Denkm.* S. 273, v. 134 ff.)

V,a—d heisst Maria der Dornbusch, den Moses unter den brennenden grün fand. Vgl. Mone 325, 19—20: . . *rubus incombustus, Moysen qui terruit: Haec est virgo* . . Unter dem brennenden Dorngestrüpp wurden die Juden verstanden. Vgl. Mone II. S. 8.

In vv. e—g wird sie als das Vliess bezeichnet, „das in der trockenen Luft Wasser zog, wie es Gideon erfuhr." Vgl. Mone 360,23: *Fusum Gideonis vellus deitatis pluvia* . . ., worin auch die Erklärung steckt.

Von dem ganzen Wunder der Gottgebärung heisst es mit kräftiger Personifikation v. Vh: . . *natura's meravelha com remazetz intaizina.* Dem entspricht genau der Vers einer sapphischen Hymne des 11. Jahrhunderts: *Sterilis parit: miratur natura* (Wackernagel I,202). Vgl. noch *Z. f. r. Ph. III*, 552, und provenz. G. Riquier 7,4.

Str. 6 bringt ein schön durchgeführtes Gleichnis: „Herrin, du Meeresstern, leuchtend vor andern; das Meer bestürmt uns und bewältigt uns: zeige uns den rechten Weg. Denn so du uns in den sichern Hafen bringen willst, so fürchten nicht Schiff noch Steuermann den Sturm, der uns umherjagt, noch auch die Strömung der Flut." Die Deutung des Namens Mariä als *stella maris* ist wohl das beliebteste, weil poetischste Epitheton Mariä geworden; kaum lohnt es sich daher, Belege anzuführen; interessanter dürfte es sein, auch das ausgeführte Bild mit einigen lapidaren Strichen gezeichnet zu finden, bei Mone 360,28: *Placa mare, maris stella, Ne involvat nos procella Et tempestas valida.* Provenz. vgl. *Fl. de Par.* Str. 15, G. Riquier 70, Str. 3: *estela de mar.*[283])

Kaum weniger oft wird Maria durch Vergleiche aus der Arzneikunde geehrt, wie in Str. 7, wo sie nach einander Arzt und Arznei heisst, Latwerge und Salbe, die die Wunden vom Tode errettet. Zum ersten vgl. Mone 605,16: *Confer aegris medicinam*; zum zweiten *Rev. lg. rom.* XXXVIII,121: *Medicina, qua sanavit Deus orbem perditum,*

---

[283]) s. Schlaegers *Studien über d. Tagelied* S. 57. Nichts natürlicher, als dass Maria dann auch als Retterin aus wirklicher Seegefahr angerufen wurde, wie neuprovenzalisch bei Damase-Arbaud *Poésies populaires de la Provence* I p. 79.

oder allgemeiner daselbst S. 124: *dolorum medicina.* Letzteres zeigt das ursprüngliche Verhältnis: Christus ist der Arzt, wie es Migne XVII,61 von ihm heisst: *Tu vulnerum latentium bonus assistens medicus* — oder, wie der Engel verkündet: *Portabis summum medicum. Rev. lg. rom.* IV,7, 394. So wird in *Fl. de Par.* v. 178—182 Gott um „*esperital mezina*“ gebeten. Provenzalisch haben wir noch G. Riquier 7,4: *restaurans mezina*, *vera mezina* bei L. Cigala 2,6. Für „Latwerge“ und „Salbe“ s. die Belegstellen in dem unten angeführten Buche von Salzer S. 535; jenes belegt S. merkwürdiger Weise nur mit zwei mittelhochd. Stellen.

Gleichfalls, ja in noch höherem Grade eine blosse Litanei ist *Wolfenb. Handschrift* V. 1839—1901; hier zeigt sich die Herkunft auch in der Komposition. Wie in jenen auf eine Zahl von Anrufungen immer eine Bitte folgt, ein „*Miserere nobis*“ oder „*ora pro nobis*“ und das ganze mit einem kurzen Gebete schliesst, so giebt hier der Dichter seinen Strophen den Endrefrain: *Aiaç, vergen, de me Gloriosa merçe* — und widmet die letzte Strophe der Bitte um Sündenvergebung. Genau gleichen Bau hat eine gereimte Litanei bei Mone 335, deren erste Strophe mit Refrainzeile lautet: *Ave, patris rosarium, Imperatrix coelestium O virginale lilium. Maria, transfer nos Ave!* Wie hier jede Strophe mit *Ave* beginnt, so lässt der Dichter der *Wolfenb. Handschrift Salve* und *Ave* Strophe um Strophe wechseln.[284]) Die Lobpreisung gilt hier nicht eigentlich der Gottesmutter, sondern der gnadenreichen Helferin; so heisst sie gleich im Anfang (V. 1841) Stütze und Säule der Welt der Sünder, 1885/6: Kummer und Qual des Teufels im Abgrunde. Diesem Antagonismus, der in den Marienlegenden eine so grosse Rolle spielt, giebt R. von Cornet in der Bitte Ausdruck: *Toletz si·us platz, al fals Leo sa preza* —, und ein noch Späterer, Bertrand von Roaix betet: *Encadenatz lo serpen enfernal.* (*Joyas* p. 181.)

Die Ermittelung des Ursprungs aller der hier verwandten Epitheta ist Aufgabe der mittellateinischen Litteraturgeschichte.[285]) Sie haben ihre gemeinsamen Quellen in den naturwissenschaftlichen Anschauungen der Zeit und in den Tropen biblischer Herkunft, aus deren Verallgemeinerung und Verflachung sie erwachsen, und aus

---

[284]) Zweifellos folgt er hierin lateinischen Vorbildern. Ich finde *Rlgr.* IV, 8 ein Mariengebet des 12. Jhdts, dessen 17 erste Zeilen mit *Ave*, die 20 letzten mit *Vale* beginnen.

[285]) Ich verweise auf die bei Cl. Frantz S. 114 mitgeteilte Litteratur, besonders aber auf Salzer, *die Sinnbilder und Beiworte Mariens in der deutschen Litteratur und der latein. Hymnenpoesie des Mittelalters*, Linz 1893. Da Salzer natürlich bei weitem nicht alle Belegstellen beisammen hat, so ist zur Auswahl der für unseren Zweck passendsten fast durchweg auf die Hymnologien zurückgegriffen worden.

denen die Provenzalen wie alle anderen reichlich geschöpft haben. An zwei Beispielen aus unserem Gedicht mag der Vorgang dieser Wandlung dargelegt werden.

V. 1843 heisst die Jungfrau *Fons de preç e d'onors*. Der „*fons signatus*" des *Hohen Liedes* 4,12 galt als Hinweis auf Christus (vgl. Mone 261, Str. 41). Daraus wird allgemeiner „*fons amoris*" (ib. Str. 1) und so, seiner besonderen Bedeutung beraubt, ging das Bild auf Maria über (Mone 616,32 *fons hortorum*, 335,5: *dulcoris profluvium*). So ist „*fons*" provenzalisch eines der gebräuchlichsten marianischen Epitheta; vgl. P. Espanhol Str. 6, G. v. Autpol Str. 1, G. Riquier 7,4, mit den verschiedensten Attributen.

V. 1844 *De paradis portals*. Der Tropus stammt aus *Ezechiel* 44,1 ff., wo der Prophet von der Thüre spricht, die sich dem Herrn allein öffnet. Danach wird denn Mone 348,6 von der Gottesmutter gesagt: *Porta clausa pertransitur*. Eine Mischung zweier Vorstellungen zeigt ein Lied Guidos v. Basoches (12. Jhdt Mone 346): *Nostris, regina, precibus Esto patens ad filium, Quo clauso ve nit, ostium.* Daher L. Cigala 2,4: *Per vostra verginitat Es uberta la porta.* Nun ist aber kein Halten mehr in der Verallgemeinerung: *Celi porta nitens* heisst Maria in *Rev. lg. rom.* IV,8, 124, ib. S. 116: *Tu paradisi porta es*, Mone 345: *Paradisi janua*, und provenzalisch *Fl. de Par.* Str. 22. *porta del cel*, ebenso G. v. Autpol 2, *porta de salvan port* Str. 1, G. Riquier 73,3; *porta de gaug complir.*

In einem Liede Riquiers (7, Str. 4) haben wir den ursprünglichen Tropus und seine blos lobpreisende Erweiterung beisammen: „Jede Blume, aus der sich die Frucht zeitigt, verliert nach der Bildung der Frucht [286]) ihre Schönheit: du aber bliebst frisch und rein, Jungfrau, zunehmend an Glanz. Die duftigste, lieblichste, leuchtendste Blüte bist du, die die Welt ziert und erhält, Blüte aller schmackhaften Frucht, der Freude Blüte, Erlösung der Welt bist du . . ."

Während hier Blüte gleich Maria und ihre Frucht, Christus, noch rein geschieden sind, heisst jene dem G. v. Autpol (Str. 1) *frug d'entier joy;* mit derselben Uebertragung und Erweiterung, die wir bei *fons* beobachtet haben. Andererseits hat derselbe, wo er von Mariä Mutterschaft spricht, für sie das Bild „*el tieu pressis ort dissendet frugz* (Str. 2), wie es etwa *Rev. lg. rom.* IV,7, 394 heisst: *Flos nove vite mittitur In florenti pomerio.* Dann wieder wendet er das Bild ins allgemein Moralische (Str. 1): *ort don naysso tug li be.*[287])

---

[286]) *apres son frutz.* — Noch ausführlicher entwickelt Arnaut Vidal den Vergleich: *Joyas* p. 5 (Str. 5.)

[287]) Quellen dieses Tropus sind *Hoh. Ld.* 4, 12 *hortus conclusus*, und 4, 16: *Veniat dilectus meus in hortum suum.* Desgleichen war die Jungfrau auch der Garten Eden (*Gen.* 2, 6), und so hat später (1471) Anthoni Cousa in einem der bei den Toulousanern so beliebten *vers figuratz* diese ganze Stelle allegorisch ausgedeutet (*Joyas* 80—82).

Die jüngere lateinische Marienlyrik kennzeichnet sich dadurch, dass sie in der Vermischung noch weiter geht und mit noch geringerem Verständnis für den ursprünglichen Sinn alles, was die Welt an Schätzen fasst, auf den gebenedeiten Scheitel der Jungfrau häuft. Diesen Zustand spiegelt eine *Canso de Nostra Dona* von Austorc de Galhac (*Joyas* 13—15) wieder. Hier findet sich nicht allein so Nichtssagendes wie *perla* (Str. 3) und *carboncles* (*ib.*, übrigens auch Prädikate Christi, die als solche ihre Erklärung in der mittelalterlichen Naturgeschichte finden), sondern eine ganze Anzahl Epitheta, die ursprünglich überhaupt nur in der Anwendung auf Gott einen Sinn hatten, sind Maria in sinnloser Weise zugewendet, z. B. *rays declarat* (Str. 1), *frug vertuos* (s. o.; Str. 2), *ros destillantz* und *falcos volantz* (Str. 5 Salzer kennt kein lat. Beispiel dieser Uebertragung.) Zwei auch provenzalisch schreibende Dichter, Raimon v. Cornet und Lunel v. Monteg, haben uns jeder ein lateinisches Marienlob hinterlassen, das auf ganz denselben Ton gestimmt ist.[288])

Aus der gleichen Zeit wird ein langer „Traktat" von 72 Alexandrinervierzeilen stammen,[289]) der die angeführten Namen immer mit einer kurzen Erklärung und einem Gebete begleitet.

Mehr als blosse Aufzählungen, aber im Bau den Litaneien verwandt sind Lieder wie V. 1491—1550 oder 1551—1606 der *Wolfenbüttler Handschrift.* Hier nimmt den ersten Teil der Strophe die Lobpreisung ein, den letzten die Bitte. Noch klarer durchgeführt ist diese Ordnung in Arnaut Vidals Marienliede (*Joyas* 3—6). Vergleichen lässt sich damit P. Guilhelms Gebet an Maria; jede Strophe beginnt mit einer Anrufung, und zwar Str. 1 mit *vergena*, 3 und 4 mit *domna*, 2 *valenz domna*, 5 *bona domna*, 6 *reïna complida de totz bes.* Hierzu gesellen sich einige (unten zusammengestellte) Gedichte mit Anfangsrefrainwort.

Guilhelms von Autpol Marienalba ist in den ersten zwei langen Strophen nichts weiter als eine Litanei. Hierin wird die Jungfrau mit nicht weniger als 35 preisenden Benennungen ausgezeichnet. Sonst ist an diesem Liede, das sich zwischen Lobeserhebungen und Gebeten hin und her bewegt, noch zu bemerken, dass die letzte volle Strophe sich an Gott wendet. Die gleiche Wendung nimmt Folquet von Lunels zweites Lied, und Bernart von Auriac preist, nachdem er in 4 Strophen das Lob der Jungfrau gesungen, in einer fünften Christi Opfertod. Hierin äussert

---

[288]) Jenes s. Noulet-Chabaneau p. 37, dieses *Rev. lg. rom.* IV, 3. Ein katalanisches Marienlob, das dieselbe Schule zeigt wie das provenz. s. bei Milá, *Observaciones sobra la poesia popolare.* S. 80.

[289]) Herausgegeben v. P. Meyer, *Daurel et Beton* S. C. ff. Daselbst aus derselben Handschrift eine Liste von 66 Namen Mariä.

sich m. E. ein Einfluss der lateinischen Hymnen. Die älteren schlossen stets mit einer Doxologie, die oft genug in der Form von dem Liede abwich. So gewöhnte man sich, auch später die Gesänge mit einer Apostrophe an Christus zu enden, und zahlreich sind die Fälle dieses Verfahrens auch in Marienliedern.[290])

Mit Guillems von Autpol Liede lässt sich P. Cardinal 70 darin vergleichen, dass auch er eine lange, die 1. Strophe fast füllende Anrufung vorausschickt. Das Gebet aber tritt hier ganz zurück, nur der zweiteilige Refrain enthält eine Bitte. Auch in dem stellenweise bemerkbaren Hervortreten des Epischen (Str. 2 und 3) zeigt sich Verwandtschaft mit den älteren lateinischen Marienliedern. Unter den benutzten Tropen mag die „Morgenröte"[291]) hervorgehoben werden, weil wir sie hier ausserhalb des geistlichen Tageliedes wiederfinden, und in Strophe 5 ist die Jungfrau, „die in köstliches Pelzwerk und Goldbrokat gekleidete Königin", die zur Rechten Gottes sitzt, nach Psalm 45,9. Der Psalter heisst hier geradezu die Prophezeiung, und, wie man weiss, machte der heilige Bonaventura aus ihm sogar eine Weissagung auf Maria im besonderen.

Die Marienlieder, die bisher zur Sprache kamen, zeigten — dasjenige Bernarts von Auriac ausgenommen — Einfluss der Liebeslyrik nur in ganz wenigen stilistischen Kleinigkeiten, in vereinzelten Ausdrücken. Anders in denjenigen Liedern, die weltliche Vorbilder geistlich umformen zu dem, was man geistliche Parodie genannt hat. Es ist nötig, diesen Ausdruck scharf zu fassen. Die Nachbildung der Strophenform, ja selbst der Reime, kann nicht genügen, um ein solches Gedicht dem parodistischen Gebiete zuzuweisen; da müssten wir ja das durchaus kirchlich-hymnisch gehaltene *Flors de Paradis* oder noch eher Perdigo 15, ein schlichtes Gebet, für Parodien erklären. Denn mit Rücksicht auf die Art, in der die lyrischen Erzeugnisse jener Zeit vermittelt wurden, haben wir in der Gleichheit der Reime vielleicht mehr eine Gedächtnishilfe zu sehen als ein Mittel für in dem Inhalte selbst liegende Zwecke. Gegen diese Verwendung des Wortes hat sich denn auch P. Meyer gewehrt,[292]) indem er solche Gedichte deren er eine Anzahl aus altfranzösischer Litteratur nachwies, als *imitations* bezeichnete. Solchen Stücken fehlt zur Parodie noch

---

[290]) Vgl. etwa Mone 325, 336, 337, 345, 347, 351, 352, 377, 390, 409 u. s. w.

[291]) Str. 2: . . *Tu yest l'alba del dia Don lo tieus* (Rayn. *dieus*) *filhs solelhs es. Rev. lg. rom.* IV, 8, 117 heisst sie *aurora veri luminis*, und Mone 336 v. 13: *Ut aurora surgens progreditur* — um nur zwei von den zahllosen lateinischen Belegen anzuführen.

[292]) *Rom.* XVII, 424 ff. gegen Wackernagel, *Altfr. Lieder und Leiche* S. 184.

ein wesentliches Moment: der zur Schau getragene Gegensatz zu der Vorlage, mag dieser nun komisch sein, nach dem von den Griechen geprägten Wortsinne, oder ernster Art, sodass auch von einer geistlichen Parodie geredet werden könnte.[293]) Beides war den Provenzalen bekannt. Burlesk ist die im *Grundriss* 461, 202 verzeichnete Cobla,[294]) eine unflätige Parodie von Bernarts von Ventadorn berühmtem *Quan la douss' aura venta (Grundriss* 70, 37). In die zweite Kategorie stellen wir nicht ohne Zögern zwei Marienlieder: Dasjenige P. Guillems von Luzerna und das Bernarts von Auriac. Entlehnung von Form und Reim haben sie mit anderen Stücken gemeinsam, gehen aber in folgendem über sie heraus: Peire Guillem lässt seinen Anfang, zweifellos in der Absicht, einen Gegensatz zu seinem Vorbilde, der Liebeskanzone Raimon Jordans (402, 12) anzudeuten, an dessen Eingangsvers anklingen:

Raimon: *Vas vos soplei en cui ai mes m'entensa*	Peire: *Ai vergena, en cui ai m'entendensa*[295])

Ferner sind ihm an 2 Stellen die gleichen Reimworte gekommen (2d und 3c). Eine gewisse Gegensätzlichkeit des Inhalts zeigt sich besonders in der ersten Strophe. Während Raimon versichert: „Nie hat mir etwas (ausser der Herzens-Dame) so sehr gefallen können; hier! ich falte meine Hände, um [dein] Unterthan zu werden"—, erklärt Peire der hl. Jungfrau: „Deines Dienstes werde ich allein beflissen sein; denn anderer Dienst, ausser dem dir geweihten, bringt mir keine Freude."[296]) Raimon spricht von der Qual der Liebe, die ihm die Freude verzögere, wogegen Peire behauptet: „Wenn es Dir gefällt, meine innigen Bitten anzuhören, dann werde ich vollkommener Freude nie ermangeln." Raimon glaubt nicht, dass der Tod ihn von seinem Kummer erlösen könne (Str. 4), Peire ist dagegen überzeugt, dass die Jungfrau sich dereinst ihres treuen Dieners zum Heile erinnern werde. Mehr äusserlich ist der Beginn zweier Strophen mit der gleichen Anrufung: Str. 2 *domna*, Str. 3 *bona domna* entsprechen bei Peire den Anfängen von 4 und 5.

---

[293]) F. Novati, *Studj critici e letterarj*, Torino 1889, 177 ff. versteht unter „*parodia sacra*" Nachahmungen geistlicher Stücke, meist von Gebeten, und zwar heiterer sowohl wie ernster Art. Unter den behandelten Gedichten befinden sich sehr düstere Klagen über politische und wirtschaftliche Not. Danach sind wir auch berechtigt, von geistlichen Parodien im angegebenen Sinne zu sprechen, der sich freilich mit dem von Novatis *parodia sacra* nicht ganz deckt.

[294]) *Riv. di fil. rom.* I, 44.

[295]) So Handschrift J. (*M. G.* 305). Vielleicht bietet eine andere Handschrift einen dem des Vorbilds völlig identischen Ausdruck.

[296]) Handschrift *no m'avenza*, nach Herrn Prof. Toblers Aenderung lese ich *no m'agensa.*

Bernart von Auriac beginnt mit den Worten: *Be volria de la meillor De totas far chanso plasen* —, und sein Vorbild, Richards von Barbezieux, 5. Lied: *Be volria saber d'amor*..[297]) Hierzu kommen neun beiden gemeinsame Reimwörter. Der Gegensatz liegt hier mehr in den verschiedenen Gegenständen der Lobpreisung als in einzelnen Gedanken und Wendungen. Der parodistische Eindruck wird dadurch erhöht, dass Bernart viel weiter in die Stilistik der Liebeslyrik eingeht als Peire Guillem. Schon der mitgeteilte Anfang beweist das. In Str. 2 wird die Jungfrau als „Herrin aller Ehre“ gefeiert. Keine Freude, Vergnügen Kurzweil noch Heiterkeit gehen dem ab, der ihr dient, der sich der Liebe zu ihr allzeit befleissigt. In der nächsten Strophe wird in ähnlichen Ausdrücken der Dienst der Gottesmutter der falschen Liebe entgegengehalten, in der 4. Strophe wird ihr Lob ganz in der etwas farblosen Art der späteren Minnelyrik gesungen. Sie heisst die Trefflichste, die Beste, die je war und die je ein Mensch gesehen hat. Einen besonders betonten Gegensatz zu Richarts Lied kann man in Str. 2 und 3 sehen. In ihnen stellt Bernart eine Art von Theorie der himmlischen Liebe auf, während sich jener an gleicher Stelle auch ganz allgemein über rechte Minneweise auslässt.

In Einzelheiten der Komposition ist die Parodierung der Minnelyrik bei den Provenzalen nicht so weit gegangen, wie bei den Franzosen und Deutschen, die zuweilen sogar die Naturschilderung als Einleitung hinübernahmen. Das kann nicht überraschen. Denn diese Art der Einführung wurde gerade gegen die Verfallzeit, wo unsere Ernte an geistlichen Liedern etwas ergiebiger wird, auch in dem Liebesliede immer unmoderner, die Erklärung, nicht durch die schöne Jahreszeit inspiriert zu sein, immer häufiger. Schon Riquier verschmäht sie fast ganz, die Toulousaner kennen sie nicht mehr.

Die Uebertragung minnlicher Begriffe und Anschauungen auf geistliches Gebiet, die in den zwei besprochenen Gedichten, zumal dem letzten, dem jüngeren, bereits weit getrieben ist, wurde schon durch die Bibel angeregt, besonders die Evangelien, wo verschiedentlich Mammonsdienst und Weltdienst dem Gottesdienst, die irdische der himmlischen Liebe gegenübergestellt werden. Fanden wir in den Liedern an Gott schon vereinzelt solche Uebertragung, so ist ihr

[297]) Beispiele gleichen Verfahrens finden sich in einem Liede Gautiers von Coinci (*Rom.* XVII, 431): *Amors dont sui espris, Me semont de chanter*, beginnt er, und sein Vorbild Blondel: *Amors dont sui espris De chanter me semont* und in einem anonymen Liede (*Rom.* XVIII, 488:) Thibaut v. Navarra beginnt: *Tant ai amors servies longement;* jenes: *Tant ai servi le monde longement.*

in der Marienlyrik durch den Geschlechtsunterschied der zwischen dem Anbeter und der Angebeteten stattfand, Thür und Thor geöffnet. Wie oben gezeigt, geschah das nicht vor dem zweiten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts, und auch dann noch, selbst bis zu den spätesten Toulousanern, geht die Hymne rein lateinischen Stiles daneben her, und Guiraut Riquier, der in seinen Gesängen an die Jungfrau von Geistlichem eigentlich nur die Widmung übrig liess, hat ein Mariengebet gedichtet, an dem allein die Anrede *dona* in Str. 2 daran erinnert, dass ein mit weltlichem Stile vertrauter Dichter es verfasst hat.

Auf „*dona*" als Titel, den die Jungfrau von den Schönen der Provence überkam, wurde schon hingewiesen.[298]) Im engeren Sinne höfisch sind auch Benennungen wie *corteza (Wolfenb. Handschrift* V. 1576), *colors de tota cortezia* (Aimeric v. Belenui 2, Str. 1), *domna de dignetatz* (Fraire Menre Str. 1), wohl auch *la plus valen* (Bernart v. Auriac Str. 4), *singulars de valor* (G. Riquier 7, Str. 1). Ihrer Schönheit gelten ausser den in der Hymnik ihre Entsprechung findenden *doussa* und *bella* Adjektiva wie *plazens* (G. Riquier 44, Str. 1) und *gracida* (*Wolfenb. Hs.* V. 1854), sie heisst *cors gracios ples de totas beutatz* (G. v. Autpol Str. 3); auch *de bon aire* wird sie wiederholt genannt.[299]) Aus nichtstrophischer Dichtung sei das „*bela dousa res*" im 11. Stücke von des Sünders Reue angeführt, weil es für diese Anschauung besonders bezeichnend ist.

Das Verhältnis des Menschen zur Jungfrau ist ein Dienstverhältnis. Zu dieser Auffassung konnten die geistlichen Dichter auch ohne die Liebeslyrik gelangen, die des Ritters Stellung zu seiner Dame in gleichem Sinne auffasste. In der That hat der Dichter der *Wolfenb. Handschrift* dieses Bild, auf Gott und Menschen angewendet, in V. 2550—2615 breit ausgeführt. Derselbe Dichter nennt aber in dem gleichen Marienliede (V. 2617—2664) den Diener der Jungfrau zugleich *bon serador* und *leial(s) aman(s)*, zeigt also deutlich, aus welchen poetischen Traditionen ihm die Anregung zu diesem Bilde wurde. Für die Lieder Peire Guilhems und Bernarts von Auriac kann nach dem oben angeführten kein Zweifel walten, dass sie den Mariendienst als Liebesdienst

---

[298]) Er findet sich an folgenden Stellen: P. Espanhol Str. 3, P. Guilhem Strr. 1, 2, 3, 4, 5. B. Zorgi; 3 Str. 7 6, Str. 8. Aim. v. Belenui 9, Str. 1, 2, 4. G. Riquier 7 Str. 7; 27 Str. 5; 44 Str. 1; 59 Str. 8; 73 Str. 2. Daude Str. 4, P. von Corbiac in allen Strr. Fl. de Par. Str. 8, Perdigo Str. 2 und 4, G. v. Autpol Str. 1, 3, 4, 5. Fr. Menre Str. 1, F. v. Lunel 2, 1, 2, 3, 4, 6, Wolfenb. 1851; mit teils kirchlichen, teils weltlichen Attributen. Vgl. das eben so häufige altfranzösische „*dame.*"

[299]) P. v. Corbiac Str. 7, *Flors de Par.* Str. 1, Perdigo Str. 2.

betrachteten. Peire Espanhols Anschauung erweist sich als die gleiche, wenn er Str. 2 sagt: *A! cum er cil astrux, ricx e manenz Qu'a tal dompna poira servir de grat.* Das „*tal*" fordert den Vergleich mit anderen Frauen heraus.

Geläufiger aber ist den Dichtern, sie geradezu als Gegenstand der Liebe zu verherrlichen. „*Ver'amors*", Inbegriff der Liebe, wie später den Theoretikern des *Gai Saber* ist sie dem Peire Cardinal, demselben etwas konkreter *ver'amia.* Der Anbeter fühlt sich als ihr *amics* (Aim. v. Bel. 9, Str. 1) oder *amans* (G. Riquier 31, Str. 2, F. v. Lunel 7, Str. 3).[300]) In lauterer Liebe zu ihr will L. Cigala (10 Str. 2) sein Herz und all sein Trachten zur Ruhe bringen. Bei ihm wie bei P. Guillem, Aim. v. Belenui und B. v. Auriac finden wir die ständigen Kunstausdrücke der weltlichen Lyrik *entendensa* und *entendre.* Frauendienst und Mariendienst, insbesondere das Singen von beiden wird wiederholt mit einander verglichen. Aimeric von Belenui widmet einen grossen Teil seines Marienlieds diesem Vergleiche. Nachdem er in Str. 1 schon gesagt hat: „Deine Liebe bringt Hilfe dem, der auf dich vertraut" —, heisst es Str. 3 weiter: „Wer Ehre von der Liebe erheischt, der mag sich dir, Herrin widmen; denn anderen Falls wird zu Thränen[301]) jede Freude,[302]) die man von ihr erwartet, und die Besten handeln thöricht daran, wenn sie glauben[303]) dass es ihnen zum Guten ausschlage. Denn nur grösseren Kummer haben[304]) sie davon, und jeder verliert seinen Verdienst dabei. Doch deine Freundschaft giebt Freude und Heiterkeit, nimmt Jammer und Betrübnis und macht den Armen zum Reichen. Gut trifft es, wer dir, süsse Königin, seine Neigung weiht; denn in frohem Sinnen läutert er sein Sehnen." Kürzer spricht sich L. Cigala 10, Str. 2 aus: „Wer sich thöricht der weltlichen Liebe hingiebt, der wird mit tötlicher Wunde verletzt, thöricht darum, wer sich an ihr ergötzt. Doch wen die Liebe zu dir läutert, dem wird die Freude nicht ausbleiben, und kein Uebel wird er als Uebel empfinden." In dem nämlichen Gedichte klagt sich Lanfranc seiner *coblas d'amor savaia* an und verspricht, nun solle sich seine ganze Neigung wandeln: die Liebe zur Jungfrau ist Arznei gegen alles Unheil.[305])

---

[300]) *amans, aymans* wird bei den Toulousanern die stehende Benennung des Mariendieners.

[301]) Handschrift (*R. lgr.* 32, p. 574) *ne ven plor,* l *ven en plor.*

[302]) *Tot*[*z*] *joi*[*s*].

[303]) *Cuidan,* wie der Herausgeber vorschlägt.

[304]) Die Ausgabe hat: *C'ab sabor Dan major.* Für *c'ab* wird *Can,* für *Dan Nan* vorgeschlagen. Ich lese: *car labor N'an major.*

[305]) Andere hierher zu ziehende Stellen sind schon S. 185 angezogen worden.

Bernart von Auriac erklärt im Eingange, von keiner anderen als der Jungfrau voll Milde wolle er singen, denn nicht besser als so könne er seine schönen Worte verwenden, und P. Guillem trifft stillschweigend den Minnegesang mit den Worten: „Dich kann man ohne Widerrede loben, in deinem Preise kann keiner lügen.“

Wo das Vergleichen aufhört und die stilistische Angleichung zu Ende durchgeführt, jede Anlehung an kirchliche Ausdrucksweise verschmäht wird, da kommen Riquier, Folquet von Lunel und ihre Nachtreter, die Raimon von Cornet, Peire Duran, Huc del Varlat und wie die Kleinen und Kleinsten heissen, zu Worte.

Im Norden hat die Liebeslyrik auch ihren Einfluss auf die Mariendichtung geübt, und ein Dichter, der ein Zeitgenosse der ältesten hier behandelten ist, Gautier de Coinci, zeigt sich völlig davon durchsetzt. Dennoch ist diese Dichtung nirgends im Norden zu einem blossen Abklatsch der Minnepoesie geworden. Das erklärt sich aus dem Verhältnis, in dem beide Litteraturen zu dieser standen. Der Süden trug in der Niedergangszeit zu schwer an der grossen Erbschaft der Glanzzeit, der Liebeslyrik; er konnte sie nicht los werden, und das einzige, was übrig blieb, war, den moralischen nnd religiösen Tendenzen der Gegenwart den schimmernden Rock vom Vätererbe umzulegen, der ihnen aber nicht passte, weil er ihnen nicht auf den Leib geschnitten war. Anders im Norden. Die lyrische Kunstmanier war fremder Import und hatte nicht die Kraft, die lebendige Wechselwirkung mit der lateinischen Kirchendichtung und den verjüngenden franziskanischen Anschauungen zu unterbinden; und mochte man, was die Marienlieder im besonderen angeht, selbst soweit gehen, den Refrain eines Liebesliedes beizubehalten,[306]) hier, wo man aus der Gottesmutterschaft eine Menge rührender, poetischer Züge schöpfte, war das höchstens ein Reiz mehr. Erinnern wir uns auch, dass Nordfrankreich im Vereine mit Deutschland die reichste Entfaltung der Sequenzendichtung heraufführte, die den beiden volkssprachlichen Litteraturen auch neue Formen des geistlichen Gesanges zugeführt hat.

Das Kapitel des Einflusses auf fremde Litteraturen, das der provenzalischen Minnedichtung so glänzende Seiten widmet, müssen wir daher der religiösen Dichtung völlig verschliessen,[307]) wenngleich

---

[306]) *Z. f. r. Ph.* 3, Nr. 20 der Texte der Liederhs. von Montpellier: *Mes fins cuers n'est mie a moi, Ainz l'a qui bien l'aime.*

[307]) Ueber ihr Verhältnis zur altportugiesischen und zur italienischen s. o. Hat die toulousanische Schuldichtung nach aussen wirken können? Fauriel leugnet (S. I, 38) jeglichen Einfluss auf die spät-



auch sie in älterer Zeit des Nachahmenswerten nicht durchaus ermangelt. Aber nachgeahmt wird ja nur, was originell ist, und des Neuen entbehrt sie, von Riquiers barocken Experimenten vielleicht abgesehen, ganz.

Heiligenlieder.

Die Verehrung der Heiligen bot nur wenig Aufforderung zu lyrischer Produktion. Alle hatten sie den Beruf von Fürbittern, und das allein war zu wenig anregend. Die Kunst, ihre Legende mit frommen Gedanken zu einem lyrisch gestimmten Ganzen zu verbinden, der lateinischen Hymnik seit ältester Zeit in hohem Grade eigen, wurde in provenzalischer Zunge so gut wie garnicht geübt. So haben wir, abgesehen von dem alten, ganz epischen Gesang auf den Protomartyr St. Stephan, in der Zeit, die uns beschäftigt, nur je ein Gedicht auf Margarete und Magdalena, die Hauptheiligen der Provence. Zwei aus der *Wolfenbütteler Handschrift* wurden schon S. 187 angeführt. Nur V. 1607—1678, in strophischer Form geht uns hier an; denn merkwürdig genug, während die nichtstrophischen Stücke durchaus nur gereimte Gebete sind, zieht mit der reicheren Form auch etwas von dem Geiste provenzalischer Dichtkunst bei ihm ein, wir bekommen wirkliche Lieder zu hören. Der Dichter verleiht seiner Siebensilbner-Strophe durch den Vokalreim eine besondere Zierde,[308]) wie um seiner Liebe zu der Heiligen noch einen eigenen Ausdruck zu geben; denn sonst sind ihm ähnliche Künste fremd. Der Gang des Gedichtes ist derselbe, den wir bei den Litaneien beobachten werden. Die erste Hälfte jeder Strophe gilt der Legende der Margarete, der zweite Teil dem Gebete. Wo er ihre Erhöhung im Paradiese feiert (Str. 6), erscheint sie ihm mit einer glänzenden goldenen Krone auf dem blonden Scheitel.

Ein bedeutend längeres Lied auf die heil. Magdalena, um die Wende des 13. Jahrhunderts entstanden,[309]) ist in einer äusserst

---

katalanische Poesie, die ihr nur den Kodex entliehen, sonst italienische Bahnen gewandelt sei. Wolf stellt für die kastilische Hofpoesie frommen Inhalts denselben Wandel fest, der hier für die provenzalischen zu entwickeln versucht worden ist: in der galizischen Schule noch die Einfachheit der alten Kirchenlieder, in der valencianischen der trockene und dabei gekünstelte Stil der *Gaya ciencia.* (*Studien* S. 199). So wären Riquier und seine Nachfolger doch im Auslande der Nachahmung gewürdigt worden.

[308]) Den ersten Reim der Strophe bilden die Silben *-ida* (1 und 4), *-ada* (2 und 5), *-uda* (3 und 6), *-onda* (7), *enda* (8), *-anda* (9). Vorbild war ohne Zweifel G. v. Borneil 69.

[309]) So Chabaneau, zu seiner Herausgabe, *Rev. lg. rom.* 27, 106. Die Flexion ist fast rein, und muss sogar öfter, wie im Refrain (l. *tot peccador*) oder V. 99 (*peccador*) gegen den Schreiber des Reimes wegen hergestellt werden.

sangbaren Form abgefasst[310]) und mit einem dreizeiligen Refrain geschmückt. Es ist denn auch als Festlied anzusehen. Durchweg episch in 18 Strophen, fordert es nur in den letzten fünf zur Anbetung der Magdalena auf.

Hiermit ist erschöpft, was bis ins 14. Jahrhundert, und wir können sagen bis ins 16. Jahrhundert, an Kunstpoesie einem Gliede der Ecclesia triumphans zu Ehren auf uns gekommen ist. Dagegen hat wieder der Dichter der Wolfenb. Handschrift eine 20-strophige Litanei auf alle Heiligen verfasst. Ausser Gott und Maria werden noch 18 mit Namen angerufen, und zwar so, dass in je einer Strophe der kurzen Erinnerung an die Legende sich ein Gebet um Fürbitte anschliesst.

Achtzeilige Strophen wie diese, in anderer Reimfolge, und in einer Anzahl von 68 zeigt die um die Mitte des 14. Jahrhunderts entstandene Litanei eines Franziskaners aus Apt.[311]) Hier wird Alles, was einen Ehrenplatz im katholischen Himmel hat, angerufen, und, so weit mit Namen genannt, ausser durch Gebet auch durch Berührung seiner Legende geehrt. Der Mönch nennt seine Arbeit *„romanz“*, was wohl auf die Vulgärsprache geht, da er sie in der Einleitungsstrophe als *letanias romansadas* bezeichnet. Die sogenannte Litanei des heil. Peter von Luxemburg,[312]) 34 Vierzeilen von höchst verkommener Versbildung umfassend, ist kaum mehr als Uebersetzungsarbeit. Sie gehört auch erst an das Ende des 14. Jahrhunderts, sei aber mit angeführt, weil sie mit den beiden genannten auf dieselbe lateinische Quelle weist. Alle drei befolgen bis zum hl. Stephan, wo der Dichter der *Wolfenb. Handschrift* abschliesst, die gleiche Ordnung, von den Erweiterungen des Franziskaners abgesehen. Der nun geht mit der Litanei S. Peters in den 12 ersten Anrufungen genau zusammen. Der Franziskaner wird dann ausführlicher, immerhin trifft er sich immer wieder mit jener, bis zum hl. Nikolaus. Peter lässt nun seinen Ordensheiligen Benedikt folgen, und der Andere gewährt den Hll. Ludwig, Honorat und Franziskus aus leicht verständlicher Zuneigung eine eigene Stelle. In der Auswahl seliger Frauen folgen Beide anderem Geschmacke.

---

[310]) Acht- und Sechssilbner wechseln in dem Reimschema ab'ab'c AB'C; b und C gehen durch das ganze Gedicht durch, a wechselt nur in den letzten 2 Strophen, darin offenbart sich der Kunstdichter von Handwerk.

[311]) *Rev. lg. rom.* 29, p. 221. Daselbst wird die Entstehungszeit zwischen 1315 und 1369 festgelegt.

[312]) Suchier, *Denkm.* S 292. S. daselbst auch die Daten über diesen Heiligen.

3. Die Form der geistlichen Lieder, ihre Stellung zu den Gattungsbegriffen der provenzalischen Poetik.

Es ist in der Einleitung[313]) davon gesprochen worden, dass sich die zu besprechenden Lieder in den Formen der Kunstlyrik bewegen und sich nicht an die metrischen Gebilde des Kirchenhymnus anlehnen. Es ist hier der Ort, dies nachzuweisen.

Viele Gedichte entheben uns dieser Pflicht ohne weiteres. Für die unten zusammenzustellenden Lieder, die ihre Form, zum grossen Teile auch die Reime von Kanzonen entlehnen, ist die Frage von vorne herein entschieden; ebenso kommen diejenigen nicht in Betracht, die sich selbst als Kanzonen bezeichnen, also die oben charakterisierten Lieder Riquiers, Folquets von Lunel, Raimons von Cornet, wie der ganzen toulousanischen Schule, die ja ihre Poetik der Minnelyrik entnahm, und die Anwendung derselben auf geistliche Gegenstände zur Pflicht machten. Ferner fallen die religiösen Alben und Tanzlieder aus, die in dem hymnischen Formenschatz keine Entsprechung finden. Weniges bleibt noch übrig, und auch von diesem Wenigen wird sich nachweisen lassen, dass es in formeller Beziehung durch die weltliche Lyrik bestimmt wird.

Die Handschrift C bezeichnet Lanfranc Cigalas Lied *En chantan d'aquest segle fals* (282,2) als Antifena de Lamfranco.[314]) Nun versteht der Kirchengesang unter einer Antiphona ursprünglich den Wechselgesang zweier Halbchöre, heute, und so seit langem, einen Psalmvers, den der Priester anstimmt und die Gemeinde aufnimmt, häufig aber bedeutet Antiphona schlechtweg nur Chorgesang.[315]) Nun zeigt der Bau von Lanfrancs Strophe keinerlei Zweiteilung, die auf eine Bestimmung zum Wechselgesang hinwiese: Die syntaktischen Einschnitte sind an die verschiedensten Stellen verlegt. Stets redet der Dichter in der ersten Person der Einzahl. Strophenpaarung, etwa *coblas doblas*, liegt nicht vor, die *coblas* sind *singulars*. Noch mehr: Lanfranc hat höchstwahrscheinlich seine Strophe einer Kanzone entlehnt. Gleicher Form bedient sich nämlich Bertran von Alamon für seinen Sirventes „*De l'arcevesque mi sap bo.*“ Wir werden nicht geneigt sein, das Sirventes als Urbild von Lanfrancs Liede anzusehen. Eine Entscheidung ist bei dem Mangel chronologischer Anhaltspunkte zwischen den gleich-

---

[313]) S. 168.

[314]) s. Appel, *Provenz. Inedita* S. 176.

[315]) Nach Riemann, *Musik-Lexikon*, und Ersch und Gruber („Antiphonie.“)

zeitigen Dichtern nicht herbeizuführen. Dennoch kann Bertran Lanfranc nicht nachgeahmt haben. Erstens einmal hätte er sich den Binnenrefrain im letzten Verse nicht entgehen lassen. Sodann hat sein Sirventes die den Gepflogenheiten der Kanzonendichtung entsprechende Strophenzahl, 5, während Lanfranc 10 hat. Endlich wäre dieses das einzige Beispiel von Formentlehnung aus einem geistlichen Liede für einen politischen Sirventes. Nach alledem sind wir berechtigt, für beide dasselbe verlorene Vorbild anzunehmen. Unter *antifena* aber ist hier nichts zu verstehen als ein religiöser Gesang.

Nicht weiter nachzuweisen sind die Formen dreier Marienlieder. Peire von Corbiac verbindet 7-Silbner zu dem Schema:

a'bbc'd'd'e'a'.

Dieser Strophe geht alles ab, was die kirchliche Sangesweise charakterisiert. Nirgends finden sich in dieser Siebensilbner gleichen Geschlechts und verschiedener Reime aneinandergereiht, nirgends ähnliche Reimgebilde mit zwei Körnern. Hingegen liegt die Strophe durchaus in dem Bezirke provenzalischer Technik. Der Beginn abbc ist ungemein beliebt, Unabhängigkeit der Verslänge vom Reime die Regel. Dazu kommt, dass ganz ähnliche Reimstellungen begegnen; so

abbc dd ca (Maus Nr. 701) — oder
abbc dd aa (Maus Nr. 699),

und als leichte Variation einer dieser Formen haben wir Peires Strophe aufzufassen.

Aimeric von Belenui 9 zeigt ein reiches Strophengebilde an eine zwölfzeilige Schweifreimstrophe von Drei- und Sechssilbnern fügen sich 2 Paare von Siebensilbnern an. So sehr die Schweifreimstrophe für die Kirchenpoesie charakteristisch ist,[316]) eine ähnliche Mischung ungleichartiger Versarten blieb ihr fremd Hingegen konnte Aimeric den Wechsel von Drei- und Sechssilbnern im Schweifreim etwa von Peire Vidal (2) gelernt haben (Maus Nr. 96), Fünf- und Achtsilbner verbindet in ganz gleicher Weise Raimon von Miraval (27, Maus Nr. 90); von beiden lernte er auch den Abschluss der Strophen durch eine Reihe gleichlanger Verse.

Bei Lanfrancs 10. Liede, dessen Achtsilbner in der Reimordnung

a'b'c' a'b'c' d'e'f' d'e'f'

gebunden sind, ist eine Aehnlichkeit mit irgend welchen kirchlichen Strophengebilden nicht zu erkennen, während die provenzalische Lyrik Strophen mit noch weiter zurückgreifenden Reimen gebaut hat. Der gleiche Anfang findet sich wiederholt in Minneliedern.

---

[316]) s. Wolf, *Ueber die Lais* S. 108 ff.

Am besten zeigt der Dichter der *Wolfenb. Handschrift,* dass für Kunstdichtung in provenzalischer Sprache die lyrischen Kunstformen sich auch von selbst verstanden. Nur eins seiner strophischen Stücke hat eine aus älterer Liebeslyrik nicht zu belegende Form, das Marienlied v. 1491—1550, Siebensilbner vom Schema:

abba ac ca ca.

Am nächsten stellt sich Guilhem v. St. Gregori 3:

abba c dd c c d.

Aehnliches wird dem Dichter vorgeschwebt haben, wenn er nicht etwa verlorene Vorbilder hatte. Abseits davon steht sein Versuch, in einem Marienpreise den Sapphicus minor, eine der beliebtesten mittellateinischen Kunstformen, in der Vulgärsprache nachzubilden. Natürlich lag ihm nicht die klassische Strophe vor, sondern ihre kirchenlateinische Verunstaltung[317]), das zeigt die Einführung eines klingenden Binnenreims, dessen unbetonte Silbe an die Stelle der alten dritten Hebung tritt, wodurch denn die Bewegung des Verses vollkommen umgedreht wird. So ist es auch dem schliessenden Adonius gegangen. Seine Stelle nimmt der Refrain „*Merce raina!*" ein.

Unter den Marienliedern Guiraut Riquiers befindet sich eines, Lied 73, das in kirchlichem Tone gehalten ist. Aber das Reimschema gerade dieses Gedichtes findet sich schon in einer Liebeskanzone Lanfranc Cigalas (Grundriss 282, 3), hier mit Zehnsilbnern, bei Riquier mit Siebensilbnern.[318])

Von sonstigen Lobliedern und Gebeten kommen ihres Alters wegen zwei Stücke Peires von Alvernhe in Betracht:[319]) Lied 21 und 16. Beide haben eine einfache Strophe und verhältnismässig wenig Reime (3). Lied 16 hat ein Schema, das auch in der Hymnik jüngerer Zeit wohl bestände, Siebensilbner in der Ordnung

aabcccb.

Aber durch die Verwendung von *coblas capcaudadas* giebt der Dichter sofort zu erkennen, dass er sich in den technischen Traditionen der weltlichen Dichkunst fühlt. Nicht anders ist es mit Lied 21. Die Reimordnung ist schon etwas künstlicher:

---

[317]) So, und nicht, wie Mone I, 20 will, als rythmisierende Umbildung hat man die oft entsetzlich holprigen Erzeugnisse dieser Art aufzufassen. Die Nachahmung beschränkte sich eben lediglich auf die Silbenzahl, ohne Rücksicht auf ihre Quantität.

[318]) Da Lanfranc nur bis 1257 nachzuweisen ist (s. Schultz, *Z. f. r. Ph.* 7, 217), auch nach einem gewissen Zeitpunkte nichts Weltliches mehr gedichtet hat (s. o. S.185), so darf seine Priorität gegenüber dem 1285 verfassten Gedichte Riquiers als feststehend gelten.

[319]) Seine 5 anderen Lieder von religiöser Färbung kommen nicht in Rechnung, obwohl sie anscheinend eigene Formen haben, wie bei diesem alten Kunstdichter zu erwarten ist. Sie sind unkirchlich im Tone.

aa ba bbc.

Aber, was in der Hymnik wohl nirgends nachweisbar ist: zu 6 Siebensilbnern gesellt sich ein Achtsilbner als Korn:

Der *versus tripartitus caudatus*, diese in der Hymnendichtung so beliebte Form,[320]) ist in Guillems von Jeiras Gebete zu einer festen Strophe verbunden worden. Wohl geht der Reim b durch, aber dadurch, dass a und c in je zwei Strophen gleich bleiben, erhalten wir *coblas doblas*, statt der Reimschnüre der lateinischen Hymnen.[321]) In dieser älteren Weise findet sich der *versus tripartitus caudatus* schon in des Grafen Wilhelm IX Weltentsagungslied, hier mit Achtsilbnern, während es dort Siebensilbner waren. Aber auch hier darf man von einem, durch den Inhalt veranlassten Eindringen lateinischer Metra nicht reden, da um weniges jüngere Dichter wie Uc Catola (451, 1) und Marcabru (293, 23) die gleiche Form für Weltliches verwenden.

Nicht also von kirchenpoetischen Einflüssen zeugen die zuletzt besprochenen Fälle, sondern nur von einer gewissen Altertümlichkeit.[322])

Unter den Liedern mahnenden Charakters verdienen diejenigen Guirauts von Borneil und Folquets von Romans eine kurze Besprechung. Wenn man in Guirauts Werkstatt Umschau hält, so wird man über die Mannigfaltigkeit und Künstlichkeit seines technischen Apparates erstaunen; da finden sich Koblen bis zu 25 Reihen (*Grundriss* 242, 34) und bis zu 11 Reimen (*Grundriss* 242, 40). Hingegen hat sein religiöses Gedicht einreimige Siebenzeilen von Siebensilbnern, an die sich ein Refrainvers von gleicher Länge anschliesst. An Schlichtheit kommt ihm unter Guirauts Erzeugnissen die Form einer Liebescanzone (81) am nächsten:

a a a a a baab.

Noch einfacher aber gestaltet sich ein Minnelied seines Zeitgenossen Peire Rotgiers (356, 2):

a a a a ab,

wo b ebenfalls als Korn behandelt ist.

Die Erklärung dafür, warum Guiraut hier eine für seine Verhältnisse so überaus schlichte Form wählte, ist nicht in irgend

---

[320]) Beispiele s. bei Gröber, im *Grundriss* II, 1, 329. Seinen Zusammenstellungen ist das Meiste entnommen, was über Hymnenformen hier zu sagen war.

[321]) Dagegen steht Peire Cardinal in seinem Predigtgedicht gewiss unter dem Einfluss lateinischer Verskunst.

[322]) s. die Zusammenstellungen bei Maus S. 2 und 3. Keinen lateinischen, sondern einen volkstümlichen Ursprung vindizieren dieser Strophe derselbe S. 65 u. Stengel, *Z. f. r. Ph.* 9 S. 411.

welcher Konzession an kirchliche Vorbilder, sondern im Inhalt zu suchen. Wie ihm die Liebe dieser Welt als Bitternis erscheint, ebenso die Kunst, die sie ins Leben gerufen, und die gewiss auch zu den „*nessis pensars*“ gehört, die der Dichter bereut (Str. 3).

Folquets von Romans geistesverwandtes Gedicht macht keinerlei Schwierigkeiten bezüglich der uns beschäftigenden Frage; das Reimschema

abba acc dd

begegnet nicht allzu selten, und schon bei Aelteren. Dass zufällig Siebensilbner in dieser Ordnung sich nicht auffinden lassen,[323]) macht die Frage bei der seit 1200 wachsenden Beliebtheit dieses Verses nicht verwickelter.

Bertolomé Zorzi gehört zu den Dichtern der späteren Zeit, die sich am meisten Mühe geben mit der Form, und er thut sich etwas darauf zu gute (Vgl. 74, 13); [324]) indessen erweist sich diejenige seiner beiden geistlichen Lieder auch nur als eine Variation älterer Schemata. 74, 6:

$_7a_5b'_7a_5b'\ _7C_3C_7c\ _7d_7d_7e'_7e'$ —

ist eine leichte Umbildung der bei Guilhem von Berguedan 6 begegnenden Strophe.[325]) Hier sind d und e anderen Geschlechts. Der Kurzvers steht an sechster Stelle, und die ersten vier Verse sind, soviel die schlechte, trümmerhafte Ueberlieferung erkennen lässt, Sechssilbner.

Das Schema von *Grundriss* 74, 3:

$_4a_6b'_4c_6d_4a_6b'_4c_6d\ _4a_6b\ _4f_6g_4h_6g$

erwuchs durch Cäsurreime, und dadurch bewirkte Vermehrung der Körner aus der alten Zehnsilbnerstrophe

a b a b c dd.[326])

Dasjenige Gedicht, das inhaltlich vielleicht am meisten von seinen lateinischen Vorbildern in die Vulgärsprache herübergenommen hat, ist das Gebet Arnauts von Brancaló. Mit Leichtigkeit erkennt man aber in der Reimordnung

---

[323]) Ausser dreien seiner Liebeslieder (*Grundriss* 156 2, 5, 8) hat nur seine Tenzone mit Blacatz (156, 5) eine sonst nicht zu erweisende Strophenform; die andern folgen auch in den Reimen fremden Mustern. In jenen drei Liedern findet sich der Anfang abba nicht. Wo er erfindet, meidet er also diesen landläufigen Strophenbeginn sichtlich. Um so näher liegt die Vermutung, dass er auch die Strophe seiner frommen Betrachtung anders woher entlehnt habe.

[324]) Nicht weiter zu belegen ist die Form von *Grundriss* 74, 1, 2, 3, 7, 11, 12, 14, 15, 16.

[325]) Als Sirventes war es vielleicht nicht unmittelbares Vorbild.

[326]) Guilhelm v. Cabestanh 6.

abba aa bbcc (Zehnsilbner)

eine Spielart der beliebten Strophe

abba cc ddee.

Die sechs Lieder endlich, die Guiraut Riquier als *„vers“* bezeichnet hat, Bussgedichte und Gebete, erweisen sich gleichfalls als von älteren weltlichen Dichtungen formell abhängig. Lied 61 entlehnt sein Schema

ab'b'a c c d d (Siebensilbner)

von Guirauts 18 Jahre älterer Minnekanzone *Grundriss* 23. Beide haben auch *coblas capfinidas.*[327])

Lied 44 hat einen Vorgänger in einer Kanzone Cadenets (Grundriss 106, 1); das gemeinsame Schema ist

abba cc d' (Zehnsilbner);

mit anderem Geschlechte von a hat es schon Bernart von Ventadorn (Grundriss 70, 42).

Die Form von Lied 46:

abbc dde (Siebensilbner)

findet sich mit anderem Reimgeschlecht (d') bei Guiraut von Calanso 9, bei ihm selbst in einer früher abgefassten Kanzone.[328])

Grundriss 248, 59 hat nicht nur eine altbeliebte Form: ab ab cc dd (Zehnsilbner), sondern obenein mit Raimon Jordan 3 die Reime -ar (a) und -ai (d) gemeinsam, den Reim -ir an anderer Stelle. Der gereimte Binnenrefrain, den er in die vierte und sechste Silbe des ersten Verses einführt, ändert an der Thatsache der Entlehnung nichts.

Auch Lied 86 zeigt eine nicht eben seltene Strophenform

ab'b'a cd'd'c (Zehnsilbner)

in *rims retrogradatz* verwandt.

In fast allen angeführten Liedern verfährt Guiraut so, dass er die älteren Formen durch allerlei künstelndes Beiwerk herausputzt, ein Verfahren, das bei weitaus den meisten seiner Gedichte zu beobachten ist.

Dem gegenüber bleibt es für unsere Frage ganz belanglos, ob zwei dieser Lieder, *Grundriss* 278, 55 und 69, wie manche andere der als *vers* bezeichneten Gedichte, formell selbstständig

---

[327]) Beide finden ihre Entsprechung in Bonifazio Calvos 15. Liede. Zwischen allen Dreien besteht ein direktes Abhängigkeitsverhältnis. Guirauts Kanzone und Calvos Lied lassen beide a und d von Strophe zu Strophe die Stellen wechseln. Calvo aber kompliziert den Reimwechsel in der Weise, dass das Reimwort Id^2 zu IIa^1 wird, aber um ein flexivisches s vermehrt. Ebenso verfährt Guirauts Vers. Beide Dichter lernten sich zweifellos am Königshofe von Kastilien kennen. Wem die Priorität zukommt, ist nicht zu entscheiden.

[328]) Vom Jahre 1273 (248, 29), der Vers ist von 1275 datiert.

sind oder nicht. Für beide lässt sich Verwandtes in provenzalischer Reimkunst aufweisen.

So bestätigt sich für das geistliche Lied in der Provence in vollem Umfange die angeführte Behauptung Ferd. Wolfs, dass es seine Formen der weltlichen Kunstlyrik entlehne; und welches die Beziehungen zwischen lateinischer und provenzalischer Verskunst seien, bleibt nach wie vor der Betrachtung des gesamten Formenschatzes zu beantworten überlassen.

Die Erledigung dieser Frage zieht sofort eine andere, schwieriger zu beantwortende nach sich: Welchen Gattungen der provenzalischen Poetik fallen die besprochenen Dichtungen zu? Alle sind zwar aus derselben Grundstimmung, der Andacht, erwachsen, aber sie geben ihr in so verschiedener Weise Ausdruck, dass sich von vorne herein vermuten lässt, sie seien nicht alle den gleichen Gattungen zuzuweisen. Bei der Einteilung kämen dann Kanzone, Vers und Sirventes als die Hauptgattungen zunächst in Betracht. Die sogenannten volkstümlichen Dichtungsarten, in unserem Falle Alba und Dansa, kommen von selbst in Wegfall.

Ehe wir auf die Frage selbst eingehen, müssen wir uns klar machen, welchen Wert es überhaupt haben kann, sie zu stellen. Im Mittelpunkte des dichterischen Interesses stand ohne Zweifel das Minnelied. An ihm hatte der Dichter allen Scharfsinn, alle Erfindungsgabe aufzuwenden, um dem schnell erschöpften Stoffe eine neue Seite abzugewinnen. Diese inhaltliche Beschränktheit nötigte bald, sich auf die Form zu werfen, und die Kanzone, das Gefäss dieser Poesie, wurde der Prüfstein für die Kunst des Dichters, in verstechnischer und musikalischer Hinsicht, und damit für seine Kunst überhaupt. Das war z. B. beim Sirventes anders. Er empfing seine Anregung und seinen Stoff unmittelbar aus dem wechselvollen Leben, sollte schnell und überall zünden. Künsteleien, schwer verständliche Zierlichkeiten, waren nicht am Platze. Hinter dem stofflichen Interesse trat das formelle zurück, und die Folge davon, dass weniger Kleinkunst vom Dichter gefordert wurde, war eine geringere Wertung dieser Dichtungsart. Dasselbe gilt nur, wie sich zeigen wird, aus etwas anderen Ursachen vom *vers*; und wenn auch Dantes Gründe für den besonderen Adel der Kanzone nicht eben überzeugen,[329]) so kann er doch als Zeuge für eine altüberkommene Auffassung gelten, die sich unverkennbar in der Preisbemessung der toulousanischen Blumenspiele wiederspiegelt. Für die Achtung und Beachtung, die man dem geistlichen Liede

---

[329]) Aus *De vulg. el.* zitiert von Fauriel II, 101. Fauriel selbst rechnet übrigens das geistliche Lied zum Sirventes (I, 13.)

schenkte, ist die Frage nach der Gattungszugehörigkeit demnach von einer gewissen Bedeutung.

Dieses wird nur von einer der alten Poetiken, den *Doctrinas de compondre dictatz*, in bestimmterer Weise klassifiziert, und zwar unter den Sirventes. Von diesem heisst es nämlich, er führe seinen Namen, *per ço car deu parlar de senyors o de vasalls .. o de deu.*[330]) Dieser Erklärung liegt sichtbar die Auffassung als Dienstlied, Lied eines *sirven* zu Grunde,[331]) und es war eine natürliche Erweiterung des Begriffes, wenn auch vielleicht eine sekundäre, auch Gesänge im Dienste Gottes, und — können wir im Sinne des alten Theoretikers hinzusetzen — seiner Heiligen,[332]) darunter zu begreifen.

Wie lässt sich damit die bekannte Herleitung der *Leys*[333]) vereinigen, die Rajna wieder zur Geltung zu bringen suchte: *Sirventes es dictatz que se servish al may de vers o de chanso en doas cauzas: la una cant al compas, l'autra quant al so.* —? Den Wert einer wissenschaftlichen Erklärung kann diese schon wegen des „*al may*" nicht beanspruchen, aber sicherlich stellt sie den herrschenden Gebrauch dar. Wie dieser sich herausbilden konnte, hat Emil Levy[334]) gezeigt, dessen Auffassung ich mich anschliesse, und er scheint schon zu Guirauts von Bornelh Zeit in Uebung gewesen zu sein, (s. u. S. 243) ohne unbedingt zu herrschen. Trotzdem sich, was unserem Gegenstand im besonderen angeht, die Leys bei Besprechung der einzelnen Gattungen nicht über das geistliche Lied äussern, so kann über ihre Auffassung kein Zweifel sein, da Maria ihnen ja wenigstens offiziell als einzig würdiger Gegenstand der Minnedichtung, also der Dichtung in Kanzonenform galt. Die geistlichen Gedichte in den *Joyas* werden sowohl als *cansos*, wie als *vers* und *sirventes* bezeichnet.

Bevor wir nun an die Gedichte selber herantreten, bleibt uns noch Diez' Ansicht über den Gegenstand zu besprechen, wodurch sich eine neue Seite der Betrachtung eröffnen wird. In der *Poesie der Troubadours* 185, heisst es vom Sirventes: „Diese poetische Gattung bewegt sich in sehr grossem Wirkungskreise; sie behandelt alle Gegenstände des Lebens mit Ausschluss der Liebe und der Religion." Offenbar rechnete er geistliche Ermahnungen wie die von Gavauda, Folquet von Romans, auch Bussgebete wie das Aimerics von Belenui, die von Zorzi, Raimon Gaucelm von Beziers u. a. m. zu den Gedichten, „worin der Verfasser

---

[330]) *Romania* VI, 358.

[331]) Zuletzt Stimming, Gröbers *Grundriss* II, 2, 23.

[332]) Diese Erweiterung rechtfertigt sich dadurch, dass der Urheber von J, nachdem er von L. Cigala gesagt: „. .*trobava volentiers de dieu,*" drei Marienlieder als Beispiele dafür bringt.

[333]) I, 340.

[334]) Guilhem Figueira, Diss. Berlin 1880 S. 15 ff.

mit Ruhe und Mass von sich selbst redet, sein Gemüt ausspricht oder seine Ansichten über einzelne Gegenstände darlegt, mithin zum persönlichen Sirventes. (*a. a. O.* [1] 162).[335]) Daselbst S. 104 wird dann von der Kanzone gesagt, sie sei ausschliesslich der Liebe und der Gottesverehrung gewidmet gewesen. Für letzteres hat er Zeugnisse aus den Liedern selbst auf seiner Seite (s. u. S. 239f.). Dagegen gerät die Ausdehnung des Begriffes *sirventes* in der angegebenen Weise in Widerstreit mit dem, was uns von dem Gebiete des vers überliefert wird (s. u. S. 243). Freilich nimmt Diez für diesen formelle Eigentümlichkeiten in Anspruch, (s. u. S. 246) während vom Sirventes gesagt wird, dass er sich in alle Formen füge (*a. a. O.* [1]97). Indessen wird sich jenes als hinfällig erweisen, oder doch nur in einem ganz beschränkten Sinne bestehen können, und der Sirventes ist, zumal in späterer Zeit, stets in den Bahnen der Kanzone gewandelt. Im Gegensatz zu Diez meint Tobler, dass zum Sirventes vielleicht auch solche Lieder gehören, die geradezu Gott und Jesum preisen.[336]) Das ist nun nicht für jede Epoche der alten Dichtung richtig, wie wir gleich sehen werden. Aber als Kanzonen hat man die ersten geistlichen Loblieder gewiss nicht betrachtet; unter jener verstand man lediglich ein Minnelied, und zwischen beiden war nach Veranlassung, Empfindung, und Absicht ein zu grosser Unterschied, zumal in der Zeit, als der weltliche Stil in die geistliche Lyrik noch keine Aufnahme gefunden hatte, als dass man sie unter derselben Gattung hätte begreifen sollen. Selbst Marienlieder, wie das Peire Cardinals, Perdigos und Peire Guillems von Luzerna, also die ältesten, werden im Sinne ihrer Verfasser zum Sirventes zu stellen sein, und es ist wohl nicht zufällig, dass sie alle drei Formentlehnung zeigen.[337]) Unzweifelhafte Zeugnisse für den Gebrauch von *canso* für geistliche Lieder haben wir erst seit der Mitte des 13. Jahrhunderts, in den Ueberschriften von Guiraut Riquiers Lobgesängen[338]) und bei Bernart von Auriac, der sein Marienlied mit den Worten beginnt:

---

[335]) Deshalb rechnet Levy die 2 geistlichen Lieder von B. Zorzi (S. 26 seiner Ausgabe) eben dahin.

[336]) Zitiert von E. Levy. Guillem Figueira S. 21.

[337]) Das einzige Beispiel für die Bezeichnung eines Marienliedes als Sirventes, die Ueberschrift von Arnaut Vidals 1324 preisgekröntem Liede (Noulet-Chabaneau Nr. XXVIII), darf nicht herangezogen werden. *Joyas p.* 245 heisst es *chanso.* Noulet-Chabaneau p. XXII wird französischer Ursprung für diese Verwendung des Wortes vermutet — das Wort selber ist bekanntlich Lehnwort aus dem Provenzalischen (s. P. Meyer, *Rom.* XIX) — doch kann auch Ueberlieferung eines älteren Wortgebrauches vorliegen, zudem waren die Doctrinas de c. d. bereits verfasst.

[338]) *Grundriss* 248, 7, 27, 31, 47, 88 von den Marienliedern, *Grundriss* 248, 64 von den an Gott gerichteten. Bei seinem Nachahmer Folquet von Lunel vgl. Lied 2, 6, 7.

Be volria de la meillor
de totas far chanso plasen.

Aber wir können weiter zurück gehen. Lanfranc Cigala rechnet seine zwei Marienlobe, *Grundriss* 282, 2 und 10, gewiss ebenso wenig zum Sirventes, wie sein Biograph, wie die oben (S. 185) angeführten Eingangsstellen seiner Lieder, überhaupt sein ganzer dichterischer Entwickelungsgang beweist. Aber auch Daudes von Pradas Gesang auf Gott und die Jungfrau ist wohl nur als Kanzone anzusprechen. Er bezeichnet ihn als *chant* (Str. 8), was z. B. Guiraut von Borneil als Synonym von *chanso* gebraucht. (*Grundriss* 241, 51; 59). Daude bedient sich meist landläufiger Schemata[339]), nur zwei seiner Lieder (*Grundriss* 124, 4 und 14) zeigen bei sehr gebräuchlichem Reimschema (abba c c dd) eine sonst nicht nachweisbare Silbenanordnung. Selbst in seinen Liebeskanzonen huldigte er gerne der schneidig-noblen Anschauung, die er als Kavalier bekannte:

Quant autrui sai que·m sia bel,
Adoncs fas d'autrui flor capel. (*Grundriss* 124, 10.)

In dieser Gleichgültigkeit gegen die Form wird der Tadel der Biographie zum guten Teile begründet sein (s. S. 183). In unserem Gedichte hat er sich Mühe gegeben. Eine zwölfzeilige Achtsilbnerstrophe mit der Reimordnung

aa bb ab ccd ccd

ist sonst nicht nachzuweisen. Dies und die kunstvolle Filigranarbeit der *replicatio' multiplicada* macht den Eindruck, als habe der Dichter seiner Kunst einmal das Höchste abringen wollen in Ansehung seines Gegenstandes. Dem Stile des Sirventes waren Künstlichkeiten der angegebenen Art nicht gemäss. Von Daude an dürfen wir also den Gebrauch der Kanzonenweise in geistlicher Lyrik mit Sicherheit datieren.

Unter den angeführten Liedern lehrt uns dasjenige Bernarts von Auriac, dass Form-, ja Reimentlehnung nicht ohne weiteres berechtigen, ein Lied dem Sirventes zuzuweisen. Es kopiert genau eine Liebescanzone Richarts von Barbezieux (421, 5).[340]) Ueber die Entlehnung von seiten Bernarts, der um 1282 dichtete kann kein Zweifel sein, da Richart dem Anfange des Jahrhunderts angehört (s. L. u. W. S. 432). Dasselbe Lied hat Folquet von Lunel in einem in der Tornada als Kanzone bezeichneten Marienlobe (*Grundriss* 154, 2) nachgeahmt; er nahm aber nur den 4. Reim

---

[339]) Entlehnungen weist Appel, *Inedita* S. 87 nach. Er bringt sie auch mit der zitierten Aeusserung der Biogaphie in Verbindung.

[340]) Bernart entlehnt auch für ein Minnelied (54, 4) Form und Reime einem Planh Aimerics von Peguilha (10, 48).

herüber und behandelte den letzten Vers als Refrainzeile. Vielleicht hat ihm nicht Richarts Lied selbst, sondern eine Kanzone vorgelegen, von der er alle Reime übernahm; denn diese stimmen genau zu einer *cobla esparsa* Guirauts del Olivier (246, 64.) Nächstdem dürfen wir nicht anstehen, ein weiteres Marienlied den Kanzonen zuzuzählen. Der Minorit verwendet in dem seinen dieselbe zwanzigzeilige Strophe in der gleichen Reimordnung und in den gleichen Reimen, die wir in einer Tenzone Guirants von Uisel mit seinem Bruder Eble (194, 16) und in einem Sirventes Bertrans von Alamano (76, 11) antreffen. Gui, der im Anfang des Jahrhunderts blühte (*L. u. W*² 436), hat gegen Bertran das Recht der Priorität, da dieser erst um 1240 auftritt (*L. u. W*² 467). Der Minorit hat wie Bertran 3 Strophen, aber die Tenzone ist sicher unvollständig, da nur eine Strophe von jedem Interlokutor erhalten ist, sie kann sehr wohl das unmittelbare Vorbild abgegeben haben.

Schwerer ist die Entscheidung bei „*Flors de Paradis.*“ Wir sahen, dass es in der Form wahrscheinlich seinerseits unmittelbar an Guillem Figueiras Romsirventes anknüpft. Dieses ist, da es sich selbst als solches bezeichnet, eine sprechende Widerlegung der *Leys*, die für das Sirventes dieselbe Strophenzahl wie für die Kanzone, 5 bis 7, als Norm aufstellen. Beide Lieder überschreiten auch die von den Leys für den *vers* als oberste Grenze aufgestellte Zahl von 10 Strophen. Als *vers* im Sinne der *Leys* ist das Marienlied auch deshalb nicht anzusehen, weil sie für ihn eigene Melodie fordern, eine solche ist aber hier nicht anzunehmen. Der Theoretiker wird eben wie in vielen anderen Fällen dem lebendigen Gebrauche gegenüber Unrecht haben, und es kamen Kanzonen vor, die das gewöhnliche Mass bedeutend überschritten. Auch Lanfrancs 2. Lied[341]) zeigt eine nicht kanzonenmässige Strophenzahl: 10; dennoch sahen wir uns berechtigt, es als Kanzone zu betrachten.

Diesen Liedern gegenüber sind die nun folgenden Gedichte, in denen Formentlehnung sicher, Entlehnung der Singweise sehr wahrscheinlich ist, entweder im Sinne der Dichter (vgl. S. 239)

---

[341]) Vgl. S. 232. Auch dieser Dichter ahmt in einem Liebesliede (282, 12) Form und Reime nach, und zwar von Peire Vidal 14; ausser dem Geschlecht der Reime ist ihnen auch der vierte Reim gemeinsam. In der Form (abba cddc, Zehnsilbner) lag keine Aufforderung zur Nachahmung; danach muss sie in der Singweise gelegen haben. Es bahnte sich eben in der Minnedichtung der Verfallzeit der gleiche Vorgang an, den Springer (Klagelied S. 26—27) für das Klagelied nachgewiesen hat. Um noch ein Seitenstück aus geistlicher Dichtung beizubringen, so hat Folquet von Lunel in einer anderen Marienkanzone das Schema eines Marienliedes von Guiraut Riquier (248, 19), sogar mit Beibehaltung der *Coblas retrogradas*, nachgebildet.

oder um ihres Inhalts willen, als Sirventese anzusprechen. Wir müssen auch hier stets im Auge behalten, dass wir keinem apodiktischen Schema, sondern der sich wandelnden Meinung des Zeitalters nachzugehen haben.

Das Erste gilt zunächst von Peire Guilhems von Luzerna Mariengebet. Ueber sein Verhältnis zu Raimon Jordans 12. Liede war oben (S. 224) zu reden: Raimons Priorität ist S. 181 dargethan.

Perdigo alsdann ist zwar ein Zeitgenosse Peirols, dessen Minnelied 366, 15 genau gleichen Bau, gleiche Reime und gleiche Reimablösung zeigt;[342]) aber erstens ist dieser älter (1180 —1225 nach *L. u. W*² 250; Letzterer nicht vor 1199 nachzuweisen, a. a. O. 440), zweitens haben wir in Perdigos Sprache Züge aufgezeigt (s. a. S. 175), die es undenkbar machen, dass das Gedicht einem Kunstdichter der guten Zeit zum Vorbilde gedient habe.

Peire Cardinals Marienlied hat zwar nicht die Reime, wohl aber den Strophenbau und die Verwendung eines zweizeiligen Refrains mit Sordel 1, einer Liebeskanzone, gemein.[343]) Dieser Dichter ist hinsichtlich der Form der Geschicktesten einer, wogegen Peire meist nachahmt. Darum werden wir geneigt sein, trotz zeitlicher Unentscheidbarkeit, Sordel den Vorgang zuzugestehen. Ob Entlehnung der Singweise vorliegt, muss bei dem ungleichen Geschlechte der Refrainreime in Frage bleiben. Wenn aber Analogieen aus dem 14. Jahrhundert gelten, so dürfen wir nicht unbedingt verneinen. Einer der in die *Sa Agnes* eingelegten Gesänge (V. 497—518) ist „*in sonu albe Reis glorios verais lums e clardat*“ verfasst, hat aber durchweg klingenden Schluss, während Guirauts Tagelied nur im Refrain weiblichen Ausgang hat. Aehnlich verhalten sich zwei andere Strophen (V. 1396—1410) zur Vorlage.[344])

Unter den Gedichten, die zu allen Zeiten dem Sirventes zugerechnet wurden, lässt sich bei 4 Bussgebeten vollständige Entlehnung nachweisen. Lanfranc Cigala 18 hat die bekannte *vers-chansó* Aimerics von Pegulha (10, 14) zum Vorbilde, Raimon Gaucelm eine Kanzone Jordans de l'Isla de Venaissi (276, 1)[345]) Geneys der Joglar (175, 1) eine solche von Cadenet (106, 18) und Joan Esteve (266, 8) ein Minnelied Aimerics

---

[342]) s. die Darstellung bei Maus a. a. O. S. 73.

[343]) s. Maus, *a. a. O.* S. 71.

[344]) s. die Ausgabe von Bartsch, Einleitung S. XXV und XXX.

[345]) Da diese im ältesten Teile von D. erhalten ist, mithin vor 1254 gedichtet ist, so kann ihre Priorität Raimon Gaucelm gegenüber (s. S. 193 Anm. 137) nicht zweifelhaft sein.

von Pegulha (10, 45). Aimerics Gedicht hält P. Meyer[346]) für eine Estampida, danach wäre Joans Gebet eher eine geistliche Estampida zu nennen als Sirventes; und allerdings verträgt sich die überaus komplizierte Strophe dieses Gedichtes kaum mit dem Begriffe, den ursprünglichen Zwecken des Sirventes.

Dagegen werden wir gewiss die Meinung des Dichters treffen, wenn wir Peire Kardinals in belehrendem Tone gehaltene Verherrlichung des Kreuzholzes zum Sirventes rechnen. Sie entlehnt Form und Reime dem 6. Liede Jaufre Rudels, einer Minnekanzone.

Von Nachbildungen, die nicht den Reim mit einbegreifen, sind Lanfranc Cigala 17 und Raimon Gaucelm 5 zu nennen. Ersteres teilt eine kunstvolle Strophenform

$${}_7a\,{}_6b'\,{}_7a\,{}_6b'\,{}_7a\,{}_6b'\quad {}_3c\,{}_7c\,{}_3c\,{}_7c$$

mit einer Liebesklage Raimbauts von Vaqueira (392, 12) und einem persönlichen Sirventese Sordels (437, 21); schon das Alter weist jenem die Priorität zu. Hier ist auch Entlehnung der Singweise so gut wie fraglos. Weniger in dem anderen Falle. Hier sind in einer Strophe mit dem beliebten Reimschema abab cc dd die weiblich schliessenden c'-Verse achtsilbig, die anderen Zehnsilbner. Eine solche Strophe hat wohl zuerst Peirol in seinem 20. Liede verwandt.[347])

Die Ernte ist im Verhältnis zu der gesammten erbaulichen Produktion immerhin stattlich, besonders wenn man sich gegenwärtig hält, dass für das eine oder andere Gedicht das Vorbild verloren sein wird. Wir werden demnach kaum fehl gehen, wenn wir Lieder wie das Mahngedicht Folquets von Romans, das Busslied Aimerics von Belenui, das Gedicht über die Mysterien 234, 2 (angeblich G. von S. Leidier) oder Cadenets Gebet mit den beiden Stücken Bertolomé Zorzis zusammen als Sirventese betrachten.

Noch jedoch macht eine dritte Gattung, deren Wesen noch schwerer zu bestimmen ist als das des Sirventes, der Vers, auf einen Teil der geistlichen Lieder Anspruch. Diez hat den Unter-

---

[346]) *Dern. troub de Prov.* p. 84. Azaïs ^{2}109 hat beide Gedichte zusammengehalten. Meyers Ansicht widerspricht es nicht, dass Aimeric selbst eine niedere Gattung darunter verstand (*Grundriss* 10, 32, angezogen von Tobler in seinem Kolleg über die provenzalische Dichtung). Diesen Charakter gab ihr vor allem der hackende Rhythmus. Ihn finden wir bei Aimeric und seinem Nachahmer in noch viel höherem Grade als in Raimbauts von Vaqueira Estampida (392, 9). Es liegt hier — und nicht hier allein — das Bestreben von Kunstdichtern vor, vulgäre Formen durch höfischen Inhalt zu veredeln.

[347]) Maus *a. a. O.* S. 71.

schied von Vers und Kanzone meisterhaft dargestellt (*Poesie d. Tr.* ¹104—109); aber die Wandlungen, die dieser Gattungsbegriff durchgemacht, treten daselbst nicht mit aller Schärfe heraus, und es ist vielleicht nicht überflüssig, im Zusammenhange Einiges über den Vers beizutragen.

Wählen wir einen festen Punkt, um von ihm aus erst vorwärts und dann rückwärts zu schauen. Nach den *Leys* d'Amors (p. 338) kann es scheinen, als sei der Vers der allgemeinere Begriff, dem die Kanzone untergeordnet wäre. Beide können gleichen Inhalt, gleiche Form, Strophenzahl und Melodie haben; mit anderen Worten: die Kanzone ist ein Vers von höchstens 7 Strophen, der von Liebe handelt. In der Zeit nach Molinier ist, wie begreiflich, seine Auffassung massgebend gewesen. *Vers* heissen zunächst ohne Unterschied in Bau und Inhalt, alle Gedichte, die mehr als 7 Strophen, also über Kanzonenlänge haben;[348]) so heisst ein ganz im Stile der „*cansos d'amors de Nostra Dona*“ gehaltenes Marienlob blos um deswillen, weil es deren 10 hat, „*vers complit fayt en lausor de Nostra Dona*“, (*Joyas* p. 51). Die meisten *Vers* jedoch sind moralisierender, belehrender Art, nach Moliniers Forderung: „*e deu tractar de sen* —“, ohne Rücksicht auf die Strophenzahl, die selten die Zahl 7 überschreitet. So haben wir einen „*vers moral super Christi passionem* (*Joyas* 69), einen „*vers capcoat*“ über den gleichen Gegenstand, in den *vers figuratz* oder *claus* wird eine moralisch oder geistlich zu erklärende Allegorie durchgeführt.[349]) Ein Vers erklärt die Wunder des Abendmahls (*Joyas* 111), die Bedeutung des Kreuzholzes (*Joyas* p. 21), ein anderer spricht vom Tode (*Joyas* p. 124), wieder einer von Krieg und Frieden. Entsprechend dem Seiltänzersprung, den sich Molinier mit Hilfe der Etymologie *vers* von *verto* = *virar* gestattet, um dem Vers alle Gegenstände der Dichtung zu eröffnen, finden wir auch solche auf den Landesherren (*Joyas* 29 und 56) und zum Lobe Toulouses (*Joyas* 220).

Gehen wir auf die Zeit vor Molinier, an den Anfang der Schule zurück, so finden wir, dass Raimon von Cornet Gedichte die sich meist beliebter Zehnsilbnerstrophen bedienen, unter der

---

[348]) Vgl. *Joyas* p. 21, 33, 51, 59, 64, 69. Eine Kanzone von 10 Strophen ist scheinbar die *Canso de Nostra Dona* p. 73. Den Herausgeber hat aber die Angabe in der Ueberschrift, die *coblas* seien *unissonans*, verführt, die Strophenhälften im Druck zu trennen. Er machte den Fehler des Sammlers mit, der die Reime auf *-anza* und auf *-ensa* nicht auseinanderhielt, ebenso wenig wie die auf *-eza* und *-oza*. Nicht *unissonans*, sondern *retrogradadas* sind die fünf Koblen.

[349]) *Joyas* p. 10, 33, 64, 88, 93, 131, 139, 155.

Bezeichnung „*vers*“ wegen ihres Inhalts von seinen Kanzonen absondert, die von Liebe handeln. Jene befassen sich mit moralischen Dingen,[350]) oder sind geistlichen[351]) auch wohl kirchlich polemischen[352]) Charakters. Die Zahl der Strophen ist nie mehr als 7, ausser in dem *Gardacors de mal*[353]) den man vielleicht besser als *Ensenhamen* in strophischer Form betrachtet. Von ihnen unterscheidet er Sirventese, die sich mit politischen[354]) und litterarischen[355]) Dingen befassen. Sogar einige Regeln für Schachspieler bezeichnet er als Sirventes (Str. 7).[356]) Ein prinzipieller Unterschied der Versifizierung zwischen beiden Gattungen ist nicht festzustellen.[357]) Beide bedienen sich mit Vorliebe des Zehnsilbners in oft geübten Strophenformen.

Weiter zurückschreitend, in die 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts, kommen wir zu Guiraut Riquier, der uns hier hauptsächlich angeht. Ihm ist die Bezeichnung *sirventes* überhaupt fremd; alle Gedichte unminnlichen Charakters tragen den Namen *vers*, seien sie moralisierenden, geistlichen[358]) oder politischen und litterarischen Charakters. Nun lässt sich für keines dieser Lieder Entlehnung der Reime nachweisen, eine ganze Anzahl von Strophenformen ist sonst nicht wiederzufinden. Da liegt die Annahme nahe, er habe solche Nichtminnelieder *vers* genannt, die eine eigene Form oder Weise oder beides haben. Dass man zu seiner Zeit Kanzone und Vers auf Grund ihres Inhalts von einander schied beweist aufs klarste eine Stelle Serveris von Girona (434, 11), die lautet:

Mieya chanso sem(e)naray e mieg vers.

Nun preist er in jeder gradzahligen Strophe (2, 4, 6) sein *Sobrepretz*, jede ungrade (3 und 5) moralisiert. Deutlicher noch spricht er sich in 434, 5 aus. Der Dichter möchte gern eine anmutige Kanzone machen; doch fürchtet er, nicht angemessen von der Liebe singen zu können, denn

. . *ges chanso non dey mas d'amor far,*
On flors ni mays no'm val chan ni verdura.
En aysso ai yeu mes tot mon estatge

---

[350]) Noulet-Chabaneau p. 42, 44, 46, 47, 104.
[351]) *a. a. O.* p. 50, 53.
[352]) *a. a. O.* p. 51.
[353]) *a. a. O.* p. 109; 12 Strophen, 1 Tornada, von den Herausgebern zu den Vers gestellt (p. 254).
[354]) p. 83, 107, 137.
[355]) p. 212.
[356]) p. 92.
[357]) Wie man nach Introd p. XLII glauben könnte.
[358]) Diese sind S. 195/6 zusammengestellt.

A bastir vers vers[359]) *ditz ab mal plazer*
Qu'a far chansos, que·ls autz locx vey chazer.[360])

Aus der erstangeführten Stelle geht auch mit Sicherheit hervor, dass er keinen verstechnischen, ja nicht einmal einen musikalischen Unterschied zwischen Vers und Kanzone machte. Dasselbe gilt von Guiraut Riquier. Ich kann auf oben (S. 235/6) Zusammengestelltes verweisen, wo entsprechende Strophenformen der Minnedichtung mit denen der geistlichen *vers* zusammengehalten sind. Es genügt, anzumerken, dass in ihnen alle Versarten vom Drei- bis zum Zehnsilbner erscheinen.[361])

Derselbe Riquier hat aber noch eine andere Auffassung des Begriffes überkommen, die er in den ersten Jahren seiner litterarischen Laufbahn teilte. Der „*vers*" *Grundriss* 248, 1 ist das einzige so bezeichnete Liebeslied; und im Eingange heisst es von diesem *vers*, er habe ihn zu machen ... *de mascles motz, Ab tot lo nombre de set.* (Str. 1) Sein zweiter Vers (*Grundriss* 248,19) zeigt ihn in einer Mauserung seiner kunsttheoretischen Begriffe, er hat schon einen weiblichen Reim (c), und den Liebesgedanken sind nur wenige Eingangsworte gewidmet; er wird zu einem Sermon über die zeitlichen und ewigen Folgen der bösen Lust.

Vor Riquier wurde der Unterschied zwischen *vers* und *canso* als besonderen Dichtungsgattungen höchstens theoretisch erörtert. Die von ihm anfänglich vertretene Meinung, männlicher Schluss charakterisiere den Vers, die von Aelteren vielleicht Daude von Pradas teilt,[362]) wird, wie bekannt, von Aimeric von Peguilha bestritten.[363]) Er leugnet jeden Unterschied, und Gavauda stimmt ihm bei; denn die Worte *Lo vers deu far en tal rima Mascl'e femel, que ben rim* — (174, 8) sind gewiss als Polemik aufzufassen. Gerade Guiraut von Borneil, der nach der Aussage von Peires von Alvernhe Biographie die ersten Kanzonen

---

[359]) Die Etymologie *vers* von *verus*. die sich die *Leys* zu eigen machten, hat schon Peire Kardinal 3 (Str. 1). Wenn die Leys daraus den Schluss ziehen, dass er von „*sen*" handeln müsse, so klingt das unmittelbar an Gavauda 7 an. . . *bastis e derc Vers de sen.* Vgl. Bernart v. Auriac 11. . . *farai un vers, qu'er covinens Ab motz verays.* Dieser nennt auch seine moralisierenden Gedichte *vers.*

[360]) Lesart von R. (Mahn *Ged.* 771.)

[361]) Ausgenommen 5- und 9-Silbner; letztere kennt Riquier überhaupt nicht. Fünfsilbner dagegen hat er wiederholt verwendet. Verse von 3 und 4 Silben finden sich z. B. in 248, 55 und 69, Sechssilbner in dem letztgenannten, Zehnsilbner in 248, 44, 59, 86.

[362]) Wenigstens unterscheidet er; 124, 4 Str. 2 heisst es: *Jamais bos vers non er grazitz, Ni cansos per razon complida*; daselbst Str. 5: *Vas Salas teuras ta via Tot plan, car lai trametia* (Uc Brunet) *Chansos e vers e sirventes.*

[363]) s. *Poesie d. Tr.* [1]105.

gedichtet haben soll,[364]) illustriert uns aufs deutlichste das Schwebende in diesen Begriffen; er nennt seine Minnelieder ohne sichtbaren Unterschied bald *vers* (*Grundriss* 242, 11, 25, 51, 59), bald *canso* (242, 81), *chantar* (242, 33), *chantaret* (242, 79) und *chant* (242, 66); ja in 242, 11 wird ein und dasselbe Gedicht *vers* und *chanso* genannt. Auch sein Zeitgenosse Guilhem Ademar bezeichnet seine Minnelieder als *vers* (202, 1, 12), *chant* (202, 11) und *chanso* (202, 2). Was soll man gar zu den Versen Raimbauts von Orange sagen, mit denen er ein Lied polemischer Haltung (389, 7) beginnt: *A mon vers dirai chanso Ab leus motz et ab leu so* —? Ein prinzipieller Unterschied in der Singweise, wie ihn Aimeric von Pegulha andeutet,[365]) kann nach dem Gesagten auch in dieser frühen Zeit nicht bestanden haben.

Selbst Diez' stark einschränkende Ansicht „dass jene Dichtungsart (der *vers*) aus Versen von 8 oder 9 Silben bestehen musste" (*a. a. O.* ¹104), oder, wie es S. 107 Anm. 3 etwas anders ausgesprochen wird, „Lieder unter 4 Hebungen gehören in das Fach der Kanzone," kann für keine Zeit der provenzalischen Dichtung als Regel gelten. Denn in den *vers* genannten Liedern Guirauts von Borneil finden wir sowohl Sechs- (242, 51) als Siebensilbner (242, 11 und 59). Beispiele von Zehnsilbnern hat Diez selbst beigebracht (S. 107 Anm. 3); alte Zeugnisse sind etwa noch Marcabru 9 und der Graf von Poitou 3.[366])

Und doch ist ein Unterschied zwischen Vers und Kanzone vorhanden, der Diez' Scharfsinn nicht entgangen ist;[367]) es ist, für die gute Zeit wenigstens, ein historischer, keiner, der der provenzalischen Poetik angehört. Vers hiess von Anfang an jedes Gedicht in strophischer Form „*Versus sancte Marie*" ist ein altes Marienlied überschrieben,[368]) so nennt auch der Graf von Poitiers seine Dichtungen,[369]) wo er sie bezeichnet, desgleichen Jaufre Rudel. Die Singweise hiess *chant*,[370]) und die angeführten Stellen (S. 244) zeigen, dass *chanso* daneben in dem gleichen Sinne ge-

---

[364]) s. *Poesie d. Tr.* ¹108.

[365]) s. *Poesie d. Tr.* ¹105 und 108.

[366]) Für die spätere Zeit s. das oben Ausgeführte. Die Toulousaner verwenden fast ausnahmslos in allen Gedichten ausser den Dansas den Zehnsilbner.

[367]) s. besonders *Poesie d. Tr.* ¹108.

[368]) P. Meyer, *Anc. poés. rel. en langue d'oc* 18—19.

[369]) *Grundriss* 183, 6, das *chansoneta* genannt ist, wird ihm von Stengel, Gröbers *Grundriss* II, 1, 85, wohl mit Recht abgesprochen.

[370]) Vgl. das Weihnachtslied „*Mei amic e mei fiel*" V. 42/43. . . *vos dijat en avan Chasques vers nous ab nou jan.* Das Verhältnis ist das gleiche wie zwischen *vers* uud *chant* in nordfranzösischer Dichtung; vgl. G. Paris, *La littérat. franç. au moyen âge* ²p. 39.

braucht wurde; *vers* und *chanso* waren gleich Text und Melodie, oder, je nachdem man das eine oder das andere betonte, gleich Gedicht und Gesang oder Lied. Beide wurden also ursprünglich für dasselbe dichterische Erzeugnis verwendet. Als nun die Jüngeren mit dem prächtigeren Strophenbau reicher gegliederte Melodieen einführten, nannte man ihre Erzeugnisse nach dem, was sie am auffallendsten von der alten Kunst unterschied, Gesänge, Kanzonen, und da sich die neue Kunst vor allem an der Minnedichtung versuchte, so fiel der Name dem Liebesliede in erster Reihe zu, immer aber noch nicht ausnahmslos.[371])

Damit hängt ein Zweites eng zusammen. Kurze, schlichte Strophengebilde eignen der alten Dichtkunst. Der Graf hat solche von 3, 5, 6, nur einmal (183, 2) von 7 Versen, Cercamon von 6, nur einmal (112, 2) von 9, Jaufre Rudel durchweg Strophen von 7 Versen. Da war es denn natürlich, dass der Stoff zuweilen erst mit einer längeren Zahl von Strophen erschöpft war, wie denn Graf Wilhelm Liebesgedichte von 8 bis 13 Koblen, Cercamon eines von 9 verfasst hat. Als man aber später grosse Strophen baute, hatte man ihrer eine geringere Anzahl nötig, um sich auszusprechen. So erklärt sich, was die Leys von der grösseren Strophenzahl berichten, die dem Vers zustehe.

Aus dem gleichen historischen Gesichtspunkte ist der Streit über den dem Vers vorzüglich zukommenden männlichen Versschluss aufzufassen. Dieser ist bekanntlich der älteren · im volkstümlichen Tone gehaltenen Dichtung durchaus eigen, die beiden genannten Marienlieder, das Stephanslied, das alte Beicht- und Glaubensbekenntnis kennen keinen anderen, ebenso wenig noch der Graf von Poitiers.

Dass dem Vers inhaltlich ein weiteres Gebiet zukam, verstand sich aus seiner ursprünglichen Bedeutung; als eine fest umschriebene Gattung darf er deshalb der Kanzone doch nicht gegenübergestellt werden. Der Ausdruck lief neben der Kanzone und dem Sirventes her, die seinen Inhalt erschöpften. In der Zeit des Niedergangs, die den Begriff der Kanzone mit der Gestalt, die ihr die Grössten gegeben hatten, überkam, und in der für den Sirventes Form- und Melodieentlehnung zur Regel wurde, suchte man dann dem Worte einen konkreteren Sinn zu geben. Dies that Riquier, indem er jedes Nichtminnelied in selbständiger Strophe oder Singweise als Vers bezeichnet; andere folgten ihm, wie wir gesehen haben. Erleichtert wurde dem lehrhaft veranlagten Epigonen diese Neuprägung dadurch, dass ein Dichter wie Marcabru, dessen Gedichte

[371]) Diez *a. a. O.* [1]105, Anm. 1 führt Beispiele vom Gebrauche dieses Namens für andersartige Dichtungen an.

den gleichen moralisierenden Charakter tragen, seiner Altertümlichkeit gemäss nicht als Kanzonen-, sondern als Versdichter bekannt war. Dass sie ihm indessen nicht durchweg gelang, beweisen die *Leys* und der Schulgebrauch der Toulousaner.

Nach alledem muss es, um auf die geistliche Dichtung zurückzukommen, als unangängig bezeichnet werden, alle Lieder nach einem und demselben Gesichtspunkte zu klassifizieren; was sich beim Sirventes schon als historisch korrekt erwies, die Trennung nach Epochen, ist beim Vers in noch höherem Grade geboten.

Mit dem Aeltesten zu beginnen, so können Peires von Alvernhe geistliche Stücke allesamt als *vers* angesprochen werden. Nur ein Liebeslied (323,12) nennt er *chant* und *chanso*; wo er sonst seine Gedichte selbst benennt,[372]) heissen sie durchweg *vers*, darunter auch ein religiöses Mahnlied (323,13). Somit können wir Stimming[373]) beistimmen, wenn er die beiden Gebete 323, 16 und 21 dieser Dichtungsart zuweist. Er thut das zunächst ihrer Strophenzahl wegen (13+1 Tornada, bezw. 9+1 Tornada). Für diese Zeit dürfen wir das Kriterium in gewissem Umfange gelten lassen, wir haben aber gesehen, dass es anderen Erwägungen gegenüber in Wegfall kommen kann. Peire selbst überschreitet übrigens sonst nur noch in dem bekannten Schmähgedicht auf seine Kunstgenossen und in dem Weltentsagungsliede[374]) die Zahl von 7 Strophen.

Unbedenklich hierher zu stellen ist Gavaudas Predigtgedicht, da dieser Dichter seine Gedichte selbst als „*vers de sen*“ bezeichnet (174, 5), ebenso Guirauts von Borneil Buss- und Mahnlied, erstens weil er Lieder unminnlichen Charakters gern *vers* nennt (z. B. 242, 67), zweitens, weil er mit dem Ausdruck Sirventes, der noch in Frage käme, anscheinend den Begriff der Melodienentlehnung verbindet. Wenigstens folgen die 2 Gedichte die er selbst als solche bezeichnet (242, 38 und 52) dem Muster von Minneliedern.[375])

Bei den etwas jüngeren Folquet von Romans und Aimeric von Belenui, die, der eine mit einem Mahnliede, der zweite mit einem Weltentsagungsgedichte, hier in Frage kämen, wage ich keine Entscheidung; ihrer Form und Strophenzahl nach fallen sie nicht aus dem Bereiche des Sirventes, wenngleich keine Vorbilder nachzuweisen sind; auch bedienen beide sich nirgends der Bezeich-

---

[372]) 323, 1, 2, 6, 8, 9, 11, 13, 24.

[373]) Gröbers *Grundriss* II, 2, 35. Daselbst wird auch Graf Wilhelms Busslied, das sich selbst *vers* nennt, zur geistlichen Lyrik gezogen; vgl. S. 171.

[374]) 323, 11 und 18.

[375]) Ich sage mit Absicht nicht „Kanzonen“, denn Lied 51, das Vorbild von 52, ist als *vers* bezeichnet.

nung *vers*. Das Gleiche gilt von Cadenet. Diese und verwandte Lieder sind deshalb oben zum Sirventes geschlagen worden.

Stimming (a. a. O. S. 35) rechnet Arnaut von Brancalos Gebet deshalb zum Vers, weil es hinter dem für die Kanzone zulässigen Mass zurückbleibe. Das erscheint als Uebertreibung des rein formalistischen Standpunktes der *Leys*. Was dieses Gedicht im besonderen angeht, so halte ich es für unvollständig. Die jetzige Schlussstrophe, die vierte, enthält nichts als preisende Prädikate Gottes; so konnte das Gedicht nicht enden; gewiss machte, wie üblich, ein Gebet den Beschluss. Die Handschriften C und R haben neben vielen Unika auch viele Fehler gemein. Es ist aber überhaupt fraglich, ob das von Stimming angegebene Kriterium zutrifft. Die Poetiken wissen von ihm nichts. Die *Leys* verlangen vom Vers 5 bis 10 Strophen, von der Kanzone 5 bis 7, die *Doctrina* für beide gleiche Strophenzahl. Wir haben geglaubt, Marienlieder wie das Lanfranc Cigalas (282, 10, 4 Str.), Aimerics von Belenui 9, 9 (4 Str., 1 Torn.,) des Minoriten (3 Str.) der Kanzone zuweisen zu sollen. Wenn wir bedenken, dass wir es mit Strophen von 12, 16 und 21 Versen zu thun haben, so ist es wohl möglich, dass die Verfasser durch die Verszahl für reichlich ersetzt erachteten, was ihren Gedichten an Strophenzahl abging, um sie zu Kanzonen zu machen.

Der Refrain.

Im Anschlusse an die Betrachtung der Formen der geistlichen Lieder seien im folgenden die Fälle zusammengestellt, in denen sie den Refrain zeigen.[376])

Die schliessende Refrainzeile hatte schon das Weihnachtslied „*Mei amic e mei fiel*“ in lateinischer Sprache aus der Sequenz „*Jn hoc anni circulo*“ übernommen, und ein Gesang über die Auferstehung aus dem 14. Jahrhundert (*Rev. lg. rom.* 14, p. 5) in einreimigen Achtsilbnerdreizeilen weist mit dem Refrain *Alleluja*! noch erkennbar auf den Ursprung der Sequenzen überhaupt. Gleichfalls dem Zwecke des Gottesdienstes dient der dreizeilige Refrain in dem etwa gleichzeitigen Magdalenenliede (*Rev. lg. rom.* 27, 1 ff.). So klingt das „*merce reina*“, womit jede Strophe des Marienliedes V. 1551—1606 der *Wolfenbüttl. Handschrift* schliesst, noch sehr an Lateinisches an.

Wenn Peire Cardinal nach jeder Strophe seines Liedes an die Jungfrau betet:

De patz, si't plai, dona, traita,
Qu'ab ton filh nos sia faita,

---

[376]) Ueber den Refrain der geistlichen Alben s. u.

so wird mit einem solchen Kehrreim sein Gedicht zur *Retroencha*;[377]) das Gleiche gilt von *Wolfenb. Handschrift* 1839 ff., dessen Refrain lautet:

Aiaç, vergen, de me
Gloriosa merçe.

Dieser syntaktisch selbständige Refrain ist der ursprünglichste. Von ihm kann man als unursprünglich sondern: 1. den Versrefrain, der syntaktisch, und meist auch durch den Reim, an die Strophe gefesselt ist, 2. den blossen Wortrefrain. Für jenen kann Folquet von Lunel angeführt werden, in dessen 2. Liede jede Strophe mit den Worten schliesst:

Per vostres precx, sancta verges Maria.

In den folgenden Gedichten werden nur eines oder ein paar Worte des Versschlusses wiederholt. Aimeric von Belenui schliesst in 9, 19 jede Strophe mit „*mortz*“, womit er den Grundton seines Bussliedes immer neu anschlägt.[378]) Denselben Zweck erreicht Guiraut von Borneil in seinem verwandten Gedichte (242, 26), indem er die Worte „*dol e pena*“ an gleicher Stelle wiederkehren lässt. Schliessen Bertolome Zorzi und Lanfranc Cigala ebenso sinnvoll jeden ersten Vers ihres Beichtliedes mit „*merce*“ bezw. „*marritz*“ (*Grundriss* 74, 6 und 282, 18), so kann man das von Riquier nicht eben sagen, wenn er in seinem Mariengebete (248,73) jeden 2. Vers mit *dieu*, den 4. mit dem nichtssagenderen *sieu* endet. Besser macht er seine Sache in 248, 46. Er bittet um geistliche Erleuchtung und schliesst recht passend den 2. Vers jeder Kobla mit *cosselh*! In seinem 31. Liede, einer Kanzone, wechseln *amor* und *merces* am Schlusse des ersten und letzten Verses von Strophe zu Strophe ihre Stelle, entsprechend dem Grundgedanken, dass wir durch Liebe zur Gnade gelangen. Raimon Gaucelm bindet in jedem 1. und 3. Verse seines 5. Liedes *dobla* mit *cobla*, die nicht eben sehr geschickt gewählt sind und den Sinn ungünstig beeinflussen.

Beim Anfangsrefrain beginnt das sich wiederholende Wort die Strophe oder einen Vers derselben. Die erste Art ist den *Ave* und *Salve* der lateinischen Kirchendichtung geläufig.[379]) Mit *salve*

---

[377]) Die Scheidung der *Leys* zwischen *retroncha* und *vers retronchat, chanso retronchada* ist völlig unklar, kommt für uns auch nicht in Betracht, denn, zufällig oder nicht, Guiraut Riquier 248, 65 ausdrücklich als *retroencha* bezeichnet, hat denselben Strophenbau, bis auf das Geschlecht der Reime.

[378]) Aimeric liebt solche Refrainworte, vgl. 9. 1, 5, 12, 13, 15, 18.

[379]) Der Vollständigkeit halber sei die ziemlich freie Uebersetzung des *Gaude flore virginali* (Suchier, *Denkm.* Nr. XVIII) angeführt, die das *Gaude* zu Anfang jeder Strophe durch *alegra·t* wiedergiebt.

und *ave* beginnen abwechselnd die Strophen von *Wolfenb. Handschrift* 1839—1901, mit *Salve Jhesus* 2166 ff., mit *Salve regina* 2382 ff, Peire von Corbiac fängt jede Strophe seines Marienpreises mit der erneuten Anrufung *Domna* an, ebenso wie Folquet von Lunel in 154, 2. Dasselbe Wort stellt Peire Guillem an den Anfang von 4 Strophen (2—5). Hier ist vielleicht die Wirkung eines Refrains nicht beabsichtigt, da das Wort nicht das erste im Verse ist, auch (Str. 2 und 5) Attribute zu sich nimmt. In *Wolfenb. Handschrift* 1491—1550 beginnen alle Strophen mit *Vergen*, in *Flors de Paradis* 19 von 22 mit *Verges*[380]) in Str. 6 und 20 folgt diese Anrufung erst im zweiten Verse. Geneys der Joglar lässt 4 von 6 Strophen mit *Seinher* beginnen.

Jeder letzte Vers der Strophe beginnt in Cigalas zweitem Liede mit *la maire dieu* bezw. *maire de dieu.*

Zuletzt haben wir einer Erfindung des Vers- und Reimhandwerkers Riquier zu gedenken: eines reimenden Binnenrefrains. In einem Bussgedichte, *Grundriss* 248, 89, wird der erste Vers jeder Strophe, ein Zehnsilbner, so zerlegt, dass an vierter und sechster Stelle *ren* und *ben* gepaart sind. Das zweite Wort wenigstens ist leidlich sinngemäss gewählt, da sich das Gedicht um das höchste Gut dreht, von dem der schwache Wille sich durch Irdisches ablenken lässt.

Zur geistlichen Alba.

Die fünf Lieder, die unter diesem Namen zusammengefasst werden, haben im Zusammenhange mit den anderen provenz. Stücken gleicher Benennung zwei Mal eine ausführliche Besprechung erfahren, zuerst durch Römer[381]) und ein zweites Mal durch Schläger.[382]) Jener führt auch ihre Metrik vor, sodass ich mich bezüglich dieser auf wenige Bemerkungen beschränken kann. Folquet von Marseille (*Grundriss* 155, 26) verbindet einreimige Alexandriner-Dreizeilen mit einem dreifachen *versus tripartitus caudatus* aus Sechssilbnern, dessen 4 letzte Verse den Refrain bilden; aber nur in den beiden ersten Strophen geht der zweite Reim des Refrains mit dem des *versus*, in den 2 folgenden geht der erste Reim des Refrains durch. In der 5. Strophe fehlen dem *versus* 4 Verse. Während hier die alte Albenform noch sichtlich nachwirkt, stellen sich die anderen 4 Gedichte zu denjenigen Alben, die sich nach Stengel von

---

[380]) Durch dieses Wort werden die Reimpaare eines Gebetes über die 7 Schmerzen Mariä (s. *Rom.* I, 410 ff.) zu Strophen von 16 Zeilen zusammengebunden.

[381]) *Die volkstümlichen Dichtungsarten der altprovenz. Lyrik,* Marburg 1884 (*Ausg. u. Abh.* 24).

[382]) *Studien über das Tagelied,* Diss. Jena 1895.

der Grundform[383]) am meisten entfernen. Peire Espanhol zeigt noch eine sehr schlichte Form: Zehnsilbner der Ordnung abababC. Wie sie inhaltlich (s. u. S. 260) Anlehnung an ein weltliches Muster verrät, so mag diese Alba auch ihre Gestalt diesem entnommen haben. Guiraut Riquiers Lied unterscheidet sich von dem, was er *retroencha* nennt, lediglich dadurch, dass der Refrain sich auch noch auf das Schlusswort der drittletzten Zeile erstreckt. Wir haben eine Kanzonenstrophe mit *versus* und einer *cauda*, Sechssilbner von dem Schema:

aab aab ccdd cd EEF.

Guilhem von Autpol benutzte eine beliebte Strophe (abba cc ddee, Zehnsilbner), um durch Anfügung einer Refrainzeile sein Lied der Albengattung einzuverleiben. Auch die von Bernart von Venzac gewählte Strophe:

a b a b c c D (10 Silbner)

ist ohne Refrain in der Kanzonendichtung nicht eben selten. Beide Dichter haben das gewählte Reimschema noch in anderen Liedern verwandt.[384])

Wodurch sich diese Lieder zu den weltlichen *Albas* stellen, das ist zunächst das im Refrain stehende Wort *alba*. Dieser selbst ist, wie bei den weltlichen Gedichten gleicher Gattung, verschiedenen Umfangs;[385]) nur Folquet hat den alten, echten, syntaktisch selbständigen Refrain.[386])

Dass die Provenzalen selber die in Rede stehenden Lieder zu dieser Gattung rechneten, ergiebt sich einmal daraus, dass Guillem von Autpol das seine in der zweiten Geleitstrophe selber so nennt, ebenso wie Guirauts Lied „*alba de la maire dieu*“ überschrieben ist. Zum zweiten lehnt sich dieses Dichters Alba im Inhalte sichtbar an sein weltliches Tagelied (s. u. S. 264). Da nun Guilhems

---

[383]) Einreimige Dreizeilen mit Refrainzeile (s. Stengel, *Zeitschr. f. rom. Phil. IX*, 111). Das ist vielleicht zu eng. Wenn ein in so komplizierten Formen dichtender Sänger wie Guiraut von Borneilh seiner Alba das Schema aa bb C zu Grunde legt, so wird ihm gewiss ein volkstümliches Lied im Ohre geklungen haben.

[384]) Jener in einem Klageliede (*Grundriss* 122, 1), auch mit Refrain, dieser in einem *Vers* (*Grundriss* 71, 1), hier mit Achtsilbnern.

[385]) Eine Zusammenstellung geben Stengel (*a. a. O.* S. 410), und Schläger (*a. a. O.* S. 40), auf die ich verweisen kann.

[386]) Die „*alba ses titol*“ (*Grundriss* 461, 3) entbehrt bekanntlich des Refrains ganz, weshalb Stengel (*Z. f. r. Ph.* IX, 410) sie als freie Nachbildung der Gattung bezeichnet. Der Reim *-ia*, den sie mit drei andern Gedichten gemein hat, legt die Vermutung nahe, dass geradezu Umdichtung eines Tageliedes mit Refrain auf *-ia* vorliegt (etwa *Tro que la gaita cria)*. Es ist nicht nötig, wegen dieses Liedes den Refrain als unentbehrliches Charakteristikum der Gattung zu streichen, wozu Schlaeger (S. 41) geneigt ist.

Alba gerade zu denen gehört, die auch inhaltlich nicht im entferntesten an das weltliche Tagelied anklingen, so ergiebt sich, dass allein das Refrainwort für die Provenzalen die Ursache war, jene geistlichen Lieder mit den weltlichen unter einer Gattung zu begreifen.

Dürfen wir ihnen in dieser Zuteilung folgen? Wenn nicht, so können zwei Gründe für uns ausschlaggebend sein: Erstens, das Kriterium des Refrains genügt nicht; wir verlangen, dass die Kernsituation des Tageliedes, das Scheiden zweier Liebenden am Morgen, sich irgendwie in den geistlichen Liedern wiederfinde. Das ist nicht der Fall, und deshalb hat Schlaeger (*a. a. O.* S. 25) die Tischdecke zwischen beiden Arten zerschnitten. Wir müssten ihm zustimmen, wenn sich ergäbe, dass die provenzalische Poetik auch historisch Unrecht hätte; dass die geistliche Alba in Entstehung und Entwicklung nichts mit der weltlichen gemein hätte, alle Zwischenstufen von dieser zu jener oder umgekehrt fehlten, was allerdings Schlaegers Ansicht ist. Mit dieser zweiten Frage untrennbar verknüpft ist die nach der Priorität der einen oder der anderen Art, gesetzt es liesse sich eine Abhängigkeit feststellen.

Ueber den Ursprung des geistlichen Tageliedes stehen sich nun bis heute zwei Ansichten gegenüber. Karl Bartsch, der diese Gedichte zuerst ausführlicher besprochen hat,[387]) stellt sie zu den zahlreichen Nachahmungen weltlicher Lieder, zu den geistlichen Texten, die man weltlichen Weisen (*a. a. O.* S. 262) unterlegte. Das Auftreten des Geleites [388]) hält er für ein Verkennen des ursprünglichen Sinnes des Tageliedes, als eines volkstümlichen Morgenscheideliedes.[389]) Wesentlich ebenso sprechen sich Römer (*a. a. O.* S. 9) und Jeanroy [390]) aus; jener sieht in Folquets Liede, wo der Wächter statt zum Scheiden zum Gebete mahne, ein Mittelglied zwischen beiden Arten, dieser sieht in der geistlichen Alba einen künstlichen Wiederbelebungsversuch der veralteten Gattung. Jedoch im Hinblick darauf, dass die meisten mit Verfassernamen überlieferten weltlichen Alben um 1200, als Folquet von Marseille seine religiöse verfasste, oder gar später [391]) entstanden sind, scheint es unnötig, Veraltung vorauszusetzen; das kann für später, für Riquiers Zeit, zutreffen. An das Wesen der

---

[387]) *Album des Nürnberger literarischen Vereins* 1865, S. 1 ff., abgedruckt in seinen *Gesammelten Vorträgen und Aufsätzen.* Freiburg 1883, 252 ff.)

[388]) Bei Guillem v. Autpol und B. von Venzac. P. Espanhol wiederholt nur 2 Zeilen. Bei G. Riquier ist der Schluss verstümmelt; doch zeigt die Ausgabe (Mahn *W.* 4, 98) keine entsprechende Lücke.

[389]) Diese Definition *a. a. O.* S. 254.

[390]) *Origines de la poésie lyrique en France* p. 65.

[391]) Diejenige Bertrans von Alamanon, wenn nicht mit der Kopenhagener Handschrift Gaucelm Faidit als Verfasser zu betrachten ist.

zu erörternden Frage rührt das jedoch nicht, und so fasst Jeanroy gegen Schlaeger noch einmal[392]) seine Ansicht dahin zusammen, dass eine von beiden Arten offenbar der andern ihren Daseinsgrund entlehne, und zwar die geistliche der weltlichen.

De Gruyter[393]) meint, das provenzalische „religiöse Wächterlied“ sei ganz in die Sphäre des weltlichen Tageliedes eingegangen. Diese Wendung enthält implicite die Annahme eines älteren religiösen Wächterliedes, das von weltlichen Einflüssen unberührt gewesen sei, und damit kommen wir zu einer Ansicht über den Ursprung des Tageliedes überhaupt, die, von der dargelegten, gleichsam naiven, grundverschieden, zuerst von Wilhelm Scherer[394]) ausgesprochen und dann von Roethe[395]) ausgeführt und variiert worden ist. Ihr ist, soweit sie das geistliche Morgenlied allein angeht, Schlaeger (*a. a. O.* S. 46 ff.) beigetreten, während er den Ursprung der weltlichen Gattung anderswo sucht.

Scherer geht vom Weckgesange des Wächters aus. Ihm hätte sich ein Morgensegen geschlossen, der sich an den kirchlichen, lateinischen Morgenhymnus anlehnte; an diesen habe die religiöse Alba wieder angeknüpft. Ja, nicht blos die religiöse; S. 492 heisst es: „Es liegt nahe, dass der Wächter in seinem Gebete den göttlichen Schutz auf diejenigen herabfleht, die er behüten soll. Setzen wir dafür speziell die Liebenden, so ergiebt sich das Motiv von Guiraut's (*Reis glorios, verais lums e clartatz*) erster Strophe.“ Er, und nach ihm Roethe (*a. a. O.* S. 88) bemühen sich, die Anfangsworte dieser Strophe aus den lateinischen Hymnen nachzuweisen. Das zunächst beweist aber für die Herkunft des Tageliedes gar nichts; und Schlaeger macht (*a. a. O.* S. 80) dagegen geltend, dass dieser Dichter mit dem einleitenden Gebet, das stilistisch selbstverständlich an lateinische Vorbilder anknüpft, nur eine geschickte Neuerung einführte[396]) in eine Gattung, von deren Grundtypus[397]) — ich meine der volkstümlichen, nicht den von Schlaeger construierten — er sich schon weit entfernte,

---

[392]) *Rom.* XXIV, p. 288.

[393]) *Das deutsche Tagelied*; Diss. Leipzig 1885, S. 129.

[394]) *Sitzungsberichte der Wiener Ak. der Wissensch., philos.-hist. Klasse*, Bd. 77, S. 491 ff.

[395]) in der Kritik von De Gruyter, *Anz. f. deutsch. Altert.* Bd. 16, S. 75 ff., besonders S. 86—89.

[396]) Die ihm denn auch Raimon de las Salas nachahmte.

[397]) Ueber ihn handelt nach Jeanroy (*a. a. O.* S. 67 ff.) Gaston Paris im *Journal des Savants* 1892, p. 162. Er erkennt richtig in dem Zusammenfliessen zweier ursprünglich getrennter Liedgattungen, Wächterlied und Scheidelied, den Ursprung der provenzalischen Alba, das. S. 166. Schlaeger versucht, sie aus dem pseudoovidischen *Hero und Leander* abzuleiten; die Amme sei durch den feudaleren Wächter ersetzt worden. Unter vielem Anderen möchte die Erwägung dagegen sprechen, dass die Vermittelung von Dienerinnen und Freundinnen im provenzalischen Minneleben gäng und gäbe war. Wie ist ferner eine ständige Figur, die der konventionellen

besonders durch die ganz unrealistische Einführung des wachenden und singenden Freundes, den ihm nach Sch.'s Vermutung vielleicht die Gargeolainepisode im Tristan nahelegte.

Ehe indessen auf Scherers Herleitungsversuch des näheren eingegangen wird, sei Roethes eigenartige Hypothese besprochen, die noch hinter den Wächtergesang zurückgreift und das Tagelied aus dem lateinischen *Hymnus matutinus* unmittelbar herleitet (*a. a. O.* S. 88—90). Roethe schickt eine andere, derjenigen Jeanroys im ganzen gleiche Ansicht voraus, die sich auch leicht zu G. Paris' Meinung fügen würde, nach der man an die Stelle des weckenden Vogelsangs ein Wächtermorgenlied gesetzt habe, ein Wächterlied das, selbst hymnisch, der Stammvater der geistlichen Alba sei (*a. a. O.* S. 89). Grundverschieden von dieser Hypothese, die eine selbständige Entstehung des weltlichen Tageliedes zulässt, ist die weiterhin vorgelegte: Unter Hinweis darauf, dass z. B. Bernart von Clairvaux, und gewiss noch Andere, Leib und Seele unter dem Bilde eines Ehepaares darstellt, hält Roethe es für denkbar, dass man die Warnung vor schädlichem Schlafe später auch — also die Hymnen parodierend — an ein wirkliches Liebespaar gerichtet habe, des Unnatürlichen der so entstehenden Situation nicht achtend." Also eine Metapher wäre die Mutter des Tageliedes (und nicht nur des provenzalischen).

Gegen diese nur mit Vorbehalt vorgetragene Ansicht wirft Schlaeger (*a. a. O.* S. 81) mit Grund ein, dass sich aus der blutlosen Allegorie kein so lebenswarmes Gebilde wie die Alba hätte entwickeln können. Ja, und wer an volkstümlichen Ursprung der Alba glaubt, wird noch weniger glauben, dass man „des Unnatürlichen der so entstehenden Situation" nicht habe achten können. Und welche Verwandtschaft besteht denn wirklich zwischen dem allegorischen Ehepaare *anima* und *caro*[398]) und dem Liebespaare der Alba? Dort eine unglückliche Ehe nach christlicher Vorstellung, wo eine Hälfte vor der anderen gewarnt werden muss; der Tag des

---

Lyrik eigentlich unbekannt ist, ja, von der sie fast grundsätzlich schweigt, der eifersüchtige Ehemann, aus Hero und Leander, wo es ihn gar nicht gab, in das Tagelied gekommen? Schlaeger bleibt darauf die Antwort schuldig. Ich erinnere nur an Guirauts von Borneil Tenzone mit Alamanda und Ucs von St. Circ Liebesgeschichte. Der Ersatz durch den Wächter wäre eine Verballhornisierung gewesen, zu der gar keine Aufforderung vorhanden war. Am meisten freilich sprechen gegen Schlaeger die unleugbaren formellen Eigenheiten der Gattung, die er auch mit richtigem Gefühle nur sehr leicht streift.

[398]) Das gleiche Geschlecht beider Wörter beweist zur Genüge die Saftlosigkeit dieses Vergleichs; ebenso steht es mit dem Paare *mens* und *caro*, das Roethe noch anführt. Beliebter war im Mittelalter das Bild von der Herrin *anima* und der Dienerin *caro*, dem wir provenz. z. B. in Daudes de Pradas *romanz* breit ausgeführt begegnen.

Heils bringt die Erlösung. Hier die innigste Verbindung und der Tag der lästige Störer. Zu der unwahrscheinlichen Uebertragung käme noch eine völlige Umdrehung der ganzen Situation und der Gefühlsprägung. Roethe beruft sich auf die deutschen „Umdichtungen oder parodischen Nachahmungen weltlicher Tagelieder"; liegt es, Nachahmung irgend welcher Art von seiten des geistlichen Tageliedes einmal zugegeben, nicht näher, an geistliche Umdeutung der weltlichen Situation zu denken?

Scherers Hypothese bietet der blassen Allegorie gegenüber doch eine reale Grundlage. Gegen sie ist aber nicht allein die Entwickelung des Wächtermotivs in der provenzalischen Alba ins Feld zu führen, die unverkennbar auf eine wächterlose Form hinweist[399]), sondern die Entwickelung des provenzalischen Morgenliedes überhaupt. Die Entstehung auf Scherers Art ist nur denkbar in einer Gesellschaft, in der verliebte Abenteuer an der Tagesordnung waren, in einer verfeinerten also, wo man der Minne Sold nicht mehr nur im Sturme errang. Nun finden wir aber gerade in der Blütezeit der Dichtung die Alba bereits überreif, dem Leben vollkommen entfremdet. Nicht wunderbar, wenn man bedenkt, wie wenig die Tageliedsituation dem Geiste der provenzalischen Minnekonvention zusagte. Das bezwungene, leidenschaftlich begehrende Weib stand in gar zu grellem Widerspruche zu der in leidenschaftsloser Himmelshöhe thronenden Frau, zu der sich die Dichter heraufzuschluchzen hatten. Dieselbe Gesellschaft, die dieses Ideal sich schuf, konnte nicht jene Vorstellung aus sich selbst erzeugen. So birgt m. E. die Scherersche Herleitung einen unlösbaren Widerspruch in sich.

Die letztgenannten Forscher, Scherer, Roethe und Schlaeger sind darin einig, dass sie das geistliche Tagelied unmittelbar aus den lateinischen Hymnen herleiten. In der That lässt sich im Mittelalter kaum ein religiöser Morgengesang denken, in den nicht etwas von dem Geiste dieser Lieder übergegangen wäre. Scherers Beispiele, den ambrosianischen Hymnen entnommen, zeigen samt und sonders nur, dass auch in ihnen von einem anbrechenden Tage, von Wecken und Erwachen die Rede ist. Das aber Hymnus und Tagelied manches gemeinsam haben, das allein kann für die Frage nach dem Ursprung des geistlichen Wächter- oder Tageliedes garnichts entscheiden. Roethe und besonders Schlaeger suchen unter bedeutender Vermehrung der lateinischen Belege Gedanken und Wendungen der frommen Alba in der älteren Kirchendichtung nachzuweisen. Wie diese Belege zu beurteilen sind, wird sich bald zeigen. Sie beide und vor ihnen de Gruyter ziehen auch die Bibel in den Bereich ihrer Nachforschungen, zum Beweise dessen besonders, dass die Vorstellung

399) Schlaeger *a. a. O.* S. 81.

des Wächters und die Mahnung zum Wachen dem christlichen Mittelalter durch beide Testamente nahe gelegt war. Im einzelnen haben solche Stellen fraglos den lateinischen Morgenhymnus beeinflusst, für seine Entstehung hat man sich bisher begnügt, auf den jüdischen Ritus hinzuweisen.[400])

Unmittelbar, so viel ist wohl klar, hat die Bibel das vulgärsprachliche geistliche Tagelied nicht beeinflussen können, dazu reichte die Bekanntschaft mit der Bibel in Laienkreisen und selbst bei einem grossen Teile der Geistlichkeit nicht aus. Das ist De Gruyters Meinung nicht, wenn er glaubt, die Bibel habe dieser Gattung — was sie dem lateinischen Morgenhymnus nicht gethan hat, — eine Tageliedsituation zugeführt, nämlich Hohes Lied II, 16—17. Dass das Mittelalter eine solche in dieser Stelle allgemein gesehen hat, ist zuzugeben,[401]) doch halte ich mit Schlaeger (S. 81) eine wörtliche Auffassung in dieser Zeit für ausgeschlossen; und während an jener Stelle die Geliebte im holdesten Lichte erscheint, wird doch in der geistlichen Dichtung die Nacht und was in ihr lebt, als das zu Fliehende dargestellt. Es gilt ungefähr das Umgekehrte von dem, was oben gegen Roethe bemerkt ist.

Wir können also der heiligen Schrift ganz entraten und den Satz aufstellen: Was die lateinische Kirchendichtung nicht aus der Bibel in sich aufgenommen hat, ist auch der volkssprachlichen religiösen Poesie verloren. In jener allein müssen wir uns umsehen, wenn wir Muster für diese finden wollen. Nun hat aber die Hymnik gerade das Wächtermotiv, das alle Genannten so stark betonen, zu gar keiner Plastik herausgebildet. Den Wecker, soweit von einem solchen die Rede ist, macht in den alten Morgengesängen stets der Hahn, ja häufig wird *galli cantus* nichts weiter als eine Zeitbestimmung wie *matutinae*, *laudes*, *nonae*, als Ueberschrift verwendet, ohne dass des Hahnes im Liede selber gedacht wird.[402]) Er weckt, stets ohne Vermittelung eines Wächters, die Klostergemeinde zum Gebet. Mit diesem Vogel wird geradezu Christus selbst bei Prudentius (Wackernagel I, 27) verglichen:

Ales diei nuncius Lucem propinquam praecinit; *Nos excitator mentium Jam Christus ad vitam vocat.*

Man bedenke auch, dass ein Wächter nur ausnahmsweise zum Klostergesinde gehörte. Ferner: gemäss ihrer Bestimmung zu Chorliedern bewegen sich die Hymnen entweder rein anbetend in der 2. Person

---

[400]) s. Ferd. Wolf, *Ueber die Lais.* Anm. 92.

[401]) Die Stelle aus der Waldensischen Uebersetzung: *Lo mis ama a mí e yo a luy. Lo cal pays entre li lili enter que lo dia spire e las umbras sian enclinas* (*Zs. f. Hist. Theol.* Bd. 40) belegt für Südfrankreich die gleiche Auffassung.

[402]) Vgl. z. B. Mone *a. a. O.* 348, 372.

Sing., oder affirmativ im Indikativ, 1. Pers. Plur., oder aber optativisch, auffordernd gleichfalls in der 1. Plur.[403]) Wenn Prudentius einmal in einem *hymnus ad galli cantum*[404]) Christus sagen lässt:

Vigilate, iam sum proximus —

so kommt diese Stelle, ein Citat aus Matth. 14, 38, für uns nicht in Betracht.

Ganz anders in den beiden provenzalischen Wächterliedern von Folquet und Peire Espanhol, die eine mehrfach bemerkte Verwandtschaft zeigen.[405]) Der Wächter ist hier durchaus der Burgwächter des feudalen Lebens, der von der Zinne den Tag verkündet. Wir hätten also zwei geistliche Morgensegen, wie sie Scherer als Vorstufen aller Alben annimmt? Diese Annahme kann bei näherer Betrachtung nicht bestehen. Der Reim *ia* im Refrain wurde, weil durch den gewiss recht ungeistlichen Wächterruf: *Via* nahe gelegt, wie wir sahen, (Anm. 386) fast zu einem Requisit der weltlichen Gattung. Ihn finden wir hier wieder, und, was Stengel hervorgehoben hat, nur in den 2 ersten Strophen mit einer Entsprechung im zweiten Strophenteil, nicht in den 3 letzten. Einen solchen Wéchsel des Reimschemas, 2:3, kennt die provenzalische Reimkunst sonst nicht. Es liegt daher nahe, anzunehmen, der geistliche Umdichter habe sein weltliches Vorbild variieren wollen. Bartsch' Rückdichtung war freilich nicht eben glücklich, und Schläger stösst sich mit Recht an dem *m'esvelharai* im Munde des geistlichen Wächters. Wir haben aber oben geistliche Parodieen kennen gelernt, in denen nicht so verfahren wird, dass man Zug um Zug ein vorliegendes Original travestiert, sondern der parodistische Hintergrund in der Form Reim, Melodie, dem Gedankengang sich kenntlich machte. Dasselbe findet hier statt. Die Vorlage begann, wie bei Guiraut und Raimon de las Salas, mit dem Weckruf an die Liebenden. Den bewussten Gegensatz hierzu drückt der Umdichter mit den Worten aus: *Senhor que dieu amatz* . . Schlaeger gesteht freilich dem Wächter nur die Rolle einer Allegorie zu, und symbolisiert das Gedicht trotz einem scholastischen Bibelausleger. So setzt er *estela del dia* gleich Christus. Abgesehen davon, dass er ermangelt, dieses nur für Maria gebrauchte Bild in solcher Verwendung aus den Hymnen zu belegen — es dürfte kaum gelingen —, widerspricht dieser Deutung die Anrufung „*Vers dieus*“. Konnte ein christlich-katholischer Dichter sagen: Gott, in Deinem Namen will ich erwachen, da Christus naht? Verfasser stützt sich namentlich auf das „*daus Jerusalem*“; das könne nicht einfach „von Osten“ bedeuten. Wenn man weiss, welche hervorragende Rolle diese Stadt in der mittelalterlichen Geographie spielt,[406]) so

[403]) Vgl. Migne XVI, No. 6, XVII, 2, 13, 29, 40, 43 u. a.
[404]) Wackernagel I, 27.
[405]) z. B. Stengel *a. a. O.* S. 160, Schlaeger S. 53.
[406]) Vgl. z. B. Dantes *Par.* XXII.

wird man lediglich eine gelehrte Ausdrucksweise darin sehen. Dass, wie Schlaeger will, der Dichter aus dem Sündenschlaf erwache, bestätigt sich an keinem einzigen Worte,[407]) wird auch im höchsten Grade unwahrscheinlich dadurch, dass im folgenden auf den Morgen überhaupt nicht mehr Bezug genommen wird, ausser im Refrain, geschweige denn auf ein Erwachen im Geiste. Das Ganze ist ein schlichtes Gebet, dessen Grundzug eine fast kindliche Einfalt der Anbetung ist, und der Umdichter giebt sich nicht die geringste Mühe, dem Wächter Fleisch und Blut zu nehmen. Für den Refrain[408]) im besonderen giebt ja auch Schlaeger die Möglichkeit zu, dass er einem weltlichen Tageliede entlehnt sei.

Umgekehrt liegt die allegorische Deutung ausgesprochen in Peire Espanhols Absicht. „Sehet, ruft er Str. 2., welches der Tag und welches die Morgenröte ist!“ natürlich Gott bezw. Maria, nach den bekannten Allegorieen (s. Anm. 291). Hier ist der Tag in Wahrheit ein rein geistlicher, die Nacht das Dunkel der Sünde (besonders Str. 4). Aber was ist für Schlaeger damit gewonnen? Im ambrosianischen Morgengesange ist der Tag stets das wesenhaft Erste, die Allegorie, sofern sie überhaupt verwendet wird, erst das Zweite. Mutet nicht andererseits der Eingang:

Ar levatz sus, francha corteza genz,
Levatz, levatz! trop avetz demorat;

ganz an wie der Weckruf des Wächters an ein liebendes Paar, in Stil und Inhalt? Die ganze Ausdrucksweise ist aus den weltlichen Alben hinreichend bekannt. Es scheint mir danach, dass die mittelalterliche Bibelexegese die Allegorie hergegeben hat, die aber erst durch ein weltliches Tagelied befruchtet Peires religiöse Alba gebären konnte.

Von den noch zu besprechenden Gedichten scheidet Bernarts von Venzac Alba vorerst aus, da sie, ein rein liturgisches Gebet, (S. 212), mit dem Morgenhymnus im besondern nichts zu thun hat

---

[407]) Wenn die Worte Z. 6: „Der Tag ist erschienen“ Matth. 3, 2: „*Poenitentiam agite, appropinquabit enim regnum coelorum*! — zum Vorbilde haben sollen, so sehe ich nicht ein, warum wir in unserem Grusse „Guten Morgen“ nicht den Wunsch sehen könnten, dem also Begrüssten möge nach der Todesnacht eine selige Auferstehung, ewige Freude und noch einiges beschieden sein. Wo hört da das Deuteln auf? Wenn Schlaeger weiterhin die Bitte um Schutz vor dem bösen Feinde an die Hymnik anknüpft, so ist dagegen nichts zu sagen, es beweist aber für seine These garnichts. Diese Bitte findet gerade in dem *hymnus ad nocturnas* ihren Platz, woher er denn auch seine beiden Belegstellen (Wackern. I, 6 u. 9) genommen hat. Der Morgenhymnus bringt vielmehr Jubel und Dank für die Beendigung des höllischen Gaukelspiels; s. z. B. Migne XVI, 1 und Wackern. I, 27.

[408]) Stengels Aenderung scheint mir deshalb kaum nötig, weil *ven* besser zu *no-s rete* passt, als das vorgeschlagene *vei*. Dessen bedarf es nach dem Gesagten zur Stütze unserer These auch nicht mehr.

und gar keinem Anknüpfungspunkt für die Untersuchung bietet. Die beiden anderen sind ganz, wie diejenige Peire Espanhols zum grossen Teile, der Jungfrau gewidmet. Sind vielleicht *hymni matutini* auf Maria ihre unmittelbaren Quellen — denn nur um solche handelt es sich für uns — gewesen? Das glaube ich verneinen zu müssen. In der ältesten Zeit, als die Hymnen noch rein lyrisches Gepräge hatten, erfuhr Maria keine Anbetung. Selten wird die Mutter gelegentlich des Sohnes mitgefeiert,[409]) aber immer nur in den Festgesängen in *adventum*, *de nativitate* u. a., nicht in den täglichen Messgesängen. Die Ausbreitung ihres Kultus erst, im 12. und 13. Jahrhundert, gab auch Maria einigen Anteil an den *feriae*, besonders den Nonen. Nun aber hat sich das Aussehen der Hymnik ganz verändert. An Stelle reiner Lobpreisung tritt die mystische Beziehung der Tagesstunden auf die Erlösungsgeschichte; der Tagesanbruch erinnert an den Morgen der Geburt Christi und an den der Kreuzerhöhung — also ein ganz epischer Inhalt,[410]) den die Kirchendichtung auch der geistlichen Dichtung für das Volk mitteilt. Der lyrische Marienpreis, sonst überreich erblühend, findet in den Morgenhymnen keine Stätte.

Unseren Gedichten aber geht dieser epische Charakter völlig ab. Peire Espanhol preist die Glückseligkeit des Mariendieners in Ausdrücken der Minnelyrik, warnt vor den Qualen der Verdammnis und schliesst mit dem Rate, nicht am Heile zu verzweifeln, unter Hinweis auf das Gleichnis vom verlorenen Sohne.[411])

Guilhems von Autpol Alba beginnt mit einem litaneiartigen Lobgesange und schliesst mit der Bitte um Fürbitte und einem Gebet an Gott, diejenige Riquiers ist ein ganz persönliches Bussgebet.[412]) Wie man sieht, haben diese Lieder keinen Zusammenhang mit der zeitgenössischen Begehung der *feriae*, ebenso wenig wie sie an eine ältere Stufe dieser Gattung anknüpfen; und was die Beziehung zur Morgenröte in ihnen angeht, so kann ich auf früher Angeführtes verweisen, aus dem hervorgeht, dass ihnen die auf Licht und Sonne bezüglichen Vergleiche nicht eigentümlich sind.[413])

Noch scheint ein Denkmal als Bindeglied zwischen dem lateinischen Morgenhymnus und dem geistlichen Tagelied bezw. Wächter-

---

[409]) So bei Caelius Sedulius (Wackernagel I, 48) als Gottesgebärerin (*Fit porta Christi pervia* etc.)

[410]) Vgl. Mone 331 und 433.

[411]) Zeile 33 lese ich: *Quar dels dos filz* (ms. *fis*) *si fo lo* [*co*]*metenz Meills acoilliz* (Lukas 15, 11 ff.). Für v. 35 schlage ich vor: *Doncx qu'o mentau, pes, qu'el ser pregue l'alba.*

[412]) Ueber dieses Gedicht im besonderen s. S. 264.

[413]) s. S. 218, 223. — Zu G. von Autpols „*Leu si qui dorm*," das man etwa noch zu Gunsten Schlaegers anziehen könnte, vgl. ausserhalb des Tageliedes P. v. Corbiacs: *Nos dormem, mas tun's revelha.* Solche Wendungen beweisen für den Ursprung nichts.

lied dessen rein kirchlichen Ursprung zu bestätigen: die zweisprachliche Alba.[414]) Hier finden wir ja den Wächter als Warner vor dem nächtlichen Graus und als Wecker. Der Stil des Gedichtes ist durchaus der der alten Hymnen. Man vergleiche z. B. die Morgenbeschreibung mit Migne XVII, 50:

Convexa solis orbita Novem voluta circulis orae peracto tramite Ter conficit ternario,

Sie ist dort kaum weniger gelehrt. Auch die Warnung der Unvorsichtigen vor den schleichenden Feinden ist durchaus im Geiste der Kirchendichtung gehalten. Aber auch der Wächter, der Tagverkünder (*praeco*, *spiculator*), fällt aus dieser Sphäre nicht heraus. Mit Laistner[415]) sehe ich jedoch in ihm den Hahn, der bei Ambrosius (Migne (XVI, 1) mit fast denselben Namen so bezeichnet wird:

Praeco diei jam sonat,
Noctis profundae pervigil.

Was dem *praeco* selbst in den Mund gelegt wird, ist doch nur das *surgite* in Str. 1, das sehr wohl blosse Deutung des Hahnenkrats sein kann. Ein Wächterlied, d. h. Lied des Wächters, ist es schon garnicht, da in einem solchen doch von diesem nicht in der 3. Person gesprochen werden kann. Wir haben einen echten, rechten *hymnus matutinus* vor uns. Das Fehlen jeglicher Bezugnahme auf Gott und Christus war es, was dieser Deutung bisher allein im Wege stand. Rajna,[416]) der ihr nur leichten Widerstand entgegensetzt, mutmasst deshalb unvollständige Ueberlieferung. Obgleich das von Schlaeger, (*a. a. O.* S. 78) der sonst gleicher Meinung ist, aus paläographischen Gründen bestritten wurde, scheint folgende Beobachtung diese Vermutung zu stützen: Die Schilderung der Naturvorgänge ist nach der Strophenordnung der Handschrift in falscher Reihenfolge vorgeführt. Das Sinken der Sterne ist das erste Anzeichen des nahenden Tages; dann steigt die Morgenröte auf. Demnach muss die 3. Strophe an die erste Stelle, die erste an die zweite. Nun erst folgt die Strophe, in der von der Natur auf die Menschen übergegangen wird. An sie kann sich recht gut die geistliche Mahnung angeknüpft haben. Danach hat es den Anschein, als schöpfe der Schreiber aus einem wenig treuen Gedächtnis, und es liegt die Befürchtung nahe, dass auch die Worte des Refrains heillos verderbt seien.

Nach dem Gesagten sehe ich keine Möglichkeit, die geistliche

---

[414]) Um nicht unnütz zu wiederholen, verweise ich auf Schlaeger *a. a. O.* S. 71, der die bisherige Litteratur durchspricht.

[415]) *Germania* 26, 418—9.

[416]) *Studj di fil. rom.* 70 ff.

Alba an dieses alte Denkmal anzuknüpfen; nicht Vorbote irgend welcher Entwickelung ist es, sondern im besten Falle ein Zeugnis für das Alter der weltlichen Gattung gegen Schlaeger.[417])

Ist bis hierher versucht worden nachzuweisen, dass nichts für den direkten Ursprung unserer Lieder aus der Kirchendichtung, nichts gegen ihre Anregung durch das Tagelied spricht, so wird jetzt zu zeigen sein, dass alle Zeichen für einen Ursprung aus diesem sprechen.

Wie bereits bemerkt, fand das Tagelied in der konventionellen Lyrik keinen rechten Nährboden. Während es in Deutschland, wo diese fremde Ware war, sein Thema lange gegenwärtig hielt, variierte, erweiterte, travestierte,[418]) wurde es in Südfrankreich durch die unmögliche Rolle, die man dem Wächter, Guiraut von Borneih dem wachenden Freunde zuwies, jeder Befruchtung durch die Wirklichkeit entzogen. So ist die Alba *Ab la gensor que sia* gar kein Tagelied mehr, sondern eine Romanze, da die Handlung in die Vergangenheit verschoben, erzählt wird. Cadenet führt die Scheideszene garnicht vor. Seine Dame macht drinnen ihrem trotzigen Groll gegen den betrogenen Gemahl Luft, und draussen hält der Wächter einen Vortrag über wahre und falsche Liebe. So bezeichnet es nur einen höheren Grad der Verkümmerung, wenn eine Alba[419]) anscheinend nur Vorschriften für Liebhaber entwickelt. Nun finden sich zwei Lieder, das eine von Uc de la Baccalaria, dem Zeitgenossen und Landsmann Gaucelm Faidits, das andere von Guiraut Riquier, die das Sehnen des verliebten Ritters nach dem Morgen zum Gegenstande haben und beide den Anspruch machen, als Tagelieder betrachtet zu werden.[420]) Schlaeger hat von seinem theoretischen Standpunkte aus diese beiden freilich von den andern neun als uneigentliche Tagelieder ausgeschieden, ohne sie historisch festzulegen. Und doch sind sie mit demselben Recht gerade Fortsetzungen der Alba wie die drei zuletzt bezeichneten Stücke; Szene und Zeit sind dieselben, Uc nimmt sogar den Vogelsang herüber. Was erwartet wird, ist hier wie da das Morgenrot, nur dass sie bei

---

[417]) Solche Lieder wie die zweisprachliche Alba konnten unmöglich die Entstehung eines vulgärsprachlichen Liedes irgend wie beeinflussen; das lehrt ein Blick auf den Refrain. Trotz seiner Dunkelheit dürfte soviel klar sein, dass er nichts Geistliches enthält. Nun konnte so eine doppelsprachigeDichtung höchstens denZweck haben, der Gemeinde Anteil am Gottesdienst zu geben, danach musste der Refrain eingerichtet werden. Welchen Zweck aber konnte es haben, dem Volke eine Naturschilderung, etwas, Gas mit der Andacht nichts zu thun hatte, in den Mund zu legen? Das dedicht ist lediglich der müssigen Stunde eines Geistlichen entsprungen.

[418]) s. besonders Bartsch' Aufsatz und De Gruyter *a. a. O.*

[419]) Gedruckt bei Suchier, *Denkm.* 318.

[420]) Guiraut bezeichnet das seine als solches durch die Ueberschrift, Uc erklärt in V. 4: *Vuelh far alb' ab so novelh.*

Uc und Guiraut mit anderen Empfindungen erwartet wird, ist eine Neuerung, die einst gewiss beifällig beklatscht wurde. Die vorliegenden Stücke scheinen nicht die einzigen so gehaltenen Alben gewesen zu sein, da der spätere Riquier die Situation mit grösserer Treue festhält wie Uc. Beide Lieder sind aus der gleichen litterarischen Tradition erwachsen, das zeigt die Aehnlichkeit des Refrains.

So stehen wir schon auf dem Boden der geistlichen Alba: Die Nacht das Schädliche, der Tag die festliche Erlösung, das ist der Gedanke, den Peire Espanhol und Guiraut ihren Gedichten zu Grunde legen. Für diesen insbesondere kommt noch in Betracht, dass er zweifellos an sein besprochenes weltliches Tagelied anknüpft. In der religiösen Alba heisst es zu Anfang: *Qui vuelha ses plazer E ses son pro lonc ser, L'alba deu dezirar* — In dieser: *l ser no posc durmir*, und im Refrain: *E dezir Vezer l'alba.* In beiden wird von einer schlaflosen, unangenehmen Nacht geredet, nicht aber, wie in den Morgenhymen, vom Sündenschlafe, der ja als angenehm gedacht wird.

Wenn man zu alledem hinzunimmt, dass einige kleine Züge, wie auch Schlaeger nicht leugnet, Einfluss des weltlichen Tageliedes verraten, besonders der Refrain, so kann man mit Umkehrung von Schlaegers These sagen: das geistliche Tagelied verdankt seinen Ursprung dem weltlichen, dem Hymnus aber gerade soviel, wie jedes religiöse Lied ihm naturgemäss schuldig war. Zahllose Stellen aus der lateinischen Kirchendichtung des 11. — 13. Jahrhunderts können lehren, dass wir in der mystischen Deutung von *sol* und *aurora* nichts dem Morgenliede Eigentümliches zu sehen haben, und mehrfach konnten wir Gedanken und Wendungen, die von Schlaeger für Eigenheiten des geistlichen Morgengesangs gehalten werden, in anderen provenzalischen Liedern nachweisen.[421])

Dass die Provenzalen nicht vermochten, die fromme Parodie unmittelbar an das echte Tagelied anzuknüpfen, wie es in Deutschland in mehrfacher Weise[422]) geschah, liegt eben wieder an der geringen Aufmunterung, die es fand. Nahe genug lag es z. B., die Welt und den Menschen als Liebespaar darzustellen, wie es eine deutsche Tageweise des 13. Jahrhunderts[423]) thut, und wirklich finden wir einen Ansatz hierzu u. a. bei Bernart von Auriac:

---

[421]) s. Anm. 413; dazu noch etwa Peire v. Corbiac: *Nos dormem, mas tu·ns revelha* . . oder G. Riquier 59: *De belh deport, de gaug, de manentia Pot esser ferms, si tot s'es aspra·l via, Selh que layssa l'escur e sec lo rai.*

[422]) Die vielen mit „Wach auf" beginnenden Lieder, von denen De Gruyter S. 136 spricht, weisen sehr deutlich auf Tageweisen zurück, in denen nach der ältesten Weise (s. G. Paris, *Journ. d. Sav. 1892*, 162) die Geliebte weckt. Der Wächter, zumal der geistliche, kann doch nur „Wachet auf" rufen.

[423]) *„Der werlte minner", Meistersinger 3*, 428 b.

S'om pogues partir de follor . . .
Son cor, e servis leyalmen
La maire de nostre senhor,
E no volgues dieu tan soven offendre,
Ni vas lo mon tan fort estar aclis,
Ja fals' amor[s] non l'agr'aissi conquis,
Que.l fezes tan sos avols dons atendre.

Zu alledem stimmt es, dass weder das Tagelied noch sein geistliches Seitenstück in die Litteratur des 14. Jahrhunderts hinübergehen. Den *Leys d'amors* ist es schon völlig unbekannt. Ihr Schweigen ist sehr beredt. Ein frommer Morgengesang hymnischer Tradition hätte den Tendenzen der Toulousaner vorzüglich entsprochen, aber als Alba teilte das geistliche Tagelied mit dem weltlichen das Schicksal der Vergessenheit. Die *Doctrina de compondre dictats*[424]) zeigt denn auch mit ihren krausen Definitionen, dass die Gattung zur Zeit der Abfassung dieses Tractats[425]) bereits der Vergangenheit angehörte.

Es liegt somit keine Nötigung vor, der religiösen Alba eine andere Entstehungsweise zuzugestehen, als der Marienkanzone, und besonders der Dansa. Auch ihr kommt ursprünglich ein eigener Inhalt zu; aber bei Guiraut d'Espanha, der die Gattung im 13. Jahrhundert auf provenz. Boden am meisten pflegte, ist sie vollkommen in die Sphäre des ritterlichen Minnedienstes eingegangen, ist sie nur noch eine Form, und als solche geht sie in die Mariendichtung der Toulousaner über. Auch von der Pastorella hat Jeanroy gezeigt, wie sich die Provenzalen bemühten, sie hoffähig zu machen, im Gegensatz zu den Dichtern des Nordens. Verwendet sie doch Paulet von Marseille sogar zur Einkleidung eines politischen Sirventes. Ihre Anwendung auf geistlichem Gebiete hat sie in der Provence, wo sie der Epigonendichtung, wie es scheint, ganz verloren ging,[426]) nicht

---

[424]) *Rom.* VI, 356, 358.

[425]) Wahrscheinlich vor den *Leys d'am.*; s. P. Meyer, *Rom.* VI, 355.

[426]) In den *Joyas* findet sich nur eine *Pastorela consolan Crestiandat* (p. 89—92), die auch nicht das Geringste mit einer Pastorella gemein hat, vielmehr der Hoffnung auf baldige Niederwerfung der Türkengefahr durch die im Jahre 1471 gebildete grosse Liga Ausdruck giebt. Wie das Gedicht zu der Bezeichnung kam, lehrt das vorhergehende Gedicht, als *Planh* bezeichnet, das dem Verfasser, Berenguier de l'Hospital, die *violeta* eintrug. In der Ueberschrift heisst es: . . *dictus flos sibi donatus extitit per duas carmenas que sequuntur.* Daraus geht hervor, dass auch die sogenannte Pastorella, von Bartsch und Römer als anonym bezeichnet, Berenguier zum Verfasser hat. Diesem „*planh*“ (so konnte er das Gedicht nach *L.d'am.* I, 346 nennen) liegt die Fiction zu Grunde, dass der Dichter „die Schönste der Welt“, die sich dann als die Christenheit ausweist, in Jerusalem verlassen findet, wie die Alten die Hirtin auf dem Felde; sie klagt ihm ihre Verluste an christlichem Boden. Es ist klar, dass dem

mehr erlebte, wohl aber in Nordfrankreich und Italien.[427]) Doch auch sie wurde von dem lehrhaften Zuge angekränkelt, der durch die ganze spätere provenzalische Dichtung geht.

Noch ist in diesem Zusammenhange Einiges über die verschiedenen Bedeutungen zu sagen, die in den besprochenen geistlichen Liedern der *alba* untergelegt werden. Bei Folquet von Marseille ist eine andere als die reale Auffassung in keiner Weise angedeutet. Bei Peire Espanhol hingegen heisst es (Str. 2): . . . *alba es, don cist jorns* (Gott) *fo naissenz La reïna, maire de pietat* — übereinstimmend mit der von Durandus ausgesprochenen Symbolik: *Maria fuit aurora.*[428]) Nichts weiter als Licht versteht er in Str. 4 darunter, wenn er von den zur dunklen Hölle Verdammten sagt: *Non auran mais lum ni clartat ni alba.* Dieselbe Zusammenstellung gebraucht G. von Autpol in Str. 1, 2 und 4 für Maria. Doch fehlt ihm die mystische Beziehung auf die Gottesmutterschaft. Sie heisst nacheinander Licht, Leuchte und Morgenröte des Paradieses — aller Gläubigen — des Dichters. G. Riquier nennt sie die *alba* der im Leben bereuenden Sünder. Hier liegt noch ein guter Sinn zu Grunde: Der Jungfrau Mittlerschaft geht der göttlichen Vergebung so notwendig vorauf, wie das Frührot der Sonne. Ganz farblos aber ist das Wort in Str. 3, 5 und 6 von G. von Autpol verwendet. In Str. 3 wünscht der Dichter in Gottes heitere Nähe zu kommen, da, wo nie enden *lums (?* ms. *jorns) ni clardatz ni alba.* Gleichen Sinn hat es in Str. 6. Unsinniger noch ist seine Bitte in Str. 5, Christi glänzendes Antlitz möge ihm „in Freuden Licht, Klarheit und Morgenrot verleihen." Dagegen kann er sich für *alba* gleich Auferstehung und *jorns* gleich jüngstem Gericht auf hymnische Vorbilder berufen.[429]) Bernart von Venzac schlägt nur in Str. 2 eine allegorische Deutung an. Gott, so heisst es, hat sich durch die Passion zu unserem Lichte und Morgenrot gemacht. Mone 261 bietet beides, wenn Christus V. 89 *lux aurorae* genannt wird, Aehnliches Ambrosius bei Migne XVI, No. 7: *Aurorâ totus prodeat In patre totus Filius et totus in Verbo Pater.* In der ersten Strophe wird die Freude dessen, der in das Reich Gottes kommt, mit dem Glanze

---

Ganzen daher in *planh* und *consolatió* teilte, nach Absicht des Verfassers die Bezeichnung Pastorella zukam. Es war der Unverstand des Urhebers der Sammlung, Guilhems von Galhac, sie nur dem zweiten zu geben, das die Antwort des Dichters auf die Klage enthält. Von Galhac rühren ja, wie man aus dem ersten Gedichte ersieht, die Ueberschriften her.

[427]) S. Jeanroy, *Rom.* 24, 288, der Beispiele anführt.

[428]) Vgl. auch Mone 336 u. 349. Die Deutung von *alba* auf Maria ist also nicht, wie Römer (*a. a. O.* S. 9) will, „eine Geschmacklosigkeit, wie sie nur Dichter der Verfallzeit hervorbringen konnten," sondern eine alte kirchliche Allegorie.

[429]) Ambrosius in Daniel, *Thes. hymn.* I, 56, zitiert von Schlaeger.

der Morgenröte verglichen; in Str. 3 und 4 ebenso wie in der ersten Tornada[430]) wird das Paradies selber darunter verstanden. An der letzgenannten Stelle ist die Zusammenstellung ganz albern: . . *En paradis, on es clars jorns et alba.*

Bei Bernart und zum guten Teile auch bei G. von Autpol kann man das unbehagliche Gefühl nicht unterdrücken, als habe der Dichter Dichter die Strophenschlüsse mühsam so gedrechselt, dass etwas leidlich Leuchtendes in den Refrain käme. Der eigentliche Sinn des Wortes *alba* geht stellenweise über dem allgemeinen von Helligkeit ganz verloren. Die lebendige Tradition eines aus den Hymnen hervorgegangenen Morgenliedes hätte aus dem reichen Metapherschatz der christlich-poetischen Rhetorik ganz andere Mittel gewährt. Aber dieser Rückhalt fehlte ihnen; denn noch einmal: Die geistlichen Alben sind, historisch betrachtet, nichts als die letzten schweren Atemzüge des provenzalischen Tageliedes.

Eine Umschau bei den anderen mittelalterlichen Litteraturen des Abendlandes giebt der hier vertretenen Auffassung eine indirekte Bestätigung. Die lateinische Hymnendichtung ist international; überall wurde sie gepflegt, und wo mit dem Klosterwesen die klösterliche Tageseinteilung Eingang fand, entstanden auch Morgenhymnen. Desgleichen gehörte der Wächter überall in gleicher Weise zu den Erfordernissen des feudalen Kriegerstaates, sein Beruf war der gleiche. Warum haben die so gegebenen Elemente keine geistlichen Wächterlieder erzeugt? warum finden wir das geistliche Morgenlied nur in den beiden Litteraturen, die auch das weltliche Tagelied gepflegt haben? So wahrscheinlich die Existenz von Wächterliedern in anderen Litteraturen ist, geistliche Morgenlieder sind in ihnen bisher nicht aufgezeigt worden.[431])

---

[430]) Betreffs dieser ist eine Auffassung Schlaegers (*a. a. O.* S. 56) zu berichtigen; der Vers *Belh' estela d'Orien, dieus vos sal* — kann nicht auf Christus gehen. Str. 2 zeigt, dass Gott und der Christ nicht unterschieden werden. Der Vers enthielte also eine Tautologie. Diese Anrufung erinnert auch zu deutlich an die Worte des englischen Grusses, als dass die Beziehung auf Maria zweifelhaft wäre. Maria als „*stella Orientis*" ist ja eine der ältesten und geläufigsten Metaphern.

[431]) Das altfranzösische Kreuzlied „*Vos ki ameis de vraie amor* —" (Bartsch *Chr.*[6] 243—6.) geht mit seinen ersten Versen auf ein Tagelied zurück, vielleicht gar auf ein solches, in dem die Frau den Geliebten weckt. Das ist daraus zu schliessen, dass der Lerche Lied den Tag verkündet; sie wird auch als Verkünderin des geistigen Tages hingestellt in V. 4 und 5 Aehnlich äussert sich Jeanroy, *Origines* p. 69. Aus der Litteratur altportugiesischer Zunge könnte man mir die Marienalba Alfons X von Kastilien entgegenhalten (*Virgen madre gloriosa,* bei Cuelho No 340). Diese Alba ist ebenso zu beurteilen wie Jakobs von Aragon Mariendansa. Sie verdankt, wie fast die ganze Produktion des Königs, provenzalischen Mustern ihre Anregung. Man weiss, ein wie eifriger Gönner der letzteren Trobadore Alfons gewesen ist (s. *Poesie d. Tr.* S. 51.).

Anhang 1.

S. 184 ist die Tornada von Aimerics von Belenui Bussliede (9, 19) sitiert. Diese ist nur in der Handschrift D[a] 191 [c] erhalten; eine Abschrift verdanke ich Herrn Dr. phil. Soltau, Berlin. Da das Gedicht sonst nur in E steht (Mahn *Ged.* 901), so gebe ich den Text nach beiden Handschriften, indem ich die Schreibung von E zu Grunde lege.

I. Quan mi perpens ni m'albire
qui soi ni de qual part venh,
meravilh me molt e·m senh,
com dieus volc esser sufrire
5 tant longuamen dels mieus tortz;
mas el qu'es verais e fortz,
pos li platz qu'a lui me vire,
denh aisi.l peccat ausire,
com mos mals talans m'es mortz.
10 II. Be.s vol de tot be(n) devire
qui contra dieu pren nuill genh
que dieus no(n) vol qu'om ensenh.
Cuiavam passar ab rire
per nostres nesis deportz;
15 fraire! per pauc lonx acortz
no·ns a fait trop tart assire.
Tantost deu hom far, quan dire,
lo be(n), c'ades velha mortz.
III. Que es hom, quan m'o consire,
20 ni que val? a re no·l tenh.
E doncx ricx per que si fenh?
Es ricx? Ans n'es trop a dire:
quar tant es frevols l'esfortz
lojorn c'om passa los portz
25 on tug van ses contradire.
qui que·s fassa guais ni·s mire,
a totz es cominals mortz.
IV. Si·l senher qui es complire
de jois, es pres, qu'ab nos renh,
30 ai las del cor! com m'estrenh,
quan mi membron li consire
desleial e·l fals conortz;

---

2 queu son D[a]. — 6 cel D[a]. — 9 m fehlt D[a]. — 10 Be E — 12 lenseing D[a]. — 13 Cudavan D[a]. — 14 ab E — 16 nos an E, no nos D[a]. — fait] fes D[a]. — 17 quan] autan E, con D[a]. — 17 valha] vai hom und D[a]. — 20 a] en D[a]. — no l] non D[a]. — 23 Quart.] aitan D[a]. — 25 tug v.] van tut D[a]. — 26 Cals D[a]. — 28 Lo seingnor. — 29 De j. es]De totz bes E, De toz iois D[a]. — pres] prec D[a]. — 30 m'] fehlt D[a]. — 31 cons.] sospire D[a]. — 32 Desleials E D[a]. — ·l fehlt D[a].

mas ar se camja ma sortz
en be, perque no m' azire.
35 Tals n'es be(n) leu escarnire,
qu'ieu soi vius et el es mortz.
V. Pos dieus pres per nos martire,
ja nos non' ajam desdenh;
c'ab autretal entresenh
40 nos a traïtz lo traïre
saludan; don desconortz
no m'es, c'al deabl' estortz
sui era, cui fui servire;
non a plus poder que·m tire,
45 per que no·m fai paor mortz.
VI. Folquet[z]! si ses contradire
crezes so que·us auçi dire,
no m'agra fag paor mortz,
mas a sel en soi grazire
qui per nostra mort ausire
deignet esser en croç mortz.

Anhang 2.

Joan Esteves Gebet (s. S. 194) kann auf poetische Schönheit keinen Anspruch machen; es ist nur unterhaltend zu sehen, wie sich der Dichter durch seine äusserst künstliche Strophe hindurchschlängelt. Ich folge deshalb Azaïs darin, dass ich möglichst Esteves Versabteilung beibehalte; und lasse um der Genauigkeit willen lieber ein paar Mal das Deutsche leiden.

I. Den Herren,[1]) der Lenker ist / der Welt,[2]) der alles Gute / schuf / ein wahrer, vollkommener Gott, / milde, gnaden- / voll, / der durch die verfluchten / Juden, ans Kreuz, als er gefangen, / gehängt wurde, / da er tot war, mit dem Spiesse gestochen, / sündenlos, wie es der Glaube / ist, / ihn bitte ich, so wahr er der glänzende / Fürst, / König, der Herren Könige / Blume [ist], / dass er mit seiner Verzeihung / freundlichen / mir seine Liebe gewähre[3]). /

— 34 be] re E — n'aire Da. — 35 er Da. — 36 es] n'er Da. — 37. pres p. n.] volc sofrir Da — 40. lo] uns Da. — 41 don d.] non desconort E. — 42 Que al diable em estort E — 43 Cui E — era] eram E, ab tan Da. — cui fui] agut E, cui soi Da. — 44 quens E — 46 ff. fehlen in E 46 ses] fes. — 47 crezetz — 48 fag] fag dire — paor] paor de.

V. 28—30: Wenn der Herr, der Erfüller der Freuden ist, nahe ist, dass er unter uns herrsche, wehe um mein Herz, wie es mir enge wird u. s. w.

[1]) l. *senhor.*

[2]) l. *mon.*

[3]) l. *m'autrei [s]as amors* (Az. *m'autreia s'a.*)

Denn mit meinen falschen Reden, / den tückischen, / bin ich auf schlimmsten / Wegen gewandelt[4]), / und mit meinen Gedanken, / voll - / gefüllt von Groll, von Irrtümern, / mit Bosheit, / die mich verführt, / Pflag ich Uebelthat / das [ganze] Jahr hindurch. / Wie ich [aber] auch sein mag, / möge er Gnade üben / in dem, um was ich ihn bitte, / so / dass meine / Seele sich daran freue / in der Sterbestunde, / wann / der Tag sein wird / da sie von dannen geht,[5]) / dahin wo die grossen Geretteten / hingehen.

II. Von meinen Fehltritten / und meinen Sünden / verliehen / sei mir Erlösung, wenn es der Güte / gefällt des lieben Herren, / dem nicht missfällt / der Friede; / vielmehr erhält von ihm in Wahrheit / guter Wille / Lohn. / Er sendet zu gutem Hafen / starkem / die Seele der sanften Herzen, / der guten, / demütigen,[6]) wenn der Tod / beisst' sie,[7]) und ihnen die Gelenke durchschneidet.[8]) / Aber wenn ich es bedenke, / so habe ich / ein böses, zornmütiges Herz; / meine / Augen haben mir Kurzweil verschafft / verkehrte /, schlimme zu manchen Zeiten, / durch ein Trugbild (semblansa), / das fördert / die Sünde, die verriet / mich: / Verzeihung / wird mir Reinigung davon sein, / [Verzeihung] von dem Könige, den ich diesen Morgen[9]) / sah. / Denn Hoffnung / ohne Wanken / hege ich auf ihn; auf Anderes baue ich nicht / noch / denke ich daran; / durch seine Ehre / gebe er mir[10]) bei meinem Ende Freude / reine.

III. In sein Paradies, / wo keimt und ersteht / mehr / Gutes, als ein Mensch ausspricht /, und wo es zur höchsten Wahrheit / wird,[11]) / wenn es ihm gefällt, möge mich aufnehmen / der wahre Gott, da er uns erhält / in Freudigkeit. / Meine sündige Seele /, voll von Missethaten, / lasse ich fahren, / die nie, zu halten wusste[12]) / die Wahrheit seit sie geboren ward, / auf den Füssen. / Die Sünden,[13]) wie es sich geziemt, / für- / wahr bekenne ich ihm, / und ihm gefalle es zu üben / Gna- / de, wolle er ihrer nicht achten. / Gebe er / mir die Freude, die ich erhoffe, / abends, / morgens, fern und nah. / In die Wohnstätte /, da lieblich / wohnen die gerechten / Geretteten,

---

4) Azaïs: *sui avutz pejors Cors,* so wie seine Uebersetzung: *J'ai eu le plus mauvais cœur,* ist, schon wegen der Qualität des *ǫ,* abzulehnen; l: *s'*(Partikel) *ai segutz p. c.* (= *cursūs*).

5) Der Reim *dia*: *ira* ist bei aller Willkür in der Nominalflexion, gewiss nicht ursprünglich. Vielleicht ist der Vers zu lesen: *qu'ira via.*

6) l. *del*[*s*] *cors dos Bos, Humil*[*s*],

7) *lo*[*s*].

8) *e·l*[*s*] *trenca.l*[*s*] *nos.*

9) l. *qu'uei mati,* in der Messe.

10) Azais: *don, l. do·m.*

11) *es plus verais Fais:* dies für *faitz,* wie nachher *forfais* im Reime.

12) Azaïs' Uebersetzung berücksichtigt weder die Qualität des *ę* noch die Grammatik.

13) *tort*[*z*[.

mich Sünder / bringe der Vater, / der himmlische König. / wie er / uns befreien wollte / aus üblem Stande / — denn wir waren alle gleich / böse, / ohne Heil; — / möchte er es thun, / möge er nicht auf das falsche Tagewerk sehen. /

IV. Der Heiland, / der Verzeiher, / habe Erbarmen mit mir, in welcher / Art es sei, / wie[14]) mit dem Räuber / hatte der Vater /, als er die Todesschmerzen litt.

V. LOWINSKY.

---

[14]) *m'aia merce*[*s*] *tals Quals, Co al laire* . . Azaïs übersetzt la pitié que. . .

Ein Gedicht zu Ehren Karl's V.

Die Nummer 657 der *Mss. Histor.* der Göttinger Universitätsbibliothek stammt aus dem Besitze eines Mitgliedes des Geheimen Rats der Niederlande, des Viglius von Zuichem (1507—77), und umfasst 22 Sammelbände zur Geschichte des deutschen Reichs und besonders der Niederlande. Davon enthält Band V (mit 512 Blättern) Schriftstücke, welche Karl's V Abdankung in den Niederlanden und die Uebernahme der Regierung daselbst durch seinen Sohn Philipp betreffen. Unter mehreren Schreiben niederländischer Beamtenkollegien an die Regentin Marie von Ungarn (Blatt 1—44) findet sich auf Blatt 37—40 ein noch nicht veröffentlichtes Gedicht, in dessen erstem Teile der Dichter seinem Schmerze über das Scheiden des Kaisers Ausdruck giebt. Er beklagt, dass der Mensch nie vollständig glücklich sei, und bittet Gott, ihm Kraft und Verstand zu verleihen, dass er jene unheilvolle Botschaft der Welt verkünden und die Abschiedsworte Karls mitteilen könne. Mit beredten Worten preist er das Glück, dass dem Lande in der Person dieses Fürsten erblüht sei, und gedenkt mit Wehmut der Stunde, in welcher der Kaiser sich von seinem getreuen Volke verabschiedete und Philipp knieend von ihm Krone und Segen empfing. Den zweiten Teil des Gedichtes bilden dann die Abschiedsworte, welche der Dichter den scheidenden Monarchen sprechen lässt. Der Wortlaut des Gedichtes ist folgender:

Complainte sus le partement de l'empereur des Pays Bas.[1] [Bl. 37a]

Dieu tout puissant, qui dispose et ordonne
Du firmament et qui en terre donne

[1]) Ueberschrift. Im Handschriftenverzeichnis der Goettinger Universitätsbibliothek ist (Bd. II, p. 205) fälschlich *sur* für *sus* angegeben.

A tous humains, les fruictz de ta richesse
As compagnez de misere et detresse!
5 Tu as voullu auec diuinité
Unyr l'abit de nostre humanité,
Et si nous fais congnoistre tes merueilles,
Quant il te plaist, en choses nompareilles;
Mesmes du ciel, seigneur, que tu domines,
10 Le tout en rien, s'il te plaist, tu termines,
Faisant souuent a ton bien aspirer
Ceulx qui en toy ont voullu respirer.
Je te supply rendre mon ame telle
Que prononcer puisse a tous la nouuelle
15 Qui vient saisir les peuples d'ici bas,
Priuez de joie, de plaisirs et d'esbas,
De veoir Cesar, des Cesars le plus grant,
Prandre congé de ceulx qui l'aymoient tant.
Hellas mon Dieu! Donne moy tant de grace
20 Que son sermon puisse suivre a la trace,
En me rendant ce jourdhuy si scauant
Que sa bonté puisse metre en auant,
Bonté qui rend le peuple larmoyant
De veoir son prince ainsi s'umyllyant
25 Par l'oraison de sa tressage bouche
Qui jusqu'au but de diuinité touche,
Voire, qui faict sa magesté reluyre [37b]
Pour l'uniuers ensagner et instruyre.
O combien est remply d'ingratitude
30 Cil qui ne loue telle beatitude
Que le hault ciel nous a voullu transmetre,
Pour de la terre estre seigneur et maistre.
Auquel deuons obayr de bon cueur
Et luy offrir de nos corps le labeur,
35 Voiant en luy de nostre Dieu l'ymage,
Quy m'a émeu et m'a donné courage
De m'enhardir, affin que j'enuyronne
Tous ses subiectz des fruictz de sa couronne.
Je sentiray trop debille l'esprit
40 Quy ne louera ses haulx faictz par escript.
Car de celer les biens d'ung si bon maistre
C'est ung forfaict qui adroict ne peult estre
Assez pugny, veu que pour ses subiectz
Jl a souffert mainctz perilleux obiectz

4. as] a. 24. s'umyllyant] s'umyllant. 36. émeu] émeue.

45 Sans epargner sa personne auguste
En tous endroictz pour nous estre la butte
Et le rempart de toute fermeté
Auec l'appuy d'eternelle bonté.
Je ne croy pas que je puisse suffire
50 Ne que plume par escript puisse dire
Quel feust l'adieu que ce prince donna
A ses subiectz, quant son filz ordonna
Pour dominer sus ses peuples loyaulx.
Car l'on eust veu distiller les russeaulx
55 Des deux costez sus la barbe florye
Du bon Cesar qui a sa fantasie
Auoyt regret laisser ses seruiteurs [38a]
Qu'il n'a congnuz en sa vye fauteurs.
Car il auoyt par longue experience
60 Assez congnu leur force et vigillance,
Ayans long temps prez de sa magesté
Receu honneur, credit et dignité.
N'esse pas donc matiere suffisante
Et grant raison de rendre larmoyante
65 La compagnye des vieulx qui esperoient
Qu'auprez de luy leurs jours expireroient?
N'esse donc pas occasion de dire
Que mainct seigneur en gemist et souspire,
Voyant leur maistre se faire transporter
70 Pour aultre peuple s'en aller visiter?
Que dis je? ou sui je? quelle fureur me poinct?
Ne veulx je pas retourner a ce poinct
Qui a rendu par entiere amytié
Aux assistans doulloureuse pitié?
75 Voire, qui a tant faict humillyer
Le Roy, son filz, lequel agenouillier
S'en est venu dans les bras de son pere,
Chassant de soy toute grandeur arriere,
En demandant sa benediction
80 Pour a jamais sa saincte intention
Executer et se rendre ministre
De son voulloir, encores que le tittre
Luy ayt donné des terres et pais
Que deuant tous en ses mains a remys.
85 Alors Cesar d'une face asseurée
Ne sans auoyr sa vertu egarée,

---

58. qu'il] qu'ilz. 62. credit] credut.

Dist telz propos a toute l'assistance, [38b]
Quy par ouyr et entendre s'aduance
Les motz exquis qu'ainsy il prononca,
90 Dont mainct seigneur a plorer commenca.

Harangue de Cesar.

Il est ung Dieu quy toute chose peult,
Il est ung Dieu qui regner, quant il veult,
Faict ycy bas l'humaine creature,
Qui de ses mains print premyere facture.
5 Il est ung Dieu auquel fault rendre conte
De nos pechez sans de luy auoyr honte,
Il est ung Dieu ou mon espoir se fonde,
Quy m'ordonna pour gouuerner son monde.
Il est ung Dieu qu'il nous fault recongnoistre,
10 Si nous voullons ses enffans apparoistre,
Et si voullons dominer l'heritage
Qu'il a donné aux bons pour leur partage,
Et pour aultant que moy, son filz indigne,
D'auoyr soubz luy ceste ronde machine
15 Seigneurye plus de trente six ans,
Me concedant par grace des enffans
Pour le repos de ma blanche viellesse,
Et que langueur pour ce jourdhuy m'opresse
Par les trauaulx que jadis supportay,
20 Quant plusieursfoys de loing me transportay
Pour vous venyr secourir en ce lieu.
Aussi je veulx seruir au seigneur Dieu,
Que maintesfoys par esperance veyne [39a]
J'ay oublié pour plaisance mondeine,
25 Qui bien souuent nous conduict en danger,
Quant ne voullons nos mauuaistiez changer.
Parquoy, mon Dieu, plaise toy contenter,
Que des estatz me puisse depporter
Que me donnas, pour la charge en donner
30 A mon enffant, et qu'aussi pardonner
Vous me veuillez, si je n'ay comme prince
Faict la justice en chacune prouince.
Car bien souuent ministres negligens
Par auarice aux pauures indigens
35 Du droict le tort ilz font communement

---

10. enffans] effans. 18. ce] se.

Par leur innique et peruers jugement.
Dont toutesfoys prince n'est excusé,
Quant deuant toy il en est acusé.
Aussi mon peuple, veuillez moy pardonner,
40 Si par fureur de guerre terminer
J'ay faict aulcuns de voz proches parens.
Mes faictz vous sont tresclers et apparens,
Comme jamais je n'ay voullu offendre
Prince chrestien, si ne fust pour deffendre
45 Le bien lequel Dieu m'auoyt concedé.
Dont la raison d'estre depposedé
Ne permetoyt ne que je l'endurasse,
Encores moins qu'esclaues vous laissasse
Entre les mainctz des princes etrangers,
50 Subiectz a mainctz opprobres et dangers.
Pour vous chercher la paix vous scauez bien [39b]
Que j'ay voullu beaulcoup donner du myen,
Mais toutesfois le veuil inequitable
De l'ennemy feust lors insatiable
55 Qui ne voullust par pitié doulce et tendre
Au bien public aulcunement entendre,
Combien que Dieu par l'infinie bonté
N'en a encor le monde debouté,
Vous prometant que je feray l'office
60 De vous chercher encor ce benefice.
Et cependant je vous prie et commande
Que ung chacun dilligemment entende
A obeyr a mon filz, possesseur
De mes pais, lequel vrey deffenseur
65 Se montrera de tout le bien publicque.
Aussi, mon filz, je veulx que tu t'applique
A aymer Dieu et sa saincte doctrine
Et que justice loge dans ta poitrine
Pour secourir d'amytié cordialle
70 La nation qui est la plus loialle
Qu'oncques prince jamais seigneuria,
Et ne croy point qu'au monde il en y a
Plus aymant Dieu et l'honneur de leur prince
Que les subiectz de la doulce prouince
75 Que maintenant en publicque evydence
Remectz en toy et ton hobaissance,
Leur commandant et priant de bon cueur
Te recepuoir comme vray belliqueur
Et heritier des biens et des vertuz

80 Dont les espris doiuent estre vetuz [40a]
Des roys qui ont pouoyr en ce bas monde,
Ce requerant de vollunté profonde
Auoir egart a mes seruiteurs vieux
Qui ont aidé par faictz laborieux
85 A conseruer le bien que je te laisse,
Et garde toy que jeunesse ne blesse
L'estat de ceulx dont le conseil louable
Tu trouueras utille et proffitable;
Que bon conseil a plus grant efficace
90 Que du soldart la fiere et rude face,
Et peult l'on plus par conseil resister
Que bien souuent par force proffiter.
Car cestuila qui a l'experience
N'entreprend riens qu'auecques prouidence.
95 Je ne dis pas que la braue jeunesse
Ne soyt l'appuy de la blanche viellesse,
Et qu'ell'ne soit pour bien executer
Ce que conseil a voullu discuter.
Quy est le poinct ou je veulx la fin mestre
100 A mon propos, car je ne puys plus estre
Sans larmoyer, chose qui nous ordonne
Nature, quant dernyer adieu on donne
A ses amys, et si par le passé
Aulcun de vous j'ay a tort offensé,
105 Jl luy plaira me voulloir pardonner,
Jurant le Dieu qui peult faire tonner,
Qu'oncques je n'ay par cautelle ou mallice
A mes subiectz denyé la justice.

Die Frage, ob wir das Original des Gedichtes vor uns haben, muss auf folgende Indizien hin bejaht werden. An mehreren Stellen ist die ursprüngliche Lesart ausgestrichen und dafür eine andere eingesetzt worden; so heisst es z. B. *Compl.* 25 *tressage* für ursprüngliches *tressainte*, 85 *face* für *voix*, *Har.* 38 *toy* für *Dieu.* Diese Lesarten differieren aber zu sehr, als dass man sie für Fehler eines Abschreibers halten könnte. *Compl.* 40 ist *escript* ausgestrichen, dann aber wieder hingeschrieben; der Dichter hat also den zuerst verworfenen Ausdruck doch beibehalten; in *Compl.* 50 hiess es anfänglich *ma plume*, später ist das Pronomen wegen Silbenüberzahl, oder um den Gedanken zu verbessern, ausgestrichen worden; auf *Har.* 5 folgte ursprünglich: *D'auoyr soubz luy administré le monde*, was dann durch Vers 6 ersetzt wurde. Die Aenderungen sind, wie man sieht, derartig, dass man schon an Interpolation des Abschreibers denken müsste; aber soviel Mühe wird

derselbe schwerlich aufgewendet haben, und es erscheint mir deshalb sicher, dass wir das Gedicht im Original vor uns haben. Diese Thatsache gestattet zugleich den Schluss, dass Viglius ebenso wenig wie sein Vorgänger Schoore, aus dessen Besitz viele Partieen der Handschriftensammlung stammen, Verfasser des Gedichts sein kann, da sie nachweislich eine ganz andere Hand schreiben. Man geht wohl nicht fehl, wenn man den Verfasser unter den Hofleuten des Kaisers, und zwar unter den älteren von ihnen sucht. Die alten Beamten Karls werden mehrfach hervorgehoben und als besonders bemitleidenswert hingestellt (vgl. *Compl.* 57 und 65). Einem jüngeren Manne das Gedicht zuzuschreiben, verbietet ausserdem die Gepflogenheit des Dichters, auch dann eine unbetonte Silbe vor der Cäsur zu dulden, wenn keine Elision möglich ist (vgl. *Compl.* 16, 30, 65, 69, 70, 71; *Har.* 39, 68). Um die Mitte des 16. Jahrhunderts war durch Le Maire de Belges das neufranzösische Verfahren beim Zehnsilbner schon so obligatorisch geworden, dass sich jüngere Poeten demselben nicht gut mehr entziehen konnten, einem älteren Manne dagegen mochte es schwer werden, dem ihm vertrauten Gebrauche zu entsagen und noch umzulernen. Auch die Nachlässigkeit in *Har.* 57, wo sich elf betonte Silben finden, wäre einem jüngeren, nach strengeren Regeln verfahrenden Dichter wohl nicht passiert. Das häufige Vorkommen des Hiatus kann als Kriterium hier nicht benutzt werden, weil in diesem Falle der neufranzösische Gebrauch erst bedeutend später zur Regel wurde; noch Regnier war Gegner desselben. Eine bestimmte Angabe über die Abfassungszeit des Gedichtes ist nicht vorhanden, aber die fühlbare Erregung, die sich in demselben ausspricht, macht es mehr als wahrscheinlich, dass es nicht lange nach dem Abdankungsact entstanden ist. Sein poetischer Wert ist nicht allzuhoch anzuschlagen; es trägt das allegorische und rhetorische Gewand der Hofdichtungen jener Zeit, aber es scheint sich unter demselben doch die ehrliche Trauer eines Mannes zu verbergen, der lange um des Kaisers Person gewesen ist.

Es ist noch zu konstatieren, in wieweit der zweite Teil des Gedichts, die *Harangue de Cesar*, mit der am 25. Oktober 1555 in Brüssel gehaltenen Rede des Kaisers identisch ist, welche, wie überhaupt der Entsagungsact, im ganzen Abendlande bedeutendes Aufsehen erregte.[2]) In dieser Rede führt Karl zunächst die mannigfachen Gründe an, die ihn zum Verzicht auf die Krone bewogen hätten, und legt dabei Rechenschaft über seine Regierung ab. Er

---

[2]) Der Wortlaut befindet sich auf Blatt 91 des genannten Handschriftenbandes und ist bei Gachard, *Analectes Belgiques* p. 87—91 abgedruckt; Blatt 96 bringt den Inhalt von Blatt 91 in direkter Rede, Blatt 99 enthält die Abschiedsworte in etwas anderer Fassung.

fühle, sagt er weiter, seit längerer Zeit selbst, dass er seine Stellung nicht mehr recht auszufüllen im stande sei, und so ersuche er seine Unterthanen, ihr Vertrauen auf seinen Sohn übertragen zu wollen und dafür zu sorgen, dass die Ketzerei bei ihnen nicht Eingang fände. Zum Schluss bittet er alle die, welchen er während seiner Regierung etwas zu Leide gethan habe, um Verzeihung und empfiehlt seinem Sohn die grösste Fürsorge für sein Land. Vergleicht man den Inhalt dieser Rede mit dem der *Harangue*, so wird man sagen müssen, dass der Dichter der letzteren seine Vorlage mit ausserordentlicher poetischer Licenz benutzt hat, wenn auch die leitenden Gedanken natürlich dieselben sind. Der Dichter hebt das allgemein menschliche und persönliche Element gegenüber dem politischen mehr hervor, weshalb denn auch der erste Teil der kaiserlichen Rede, die politische Darlegung der Rücktrittsgründe, stark beschnitten ist. Aus demselben Grunde nimmt die Mahnung des Kaisers an seinen Sohn in der *Harangue* einen sehr bedeutenden Raum ein. Auch wird die kühle Logik politischer Erwägungen, welche des Kaisers Worte erfüllt, in das wärmende Gewand religiöser Denkart gehüllt; Gott zu gefallen ist in der *Harangue* des Kaisers vornehmstes Bestreben, Gottes Walten wird zu Anfang und zu Ende des Gedichts gepriesen. Schroffheiten sind gemildert: die deutliche Aufforderung des Kaisers *ne permettre que les heresies qui les enuironnoient ne entrent entre eulx, et que si quelzcunes en y a, qu'elles soyent extirpées et desracinées* entspricht in der *Har.* 67 der milden Mahnung des Kaisers an seinen Sohn *a aymer Dieu et sa sainte doctrine.*

LEER (OSTFRIESLAND). CARL FRIESLAND.

Die *orfraie* und der *alcyon* in der französischen Litteratur.

Wenn man in den Dichtungen der französischen Romantiker liest, wird einem auffallen, wie gewisse Bezeichnungen von ihnen mit Vorliebe verwendet werden; so ist z. B. schon bemerkt worden, dass Sainte-Beuve besonders gerne das Wort *vermeil* gebraucht[1]) andere Romantiker andere, leuchtende Farben bezeichnende Adjektiva bevorzugen. Aber auch gewisse Tiere stehen bei ihnen in besonderer Gunst, und hierbei möchte ich ein wenig verweilen. Wenn Sainte-Beuve dem Chateaubriand eine ausgesprochene Neigung für das Crocodil vorwirft,[2]) so ist das zwar eine Uebertreibung und schwerlich richtig wäre es, wollte man von hier aus mit Sainte-Beuve einen Faden zu gewissen Ungeheuerlichkeiten der eigentlichen romantischen Schule hinüberleiten; bei dieser selbst indessen glaube ich eine entschiedene Bevorzugung zweier Tiere wahrzunehmen, auf welche man meines Wissens noch nicht hingewiesen hat: es sind zwei Vögel, die *orfraie* und der *alcyon.* Sie treten so häufig in Verbindung mit gewissen Vorgängen oder Stimmungen auf, dass man fast von einer stereotypen Verwendung reden, oder, wenn man will, darin ein wiederholt gebrauchtes Kunstmittel sehen kann.

Was zunächst die *orfraie* betrifft, so beginne ich mit zwei Stellen aus V. Hugo's *Mazeppa.* Es ist da von den Vögeln die Rede, welche Mazeppa und seinem Rosse folgen:

> *Les corbeaux, le grand-duc à l'œil rond qui s'effraie,*
> *l'aigle effaré des champs de bataille, et l'orfraie,*
> *monstre au jour inconnu,*
> *les obliques hiboux et le grand vautour fauve . . .,*

ebenda heisst es:

> *Il* (Mazeppa) *dédommagera par de larges pâtures*
> *l'orfraie et le vautour.*

---

[1]) *Archiv* Bd. 95 S. 424.
[2]) *Chateaubriand et son groupe littéraire* I, 313.

Desgleichen erscheint sie in desselben Dichters „Nourmahal la rousse“ (Orientales):

L'orfraie aux paupières vermeilles,
le serpent, le singe méchant
sifflent comme un essaim d'abeilles.

Auch eine Stelle aus den *Misérables* (IV, 228) sei hier angeschlossen: *Jamais parmi les animaux la créature née pour être une colombe ne se change en une orfraie*, und eine weitere aus *Marion de Lorme* (III, 10) wo Laffemas zu dem Gracieux sagt: *Tu chantes faux, à rendre envieuse une orfraie.* — Bei Théophile Gautier treffen wir ebenfalls unseren Vogel wiederholt an. In der 17. Strophe des *Albertus* liest man:

L'orfraie aux sifflements rauques de la tempête
mêle ses cris;

und weiterhin Str. 95:

Comme ceux d'une orfraie ou d'un hibou dans l'ombre
les yeux de Véronique un instant d'un feu sombre
brillèrent . . . .

Im „Thermodon“ (*Oeuvr.* I, 352) wird die *orfraie* zusammen mit Vögeln genannt, welche auf Aas lauern: *l'orfraie au regard clandestin*, und im Roman de la Momie (*Oeuvr.* V, 249) heisst es: *elle se mit à pousser des cris d'orfraie plumée vive.* — Bei Stendhal, *Le rouge et le noir* (p. 453) wird von einem Schlossturme in Besançon gesprochen; als dessen Thüre sich öffnet, fliegt eine *orfraie* krächzend davon: *l'orfraie s'envola en criant.* — Gleichfalls ihr (nächtlicher) Schrei wird in G. Sand's *Consuelo* (I, 206) erwähnt: *Les cris de l'effraie*[3]) *qui recommençait sa chasse, après l'orage, autour du château*, während bei Sainte-Beuve wieder nur die Raubvogelnatur erscheint:

Et s'enfuit, comme si l'orfraie
planait d'en haut sur les buissons. —

Weitere Belege findet man in H. Balzac's *Le lys de la vallée*: *soit un coin de forêt . . . qui vous saisit par je ne sais quoi de sauvage . . . et d'où le cri de l'orfraie . . .* (p. 122), und in dessen *Barbon* — diese Stelle wird von Littré angeführt —: *Ce n'est pas un des cygnes de nos canaux, c'est une orfraie de nos cimetières*; hier liegt schon ein übertragener Gebrauch vor. — Erwähnung verdient schliesslich ein Passus aus Baudelaire's Novelle *La Fanfarlo* (*Oeuvr.* IV, 396). Dort wird gesagt, dass jemand seine Gedichte „orfraies“ betitelt habe: *Il lui offrit son volume des orfraies, recueil de sonnets . . . Samuel était fort curieux de savoir si ses*

---

[3]) Diese Form begegnet auch in de Sénancour's „Obermann“, s. weiter unten.

orfraies avaient charmé l'âme de cette belle mélancolique et si les cris de ces vilains oiseaux lui avaient parlé en sa faveur.

Ich zweifle nicht, dass sich obige Stellen noch vermehren lassen, aber die beigebrachten, glaube ich, werden genügen, um die Beliebtheit der *orfraie* bei den Romantikern zu bezeugen. Dabei scheint es aber durchaus, als ob die letzteren keine deutlichere Vorstellung von dem Tiere gehabt haben, als dass es ein hässlicher an wilden Punkten hausender Nachtraubvogel sei, der unheimliche Schreie ausstosse. Es dürfte daher kaum eigene Anschauung zur häufigen Verwendung geführt haben; der Ausgangspunkt ist wohl ein anderer: es wird Entlehnung von älteren Dichtern stattgefunden haben. Von welchen? Bei Chateaubriand begegnet meines Wissens die *orfraie* nicht. Eine Stelle in de Sénancour's „Obermann" kann schwerlich in Betracht kommen: *Alors l'effraye se mit a gémir sous les roches caverneuses* (II, 96). Eher wäre an eine Einwirkung von seiten André Chénier's zu denken, denn bei diesem liest man in der Dichtung *La liberté* (Becq de Fouquières[72] p. 73):

Les oiseaux de tènèbres,
la chouette et l'orfraie, et leurs accents funèbres,
voilà les seuls chanteurs que je veuille écouter.

Von Chénier aufwärts scheint zunächst J.-J. Rousseau zu kommen mit einer Stelle in der siebenten der „Rêveries du promeneur solitaire" (*Œuvr. compl.* IX, 380), an der die *orfraie* zusammen mit dem *duc* und der *chevêche* genannt wird, welche ihren Schrei in den Klüften des Berges, den Rousseau besteigt, ertönen lassen, dann Brébeuf in der *Pharsale*: *la plainte de l'orfraie et le cri des hiboux* (die beiden letzten Stellen hat Littré beigebracht). Indessen werden die Romantiker wahrscheinlich weiter zurückgegangen sein, nämlich auf das 16. Jahrhundert oder auf die erste Hälfte des siebzehnten. Littré führt in der *Remarque* zu *orfraie* unter Berufung auf Sainte-Palaye eine Stelle aus Théophile de Viau an, an der es heissen soll: *le* (!) *funeste orfraie*; dieselbe ist mir jedoch nicht ganz unverdächtig, weil ich sie bei Sainte-Palaye garnicht angezogen finde und weil ich sie auch bei Théophile selbst nicht recognoscieren kann. Dagegen treffe ich auf eine recht characteristische Stelle bei Saint-Amant (1594—1660); sie steht in der bekannten Ode *La Solitude*:

L'orfraie, avec ses cris funèbres,
mortels augures des destins,
fait rire et danser les lutins
dans ces lieux remplis de ténèbres.

Die genannten Orte sind Schlossruinen, für welche Saint-Amant eine Vorliebe hat. Die *orfraie* tritt also schon hier als Nachtvogel

mit schauererregenden, Unglück verkündendem Schreie und in Verbindung mit Spukgestalten auf. Gerade von Saint-Amant und Théophile de Viau lässt sich leicht eine Verbindung zu den Romantikern herstellen, denen sie vermutlich durch das *Tableau* von Sainte-Beuve bekannt geworden waren, denn beide sind in der Naturempfindung so weit vorgeschritten, dass sie ausgeführte Naturbilder um ihrer selbst willen zeichnen, und ausserdem hat Saint-Amant ein groteskes Element in die Dichtung eingeführt, welches erst wieder von den Romantikern aufgenommen wurde, wie ja denn Théophile Gautier in seinen *Grotesques* sich mit Saint-Amant besonders beschäftigt hat. — Allein es kommen schliesslich noch Dichter der Pléïade in Betracht, von denen direkt die Romantiker die *orfraie* bezogen haben können. Bei Marty-Laveaux, *La langue de la Pléïade*, 1896, findet man p. 92 folgende Verse aus Ronsard's *Franciade* (1572) angeführt:

> *Ce triste oyseau, par un mauvais presage,*
> *luy rebattoit des ailes le visage,*
> *esgratignoit et pignottoit les mains;*
> *Orphne les Dieux, orfraie les humains*
> *le vont nommant.*

Marty-Laveaux citiert nach der Ausgabe von 1623 (II, 622), indem er bemerkt, dass obiger Passus aus derjenigen von 1584 verschwunden ist. Ein gleichzeitiger Beleg ist noch aus Remi Belleau's *Bergerie* zu verzeichnen, zwar nicht aus der ersten *journée*, wie Littré nach Sainte-Palaye angiebt, sondern aus der zweiten, die 1572 erschien (ed. Marty-Laveaux II, 50):

> *Qu'il n'y ait que serpens, qu'orfrayes et corbeaux,*
> *huppes et chahuans et les tristes oyseaux . . .*

Ich citiere ferner aus Baïf's 5. *Éclogue* (ed. Marty-Laveaux III):

> *Je garde encore et du nid et de l'aisle*
> *avecque l'œuf d'une orfraye mortelle*
> *et du poulain la loupe prise au front*

(es handelt sich da um die Bereitung eines Zaubers).

Eine noch ältere Stelle aus dem Jahre 1555, welche Hatzfeld-Darmesteter-Thomas im *Dictionnaire général* anziehen, hat für uns keinen Wert, da sie aus einem naturgeschichtlichem Werke stammt (*orfraye ou offraye*). Dagegen sei schliesslich erwähnt, das man in den *Dernières poésies* der Königin Margarete von Navarra auf folgende Verse stösst (ed. Lefranc, 1896, p. 314):

> *Le cha[t]huan,*[1]) *oyseau nocturne,*
> *l'orfraie et aussi le corbeau*

---

[1]) Das *t* ist von Lefranc mit Unrecht eingeschaltet worden.

predisent la malle fortune
à tout passant viel et nouveau.

Allein *l'orfrdie* hat der Herausgeber für *la freyaye*, das im Text stehen soll,[5]) eingesetzt.

Wie kommt es nun, dass die *orfraie* die Bedeutung eines garstigen, unheilverkündenden, eulenartigen Nachtvogels erhalten hat, da das Etymon — man mag sich die Entstehung des ersten *r* erklären wie man will — doch *ossifraga* „Beinbrecher“ sein muss und dies einen See- oder Fischadler bezeichnet? Die Zoologen freilich verstehen nach wie vor unter *orfraie* eine Seeadlerart[6]), aber das Volk hat offenbar die Vorstellung einer Eulenart damit verbunden und verbindet sie noch, und diese Vorstellung werden die Dichter aufgenommen haben. Ganz richtig dürfte die Bemerkung von E. Rolland, *Faune populaire de la France* II, 45 sein, dass eine Vermengung von *orfraie* mit *fresaie*[7]) stattgefunden habe, welche letztere, von *praesaga* kommend (noch jetzt in Poitou *presaie* genannt) eine Kauzart ist = *Strix flammea.* Für die Uebertragung spricht, abgesehen von einer gewissen Aehnlichkeit der Wörter, einmal, dass der Seeadler, der natürlich bei Tage den Fischfang betreibt, recht hässliche, heisere Schreie ausstossen soll, und dann fällt der Umstand ins Gewicht, dass *fresaie* sich schon aus dem 12. Jahrhundert belegen lässt, nämlich aus dem Oxforder Psalter (s. Hatzfeld-Darmesteter-Thomas unter *fresaie*), während ein zweifelloser Reflex von *ossifraga* aus der älteren Sprache garnicht vorzuliegen scheint, wenn er auch wohl existiert hat,[8]) denn das im *Deduit de la chace* des Gace de la Bigne (14. Jahrh.) begegnende *orpres*[9]) kann höchstens auf *ossifragus* zurückgehen.[10])

---

[5]) Es steht vielmehr *frezage* da, s. G. Paris im *Journal des Savants* 1896 p. 362; wenn Paris jedoch meint, dies sei beizubehalten, so vergisst er zu bemerken, dass der Vers auch so immer noch eine Silbe zuviel hat, ohne dass man recht sieht, wie zu ändern sei.

[6]) *Falco ossifragus, haliaetus albicilla, haliaetus nisus.*

[7]) Rolland meint, dass von *fresaie* aus die volksetymologische Umdeutung zu *effraie* erfolgt sei, aber natürlicher ist es doch, für *effraie*, welches Wort Hatzfeld-Darmesteter-Thomas zuerst z. B. 1564 belegen, von *orfraie* oder etwa *offraie* (s. oben) auszugehen.

[8]) Engl. *osprey* ist wohl eine volksetymologische Ausdeutung von einem solchen **osfraie.*

[9]) Die Stelle lautet: *Ung oysel qu'on appelle orpres — qui a l'aigle appartient de pres.* Suchier sagt in *Zs. f. rom. Phil.* I, 432, dass sie aus dem Jagdbuche des Gaston (IV) von Foix stamme, allein Sainte-Palaye und Godefroy geben als Quelle Gace de la Bigne an, und das wird richtig sein, da das Buch des Gaston in Prosa geschrieben ist. Uebrigens dürfte diese Stelle, an der von der Adlernatur die Rede ist, zeigen, dass eine Vorstellungsvermischung noch nicht eingetreten war.

[10]) Suchier l. c. setzt einen Typus **oriperágus* an.

— Doch ich laufe Gefahr, mich zu weit von meinem Thema zu entfernen. Ich wollte eigentlich nur zeigen, was man aus den Wörterbüchern nicht ersehen kann, wie eine Uebertragung der Vorstellung stattfand, wie dann die Dichter des 16. Jahrhunderts die neugebildete Vorstellung sich zu eigen machten, wie endlich vermutlich schon von diesen die Romantiker sie übernahmen und sehr häufig und formelhaft die *orfraie* da auftreten lassen, wo es gilt, den Eindruck des Schaurigen hervorzurufen oder zu verstärken.

In noch höherem Grade als die *orfraie* gehört der *alcyon* zum Rüstzeuge des Romantikers. Littré giebt nur zwei Belege aus der französischen Litteratur, Hatzfeld-Darmesteter-Thomas wiederholen einen und fügen drei neue hinzu, allein keiner derselben gehört den Dichtern der romantischen Schule an, und doch begegnet er hier gerade sehr häufig. Bei Alfred de Vigny kann ich allerdings nur eine Stelle nachweisen, die in der Dichtung *Héléna* steht:

Ils maudirent trois fois les hordes asiatiques,
trois fois la vaste mer à leur voix répondit;
l'Alcyon soupira longuement[11]) . . . .,

bei V. Hugo aber erscheint er dafür um so öfter (man wird mir die Angabe der Seitenzahlen ersparen):

In den *Orientales* heisst es mit Bezug auf jung dahingeraffte Mädchen:

Toutes fragiles fleurs, sitôt mortes que nées,
alcyons engloutis avec leurs nids flottants.

Im Gedichte *Le poète dans les révolutions* (*Odes et Ballades*):

L'alcyon, quand l'Océan gronde,
Craint que les vents ne troublent l'onde
où se berce son doux sommeil.

Im Gedichte *A une jeune fille* (*Od. et Ball.*):

Votre âge insouciant est si doux qu'on l'oublie!
Il passe comme un souffle au vaste champ des airs,
comme uue voix joyeuse en fuyant affaiblie,
comme un alcyon sur les mers.

Ferner:

Les vastes flots berçaient le nid de l'alcyon (*Rayons et Ombres*)
Tout parle, l'air qui passe et l'alcyon qui vogue
le brin d'herbe, la fleur, le germe, l'élément

angeführt von Mabilleau, *V. Hugo* S. 86.)

Et la vague qui passe oublie
Léviathan comme Alcyon (*Chants du crépuscule*).

---

[11]) Exemplar der Pariser Nationalbibliothek von der Ausgabe von 1822 S. 19.

Tout avait le frisson, le pin, le cèdre et l'orme,
le loup et l'aigle et l'alcyon (*Contemplations*).
Les mers où l'hydre aimait l'alcyon . . .
hésitaient . . . (Ie légende des siècles).
Tout fuyait, l'aigle ainsi que l'alcyon (ibid.)

Es mögen noch aus Lamartine und Sainte-Beuve, um andere Romantiker zu übergehen, je zwei Stellen folgen:

Semblable à l'alcyon, que la mer dorme ou gronde,
qui dans son nid flottant s'endort en paix sur l'onde . . .
je laisse mon esprit . . . . (*23e méditation*).
Et les vaisseaux, grands alcyons,
comme à leurs nids les hirondelles
portèrent sur leurs larges ailes
leur nourriture aux nations (*Jocelyn*).
Ce n'est pas l'onde avec l'ombrage
des colombes dans le feuillage,
des alcyons qu'on voit nager (Sainte-Beuve, *Œuvr.* I, 66).
Elle me berce, elle me pousse
et me dépose dans la mousse
comme un alcyon endormi (*Œuvr.* I, 75).

Mehrere der angezogenen Stellen ruhen auf der bei den Alten herrschenden Sage (vgl. Hyginus), nach welcher der alcyon zur Winterzeit sein Nest auf dem Meere baue und während er dort brüte, die Wasser eben und ruhig seien.[12]) Diese Vorstellung wurde mit dem Namen des Tieres von den Dichtern des 16. Jahrhunderts aufgenommen, und so liest man denn in den *Tragiques* des Agrippa d'Aubigné — ich entnehme das Citat E. Faguet, *Le seizième siècle* —:

La lame de la mer était comme du lait,
les nids des alcyons y nageaient à souhait;

und etwas später sagt Théophile de Viau (Crépet II, 454):

Avec notre destin va le cours des étoiles;
l'orage ne fait point blêmir nos matelots,
et jamais alcyon, sans regarder nos voiles,
ne commit sa nichée à la merci des flots.

Der *alcyon* wurde das Sinnbild der Sicherheit und des tiefen Friedens und so sagt schon Malherbe mit ziemlich kühner Uebertragung (der Beleg wird von Hatzfeld-Darmesteter-Thomas geboten):

La France est hors de la furie
tant qu'elle aura pour alcyons
l'heur et la vertu de Marie[13])

---

[12]) Daher die Ausdrücke ἀλκυονίδες ἡμέραι, *tempora alcedonia*, vgl. *jours alcyoniens*, *halcion-days*.

[13]) Noch in einem anderen Gedichte Malherbe's begegnen die Alcyonen, s. Ausg. von Lalanne I, 32 n°. IX.

Er wurde aber auch das Sinnbild von allem leicht und ruhig Dahinziehenden, von allem Weichen und Zarten, und dazu hat eine andere Eigenschaft beigetragen, die man ihm — mit Recht oder Unrecht[14]) — zuschrieb, nämlich dass er sanfte, klagende, seufzerartige Töne von sich giebt. Dieser Zug begegnet auch schon bei den Alten, und wegen der Zärtlichkeit, mit der Alcyone und Ceyx sich liebten, wurden sie nach Ovid von der Thetys in Eisvögel verwandelt. Unter den französischen Dichtern finde ich ihn zuerst, wenigstens angedeutet, bei Remi Belleau in seinem Klagegedicht auf den Tod von Joachim du Bellay (ed. Marty-Laveaux II, 137; Hatzfeld-Darmesteter-Thomas citieren II, 343):

Jamais des arondeaux la querelleuse troupe
ne mena si grand dueil dessus la longue croupe
des sommets sourcilleux, ny plus de passions (= Leiden)
dessus les bords marins n'eurent les alcyons.

Dann in Garnier's Tragödie *Porcie*, wo Portia am Anfange des langen Monologes sagt:

Que les piteux regrets des Alcyoniens ...
ne puissent egaler tes larmes continuës.

Am ausdrücklichsten spricht von der sanften Klage des *alcyon* Chateaubriand, Les Martyrs, livre I: *Alcyon gémissait doucement sur son nid,* und weiter im 23. Buche: *Alcyon qui bâtit son nid sur les vagues, fait entendre avec ses petits de douces plaintes dans le berceau flottant que la vaste mer doit bientôt engloutir,* und da an beiden Stellen zugleich von dem Neste die Rede ist, das auf dem Meere einherschwimmt, so werden die Romantiker wohl direkt aus Chateaubriand geschöpft haben. Dieser selbst hat als unmittelbaren Vorgänger André Chénier gehabt, der in der *Jeune Tarentine*[15]) die Alcyonen zur Klage um die Braut auffordert, welche ihren Tod in den Wellen gefunden hat:

Pleurez doux alcyons! ô vous, oiseaux sacrés,
oiseaux chers à Thétis, doux alcyons, pleurez![16])

und im Anschlusse daran heisst es bei Millevoye in der Elegie *La Neréide,* die, wie der Autor selber sagt, von Chénier inspiriert ist (*Œuvr. compl.* IV. 169):

Et, trois jours, de Caltha les plaintives compagnes
mêlèrent leurs soupirs aux vois des alcyons,

---

[14]) Chateaubriand sagt im ‚Itinéraire' nur, dass er den *cri des alcyons* gehört habe. (Beleg bei Littré).

[15]) Das Gedicht wurde schon 1801 von Marie-Joseph Chénier im *Mercure* publiciert.

[16]) Nebenbei bemerkt, haben doch eher für diese Stelle zwei Verse des Manilius (*te circum halcyones pennis planxere volantes* ...) vorgeschwebt als für eine andere, zu der Becq de Fouquières *Docum. nouv.* p. 223 jene Verse Vorbild sein lässt.

und schon vorher (S. 166):

> *Sur la vague, une nuit dans le calme des airs*
> *des oiseaux de Thétis écoutant les concerts,*
> *elle vit un nocher* . . .

Im Uebrigen würde noch auf zwei Stellen bei A. Chénier zu verweisen sein, wenn nicht das einemal (ed. Gabriel de Chénier I, 72) Alcyone selbst gemeint wäre (*Alcyon éplorée*) und das andere mal (I, 142) eine Uebertragung aus Meleager vorläge. Was die zwischen André und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts liegende Zeit betrifft, so wüsste ich, ausser auf einen schon von Hatzfelt-Darmesteter-Thomas nachgewiesenen, wenig characteristischen Passus bei J.-B. Rousseau, augenblicklich nur auf vier Stellen bei dem Lyriker Écouchard Lebrun aufmerksam zu machen, an denen der *alcyon* allerdings lediglich in der Anfangs erörterten Verwendung erscheint: Stürmische Meere werden *des mers sans alcyon* genannt (ed. Ginguenée I, 307); an einer anderen Stelle heisst es vom Sternbilde des Orion, dass es Unwetter hervorruft und den jungen *alcyon* beunruhigt (I, 281); weiter wird der *alcyon* als *doux espoir des nochers* bezeichnet (I, 267), dessen Erscheinen der unerfahrene Schiffer abwartet, bevor er sich auf das Meer begiebt (II, 138).

Werfen wir einen Blick zurück, so sehen wir, dass, während die *orfraie* sehr oft nur als Begleiterscheinung bei Schilderungen grausiger Vorgänge oder unheimlicher Scenerien auftritt, der *alcyon* häufig und zuweilen in recht wirkungsvoller Weise von den Dichtern zur Metapher im engeren und weiteren Sinne herangezogen wird, und dass diese Verwendung innerhalb der romantischen Schule besonders beliebt gewesen zu sein scheint. Zum Schlusse sei noch auf einen Zug bei dem *alcyon* hingewiesen, den ich nur einmal in der französischen Litteratur antreffe und dessen Ursprung ich nicht kenne: es ist die treue Zärtlichkeit des Weibchens, welches das gealterte Männchen der Sonne entgegenträgt. In Chateaubriand's *Natchez* II, 330 bittet die Indianerin Nelida für René und sagt: *Puisse sa bienaimée lui être attachée comme l'épouse de l'alcyon, qui porte aux rayons du soleil son époux languissant sous le poids des années.*

BERLIN. O. SCHULTZ-GORA.

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

unter besonderer Mitwirkung ihrer Begründer

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Universität z. Kiel. Professor a. d. Universität z. Marburg.

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

Band XX.
Zweite Hälfte: Referate und Rezensionen.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Gronau.
1898.



INHALT.

REFERATE UND REZENSIONEN.

MISCELLEN.

Druck von Edmund Stein in Potsdam.

Referate und Rezensionen.

Histoire de la Langue et de la Littérature française des Origines à 1900 ornée de planches hors texte en noir et en couleur publiée sous la direction de **L. Petit de Julleville** Tome II Moyen Age 2e partie, Tome III Seizième siècle, T. IV. Dix-septième siècle 1ère partie (1601—1660) Paris Armand Colin 1896—1897. 560, 864 und 798 SS. gr. 8°.

Von der breit angelegten Geschichte der französischen Sprache und Litteratur, deren Abfassung unter Leitung Petit de Jullevilles von einer grösseren Zahl französischer Gelehrten unternommen ist, liegen nun bereits die vier ersten Bände vor. Ueber den ersten habe ich ziemlich ausführlich hier (XIX² S. 1 ff.) berichtet. Ich schloss meine damalige Besprechung mit der Hoffnung, dass die folgenden Bände ein einheitlicheres Gepräge tragen und zugleich an innerem Gehalt gewinnen möchten und freue mich, dass meine Hoffnung gleich im zweiten Bande in Erfüllung gegangen ist. Ton und Inhalt der meisten Kapitel dieses Bandes harmonieren untereinander weit mehr, als das bei den einzelnen Bestandteilen des ersten Bandes der Fall war. Bei der Beurteilung des ganzen Werkes darf natürlich nie ausser Acht gelassen werden, dass es nicht für den speziellen Fachmann, auch nicht für ein weiteres streng wissenschaftliches Publikum, sondern für litterarisch interessierte französische Leser geschrieben ist. Man darf also in den Ausführungen nicht die Darlegung selbständiger gelehrter Forschungen, nicht eine ins einzelne durchgeführte Begründung aller vorgetragenen Ansichten suchen, sondern nur in klarer und gemeinverständlicher Form abgefasste Resumés der neuesten Untersuchungen über die wichtigsten Gattungen und Gruppen der französischen Litteratur.

Den fünf Kapiteln, nebst *Préface* und sprachgeschichtlicher Introduction des ersten Bandes entsprechen im zweiten neun Kapitel, welche der Reihe nach die Fabeln und den Roman de Renart, die Fabliaux, den Roman de la Rose, die didaktische Litteratur, die Predigt und die Uebersetzungslitteratur, die Geschichtswerke des Mittelalters, die Dichter des 14. und 15. Jahrhunderts, das

mittelalterliche Drama und endlich die Geschichte der französischen Sprache bis zum Ausgange des 14. Jahrhunderts erörtern. Die Verfasser dieser Kapitel sind: Léopold Sudre, dem wir eine wertvolle Monographie über die Quellen des Roman de Renart verdanken; Joseph Bédier, dessen Buch *Les Fabliaux* bereits in zweiter Auflage erschienen ist; Ernest Langlois, ebenfalls Verfasser einer verdienstlichen Spezialarbeit über Ursprung und Quellen des Roman de la Rose; Arthur Piaget, von dem die zwei wichtigen Kapitel über die didaktische Litteratur, wie über die Predigt und Uebersetzungen verfasst sind. Seine Arbeit ist um so verdienstlicher je weniger verlockend der in ihr behandelte Litteraturstoff gelten kann, und je weniger des Verfassers bisherige wissenschaftliche Thätigkeit auf diese Gegenstände gerichtet war. Das nämliche gilt so ziemlich auch von dem weiteren Kapitel über die mittelalterliche französische Geschichtsschreibung, welche von Ch.-V. Langlois herrühren, der seiner Materie gleichfalls noch durch keine vorausgegangene Einzelforschung näher getreten gewesen zu sein scheint. Für Abfassung der Uebersicht über das mittelalterliche Drama war der Herausgeber des Gesamtwerkes L. Petit de Julleville durch seine umfassenden Arbeiten über dasselbe Thema wie prädestiniert, weniger für das Kapitel über die französischen Dichter des 14. und 15. Jahrhunderts. Das letzte der Geschichte der französischen Sprache gewidmete Kapitel hat wieder Ferdinand Brunot geschrieben, es bildet die Fortsetzung der gleichfalls von ihm verfassten Introduction des ersten Bandes, ist aber nicht mehr wie diese besonders paginiert.

Was nun die einzelnen Kapitel selbst anlangt, so giebt im ersten Sudre eine anschauliche Darstellung von den *Quellen und der Entwicklung der Fabel und der Renart-Dichtung im mittelalterlichen Frankreich.* Seine Angaben über die Fabel basieren der Hauptsache nach auf den Arbeiten von L. Hervieux, dagegen scheint ihm ebenso wie auch Hervieux Malls wichtiger Aufsatz in der *Zeitschrift f. rom. Phil.* IX unbekannt geblieben zu sein. Zu dem, was er über das Verhältnis der Fabeln von Marie de France vorträgt, ist nunmehr auch die mannigfach abweichende Darstellung Warnkes in der Einleitung seiner eben erschienenen neuen Ausgabe der Fabeln der Marie de France (*Bibliotheca normannica* VI) zu vergleichen. Den litterarischen Wert der meisten mittelalterlichen Fabelsammlungen schlägt Sudre sehr gering an, hebt dagegen mit Recht hervor, dass wenigstens der Verfasser des *Lyoner Ysopet* es verstanden habe *en dépit de la sécheresse de son modèle* das kleine Drama, welches jede Fabel enthält, *vivant et animé* zu gestalten. Bei Erörterung der Schlussmoral der Fabel, die nach mittelalterlicher Auffassung wie die Schlussfolgerung zur Prämisse gehörte, deren engen Anschluss an die eigentliche Handlung man daher als

Haupterfordernis der Gattung betrachtete, und in der man ihre *substance et moelle* erblickte, hebt unser Verfasser dann noch hervor, wie darum gerade die die Moral enthaltenden Schlussverse auch heute noch unser Hauptinteresse an diesen Gedichtchen ausmachen. Bei Marie de France wenigstens erhielten in ihnen alle Stände ihre Denkzettel. — Noch interessanter ist der zweite Abschnitt dieses Kapitels, welcher von den verschiedenen Bearbeitungen und Teilen des *Roman de Renart* und seiner Nachahmungen handelt. Die hierher gehörigen Gedichte, so führt Sudre aus, stellen sich durch die in ihnen auftretenden Tierfiguren zwar den Fabeln an die Seite, indessen fehlt ihnen jede didaktische Tendenz, insbesondere die ältesten Fassungen wollten nur unterhalten. Die ersten Aufsätze dieses um die Mitte des 12. Jahrhunderts plötzlich in voller Blüte hervortretenden Gedicht-Cyklus seien noch nicht ermittelt. G. Paris suche sie, gestützt auf Namen wie Isengrin, Tibert, Grimbart, Bruno in einem lateinischen Gedichte des 10. Jahrhunderts aus dem Osten Frankreichs. Dieses lateinische Gedicht sei dann seinerseits ebenso wie alle späteren Um- und Nachdichtungen stofflich zum Teil als die volkstümliche Umgestaltung klerikal-mittelalterlicher Fabeln, wie sie uns in den bekannten Fabelsammlungen vorliegen, anzusehen; sei aber grösstenteils aus den allen Volkslitteraturen geläufigen Tiermärchen geflossen. Insbesondere stamme aus Tiermärchen der allen Fassungen und Teilen des Roman de Renart gemeinsame Glaube an eine traditionelle Feindschaft zwischen Fuchs und Wolf. Aus derselben Quelle leite ich nun entgegen Sudre auch das von allen französischen Bearbeitern respektierte Leitmotiv her, wonach Renart allen ihm körperlich überlegenen Tieren stets zu trotzen vermag, wogegen er bei Konflikten mit schwächeren Wesen immer den kürzeren zieht. Ferner die typische Charakterzeichnung aller Tierfiguren, endlich aber und darauf lege ich besonderes Gewicht, auch die feststehende Nomenklatur. Sudre sagt zwar mit Bezug auf sie S. 17: „*Ces noms germaniques (Renard, Isengrin u. s. w.), aussi bien que les noms parlants (Noble, Fiere, Chantecler u. s. w.) n'ont rien de traditionnel, rien de populaire. L'usage courant affuble sans doute certaines bêtes de noms humains; mais il ne le fait que pour des bêtes domestiques ou apprivoisées, pour la pie, le perroquet, le corbeau, le mouton, l'âne, l'ours en captivité. Or, dans le Roman de Renard, les personnages sont, en général, des bêtes à l'état sauvage et agissent comme telles. Il y a donc eu création individuelle, poétique, quelque chose de voulu. Et l'on peut dire que du jour où un poète s'avisa de chanter non pas le goupil, le loup, la louve, mais Renard, Isengrin, Hersent, l'ensemble des aventures de ces héros et des autres s'éleva au rang d'une épopée.*" Müsste es aber nicht auffallen, dass ein Ostfranzose des 10.—12. Jahrhunderts in einer lateinischen oder

französischen Dichtung für seine Tierfiguren ausschliesslich Namen deutschen Ursprungs erfunden haben sollte? Ist es ausserdem ausgemacht, dass der *usage courant* auch der früherer Zeiten war? Standen denn Fuchs und Wolf dem Gedankenkreis hauptsächlich von der Jagd lebender Generationen nicht weit näher als unsere Haustiere? Und wären, wenn es sich um den Einfall eines einzelnen Dichters handelte, jene Namen so unabänderlich feststehend für alle Bearbeiter gewesen? Mir erklären sich die ausschliesslich germanischen Benennungen der ältesten Tierfiguren daher am natürlichsten, wenn man sie als dem altgermanischen Tiermärchen entstammend ansieht. Man beachte auch noch, dass sich unter jenen ältesten Tierfiguren nur solche finden, welche dem altgermanischen Tiermärchen geläufig gewesen sein werden, während der Löwe (*Noble*) erst in späteren Fassungen des *Roman de Renart* auftritt. Genau ebenso drängen sich in das seinen Ausgangspunkten nach durch und durch germanische Karlsepos in die ursprünglich rein germanische Nomenklatur mehr und mehr Namen romanischen Gepräges ein. Sudres weitere Ausführungen über die verschiedenen Fassungen und Umwandlungen der Renart-Dichtung sind recht lesenswert, ich kann auf sie hier nicht näher eingehen.

Eine vortreffliche Orientierung über die Gedichtgattung der Fabliaux und alle damit zusammenhängenden Fragen gewährt uns J. Bediers Aufsatz. Er definiert die Fabliaux treffend als „*contes à rire en vers*". Sie lassen sich aber nach ihm nicht immer scharf abgrenzen sei es vom *dit moral*, sei es von der *légende sentimentale et chevaleresque.*

Die grosse Masse der eigentlichen Fabliaux ist uns nicht erhalten, da sie zuerst nur auf Wachstafeln geschrieben wurden, denn: *on n'estimait pas que ces amusettes valussent un feuillet de parchemin.* Das älteste uns erhaltene Fabliau von Richeut datiert von 1159 und B. glaubt, dass auch *le genre était alors très voisin de sa naissance.* Den Entwickelungsgang der Gattung stellt er S. 62, wie folgt, dar: *à l'origine, le goût de l'observation exacte, réaliste*; *on a mis en scène, pour le seul plaisir de les peindre dans la vérité de leur geste habituel, les types familiers, le marchand du coin, le clerc goliard, le seigneur, le prêtre du village*; *puis, par une conséquence inévitable et rapide, on a cherché à faire remouvoir ces personnages dans une intrigue intéressante*, *comique par elle-même.* Diese Intriguen haben die Dichter nicht selbst erfunden, sie sind auch nicht orientalischen oder überhaupt schriftlichen Vorlagen entnommen, sondern der Volkssage; denn sie besitzen das doppelte Charakteristikum *d'ubiquité et de perennité . . . chacun d'eux . . . peut être né en un lieu quelconque, en un temps quelconque . . . n'ayant à vaincre aucune résistance pour passer d'une civilisation à l'autre, il vagabonde librement par le*

monde, sans connaître plus de règles fixes qu'une graine emportée par le vent. Mais ces mêmes contes universels . . . revêtent dans chaque civilisation presque dans chaque village, une forme diverse . . . ils deviennent des témoins précieux, chez Rutebeuf, des moeurs du XIIIe siècle français etc. (S. 68.) Da die Fabliaux nichts anderes als *contes à rire* sind, schildert B. im einzelnen, worüber und wie man in den Jahren 1159 bis 1340 (dem Todesjahr Jean de Condés des letzten Fabliaudichters) in Frankreich sich lustig machte. Alle jene gereimten Erzählungen sind ihm (S. 74) *d'excellents témoins de l'esprit gaulois . . ils manifestent . . .: la verve facilement contente, la bonne humeur ironique . . . le goût de la gaillardise, voire de quelque chose de pis. Le poète ne cherche qu'à dire vitement et gaîment son historiette, sans recherche ni vanité littéraires.* (S. 80.) *Il est remarquable que tous les poèmes de Rutebeuf sont hérissés de rimes équivoquées, tous, sauf ses fabliaux.* Kein Fabliaudichter scheut sich ferner im mindesten die crudesten Dinge in crudester Weise zu bezeichnen. Die Situations-Schilderungen sind flüchtig und abgeblasst, hier und da nur vermögen die wenigen Striche ein stimmungsvolles Bild hervorzuzaubern, aber Natürlichkeit und Treue herrscht überall. Eine bewusste satirische Tendenz ist nur selten bemerkbar, wo aber ausnahmsweise die Klassengegensätze berührt werden, stellt sich der Dichter auf Seiten der Schwachen. Meist handelt es sich um ganz harmlose Witzeleien, vielfach geben die Erzählungen aber auch ausgesprochen misanthropischen und insbesondere misogynen Ueberzeugungen einen recht derben Ausdruck. Das dankbarste Publikum der Fabliaux, an welche sie sich auch in erster Linie wendeten, war das seit dem 13. Jahrhundert zu grossem Wohlstand gekommene Bürgertum und ihre Verfasser gehörten meist dem Stande der fahrenden Schüler an. Man ersieht schon aus dieser gedrängten Uebersicht, wie sorgfältig und vielseitig B. seinen Stoff beleuchtet hat. Da überdies seine Darstellung durchaus gefällig ist, so halte ich seinen Beitrag für einen der wohlgelungensten des gesammten Werkes.

Das dritte dem *Roman de la Rose* gewidmete Kapitel von Ernest Langlois verdient auch alles Lob, doch scheint es mir trotz der hervorragenden Stellung dieser Dichtung in der älteren französischen Litteratur, im Verhältnis zu den sonstigen Abschnitten, etwas zu breit angelegt zu sein, es bedurfte keiner so detaillierten Inhaltsangaben der beiden Teile, um dem Leser eine *idée suffisante* von dem Gedichte zu verschaffen und Aufgabe einer orientierenden Litteraturgeschichte kann es doch sicher nicht sein, einen „*point de repère dans la lecture de cette vaste composition*“ zu liefern. Im übrigen ist, was über Guillaume de Lorris, den Dichter der ersten 4068 Zeilen, seine Lebenszeit und seine Heimat, sowie über Gegenstand, Einrahmung und litterarischen Wert

seines Gedichtes mitgeteilt wird, durchaus verständig. Dasselbe gilt von der vorsichtigen Erörterung der Frage ob Guillaume de Lorris sein Gedicht beendet hat. Alle Indizien sprechen nach L. dafür (S. 120) *qu'il manque peu de chose au poème de Guillaume pour être complet.* Die 2 einzigen unter der grossen Zahl der vorhandenen Handschriften, in welchen die Fortsetzung Jean de Meuns *a été remplacée par un dénoûment d'environ quatre-vingts vers*, seien aber jünger als diese Fortsetzung. Treffend ist auch die Vergleichung zwischen den beiden Teilen des Gedichtes. Der zweite von Jean de Meun herrührende Teil bilde die Antithese des ersten (S. 120): *Pour Guillaume la femme est un être supérieur, à qui il a voué un culte; pour Jean elle est l'incarnation de tous les vices . . la première partie du roman enseigne l'art d'aimer les femmes; la seconde insiste sur la manière de les tromper . . . Guillaume interdit les termes grossiers; Jean les justifie et affecte de les employer. Guillaume . . . écrit pour les cercles brillants des châteaux . . C'est au ‚moyen estat' . . aux roturiers, aux clercs non titrés, au peuple des écoles, c'est aux vilains même que Jean . . . adresse son livre . . . C'est un art d'amour que Guillaume avait entrepris d'écrire; c'est un recueil de dissertations philosophiques, théologiques, scientifiques, de satires contre les femmes, contre les ordres religieux, contre les rois et les grands, d'anecdotes tirées des auteurs anciens et contemporains, que Jean de Meun a groupé autour du sujet primitif . . .* Um diese wunderliche Zusammenstellung zu begreifen, müsse man einerseits beachten, dass Jean de Meun, als er zu dichten begann, sich von der Ausdehnung seines Werkes noch gar keine Vorstellung gebildet hatte, andererseits *que le cadre du Roman de la Rose était semblable à celui de deux ouvrages que l'auteur avait en haute estime, le „de Consolatione Philosophiae" de Boèce et le „de Planctu Naturae" d'Alain de Lille . . . C'est ainsi que peu à peu il fit passer dans son poème la plus grande partie du livre de Boèce et de celui d'Alain.* Es folgen nun Erörterungen über Leben und Werke Jeans de Meun, wonach der zweite Teil des Romans de la Rose gegen 1270 beendet worden sein soll, während der erste von Guillaume de Lorris bereits 1225 — 1230 gedichtet wäre. An die bereits erwähnte ausführliche Analyse des zweiten Teils schliesst sich eine recht lesenswerte Wertschätzung desselben, eine Darlegung des Erfolges des Gedichtes und seiner Ursachen, so wie eine sehr vorsichtige Besprechung des Einflusses, welchen der Roman auf die zeitgenössische und spätere Litteratur ausgeübt hat oder haben soll (S. 156): *Lorsqu'on examine attentivement les poèmes écrits dans le goût du Roman de la Rose et parus peu après lui, on ne peut la plupart du temps décider si les idées et le tour d'esprit communs à toutes ces compositions ont été empruntés au poème de Guillaume de Lorris et de Jean de Meun ou à d'autres oeuvres*

du même genre (S.158): *Même si le Roman de la Rose n'avait jamais existé, leurs poèmes n'eu auraient pas moins pu être ce qu'ils sont.* Gleichwohl sei sein Einfluss unbestreitbar, aber es sei nur der *d'un maître brillant qui attire à l'école dont il fait partie de nombreux disciples, qui communique aux doctrines de cette école la longévité de ses travaux personnels.*

Die beiden folgenden Kapitel, welche A. Piaget verfasst hat und welche *die didaktische Litteratur und die französischen Predigtsammlungen und Uebersetzungen des Mittelalters* behandeln, führen uns durch ödere Gegenden, doch hat P. sein möglichstes gethan um den Leser mit ihren charakteristischsten und in vielen Beziehungen auch wichtigen Produkten bekannt zu machen und über ihren relativen Wert aufzuklären. So bemerkt er S. 170 ganz treffend: *Rien n'est plus intéressant que de suivre ses* (d. h. des Physiologus) *destinées depuis son apparition jusqu' à nos jours . . . Alfred de Musset, par exemple, héritier sans le savoir de l'antique Physiologus, écrivait un nouveau chapitre de bestiaire moralisé quand il comparait si magnifiquement le poète au pélican: „Sombre et silencieux, étendu sur la pierre, Partageant à ses fils ses entrailles de père"* .. (S. 175). *Ces grandes encyclopédies* (wie z. B.: *l'Image du monde*) *sans valeur littéraire, sèches arides, prolixes et mal ordonnées, sont précieuses par les renseignements si variés qu'elles contiennent: elles sont un tableau de l'état de la science au XIIIe siècle.* Nebenbei bemerkt fehlt für die aus dem Image du monde und Miroir du monde dem Bande eingefügten Miniaturen jede auch noch so kurze Erklärung. Bei Besprechung von Brunetto Latini's *Tresor* hätte wohl auch die schon vollkommen treffende Formulierung der Erfordernisse eines romanischen Verses, welche sich III 1,10 findet, erwähnt werden können. Noch geringeres Interesse für die französische Litteraturgeschichte haben die alten Predigtsammlungen, zumal P. entgegen der herrschenden Ansicht feststellt, dass die grosse Masse der uns in lateinischer Sprache erhaltenen Predigten auch in dieser und nicht in französischer Sprache gehalten worden sind und *il faut en arriver jusqu'à la fin du XIVe siècle, jusqu'à Gerson pour rencontrer une série de discours, attribués à un orateur connu, prononcés en français écrits en français.* Die französische Fassung der Predigten des heiligen Bernhard aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts sei eine Uebersetzung aus dem lateinischen Original des 12. Jahrhunderts, dasselbe sei für den französischen Text der Predigten von Maurice de Sully allerdings nicht sicher festgestellt. Von Predigten des 15. Jahrhunderts charakterisiert P. noch die von Michel Menot und Olivier Maillard. Zu den Uebersetzern des 14. und 15. Jahrhunderts übergehend, will er sie noch nicht als eigentliche Humanisten gelten lassen. Sie hätten ihre Arbeiten nicht wegen der Schönheiten der Form der Originale

sondern *dans un but uniquement moral et didactique* unternommen. Besprochen werden insbesondere die Uebersetzungen von Pierre Berçuire (Livius), Nicole Oresme (Aristoteles nach lateinischen Versionen), Jacques Bauchant, Raoul de Presles, Denis Foulechat, Laurent de Premierfait und dem Portugiesen Vasco de Lucena, dem Uebertrager von Quintus Curtius und Xenophon und auch des *Triunfo de las donas* von Juan Rodriguez de la Cámara. Die Turiner Inferno-Uebersetzung, deren Entstehungszeit streitig ist, bleibt unerwähnt.

Im nächsten, dem sechsten Kapitel giebt Ch.-V. Langlois einen ausführlichen Ueberblick über die *ältere französische Geschichtsschreibung*. Auch hier werden aber viele Werke aufgeführt, die für die Geschichte der französischen Litteratur kaum in Frage kommen. Eine kurze Erwähnung hätte für sie meiner Meinung nach völlig ausgereicht. Selbst die Erörterungen über hervorragende Chronisten wie Villehardouin, Joinville, Froissart und Commines scheinen mir zu ausführlich gehalten zu sein, zu vieles zu bieten, was mehr den Historiker als den Litterarhistoriker interessiert. L. selbst erkennt an *que, en règle générale, les écrits historiques du moyen âge qui sont aujourd'hui goûtés n'ont pas eu de succès au moyen âge.* Die ältesten uns erhaltenen französischen Geschichtswerke sind, wie L. ausführt, anglonormannischen Ursprungs, voran die *Estorie des Engleis* von Geffrei Gaimar, wie alle älteren französischen Chroniken in 8silbigen Reimpaaren abgefasst. Ihr schlossen sich insbesondere die analogen Gedichte von Maistre Wace, Beneeit de Sainte-More, Jordan Fantosme an, ferner mehr biographische Werke wie die *Vie de s. Thomas Becket* von Garnier de Pont-Sainte-Maxence, oder die erst neuerdings entdeckte und veröffentlichte *Vie de Guillaume le Maréchal* eines Anonymus, beide gleichfalls in Versen, und beide auch von hervorragend poetischem Werte. Poetisch geringer wird die *Histoire de la guerre sainte* (des Kreuzzuges von 1190—1192) eines Augenzeugen Ambroise veranschlagt. Die davon S. 333 angekündigte Ausgabe ist, wie hier bemerkt werden mag, inzwischen erschienen. G. Paris, welchem sie zu danken ist, bewertet die Darstellungsgabe von Ambroise etwas höher und hat ausserdem, was höchst interessant ist, erwiesen, dass das Itinerarium von Richard de la Sainte-Trinité als eine getreue lateinische Uebersetzung des französischen Gedichtes zu betrachten sei. Die Heimat von Ambroise sucht Paris in der Nähe von Evreux.

Während L. dann mit Recht über die ältesten französischen Geschichtswerke in Prosa, da sie weder historisch noch litterarisch bedeutsam sind, kurz hinweggeht, rühmt er mit Recht Villehardouin als den ersten der grossen französischen Prosaisten, seine Chronik von der Eroberung Konstantinopels schildere besser als irgend ein anderes Buch die ritterliche Aristokratie im Zeitalter Philipp-

Augusts ganz im Gegensatz zu Robert de Claris Bericht, der so zu sagen *les bavardages du bivouac* wiedergebe und sich wie *les cahiers d'un vieux troupier, abondant en réminescences pittoresques . . en regard des Mémoires apprêtés des généraux et des diplomates* ausnehme. Unter den Chronikschreibern der späteren Zeit hätte vom litterargeschichtlichen Standpunkte meines Erachtens Philippe Mousket eine eingehendere Betrachtung verdient, nicht sowohl wegen seiner Verdienste als Dichter von mehr als 31000 8-Silbnern, oder als hervorragender Historiograph, sondern weil seine Chronik für die frühere französische Geschichte auf Chansons de geste und zwar auf uns meist verlorene Fassungen dieser Dichtungen zurückgeht, für die Geschichte des Karls-Epos also eine wichtige Fundgrube bildet. Von diesem Gesichtspunkt aus hätten auch noch manche andere mittelalterliche Chroniken betrachtet werden sollen; denn eine historisch-kritische Darlegung ihrer sagenhaften Bestandteile und der Behandlung, welche gerade diese seitens der Verfasser erfahren haben, ist sicher für die Litteraturgeschichte von grossem Interesse. Hinsichtlich Joinvilles *Histoire de saint Louis* schliesst sich L. der Ansicht von G. Paris (*Rom.* 1894 S. 508 ff.) an, wonach *le petit livre se compose de deux parties: un recueil d'anecdotes sur saint Louis et une autobiographie de l'auteur*. Letztere erstrecke sich auf die 6 Jahre des ersten Kreuzzugs von Ludwig IX. Sie mache $^5/_7$ des Ganzen aus und sei wahrscheinlich kurz nach 1272 verfasst und kurz nach 1305 fast unverändert dem *Livre des saintes paroles et des bons faiz nostre roi saint Louis*, welches Jeanne de Navarre von ihm verlangt hatte, einverleibt. Dieser spätere Bestandteil sei aber eigentlich nur *une série d'anecdotes sans suite, gauchement disposée, où les erreurs matérielles ne sont pas rares et couronnée de la manière la plus étrange, par des emprunts textuels à un 'romant' qui contenait l'histoire de saint Louis mise en français d'après les chroniqueurs latins... Si ce n'est pas,* so lautet das Schlussurteil über J., *un historien, c'est un conteur incomparable* (S. 306), und zwar hauptsächlich in den autobiographischen Teilen (§ 110 — 666 der Ausgabe von de Wailly). Die Besprechung der *chroniques en vers* des 14. Jahrhunderts ist sehr kurz ausgefallen. Guillaume Machauts *Prise d'Alexandrie*, Cuveliers *Chronique de Bertrand Duguesclin*, Chandos' *Vies et gestes du Prince Noir* und Jean des Preis' *Geste de Liège* werden zusammen in weniger als einer Seite abgethan. Unter den Prosaisten der Zeit wird zunächst Jean le Bel erwähnt. Lange Stellen seiner erst kürzlich wieder aufgefundenen *Vrayes Chroniques* sind wörtlich in Froissarts Werk aufgenommen worden und gereichen diesem zur Zierde. Er war der erste Historiker, der für sein Werk *avait institué une vaste enquête afin de recueillir les témoignages d'acteurs ou de spectateurs survivants de l'histoire contem-*

poraine. Seine Methode hat auch Froissart angewandt und nur noch erweitert. Ueber die Entstehung und teilweise dreimalige Umarbeitung von dessen Chronik werden wir ziemlich eingehend von L. unterrichtet, der F. überdies gegenüber G. Paris und Jeanroy thunlichst in Schutz nimmt. Von den Chronisten des 15. Jahrhunderts wird natürlich Philippe de Commines ausführlicher charakterisiert und dem älteren Jofroi de Villehardouin zur Seite gestellt. Beide hätten sich nicht in der Schule gebildet *mais dans le 'livre du monde', par la discipline de la vie, tous deux grands seigneurs et grands politiques, tous deux froids, discrets et réservés.* Doch sei Philippe de Commines *le premier qui, absolument dépourvu d'imagination, se soit intéressé à la recherche des causes en psychologue et en moraliste.* Freilich *ni sa morale, ni sa philosophie ne s'imposent à l'admiration,* er sei *ni systématique ni profond . . . Son livre, publié en 1524, n'en a pas moins été considéré, pendant plusieurs siècles, comme utile pour l'éducation des princes.*

Das siebente Kapitel beschäftigt sich mit *den letzten Dichtern des Mittelalters* und mit den *Verfassern von Erzählungen.* L. Petit de Julleville hat es selbst geschrieben. Er handelt darin zunächst von der Poesie im 14. Jahrhundert, von G. Machaut, dessen *Voir Dit* nach P. Paris' auch von J. gebilligter Ansicht das Liebesverhältnis Machaut's zu Peronne d'Armentières behandelte. P. Paris hatte geglaubt, den Zunamen d'Armentière aus einem Anagramm am Schlusse des *Voir Dit* festgestellt zu haben, indessen weist Suchier in der *Zeitschrift f. rom. Ph. XXI* S. 541 ff. seine Deutung als irrig nach und schlägt seinerseits folgende Lösung des Anagramms vor: *Guillaume de Machaut amera fille Peronne.* Ich gestehe freilich, dass mir auch diese Lösung nicht sehr wahrscheinlich vorkommt. Weiter passieren Revue: Philippe de Vitry, von dem wir lediglich die oft genannten *Dits de Franc Gonthier*, im ganzen 32 Zeilen, besitzen, und Chrétien Legouais, der angebliche Verfasser des lange Zeit Philippe de Vitry zugeschriebenen *Ovide moralisé.* Wie kommt es, dass J. hier weder von E. Freymond's allerdings recht gewagter Konjektur: *Chrestiens li Gois = Ch. de Troi[e]s* (vgl. *Rom.* XXIV. 458 f.), noch von den sehr wertvollen Bemerkungen von A. Thomas in *Rom.* XXII S. 271 ff. Notiz genommen, ja auch die von ihm in der Bibliographie citierten Arbeiten kaum verwertet hat? Eine ausführlichere Besprechung erfahren Froissart und E. Deschamps. Ich kann aber nicht sagen, dass sie mich sonderlich befriedigt hätte. Sie bringt zu viel modernes Urteil, zu wenig objektive Charakteristik. Bei Dichtungen wie die des 14. und 15. Jahrhunderts, die unserem heutigen Geschmack so wenig zusagen, ist die Aufgabe des Litteraturhistorikers, sich ganz in den Ideenkreis der Zeit und Dichtung zu versetzen und ihn dem Leser zu erschliessen, ja recht schwierig.

J. hat sie aber in diesem Kapitel jedenfalls unvollkommener als viele seiner Mitarbeiter gelöst. Von dem inzwischen zum Teil erschienenen Abenteuer-Roman Froissarts *Meliador* heisst es überdies nur: *Ce sont des vers, le poème de Méliador, qu'il lit tous les soirs à la cour d'Orthez.* Frau Mary Darmesteters Monographie über Froissart (Paris 1894), welche doch Langlois im voraufgehenden Kapitel verwertet hat, scheint J. gänzlich unbeachtet gelassen zu haben. Was über E. Deschamps *Art de dictier et de fere chançons* u. s. w. gesagt wird, giebt nur eine ganz vage Vorstellung von Anlage und Inhalt dieser ersten, aber noch sehr unvollkommenen *Art poétique.* Recht ungleichmässig und unzureichend wird der Leser auch über die Poesie des 15. Jahrhunderts unterrichtet. Ihr wäre von einem Spezialisten wie Piaget sicher eine zutreffendere und sachkundigere Charakteristik zu Teil geworden. So behauptet J. S. 375 Charles d'Orleans sei *dès le lendemain de sa mort, oublié, à tel point que ses poésies totalement inconnues, ne furent exhumées qu'en 1734.* Indessen hat Piaget bereits 1892 (*Romania* XXI 581) eine Ausgabe von 1509 nachgewiesen. Sie trägt den Titel: *La chasse et le Deport d'amours*, die Gedichtsammlung wird darin zwar Octavien de Saint-Gelais und Blaise d'Auriol zugeschrieben, ist aber thatsächlich nichts als *un plagiat continuel des oeuvres de Charles d'Orléans et des rimeurs de son entourage.* Betreffs Alain Chartier sagt J. S. 374: *On lui a longtemps attribué une ballade sur la prise de Fougères, qui certainement n'est pas de lui . . . il est nommé comme défunt dans l'Hôpital d'amours, poème antérieur à 1441.* Wird die diese Angaben bestreitende Bemerkung Feist's (zu G. Paris' Aufsatz: *Poème inédit de Martin le Franc)* in *Zeitschrift f. rom. Ph.* XIII S. 291 hier absichtlich mit Stillschweigen übergangen, weil sie nach *Rom.* XVIII S. 628 als *peu vraisemble* und *faiblement appuyée* bezeichnet worden ist, oder hat sie J. gar nicht beachtet? Für Villon scheinen die neueren Arbeiten ausreichend verwertet zu sein. Die trockene Aufzählung der verschiedenen *Arts poétiques* des 15. Jahrhunderts scheint mir dagegen ziemlich überflüssig zu sein. Und was bedeuten Sätze wie: *la prosodie (!) devient* (d. h. Ende des 15. Jahrhunderts) *un casse-tête?*

Es bleibt noch das achte gleichfalls vom Herausgeber herrührende Kapitel über *das mittelalterliche Drama* zu besprechen. In 46 Seiten soll es dem Leser über die gesamte französiche dramatische Poesie von den liturgischen Dramen der ältesten Zeit bis zu den späten Sammelmysterien, Moralitäten, Farcen, Sottien u. s. w. sowie über ihre Autoren, Bühne und Schauspieler orientieren. Meiner Ansicht nach ist im Verhältnis zu anderen Litteraturgattungen das Drama hierbei entschieden zu kurz gekommen und bedaure ich, dass sich der Herausgeber gerade in seiner eigensten

Domäne solche Beschränkung auferlegt hat. Wie sich Leser, denen das *Jeu de saint Nicolas* von Jean Bodel oder das *Miracle de Theophile* von Rutebeuf bis dahin unbekannt geblieben waren, aus J.'s eiligen und lückenhaften Andeutungen eine irgendwie bestimmte Vorstellung von diesen Stücken und damit vom französischen Drama des 13. Jahrhunderts überhaupt bilden sollen, ist mir unerfindlich. Etwas ausführlicher werden ja die dramatischen Mirakel des 14. Jahrhunderts behandelt. Erstaunt bin ich aber S. 402 den Satz zu lesen: „*Il y avait des puys au XIVe siècle dans beaucoup de villes de France, et l'on n'a pu découvrir encore où était situé celui qui vit jouer ces pièces.*" Ich bin gespannt darauf, wie Julleville Schnells Argumente zu Gunsten eines Pariser puy entkräften will. Oder hat er wiederum diese Arbeit (in *Ausg. u. Abh.* No. LIII), die er nirgends erwähnt, gänzlich übersehen, genau so wie er S. 405 zur *Histoire de Griseldis* zwar die Neubearbeitung von Armand Silvestre und Eugène Morand anführt, nicht aber den von Groeneveld in *Ausg. u. Abh.* No. LXXIX besorgten Abdruck der einzigen Handschrift? Das was er über die Griseldis sagt, ist auch völlig belanglos und nicht im mindesten ausreichend, von dem Stücke einen Begriff zu geben. Wenn Julleville ferner S. 407 bemerkt, die Bezeichnung *Mystere* sei von der Mitte des 15. Jahrhunderts an *même à des pièces qui n'avaient rien de religieux comme le mystère du Siège d'Orléans ou le mystère de la destruction de Troie* angewendet worden, so wird betreffs des letzteren Stückes demnächst Häpke in *Ausg. u. Abh.* XCVI S. 2 dem mit Recht widersprechen. Auch der *Siège d'Orléans* wird nur in der Ueberschrift, nicht im Stücke selbst *mistere* genannt. Die Ueberschrift wird aber wohl Zuthat des Kopisten der vatikanischen Handschrift sein. Im Archiv des Rathauses von Orléans wird allerdings nach S. VIII der Ausgabe eine Rechnung vom 8. Mai 1435 aufbewahrt, in welcher Ausgaben für die Aufführung eines *certain mistaire* aufgeführt sind. Bemerkt mag auch werden, das im anonymen *Jeu de S. Loys* Bl. 3ro. (S. 4 Sp. 1 der Ausgabe) mit mistaire die Krönung des Königs bezeichnet wird: *a l'abé . . . dye Que tout . . . Pour accomplir cestuy mistaire Il face en ordonnance mettre.* Aehnlich Bl. 5 ro. (S. 8 Sp. 2 d. Ausg.): *preparerons Tout ce que nous sçavons qu'il fault A faire mistere si hault.* Endlich sei hier auf folgende Ueber- und Unterschrift der vatikanischen Handschrift Reg. 1728 verwiesen: *Cy commence (Explicit) le misterre de la resurrection de nostre saulveur Jesu Christ* (s. E. Langlois *Notices des mss. fr. et prov. de Rome* in *Notices et Extraits* B. XXXIII[2] Paris 1889 S. 234), wo es sich um einen undramatischen Bericht handelt. Die Bezeichnung *Mystère de S. Louis* ist nicht einmal handschriftlich überliefert und der Dichter selbst

spricht immer nur von einem *jeu* oder einer *istoire* (s. Hans L. W. Ottos kritische Studie über das anonyme *Jeu s. Loys*, Greifswald 1897 S. 4 § 8). Dagegen finden sich im Texte des *Mystere de la Passion* der Arraser Handschrift, welches meiner Ansicht nach älter als das Grebansche ist, bereits Zeilen wie 70: *Sur quoy nous fondons no mistere (: matere)* oder: 24873 ff. *vous avez vëu De bout à l'autre la matere Dont nous avons fait no mistere.* S. 413 bemerkt Julleville hinsichtlich der in den Mysterien vorkommenden Versarten: *L'alexandrin y est rare.* Er hätte hinzufügen können, dass er recht bezeichnend zuerst in Milet's *Destruction de Troie* auftaucht, d. h. in dem ersten französischen Drama, das einen antiken Stoff auf die Bühne zu bringen suchte. (Im Epilog wird dieses Stück überdies, was bisher übersehen ist, von seinem Verfasser bereits als Tragödie (*transgredie*) bezeichnet. Siehe Häpke *l. c.* Anhang). Ausser vereinzelten Zeilen im *Siège d'Orleans* habe ich den Alexandriner sonst überhaupt nur noch in zwei Stellen des *Mystere de S. Adrien* (Ausg. von E. Picot für den Roxburghe Club, Mâcon 1895) Z. 3726—45 in einreihigen 4-Zeilen, Z. 4950 bis 4966 in unregelmässig überlieferten Schweifreimstrophen gefunden. — Die bedeutsame Rolle, welche das Rondel in der grossen Mehrzahl der Mysterien und selbst in den Moralitäten und Farçen spielt, hat Julleville in keiner Weise angedeutet. — Die Bühneneinrichtung und Aufführungsart der Mysterien ist durch die kolorierte Wiedergabe eines Wasserfarbenbildes aus einer Pariser Handschrift in recht dankenswerter Weise veranschaulicht. Illustrationen wie diese halte ich für wirklich nützlich, während man das von den meisten anderen, welche die beiden ersten Bände schmücken, nicht wird behaupten können. — In der Besprechung des *Théâtre comique* hätte ich wieder wenigstens für die beiden Stücke Adam's de la Hale grössere Ausführlichkeit gewünscht. Hat doch Adam de la Hale am 21. Juni 1896 eine Art von litterarischer Auferstehung in seiner Vaterstadt erlebt (vgl. *Commémoration d'Adam de la Hale* Paris *Bibliothèque de la Revue du Nord*), denn sein *Jeu de Robin et Marion* wurde an diesem Tage in einer modernisierten Bearbeitung Emil Blémonts und mit der gleichfalls modernisierten Musik Jules Tierots zugleich mit Scenen aus seinem *Jeu de la Feuillée* und den Dichter verherrlichenden Versen Jean Richepins auf Veranlassung eines Pariser Komitée *Adam de la Halle* in Arras zur Aufführung gebracht. Ueber den Verlauf dieser eigenartigen Festveranstaltung lese man noch den sehr interessanten Bericht Voretschs in der Beilage zur Münchener *Allgemeinen Zeitung* vom 2. September 1896 No. 203. — Unverständlich bleibt mir, wie Julleville S. 424 schreiben konnte: *Les formes dans lesquelles le théâtre comique s'est pleinement développé au m. â.: moralités, farces*

etc. datent seulement du XVe siècle. Elles ont pu . . . exister en germe au siècle précedent: mais ce n'est là qu'une hypothèse. Wie reimt sich damit die Existenz der von Julleville in seinem *Répertoire comique* ausdrücklich angeführten *Farce de l'Aveugle et de son garçon*, welche doch schon dem 13. Jahrhundert angehört? Spricht nicht auch die moralisierende Tendenz der vorerwähnten *Histoire de Griseldis* aus dem Jahre 1395 dafür, dass wir in ihr mit Gröneveld (s. *l. c.* S. XXI) eine *Moralité* zu erblicken haben? Und beweisen nicht die Julleville doch wohl nicht entgangenen Zeilen 167 ff. der Elieschen Ueberarbeitung einer älteren französischen Nachdichtung von Ovids *Ars amatoria*: *Et ce li clerc, si com il suelent, Aucuns gens representer vuelent. La* (d. h. auf dem Grève-Platz in Paris) *revont tuit comunement Joene chenu petit et grant Homes et femes a tropeaux* u. s. w. zweifellos die Existenz sowohl eines *théâtre comique* schon im Beginn des dreizehnten Jahrhunderts, wie auch einer der späteren Basoche durchaus entsprechenden Juristen-Vereinigung? Julleville sagt S. 440 gleichwohl: *La corporation des clercs de judicature à Paris, dite Royaume de la Basoche, remonte probablement au XIVe siècle; mais ils ne paraissent pas s'être mêlés de jouer des pièces avant le XVe siècle.* Genug der Monita und Zweifel. Die Besprechung des letzten Kapitels über die Geschichte der französischen Sprache bis zum Ende des 14. Jahrhunderts verspare ich mir wieder für später.

Ich wende mich zum dritten, noch bedeutend umfangreicheren Bande, welcher der Litteratur des 16. Jahrhunderts gewidmet ist. In 12 Kapiteln werden hintereinander: *La Renaissance, Rabelais, Marot et la poésie fr. de 1500—1550, Ronsard et la Plejade, La poésie après Ronsard, Le théâtre de la Renaissance, Théologiens et prédicateurs, Les moralistes, Les écrivains scientifiques, Auteurs de mémoires historiens écrivains politiques, Les érudits et les traducteurs, La langue fr. au XVI s. von* L. Petit de Julleville, Marty-Laveaux, Ed. Bourciez, Georges Pelissier, Paul Morillot, E. Rigal, Petit de Julleville und A. Rébelliau, Paul Bonnefon (Kap. VIII u. IX), J. de Crozals, Ch. Dejob, F. Brunot behandelt. Das erste Kapitel will in grossen Zügen die *Renaissance* charakterisieren, deutet an, wie sie keineswegs die gesamten mittelalterlichen Anschauungen mit Stumpf und Stiel ausgerottet habe und auch nicht plötzlich ohne Vorboten eingetreten sei, skizziert wie sie ihren Ausgangspunkt in Frankreich anfangs des 16. Jahrhunderts von den Humanisten genommen, die ihre Anregung grossenteils aus Italien erhalten und in Franz I einen eifrigen Gönner gefunden hätten. Begünstigt sei die Renaissance dann weiter worden durch die grossen Entdeckungen der Zeit, welche den allseitigen Wissensdurst steigerten. Bei den Alten

habe man geglaubt, diesen Wissensdurst stillen zu können, ohne damit bewusstermassen dem Christentum untreu zu werden oder es gar direkt zu bekämpfen. *Ceux qui allèrent jusqu'au bout dans le scepticisme, et finirent par tout nier, ou du moins le laisser entendre, un Bonaventure des Périers, un Étienne Dolet, firent peur et firent scandale, et furent désavoués par tout le monde (y compris leurs anciens amis et protecteurs), même plus sincèrement qu'on ne pense.* In der Poesie (wenigstens in der französischen) habe sich die Renaissance zuletzt Geltung verschafft, sei thatsächlich erst von der Plejade vor allen von Ronsard, *le maître, le chorège, enfin vengé aujourd'hui et redevenu classique, après trois siècles d'ineptes dédains* durchgeführt. Ein Einfluss der schönen Künste auf die Litteratur sei damals überhaupt nicht zu beobachten, ebenso wie die französische Litteratur des 16. Jahrhunderts die schönen Künste nur wenig beeinflusst habe. Die gleichzeitig auftretende kirchliche Reformationsbewegung sei nicht mit der Renaissance zu identifizieren. Beide Strömungen seien zwar bisweilen gemeinsam gegen die *tradition du Moyen âge* gerichtet gewesen, sonst aber seien sie *profondément divergentes par leur essence même et dans leurs resultats.* Man könne *guère contester que la Réforme ait arrêté ou du moins retardé en Allemagne l'essor de la Renaissance . . . . Les humanistes, après avoir paru incliner du côté de la Réforme, revinrent pour la plupart à leur ancienne foi, mieux éclairés sur la nature de l'absolutisme religieux où Calvin, après Luther, prétendait les entraîner.* Andererseits hätten die Reformation und die Plejade sich wenigstens gemeinsam bemüht gehabt *pour favoriser l'essor et la diffusion de la langue française, au détriment du latin, relégué au rang de langue morte.* — Man wird diese hier in ihren Grundzügen skizzierten Ausführungen Petit de Julleville's mit Interesse lesen, wenn man auch keineswegs geneigt sein wird, ihnen durchweg zuzustimmen. Hier in eine diesbezügliche Diskussion einzutreten, scheint mir zwecklos zu sein.

Im zweiten Kapitel folgt zunächst ein vortrefflich geschriebener Aufsatz von Ch. Marty-Laveaux über *Rabelais*, sein Leben, seine Commentatoren, die Urteile seiner Zeitgenossen, die Aufschlüsse, welche er selbst über seine Werke in diesen gegeben hat, die Spuren seiner Gil-Blas Laufbahn in Pantagruel und Gargantua; das Glaubensbekenntnis des curé de Meudon, seine Stellung zur Religion und zur Wissenchaft, zur Politik, sein Thélème, *l'exacte contrepartie du cloître,* wo die einzige Regel: *Fay ce que vouldras* Geltung hat, seine Definition des Pantagruelisme, seine Ansichten über Liebe und väterliche Autorität, endlich seine pädagogischen Ansichten und sein Eintreten für die Reinheit der französischen Sprache. Marty-Laveaux nimmt in vielen Punkten prononcierte Stellung gegen weit verbreitete oder selbst herrschende

Ansichten, regt aber gerade dadurch um so mehr an, Rabelais selbst zu lesen, und schliesst seine Ausführungen auch mit den wie eine Mahnung klingenden Worten: *Nous avons cherché à en faciliter, non à en remplacer la lecture. L'histoire littéraire serait une étude bien funeste si elle dispensait de pratiquer les auteurs qu'elle doit avoir seulement pour but de rendre plus abordables.* Es folgen noch kurze Bemerkungen über die *conteurs* der Zeit, wie Nicolas de Troyes, den Verfasser des *Grand parangon des nouvelles nouvelles*, den Heptaméron der Königin Marguerite von Navarra, Bonaventura des Periers und Noel du Fail.

Im dritten Kapitel erhalten wir zunächst auf 11 Seiten eine ziemlich dürftige Besprechung über die Vorgänger Marots, über die *grands rhétoriqueurs* wie Georges Chastelain, Meschinot, Jean Molinet, über Crétin und Jean Fabri's *Grand et vray art de pleine Rhétorique*, über Jean Le Maire de Belges, über Jean Bouchet, Pierre Gringore, Jean d'Ivry, Jean de Pontalais, Charles de Bourdignés *Légende de maistre Pierre Faifeu*, Roger de Collerye und Colin Bucher. Darauf folgt eine fast zu ausführliche Erörterung über Clément Marot, seinen Vater Jean, sein Leben, den Streit mit Sagon, seinen Charakter, seine Dichtungen und eine aus ihnen zu treffende Auswahl, und eine *définition de son esprit et de son badinage.* In seinem Schlussurteil bezeichnet der Verfasser, Bourciez, Marot als *un homme qui fut capable de ressentir légèrement des émotions vraies, tout en conservant le libre usage de son esprit* und meint, Sainte Beuve habe ihn unterschätzt, indem er ihm nur eine *causerie facile, semée par intervalles de mots vifs et fins* zugestand. Der letzte Abschnitt beschäftigt sich mit den Nachfolgern Marots. B. leugnet hier, dass man von einer eigentlichen Schule dieses Dichters reden könne. Seine Art des Dichtens sei zu persönlich gewesen, als dass sich *un ensemble de préceptes, des règles d'écrire fixes et déterminées* daraus entnehmen und Schülern hätte übermitteln lassen, dennoch habe Marot viele Nachahmer gefunden, zu ihnen könne Marguerite de Navarre allerdings nicht gerechnet werden; denn sie habe wie kein Dichter der Zeit geistliche Stoffe *avec conviction et malgré certaines obscurités avec ampleur majestueuse* behandelt.

Recht ausführlich handelt G. Pelissier im vierten Kapitel über die *Pléiade* zunächst über ihre Bildung, dann fast zu eingehend über ihr Programm nach Du Bellay's *Défense et illustration de la langue française.* Anmerken möchte ich hier gelegentlich der Angabe, Du Bellay verweise für die Sprache der Prosa auf Dolet's *Orateur française*, dass diese Stelle der Défense bisher nicht genügend beachtet worden ist. S. 571 meint auch Brunot noch, Dolet habe sein Werk nicht beendet (*La mort ne lui laissa pas le*

temps de nous donner dans son „Orateur“ sa pensée définitive) Du Bellay's Worte (*Je n'ignore point que Estienne Dolet, homme de bon jugement en notre vulgaire, a formé l'Orateur François que quelqu'un — peut estre — amy de la memoire de l'auteur et de la France mettra de brief et fidèlement en lumière* Buch I Schluss) erweisen das Gegenteil. Du Bellay hat das Werk offenbar gekannt, aber im Druck ist es nie erschienen. Sollte es sich trotzdem nicht handschriftlich erhalten haben? Auch nach dem, was Dolet darüber in der Einleitung seiner 1540 erschienenen Abhandlung sagt, verlohnte es sich sicherlich der Mühe, genaueres über die umfangreiche Arbeit zu erfahren. Der dritte Abschnitt ist Ronsard gewidmet, dessen poetische Thätigkeit in drei Perioden zerlegt wird. *Dans la première, qui va de 1550 à 1560, il donne les Odes, les Amours de Cassandre, les Amours de Marie, les Hymnes, le Bocage royal, les Mélanges. Il faut y distinguer deux 'manières', l'une ambitieuse et hautaine, l'autre plus aimable, plus aisée, plus legère. La seconde période, depuis 1560 jusqu'à 1574 est celle du 'poète courtisan' et celle aussi du poète national (Mascarades, Bergéries, beaucoup de ses Elegies; Franciade, Institution l'adolescence du roi, Discours de misères du temps, Remontrance au peuple de France) . . . Enfin la troisième période, de 1574 à 1584 beaucoup moins féconde que les deux autres, à la quelle appartiennent les dernières pièces du Bocage royal, les Sonnets à Hélène, les dernières Amours.* Jede dieser Perioden wird ausführlich charakterisiert. Ueber die äusseren Lebensverhältnisse des Dichters, abgesehen von seiner Jugendzeit, erhalten wir dagegen leider sehr wenig Auskunft. Ziemlich eingehend wird im vierten Abschnitt auch Du Bellay besprochen. Die Beschreibung und Kritik seiner Erstlings-Gedichtsammlung *Olive* seiner viel charakteristischeren und reiferen *Antiquités de Rome* und seiner letzten und besten Dichtungen der *Regrets* ist anschaulich und treffend. Mehr als bei Ronsard hat Pelissier seine Darstellung hier durch passende Textproben belebt. Sein Schlussurteil über Du Bellay, dem man vollkommen beipflichten kann, lautet: *S'il n'est pas, comme Ronsard 'le commencement d'un grand poète', il est un vrai poète, qui ne manque ni d'élévation ni de vigueur, mais qui a surtout le charme, l'aménité, la grace séduisante, et que la sensibilité, un peu maladive, rend particulièrement aimable; il est, parmi tous ceux du siècle, le plus voisin de nous, le seul peut-être que nous goûtions sans effort, parce que lui-même ne s'est pas forcé, parce qu'il a tout simplement raconté son âme, et que cette âme était très fine et très tendre.* Hinter Ronsard und Du Bellay treten Baïf und Belleau allerdings wesentlich zurück, eine streng wissenschaftliche Zwecke verfolgende Litteraturgeschichte dürfte sie gleichwohl nicht so zurücktreten lassen wie Pelissier mit Rücksicht auf seinen

Leserkreis für angezeigt gehalten hat. Die drei übrigen Glieder der Plejade (Daurat, Pontus de Thyard, Jodelle) werden von ihm gar nur Eingangs kurz genannt, viele andere der Ronsard'schen Schule zuzurechnende zeitgenössische Dichter bleiben gänzlich unerwähnt. Auch die Biographie am Schluss des Kapitels ist aussergewöhnlich knapp gehalten.

La poésie après Ronsard lautet die Ueberschrift des fünften Kapitels, dessen Verfasser Paul Morillot ist. Die zwei poetischen Strömungen, welche bei Ronsard und seinen Freunden ineinander liefen, scheiden sich nach M. nunmehr scharf: *D'une part la poésie de Ronsard nous apparaît élevée d'inspiration, impérieuse d'allure, s'égalant aux plus grands sujets, et violentant la langue pour la hausser à cet effort . . . Mais à côté de cette veine ambitieuse en circule une autre, plus aimable, plus riante, plus molle, plus facile aussi . . . Cette poésie là se contente d'être fraîche et gracieuse, parfois elle se laisse aller à être spirituelle: elle n'est pas encore tout à fait une poésie de salon, mais elle est une poésie de cour, pimpante, légère, exquise.* Am schärfsten ausgeprägt sei der Gegensatz der beiden Richtungen bei Du Bartas und Desportes. Es folgt nun eine Erörterung der dichterischen Ziele des Verfassers der *Semaines* und eine Besprechung dieser *épopée religieuse,* welche seiner Zeit *fut commentée à l'égal d'un texte sacré.* Ihr Ruhm sei aber von kurzer Dauer gewesen und *sombra définitivement dans la catastrophe littéraire où s'engloutit sinon l'œuvre entière, du moins le bon renom de la Pléiade.* Vor allem sei an Du Bartas' Misskredit bei der Nachwelt Schuld gewesen *la descendance plus ou moins authentique qui en est issue, à savoir tous les auteurs des Moïse, des Saint Paul, des Jonas et des Job, qui ont infesté la littérature pendant soixante ans.* Gleichwohl *ce Gascon a eu le très réel mérite de chercher à hausser le niveau de la poésie française, au moment où les poètes courtisans le rabaissaient et l'avilissaient. . . .* Ausserdem *il a essayé de secouer le joug de l'antique mythologie, et de nous donner le poème chrétien qui nous manquera peut-être toujours. Il a échoué dans cette tâche, mais de tous ceux qui ont tenté l'entreprise, il a été le plus sincère, le mieux doué, le plus digne en somme de réussir.* Du Bartas zur Seite tritt Agrippa d'Aubigné, der Dichter der *Création* und *Tragiques.* Bezüglich der *Création* unterschreibt Morillot das Diktum, dass sie *n'est pas autre chose qu'une table des matières rimée de la Semaine de Du Bartas.* Das Gedicht *les Tragiques* sei dagegen *une œuvre tout à fait originale et personnelle . . . où vibrent à la fois toutes les cordes de la lyre, où la grandiose épopée se transforme subitement en une insultante satire, pour se fondre quelques vers plus loin, dans la suavité d'un cantique. — . . . . Les Tragiques dépassent tellement le ton des communes sa-*

tires, dass sie sich nur mit Chéniers *Jambes* und Victor Hugos *Châtiments* vergleichen liessen. Beachtenswert sei auch, dass die heidnische Mythologie aus ihnen gänzlich verbannt und ersetzt sei durch *un merveilleux tout nouveau que li suggèrent sa foi chrétien et son imagination d'artiste.* Die Schwächen der Dichtung werden natürlich ebenso scharf hervorgehoben, ebenso auch das für ihre Wirkung verhängnisvolle späte Erscheinen im Jahre 1616. *Elle n'apparut plus que comme l'oeuvre du passé, comme le cri impuissant d'un vaincu. On la dédaigna.* Die entgegengesetzte Richtung zu Du Bartas und D'Aubigné wird durch Desportes, Bertaut und Du Perron vertreten. Bei Desportes habe die Poesie *renoncé aux belles audaces pour se complaire aux petits genres et aux sujets équivoques; elle ne chante plus Francus mais les mignons du roi; elle vit de galanterie et de courtisanerie; elle engraisse et enrichit ceux qui savent le mieux l'exploiter: elle leur procure de belles rentes.* Charakteristisch für Bertaut sei, dass er *ne se contente pas d'avoir de la finesse, de l'esprit, de l'affection même: il fait des pointes* und führe damit das Précieusentum in die französische Poesie ein. Gleichwohl *plusieurs de ses pièces témoignent d'une expérience amoureuse qui n'a point l'air emprunté . . . C'est ainsi que Bertaut a su écrire quelques vers d'amour qui ne sentent point le libertin, ni le blasé, comme les voluptueux badinages de Desportes, mais l'artiste vraiment ému, qui laisse parler son coeur . . . Il se fait donc avec Bertaut comme un relèvement du ton de la poésie . . . . Du Perron a été . . . poète galant d'abord . . . . mais après la Ligue et l'avènement des Bourbons . . . . devient poète officiel, héroïque . . . . il est, avec Bertaut un clair exemple de la transformation poétique qui s'opère sourdement, mais sûrement, et qui relie l'école dégénerée de Ronsard à celle de Malherbe.* Am Schluss des Kapitels gedenkt Morillot noch Vauquelins, dessen *Art poétique* einen Gesamtüberblick über das, was die Plejade vollbracht habe, liefern und gleichzeitig ein Urteil über den Zustand der Poesie seiner Zeit abgeben wollte, aber infolge verspäteter Veröffentlichung *est resté, comme les Tragiques en dehors et comme à la marge de son temps.*

Das sechste Kapitel aus der Feder E. Rigals giebt einen kurzen aber vortrefflichen Ueberblick über *die dramatische Dichtung der Renaissance-Zeit*, und schildert nach einander: *la lutte entre le théâtre de la Renaissance et le théâtre du moyen âge*, die Entwickelung der Tragödie, Komödie, des unregelmässigen Dramas und der Pastoralen. Zwei Illustrations-Einlagen veranschaulichen uns die Bühne und die Aufführungsweise der Komödien im 16. Jahrhundert. Tragödien wären eigentlich nur in den ersten 15 Jahren nach dem Erscheinen von Jodelles *Cléopatre* aufgeführt, die Stücke von Jean de la Taille, Garnier und Montchrestien schienen über-

haupt nicht für die Bühne bestimmt gewesen zu sein. S. 262 führt Rigal an: *le Christus Xylonicus de Nicolas Barthélémy (1537) qui déjà, sans se destinguer beaucoup du mystère, prétend au titre de tragédie.* Bei Besprechung des Jullevilleschen Aufsatzes über das mittelalterliche Drama habe ich bereits darauf hingewiesen, dass schon Milet seine *histoire de la destruction de Troye* als eine *tragédie* bezeichnet hat.

Das siebente Kapitel handelt von *den Theologen und Predigern*: Calvin, Farel, Viret, Th. de Bèze, Duplessis-Mornay, Saint François de Sales, le cardinal Du Perron. Es ist zur ersten Hälfte vom Herausgeber, zur zweiten von A. Rébelliau verfasst, und scheint mir namentlich in seinem zweiten Teile viel zu breit und schönfärberisch gehalten. Während bei Calvin die Schatten kräftig gezeichnet sind, werden die wenigen kritischen Ausstellungen an François de Sales so verklausuliert vorgebracht, dass sie leicht ganz übersehen werden. Ueberhaupt ist aber die Bedeutnng dieses Hauptvertreters der katholischen Gegenreformation für die französische Litteratur eine so geringfügige und infolge offenbarer Retouche und tendenziöser Interpolationen seiner Predigten und Briefe, überdies eine so unsichere, dass eine ganz kurze Erwähnung vollkommen genügt hätte. Selbst die Ausführungen über Calvin hätten meiner Ansicht nach bedeutende Kürzungen erfahren dürfen. Kann es sich doch in einer Litteraturgeschichte durchaus nicht um eine eingehende Würdigung des Menschen, Staatsmannes und Theologen Calvin handeln, sondern in erster Linie nur um den Schriftsteller, allerdings unter gleichzeitiger Betonung des Einflusses, den seine Person und sonstige Wirksamkeit auf die Litteratur seiner Zeit ausgeübt hat.

Dieselbe Bemerkung gilt in beschränkterem Masse auch für das folgende Kapitel, welches sich mit *den Moralisten* Montaigne, La Boëtie, Charron, Du Vair beschäftigt und von P. Bonnefon herrührt. Recht anschaulich ist das Bild, welches uns der Verfasser von der Person, dem Bildungsgang und der Lebensanschauung des grossen Skeptikers entwirft. Sein enges Verhältnis zu La Boëtie wird scharf hervorgehoben und dann werden besonders eingehend die *Essays*, die ersten Ansätze dazu, die darin verwerteten Bücher, ihr Zweck, ihre dreimalige Umarbeitung *(représentées par les éditions originales de 1580, 1588 et de 1595)* besprochen. Beachtenswert ist hier besonders folgende Aeusserung B.'s auf S. 470: *Pour donner tous les aspects successifs de la pensée de l'écrivain, une édition des Essais devrait donc reproduire simultanément toutes les variantes et modifications de ces trois éditions originales. Pareil travail n'a pas encore été fait.* Die vorhandenen modernen Ausgaben der einzelnen Bearbeitungen können nur teilweise diesem Mangel abhelfen, zumal

die weiterhin zu berücksichtigenden handschriftlichen Einträge in Montaigne's Handexemplar der Ausgabe von 1588 noch nirgends zuverlässig mitgeteilt seien. Hoffen wir, dass diese unentbehrliche Grundlage aller weiteren Montaigne-Forschung in nicht zu ferner Zeit geschaffen wird.

Von geringerem Interesse ist natürlich das neunte den *écrivains scientifiques* gewidmete Kapitel, dessen Verfasser gleichfalls P. Bonnefon ist. Besprochen werden darin Bernard Palissy, Ambroise Paré und Olivier de Serres. Bei der Lektüre dieser Seiten vergisst man zeitweilig, dass man eine Litteraturgeschichte vor sich hat.

Auch das zehnte Kapitel über Memoiren-Schreiber, Historiker und politische Schriftsteller zieht manchen Autor in den Kreis der Betrachtung, der für die Entwickelung der Litteratur so gut wie bedeutungslos ist. Auf die wertvolle und interessant geschriebene Erörterung der die Satire Ménippée betreffenden Fragen möchte ich den Leser daher speziell aufmerksam machen.

Das letzte hier zu erwähnende Kapitel XI ist überschrieben: *Les érudits et les traducteurs:* Amyot, Henri Estienne, Pasquier. Die Würdigung, welche der Verfasser Dejob dem Plutarch-Uebersetzer Amyot und dem Autor der Recherches de la France, Etienne Pasquier, zu teil werden lässt, gilt auch mehr dem Menschen als dem Schriftsteller, dagegen scheinen mir Henri Etienne's schriftstellerische Verdienste etwas unterschätzt zu sein, noch mehr allerdings die des ehrwürdigen Claude Fauchet, welcher sich eine Zusammenstellung mit dem leichtsinnigen Fälscher Jean de Nostredame im letzten Abschnitt des Kapitels gefallen lassen muss.

Ich komme zum vierten Bande, bei dessen Besprechung ich mich noch kürzer fassen kann. Er betrifft die Litteratur während der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts und zerfällt in elf Kapitel, in welchen der Herausgeber, Ed. Bourciez, der Herausgeber, E. Rigal, Jules Lemaître, G. Reynier, P. Morillot, A. Hannequin und R. Thamin, A. Gazier, E. Bourgeois, F. Brunot der Reihe nach über die Dichter von 1600—1660, über das Hôtel de Rambouillet, Balzac, Voiture, die Prezieusen, über die Gründung der Académie française und die ersten Akademiker, über das Drama im 17. Jahrhundert vor Corneille, über Pierre Corneille, über das Drama zur Zeit Corneilles, über den Roman, über Descartes, die Cartesianer, Malebranche, über Pascal und die Schriftsteller des Port-Royal, über die Memoiren und Geschichtswerke und über die Sprache von 1600—1660 zum Teil recht ausführlich handeln. Im ersten Kapitel werden die Persönlichkeit und Dichtungen von Malherbe nach den neueren Arbeiten charakterisiert, ebenso die seiner Schüler Racan und Maynard. Ein weiterer

Abschnitt behandelt eingehend den Satiriker Regnier und seine Schüler Courval-Sonnet, Du Lorens, d'Auvray, d'Esternod, der vierte beschäftigt sich mit Theophile, welcher sich bekanntlich hauptsächlich gegen die Engherzigkeit der Vorschriften Malherbe's auflehnte. Julleville führt einige Aussprüche Theophile's an, die allerdings eine ziemliche Wertschätzung der Verse Malherbe's des *français qu'ils nous ont appris* bekunden. Er hätte ihnen aber das ziemlich despektierliche Urteil über Malherbe und seine Nachahmer in dem Lobgedicht auf Hardy (*Le théatre d'A. Hardy* Neudruck Marburg 1884 Bd. I S. 11) zur Seite stellen sollen: *Je marque entre les beaux esprits Malherbe, Bertaud et Porcheres, Dont les louanges me son cheres Comme j'adore leurs écrits. Mais à l'air de de tes Tragedies On verroit failly leur poumon; Et comme glaces du Strymon, Seroient leurs veines refroidies, Tu parois sur ces arbrisseaux Tel qu'un grand pin de Silesie, Qu'un océan de poésie Parmy ces murmurans ruisseaux.* Im letzten Abschnitt werden kurz einige Dichter der Jahre 1630—1660 besprochen: Jean de Gombauld, Saint Amant, Sarrasin, A. Godeau, J. de Benserade, G. de Brebeuf, Scarron, der Hauptvertreter der burlesken Dichtung. Das nächste Kapitel giebt ein anschauliches Bild von dem damaligen Salon-Leben in Frankreich, insbesondere von dem Hôtel de Rambouillet und den ersten Besuchern des blauen Zimmers, in einem zweiten Abschnitt wird Balzac's Charakter und sein Einfluss auf die Litteratur scharf gezeichnet, während der dritte die Glanzperiode des Hôtel de Rambouillet schildert, der vierte dem eigentlichen Salonlöwen der Zeit: Voiture gewidmet ist, und der fünfte das Prezieusentum, wie es sich später, namentlich in den Sonnabend-Zusammenkünften bei Mlle. de Scudéry entwickelte, vorführt.

Das dritte Kapitel setzt die Entwickelungsgeschichte der *Académie française* in engem Anschluss an Pelisson's *Histoire de l'Academie* auseinander und bringt namentlich über die ursprünglich-wesentlich wissenschaftlichere Anlage des *Dictionnaire de l'Académie* interessante Mitteilungen.

Besonders lehrreich ist namentlich das vierte Kapitel aus E. Rigals Feder, dessen drei erste Abschnitte natürlich im wesentlichen nur des Verfassers vortreffliche Monographie über A. Hardy resumieren. Fast zu ungünstig scheint mir hier Rigals Urteil über Montchrestiens Stücke, deren bessere doch wohl den Vergleich mit denen seiner Vorgänger aushalten können. Das Lob, welches ihnen allerdings *comme exercices oratoires et surtout poétiques* gespendet wird, hätte noch durch die Angabe verstärkt werden können, dass M. seine Stücke in stilistischer Hinsicht einer wiederholten Um- ja geradezu Neubearbeitung unterzogen hat. Die Vergleichung der uns erhaltenen verschiedenen Fassungen ist also nicht uninteressant.

Die klare Auseinandersetzung der hervorragenden Stellung A. Hardy's in der Entwicklungsgeschichte der französischen Bühnendichtung ist besonders wertvoll, sie wird der traditionellen Geringschätzung dieses recht verdienten Theaterdichters in den litteraturgeschichtlichen Kompendien hoffentlich endlich ein Ziel setzen.

Der vierte Abschnitt bespricht zunächt *Pyrame et Thisbe* von Théophile und die *Bergeries* von Racan, Pichou's *Folies de Cardenio*, Jean de Schelandre's *Tyr et Sidon.* Von letzterem wird eine erste Redaktion aus dem Jahre 1608 (ein Exemplar in der Arsenalbibl. B. L. 10782) nachgewiesen. Weiterhin wird die Reaktion gegen Hardys freiere Bühnentechnik, welche in Mairets Stücken zu beachten ist, erörtert. Schon Mairets *Sylvie* bekunde einen deutlichen Fortschritt gegenüber den Pastoralen Hardys, indem sie diese mit der Tragikomödie verquicke, Prinzen und Schäfer untereinandermenge, und sich darum auch ausdrücklich als *tragi-comédie pastorale* bezeichne. Das weitere (durch Ottos Neudruck allgemein zugängliche) Stück *Silvanire* bedeute das thatsächliche Ende der Pastoralen, indem hier zum ersten Mal die Regel, wonach sich die dramatische Handlung in 24 Stunden abspielen muss, bewusst durchgeführt sei. Interessant ist besonders Rigals Nachweis, dass Mairets Stück keine Originalarbeit, sondern lediglich ein Rifaccimento eines vier Jahre, zuvor (1625) verfassten und 1627 erschienenen Stückes gleichen Titels von dem inzwischen verstorbenen Verfasser der Astrée, Honore d'Urfé ist. Schade, dass Rigal über den Fundort des von ihm benutzten Exemplares dieses Stückes keine Auskunft giebt. Auch Otto sagt in seiner Einleitung S. LXXIX nur, es seien zwei Exemplare bekannt, aber nicht wo; erklärt auch, keines in Händen gehabt zu haben, ebenso Dannheisser in *Rom. Forsch.* V 55 ff. Der Text ist wegen der *petit vers blancs* (reimlose 6-Silbner), in denen er verfasst sein soll, die aber nach den wenigen mitgeteilten Proben teilweise gereimt sein müssen und unter welche nach Bonafons *Etude sur l'Astrée* 1846 S. 148 10-Silbner gemengt sind, auch metrisch beachtenswert. In den *Galanteries du duc d'Osonne,* einem ferneren Stücke Mairets, erblickt Rigal, da es erst 1632 aufgeführt wurde, nicht, wie vielfach geschehen, einen direkten Vorläufer der Lustspiele Corneilles und Rotrous. *Elle a secondé, mais elle n'a pas déterminé l'établissement de la comédie sur notre théâtre.* Die 1633 erschienene Tragikomödie *Virginie* desselben Verfassers bemüht sich auch in dieser Gattung des Dramas die Regeln zur Geltung zu bringen. *Le résultat a été un mélodrame naïf qui, bien que composé selon les procédés et à l'imitation de Hardy ressemble déjà beaucoup aux drames de nos théâtres populaires,* aber durch seine Regelmässigkeit *par les rois et les princes qui y jouent un rôle, par ses monologues et par ses*

récits, par le ton relativement soutenu de son style, elle a préparé l'éclosion de la première tragédie de Mairet Sophonisbe, der ersten klassischen französischen Tragödie überhaupt. In präciser Weise setzt Rigal nun auseinander, worin die Sophonisbe schon mit den späteren klassischen Tragödien zusammentrifft und in wiefern sie sich noch von ihnen unterscheidet *pour se rattacher au théatre romanesque et tragi-comique du temps.* Mit der Sophonisbe hat Mairet nach Rigal seine Rolle in der Entwicklungsgeschichte des französischen Dramas ausgespielt, seine Erbschaft tritt von da Corneille an.

Von diesem Muster litterarhistorischer Darstellung sticht das folgende, Corneille selbst gewidmete Kapitel, welches der Akademiker Jules Lemaître verfasst, in schärfster Weise ab. Die Gesichtspunkte der historischen Entwicklung treten darin fast ganz zurück hinter einer philosophisch angehauchten subjektiven Kritik. Der Eindruck, den Corneilles Dramen auf den modernen Kritiker machen, wird hier fast ausschliesslich wiedergegeben. Dabei laufen, wie auch in vielen anderen Kapiteln des Werkes, recht viele stilistische Breiten und hochtrabende Phrasen unter. Lemaîtres Art wird wahrscheinlich der grossen Menge der sogenannten gebildeten Leser sehr imponieren, ich ziehe ihr die nüchternere und doch keineswegs kleinkrämige Behandlungsweise Rigals vor und halte sie sogar für die in einer Litteraturgeschichte allein angebrachte. Sie ist übrigens auch die der Verfasser der beiden nächsten Kapitel: Gustave Reynier und P. Morillot. Im sechsten Kapitel, welches sich mit Corneilles dramatischen Zeitgenossen beschäftigt, wird Rotrou vor allen berücksichtigt. Die Entwicklungsgeschichte des Romans im siebenten Kapitel handelt nacheinander von den Pastoralromanen wie der *Astrée* d'Urfés, von den heroischen, pseudo-historischen und precieusen Romanen wie Gombervilles *Polexandre*, Demarests *Ariane*, La Calprenèdes *Alexandre*, Madeleine Scudérys *Grand Cyrus* und *Clelie* und endlich von den komischen und realistischen Romanen, wie Scarrons *Roman comique* oder Furetières *Roman bourgeois.* Der Inhalt der letzten drei Kapitel, welche 1) den Philosophen und Theologen der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts Descartes, Malebranche, 2) Pascal und den übrigen Schriftstellern des Port Royal, 3) den Memoiren und Geschichtswerken gewidmet sind, geht zum grössten Teil weit über den Rahmen einer eigentlichen Litteraturgeschichte hinaus und braucht daher hier nicht näher skizziert zu werden.

Abgesehen von öfter unliebsam hervortretender Breitspurigkeit und Effekthascherei und wunderbarer Scheu vor Verweisen und detaillierteren Angaben des wissenschaftlichen Beweismaterials, darf man der grossen Mehrzahl der Beiträge dieses vierten Bandes grosse Sorgfalt, eindringendes Verständnis und an-

ziehende Darstellung nachrühmen. Auch dem Spezialforscher werden einige mancherlei Belehrung und Anregung gewähren. Wir sehen also dem Erscheinen der vier weiteren in Aussicht genommenen Bände mit Interesse entgegen.

Besondere Erwähnung verdient schliesslich noch der Bilderschmuck des dritten und vierten Bandes, welcher auf 42 Tafeln insbesondere schön ausgeführte Portraits von Rabelais, Clement Marot, Calvin, François de Sales, Montaigne, B. Palissy, Marguerite de Valois, Jacques Amyot, Malherbe, Balzac, Voiture, Chapelain, P. Corneille, H. d'Urfé, Descartes, Malebranche, B. Pascal, Cardinal de Retz, De La Mothe, Le Vayer bringt, ausserdem noch verschiedene Titelseiten, Facsimiles und Bühnenbilder. Der sehr umfangreichen und verdienstlichen Darstellung Brunots von der *Geschichte der französischen Sprache* in B. I—IV gedenke ich noch eine besondere Besprechung zu widmen.

GREIFSWALD. E. STENGEL.

Karl Bartsch, *Chrestomathie de l'ancien français* (VIIIe—XVe siècles), accompagnée d'une grammaire et d'un glossaire. Sixième édition revue et corrigée par A. Horning, Leipzig, 1895, Vogel, II, 754 coll. 4°.

Il n'est guère d'usage de rendre un compte rendu détaillé de la 6e édition d'un ouvrage, surtout quand cet ouvrage est aussi universellement connu et estimé que la *Chrestomathie* de feu Bartsch. Pourtant cette 6e édition n'est pas sans quelque nouveauté; M. Horning, comme nous l'apprend l'éditeur, a bien voulu se charger de revoir „les textes d'après les éditions critiques parues depuis 1883 et de rectifier un certain nombre d'erreurs qui s'étaient glissées dans le glossaire". On ne pouvait s'exprimer avec plus de modestie; en restreignant ainsi sa participation à l'oeuvre de son devancier, M. Horning, qui est d'ailleurs un vrai savant, dégageait fort légitimement sa responsabilité d'un certain nombre de défauts de méthode et d'erreurs de choix; il nous a paru, comme à M. Mussafia[1]), sinon à d'autres, qu'il invitait par là même ses confrères à se joindre à lui et à contribuer á l'épuration et à l'amélioration du célèbre recueil de textes. Les notes qui suivent sont donc une simple contribution de cette sorte, non une critique du travail de révision, d'ailleurs très sérieux, qu'a fait M. H.

Textes. Celui du Fragment de Valenciennes, confronté avec la recente édition de M. Koschwitz, donne les résultats suivants:

---

[1]) Voir *Litteraturbl. f. G. u. R. Ph.* 1896, col. 200 et sq. Quelques fautes d'impression se sont glissées dans ce compte rendu et en rendent parfois le contrôle difficile: 201, l. 4 du bas lire 139, 15; l. 15, lire 127, 34; 202, id. add. 204, 29; 209, s. v. *adrece*, add. 209, 6; s. v. *jaut*, l. 230, 33; s. v. *mercit* l. 31, 47; col. 209, l. 3, lire *aoie* et non *avie*.

7,6 *grancesmes*, les formes *iholt ure*(*t*) sont au cas régime; il est difficile d'admettre *-mes*; sinon il faut lire *iholz urez* — 7, 22 *dicit* au lieu de *dixit* dans la 4e édition de la *Chrestomathie*; je n'ai pu vérîfier la 5e, mais *dixit* est maintenu 6, 19, 27[1]), 31; 7,4, 8,17 *ele emo-synas*, corrigé ligne 23 — Au glossaire je relève *prétiêt* 6,20 rangé à tort s. v. *prisier*; le wallon prononce encore *prétyi* de *predicare*, non de *pretiare*; de même *soueir* 6,32 n'a rien de commun avec *sëoir*.

Le fragment du Roland, édité ici, coïncide en partie avec le VIe extrait de M. Paris (2164—2396). On pourrait tirer meilleur parti des améliorations successives que ce savant a apportées au texte: 40,21 *les ad pris*; lire *i* — L'addition du vers 32 d'après V4 n'est pas confirmée par l'ensemble de la tradition manuscrite; 40,40 le ms. a *al duc*; donc l. *al riche duc* plutôt que *al bon cunte*; Renier est duc de Gennes; voyez Nyrop-Gorra, p. 130—41,33 ne se justifie ni par O ni par V4, qui a une leçon reproduite par M. Paris:

Morz est Turpins el servise Charlon.

L'addition des très médiocres vers 37—43, empruntés à V4 ne devrait pas être maintenue. — 42,10 *unc*. Le ms. a *hom* fautif; V4 a *meis*; je lis *mais* avec M. P. — 42,21 un point et non une virgule. — Le vers 32 de la même colonne prend naturellement place après 33, qui interrompt désagréablement le récit dans O, et 34 qui l'introduit de façon nécessaire. — 43,18 Pourquoi *quant jo n'ai prud* au lieu de la leçon de O? 24 *l'asolue*. Au glossaire on a conservé *solu* et on a, par une évidente méprise, rangé ce mot s. v. *asoldre*. L'expression *France l'asolue* se retrouve, d'ailleurs, dans la *Chanson d'Antioche* III, 3. — 43,44 la leçon *Guales*, *Escoce*, *Islande* m'est très suspecte; je préfère lire avec M. P. *ed Escoce ed Irlande*.

Dans les Lois de Guillaume le Conquérant je lis 51,35 *que*, non *qui*; 52,34 *arere* comme 54,4. — Dans le fragment du Poème Dévot on s'attendait à quelques corrections, notamment 62,20 *unc*; 62,28 *respundit*; 63,7 *m'ont*. Pour Adam l'édition Grass (1891) n'est pas mentionnée; elle aurait été utilement consultée, ainsi que les corrections de M. Suchier dans les G. G. A. 1891, no 18. Voici quelques exemples: 91,5 (*que*) *jo*; 12 *descovert?*; 31 *por iço*; 32 *ore i ait fait-N'en sache nuls* dans la bouche du démon; 92,12 pas de virgule après *aventure*; 16 *fuissez*; 29 *cum Deu*; 31 *esgard*; 92,31—32 et 93,7 les corrections de M. Suchier méritaient considération; 93, 1—2 il faut lire avec l'édition Grass:

Di moi, muiller, que te querroit
Li mal satan? Que te voleit?

---

[1]) Le 2e *co dicit* est rapporté, dans la récente édition Koschwitz, après *labora-verat* vo 10 en tête.

93,6 *las jo sai oi* du ms. devient ici *Caroï l'ai.* M. Gr. lit avec raison *car l'esaiai*; 26 *fai le.* — *Nel f. p.*; 94,29 *vivre?*; 27 *encombrier*; 40 *od lui entrer en p.*; 42 *a ici malvais; 44 memoire?;* 95,1 offre un nouvel et frappant exemple du système qui consiste à juxtaposer, pêle-mêle dans le texte, des formes dues assurément au copiste et d'autres, dont on peut conjecturer qu'elles remontent à l'original: *Mesfat* est condamné par *mesfait:trait* 95, 2—3; si l'on voulait maintenir dans le texte cette graphie du scribe, il fallait laisser 96,2 *sa*, non corriger *sai*; 95,15 *arse fust*; 96,4 *nem*; 11 *sui* se supprime plus aisément que *grant*; il suffit de rattacher ce vers au précédent.

Comme on le voit, ces notes et corrections se rapportent aux 100 premières colonnes; je me réserve d'étudier, une autre fois, les 400 derniéres. Le *Glossaire,* déjà critiqué accessoirement dans ce qui précède (articles *asoldre*; *prisier*; *sëoir*) mériterait une révision approfondie, que je ne puis entreprendre ici; je signalerai seulement quelques faits.

Afichier. 113,29 le sens est plutôt: s'étaler, faire montre de; ce sens s'est conservé en fr. mod. — Araser. Bartsch traduisait dans l'unique passage: *raser*; *remplir* ne vaut guère mieux: il s'agit de cavaliers arabes qui „*arasent* les grans mons"; c'est le fr. moderne *harasser*, qui vont de *haras* et qui a d'abord signifié: chevaucher, traverser à cheval — Connoissance = aveu; il s'agit d'un accusé et le vers suivant enlève tout doute: „son fait cogneu"; voyez encore 419,27—29 — Encliner. C'est l'encliner (= saluer) qu'on a dans les passages allegués en second lieu; le 2 passage a été corrigé par Foerster dans la *Zs. f. rom. Ph.* VI,418 — Entreprendre. L'observation que suggère cet article s'applique à un grand nombre d'autres. Comment veut -on que l'étudiant se retrouve parmi les significations diverses, enumérées en français et en allemand, et que suit la liste des références? Il serait infiniment préférable d'isoler les differents sens et les passages qu'ils concernent. Ici 273,33 le sens de *entreprendre* est plutôt: attaquer, surprendre de vive force; 147,9 on a le sens d'*ébranler* — Escorre, dans le passage d'*Aliscans* (75,24)= ravigorer, réconforter. — Escuellir 227,28 = „extraire" plutôt que „cueillir". — Eshalcier 166,30 est réfléchi, = s'enorgueillir — Espacïun. Godefroy n'a pas d'autre exemple, et je me suis souvent demandé si nous n'avions pas ici une forme barbare pour *passion* — Joïr = caresser (un animal) 108,42, 109,27. — Maillier. M. H. a conservé la traduction: marteler; mais que signifie une *gravele* martelee'? Godefroy a rangé à part ce passage d'Adam de la Halle, où le sens de *maillie* est: en parcelles fines, réduit en poudre. — Monter le sens de 166,35 n'est pas „concerner", mais, „s'élever", „avoir la valeur de"; c'est aussi le cas pour 143,5 — Musage = frivolité, emploi frivole de son temps — Pooir (*ne*

— *en avant.* = ne pouvoir avancer 41,18; *pooir* + l'infinitif 41,6 = avoir de bonnes raisons de. M. Paris voit là une ellipse (*Extraits*, p. 96, note 81) — Remaindre. „Manquer“ n'est pas le sens de 172,9, mais „ne pas avoir lieu.“ C'est ainsi qu'il faut traduire ce verbe dans *La Manekine*, 359:

Car on doit bien faire un meschief
petit pour plus grant remanoir.

Voyez encore *rain*, 1804 *Meraugis*, p. 9, etc. *Viaire* est encore 76,26

M. Wilmotte.

Adam le Bossu, *Le Jeu de Robin et Marion*, publié par Ernest Langlois. Paris 1896, Librairie Thorin et fils, A. Fontemoing Successeur. IV und 155 S. 8°.

Das reizende Schäferspiel des Arraser Dichters und Komponisten, das kürzlich, nach mehr als 600 Jahren, in seiner Heimat eine erfolgreiche Neuinscenierung erfahren hat, über die Voretzsch in der Beilage zur *Allg. Zeitg.* vom 2. Sept. 1896 anziehend und sachkundig berichtet, liegt in einer neuen Ausgabe, der achten von den ihm zu teil gewordenen, vor. Der Text ist begleitet von einer ihm gegenüberstehenden ziemlich wörtlichen Uebersetzung mit scenischen Angaben, worauf ein lobenswerter Kommentar von 13 Seiten und die Noten für die gesungenen Stellen in moderner Notierung folgen; voran geht eine Einleitung von 32 Seiten.

Dass die vorliegende Ausgabe ihre sechs Vorgängerinnen (Rambeau's diplomatischer Abdruck der drei Handschriften kommt hierbei nicht in Betracht) in mancher Beziehung übertrifft, muss von vornherein anerkannt werden. Sie zeichnet sich schon dadurch aus, dass sie zwei längere, sehr störende Einschiebsel (von 70 und 18 Versen), die, obschon nur in einer Handschrift überliefert, von den früheren Herausgebern, die sich um die andern Handschriften wenig kümmerten, getreulich aufgenommen wurden, endlich wieder entfernt hat (S. III). Langlois ist auch der erste, der alle drei Handschriften zu Rate gezogen hat. Auch die Uebersetzung und der Kommentar sind geeignet, das Buch als empfehlenswert erscheinen zu lassen, besonders auch für einen weiteren Leserkreis, für den es ja zunächst bestimmt ist. Seinen Zweck, zur Popularisierung der älteren französischen Litteratur zunächst auf heimatlichem Boden beizutragen, hat ja das Buch, wie die Aufführung des Stückes in Arras zeigt, bereits teilweise erfüllt, und hoffentlich werden weitere Erfolge nach dieser Richtung sich immer mehr bemerkbar machen.

Wenn ich nun meinerseits im folgenden eine bescheidene Beisteuer dazu geben möchte, damit das schöne, auch für das moderne Empfinden ohne weiteres ansprechende Werkchen in einer zu erhoffenden zweiten Auflage möglichst vollkommen vor das Publikum trete, so möchte ich vorerst, um hier eine Wiederholung von bereits gesagtem zu vermeiden, auf die Besprechung Toblers (*Litteraturbl. f. germ. u. rom. Philol.* 1896, Sp. 53—55) hinweisen, der in seiner meisterhaften Weise schon mancherlei berichtigt oder als nicht unbedenklich hervorgehoben hat. Ich werde also, soweit ich meinerseits nichts hinzuzufügen habe, die bereits von Tobler besprochenen Dinge hier unerwähnt lassen.

In der Einleitung spricht Langlois auch von den Lebensschicksalen des Dichters und von seinen übrigen Werken. S. 12 ist dabei vom *Congé* gesagt, es sei entweder gedichtet, als Adam nach Douai flüchten musste, oder als er mit dem Grafen von Artois fortzog, oder bei irgend einer andern Gelegenheit. Die beiden hier näher angegebenen Möglichkeiten sind aber sicher ausgeschlossen, da das *Congé* erheblich früher gedichtet ist, u. z. wahrscheinlich noch im Jahre 1262, kurz nach dem *Jeu de la Feuillée,* als Adam die in diesem Stücke ausgesprochene Absicht ausführte und nach Paris reiste, um dort seine Studien wieder aufzunehmen (s. G. Paris, *Litt. fr. au moy. âge, 2e éd.*, § 132, und *Arch. f. d. Stud. der n. Spr.* Bd. 91, S. 52 f.). Freilich sagt Langlois einige Seiten vorher (S. 3), Adam scheine seinen (im *Jeu de la Feuillée* kund gegebenen) Vorsatz nicht ausgeführt zu haben, aber der Grund oder die Gründe, weshalb er es nicht gethan haben soll, sind geradezu unverständlich: *Une bulle, qui retirait aux clercs mariés les privilèges ecclésiastiques, avait dû refroidir son zèle. Bientôt on le trouve mêlé aux troubles qui agitaient alors Arras. Il fut obligé de quitter la ville et se réfugia avec sa famille à Douai.* Ich weiss nicht, ob die beiden letzten Sätze auch einen Grund dafür angeben sollen, weshalb es unwahrscheinlich sei, dass Adam seinen beabsichtigten Pariser Aufenthalt verwirklicht habe; jedenfalls ist wohl mit Jeanroy, dem sich G. Paris anschliesst (*Romania* XXII, 140; vgl. *Archiv* a. a. O. S. 53 f.), anzunehmen, dass es sich bei den Arraser Wirren, die zur Verbannung Adams und anderer angesehener Bürger führten, um die Zeit ganz kurz vor 1270 handelt, so dass also Adam 7 Jahre Zeit gehabt hätte, sich in Paris aufzuhalten. Was sodann die im ersten der zitierten Sätze erwähnte Bulle betrifft, so ist damit, wie aus S. 14 deutlich hervorgeht, das sogenannte Bigamiedekret Alexanders IV. vom 13. Februar 1260 gemeint, durch welches jedoch nicht, wie Herr Langlois sowohl S. 3 als S. 14 sehr ungenau sagt, alle verheirateten Kleriker, sondern nur die nach kanonischem Recht in Bigamie lebenden

Kleriker der niederen Grade — bei den Clerici majores ist ja die Ehe überhaupt ausgeschlossen — betroffen wurden. Da nun aber dieses Dekret zur Zeit der Aufführung des *Jeu de la Feuillée* schon seit über zwei Jahren erlassen und Adam, der seiner in diesem Spiele v. 426 ff. ausführlich gedenkt, mit ihm genau vertraut war, so ist nicht abzusehen, wie ein in voller Kenntnis und nach mehrjähriger Wirksamkeit dieses Dekretes gefasster Entschluss infolge desselben wieder hätte rückgängig gemacht werden sollen. Auch war ja Adam durch dieses Dekret persönlich keineswegs getroffen, da er, wie er *J. d. l. F.* 432 ausdrücklich erklärt, nicht *bigame* war.

Was den Text betrifft, so enthält sich Langlois grundsätzlich der Angabe der handschriftlichen Lesarten; glücklicherweise kann man sich darüber in Rambeaus diplomatischem Abdruck orientieren, was allerdings etwas unbequem ist, da die Verszahlen nicht unerheblich auseinandergehen. Ferner spricht sich Langlois auch nicht über das Verhältnis der drei Handschriften aus; da kommt uns nun sein Aufsatz in der *Romania*, XXIV, 438 zu Hülfe, wo wenigstens gesagt ist, dass P und Pa eine Gruppe gegenüber A bilden, und ib. S. 443, wo erklärt wird, dass A die schlechteste der drei Handschriften ist und dass ihr im allgemeinen die Lesarten der beiden andern Handschriften vorzuziehen sind. Jedoch ist Langlois einigemal unnötigerweise von diesen Grundsätzen abgewichen und hat dadurch, wie wir noch sehen werden, den Text an verschiedenen Stellen sicher verdorben.

12, 300, 373, 517, 724, 740, 753 hat der Herausgeber *par amours*, das an allen sieben Stellen in sämtlichen Handschriften steht, in *par amour* abgeändert. Auch v. 19 steht wenigstens in den Handschriften P und A *par amours*, während Pa hier *par amour* hat, welch letzteres Langlois in den Text aufnimmt. 14 und 758 hingegen haben P und Pa *par amour*, was Langlois beibehält, während A auch an diesen beiden Stellen *par amors* gibt. Nun ist allerdings in v. 14 *par amour* durch den Reim gesichert. Das genügt jedoch m. E. keineswegs, um *par amours* in allen Fällen auszuschliessen, besonders an den sieben Stellen, wo es von allen drei Handschriften überliefert ist. Die Reime stützen oft sogar einander widersprechende sprachliche Erscheinungen (vgl. beispielsweise in unserem Texte w. u. *moi* und *mi*, *piét* und *perdu* u. s. w.), und hier handelt es sich doch blos um ein Wort, dessen Einzahl und Mehrzahl im betreffenden Falle gleichermassen gebräuchlich ist. Langlois lässt doch auch den von allen drei Handschriften überlieferten Plural *amours* 575 bestehen, trotzdem 592 *amour si vraie* bei gleicher Verwendung des Hauptworts durch den Reim gesichert ist. — 27 ist zweifelhaft; Langlois liest mit A: *Sire, oïl, je ne sai pas quans;* P und Pa dagegen geben:

Sire, j'en ai veu ne sai quans. Jedenfalls ist einsilbiges *vu* im Nordosten um diese Zeit durchaus gewöhnlich; im vorliegenden Spiele selbst ist v. 713 *corneurs* (Langlois schreibt *cornours*) als zweisilbig durch die drei Handschriften gesichert; im *Jeu d. l. F.* steht 236 *vir* <videre, 363 *sir* <sedere, und im *Jeu du Pélerin* ist *sir* v. 18 überliefert, ebenso im zweiten Einschiebsel in unser Schäferspiel, v. 797 bei Rambeau. — 51. Zu *eswar* wäre vielleicht manchem eine kurze Anmerkung erwünscht gewesen. In den drei Handschriften steht hier *esgar.* Bartsch, *Langue et litt. fr.*, im Glossar s. v. *esgar* giebt nur diese eine Stelle und übersetzt mit *regard*, was natürlich hier gar nicht passt. Horning, in der dem Buche vorangehenden Grammatik S. 11, § 25, und S. 53 Mitte, giebt für *esgar* auch nur diese eine Belegstelle, indem er es für einen Imperativ vom Verbum *esgarer*, und nicht *esgarder*, erklärt, der das auslautende ę verloren hätte. Einen Infinitiv *esgarer* in einer hier passenden Bedeutung giebt es aber nicht. In Langlois' Text finden wir *eswar* noch siebenmal: 607, 613, 707, 723, 734, an welchen fünf Stellen die drei Handschriften wieder übereinstimmend *esgar* geben, ferner 547 (P: *awar*, Pa: *awa*, A: *esgar*) und 713 (P: *awar*, Pa: *bawa*, A: *esgar*). Endlich findet sich *awar* in dem Einschiebsel von 70 Versen der Handschrift P, bei Rambeau v. 724. Bartsch *a. a. O.* s. v. *awar* verzeichnet nur die Stelle 547 und übersetzt mit *voici*, *voilà*; ferner giebt er mit Bezug auf den interpolierten Vers, Rambeau 724: *awar que chis vient adolés*: „awar que, *regarde comme.*" Godefroy hat keine einzige der uns hier beschäftigenden Stellen von Adams Schäferspiel und hat überhaupt das uns interessierende Wort in der Form *esgar* oder *eswar* (letztere Form ist in den drei Handschriften nicht überliefert, sondern nur von Langlois überall eingesetzt) nicht. Dagegen führt er s. v. *agarer*, das er mit *regarder* übersetzt, die eben erwähnte interpolierte Stelle der Handschrift P an, dann je einmal *agar* aus *H. Capet* und *Froissart*, endlich *agarés* aus einer späten *Farce, Anc. Th. fr.* II, 45. Diese letztere Form und ein Infinitiv *agarer*, der sich heutzutage in der Saintonge (also einer ganz anderen Gegend!) finden soll, haben Godefroy offenbar zur Annahme eines altfranzösischen Infinitivs *agarer*, *awarer* veranlasst. Davon kann aber ein Imperativ *agar*, *awar* nicht ohne weiteres abgeleitet werden, und woher sollte das Verb überhaupt kommen? Zweifellos sind *esgar* und *awar*, *agar* dasselbe; sie werden zu Interjektionen gewordene Kurzformen des Imperativs *esgarde*, *awarde*, *agarde* sein; *agarés* dürfte aus *agar* neu gewonnen sein, etwa wie man zu *es* < ecce ein *estes* schuf. — 116 *Par le sain Dieu*, vgl. was Tobler *a. a. O.* Sp. 55 zu v. 584, 595 und 716 sagt. Sollte man übrigens nicht an den vier Stellen mit P und A (nur

in 584 weicht A ab und giebt *par le cors Dieu)*: *par le saint Dieu* „beim heiligen Gotte" lesen können? — 199 *eswarde*; P hat *resgarde*, A *esgardés*, während Pa den Vers durch einen andern ersetzt. Es ist nicht abzusehen, weshalb im Original nicht das überlieferte *resgarde* (meinetwegen *reswarde*) oder *esgardés (eswardés)* hätte stehen können und was L. berechtigt, statt dessen etwas einzusetzen, das gerade nicht überliefert ist. Wenn es L. ausserdem auch gegen die ganze Ueberlieferung für nötig hält, in allen solchen Fällen *g* durch *w* zu ersetzen, so hätte er vielleicht hier doppelt vorsichtig sein können, wo es sich um eine jener gesungenen volkstümlichen Reihen handelt, von denen L. ja selber wiederholt konstatiert, dass sie nicht von Adam sind und dieser sie unverändert aufgenommen hat, auch wenn sie im Wortlaut nicht ganz stimmen, ja auch im Dialekt abweichen (s. S. 2, S. 134 zu v. 82 u. S. 135 zu v. 98). — 305 *Pour qui?* Lies mit Pa *Pour cui?* (wie der Herausgeber sonst mit den Handschriften P und Pa schreibt, so z. B. 631, 635). — 307, 632 lies *ja mais*, vgl. Tobler *a. a. O.* zu v. 492. — 353 und 363 ist *rescourre* mit *secourir* gar zu ungenau übersetzt; es heisst eben *délivrer*, *reprendre* (vgl. 375f). — 478 *est che pais?* übersetzt mit *Est-ce paix?* giebt keinen befriedigenden Sinn. Es ist das die Lesart von P, während Pa und A *est ce plais?* geben, das durch die Uebereinstimmung dieser beiden, verschiedenen Familien angehörenden Handschriften nach L.'s eigener Classification unbedingt gesichert ist: „Ist das Uebereinkunft?" Huart hat eben die Rolle des heiligen Cosmus übernehmen müssen; Robin reicht ihm der Spielregel gemäss etwas dar, wobei sich jedoch Huart regelwidrig verhält, indem er wahrscheinlich seinerseits dem Darbringer etwas von der schönen Gabe abgiebt (d. h. ihn mit dem dargebotenen ekelhaften Gegenstand besudelt), was die entrüstete Frage Robins: „Ist das Spielregel?" und den Protest der beiden Mädchen gegen die Fortsetzung des widerlichen Spieles überhaupt zur Folge hat. — 541 *A vous que monte?* nach A, während nach L.'s eigenem Prinzip der Lesart von Pa: *A vous c'amonte* oder von P: *A vous k'en monte* der Vorzug hätte gegeben werden müssen. — 609 musste wieder nach Pa und A *sen cul* gelesen werden. — 695 *fai chi estendre* ist meines Erachtens falsch übersetzt mit: „*fais ici étendre*". Wie käme denn Robin dazu, seine Marion aufzufordern, sie solle ihren Rock durch andere an Stelle eines Tischtuchs ausbreiten lassen? Dass *fai estendre* einfach mit dem Imperativ *étends* zu übersetzen ist, zeigt auch v. 699, wo Marion die Perrète auffordert, sie möge zuerst ihren Rock ausbreiten, und v. 704, wo Perrète der Marion ihren Rock übergiebt mit der Aufforderung, ihn auszubreiten, wo sie wolle. Marion war also die zum Ausbreiten eines Ersatzes für ein Tischtuch bestimmte, sie deckte selbst. So scheint mir denn

diese Stelle wieder ein schlagender Beweis dafür, dass Tobler, *Verm. Beitr.* I, S. 19 ff. im Rechte ist. Auch v. 745 halte ich die Uebersetzung von *Fai mi dont escouter* durch *Fai-moi donc écouter* für falsch. Robin, der einzige, der Gautier auf seine Frage, ob man ihn singen hören wolle, geantwortet hat, und zwar bejahend, wird von Gautier aufgefordert, er möge also zuhören: „*alors écoute-moi.*" Robin ist dann auch der einzige, der protestiert, weil der Gesang unanständig ist (747 ff.) und der einzige, der Gautier auf die weitere Frage, ob der Gesang denn nicht schön sei, erwidert (752f). Die andern stehen offenbar abseits und haben gar nicht zugehört (wozu sie Gautier auch gar nicht aufgefordert hat), vielmehr unter sich beraten, was sie für ein neues Spiel vorschlagen sollen. — 703f. *Tenés, veés le chi tout prest, Estendés l'u vous le volés;* der erste Vers könnte auch, nach Pa, gelautet haben: *Tenés, vés le ci trestout prest,* und für 704 scheint die Uebereinstimmung von Pa und A die Streichung des *l'* vor *u* zu verlangen; in der That ist es auch völlig entbehrlich, da dasselbe pronominale Objekt gleich nach dem nächsten Worte wiederkehrt und auch schon in dem unmittelbar vorhergehenden Verse (703) stand. — 719 *grant merchi*: *grans merchis* war nach allen drei Handschriften zu lesen (P hat zwar *grant*, aber auch *merchis*). — 725 *serront* muss es mit Pa heissen und *s'assiéront là* ist die richtige Uebersetzung (vgl. Tobler *a. a. O.* zu v. 143, wo auch Pa das richtige *serrai* hat). — Weitere Berichtigungen zu einzelnen Versen bringt das Folgende in anderm Zusammenhang.

Leider muss ich nämlich noch eine Reihe von schweren Bedenken gegen die Art geltend machen, wie Herr L. seinen Text uniformiert hat. Ob man überhaupt einen Text uniformieren solle oder nicht, darüber gehen die Meinungen auseinander und das hängt auch von den jeweiligen Umständen ab. Im vorliegenden Falle war es natürlich die erste Aufgabe, die Werke Adams sprachlich genau zu untersuchen: schrieb er im rein lokalen Dialekt von Arras oder nahm er auch Formen und Wörter aus benachbarten Dialekten auf? schrieb er eine Art pikardischer Litterärsprache? war er auch vom Centralfranzösischen beeinflusst? Dann fragte es sich, ob er in allen seinen Werken sich der gleichen Sprache bedient hat: beispielsweise einerseits in dem ganz derbkomischen, ausgelassenen Jugendwerk, dem *Jeu de la Feuillée* mit seinen rein lokalen Anspielungen und Scherzen, das nur zur Belustigung von Arraser Bürgern und von solchen aufgeführt zu werden bestimmt war; andererseits in dem *Jeu de Robin et Marion,* das einen ganz andern Charakter trägt, in ganz andern Kreisen spielt und von Adam über zwanzig Jahre später als Hofdichter in Unteritalien verfasst wurde. Von derartigen Untersuchungen wird uns gar

nichts mitgeteilt. L. sagt nur S. II. f., dass er seine Ausgabe *suivant la plus rigoureuse méthode de la critique moderne et avec tout le soin q'uon y aurait apporté dans une édition savante* gemacht habe; er habe die Form und die Orthographie der Wörter in den artesischen Urkunden jener Zeit untersucht, verschone aber den Leser mit der Vorführung *de ces minutieuses recherches.* Wenn somit eine Kontrolle über den Gang seiner Untersuchung nicht möglich ist, so liegt doch das Resultat in seinem Texte vor, und dieses scheint mir nicht befriedigend. Ich kann hier nicht alle Einzelheiten untersuchen, wie beispielsweise die Frage, woher Herr L. weiss, dass Adam nur *pau* für lat. paucu brauchte, oder was den Herausgeber sonst dazu berechtigte, das *poi*, das die Handschriften (darunter verstehe ich hier zunächst P und Pa; das viel jüngere A kommt sprachlich überhaupt nicht in Frage) regelmässig bieten,[1]) durchweg durch *pau* zu ersetzen, das sich in keiner der drei Handschriften findet. Vielmehr muss ich mich begnügen, bloss einen Teil der zweifellosen Fehler und Inconsequenzen, die mir gelegentlich aufgefallen sind, hier kurz anzuführen.

Herr L. giebt dem lat. *c* vor *a*, bezw, vor *e*, *i*, im allgemeinen die pikardisehe Form auch dort, wo sie handschriftlich nicht überliefert ist; dagegen schreibt er durchweg *chevalier*, und *char* < carne 50, offenbar weil sich diese Formen schon im Altpikardischen vielfach neben *kevalier* und *car* finden und *char* heutzutage die über das ganze pikardische Gebiet verbreitete alleinige Form aus vlt. carne ist. Man findet aber in pikardischen Urkunden schon vom ersten Viertel des 13. Jahrhunderts an auch sehr häufig *cheval*, das jedoch L. (s. 73, 81, 126 u. s. w.) gegen alle drei Handschriften in *keval* ändert. Ich gebe zu, dass das Neupikardische im Anlaut dieses Wortes durchweg den Explosivlaut gewahrt hat, darf man aber Adam zutrauen, dass er zwar *chevalier*, aber *keval*, *kevaucoie* (97; die drei Handschriften haben *chevauchoie*) schrieb? Wenn jedoch Herr L. glaubt, in diesen Wörtern und in andern wie *chiere* < *χάρα* 171, 206, 207, 727, *chiere* < cara 726, *chief* 203, 205 etc., ein *k* für das von allen drei Handschriften überlieferte *ch* setzen zu müssen, weshalb hat er dann umgekehrt z. B. das von P und Pa konsequent überlieferte *mengüe* (49, 151, 600) und *mengai* (567) in *menjue* und *menjai* geändert? Neben *gambons* 665 liest L. *joie* 92, 574. *Men douch amiet* der Handschriften (191; in A fehlt *douch*)

---

[1]) Nur einmal, v. 377, hat P *peu*. Uebrigens hat auch A fast immer *poi* (74, 130, 192, 377), während dem Kopisten der Handschrift wohl die Form *peu*, die er v. 301 überliefert, oder *pou* angehörte, die er v. 147, wo das Wort in keiner Form dem Originale zuzusprechen ist, selber eingeführt haben könnte. Alles deutet darauf, dass auch die Handschrift A auf eine Vorlage zurückgeht, die überall *poi* hatte.

ändert Langlois in *men dous amiet*. Einige Verse weiter oben (188) steht auch in L.'s Text das Fem. *douche* und so durchweg (341 etc.), *douchement* 546. Wie passt aber diese Form zu einem Masc. *dous*? Allerdings findet sich ein solches Masculinum 340, 401, 599, 760, sogar durch den Reim mit *vous* gesichert 728, 772. Aber es ist der Nominativ! Vielleicht hat sich L. durch das Centralfranzösische *douz*, *dous* irreführen lassen und gemeint, das Pikardische habe auch *dous* für alle Casus. Anders kann ich's mir nicht erklären. Freilich darf ich nicht verschweigen, dass *men douch amiet* im Sinne des Vocativs steht, wie häufig der Accusativ in unserm Denkmal, und dass sich L. auch an andern Stellen nicht scheut, unmittelbar neben solche Accusative einen Nominativ in gleicher syntaktischer Funktion zu setzen, und zwar g e g e n die Ueberlieferung. So liest er also im Sinne des Vocativs nicht nur *Saint Coisne* 455 (nach P; *Saint Cosme* A, *sains Coisnes* Pa) und 467 (nach P; Pa: *sains Coisnes*; A fehlt), dagegen *Sains Coisnes* (nach P und Pa; A: *saint Cosme*) 478, wo doch eine Uniformierung so nahe gelegen hätte und durch Pa ja gegeben war, sondern 463 sogar *Biaus sire saint Coisne*, während P und Pa doch ganz richtig *Biau sire sains Coisnes* schreiben. Ebenso 460 *Saint Coisne*, *biaus dous sire*, während Pa richtig *sains Coisnes b. d. s.*, P *saint Coisnes b. d. s.* giebt, und nur A hier und 463 *saint Cosme* schreibt. Dementsprechend ist also die Möglichkeit zuzugeben, dass Herrn L. der Nominativ *dous* zwischen *men* und *amiet* der Sprache Adams angemessener schien als der überlieferte Accusativ *douch*. — 524f. findet sich der Reim *vous : jalous*. Obwohl nun das letztere Wort ja eines von denen ist, die mit Bezug auf die Entwickelung des vlt. freien *ọ* im Neufranzösischen eine Ausnahme bilden, und ausserdem sattsam bekannt ist, dass auch in Texten, in deren Dialekt betontes freies vlt. *ọ* sicher zu *eu* geworden ist, Reime von *vous* mit beliebigen Adjectiven auf - o s u s, oder von *jour: onour* u. s. w. vorkommen, so mag doch obiger Reim L. mit zu der Annahme bestimmt haben, dass in unserm Schäferspiele vlt. betontes freies *ọ* durch *ou* wiedergegeben sei. So hat er denn auch v. 26 *deseure* der drei Handschriften in *desoure* gewandelt, obwohl gerade *deseure* eine Form ist, die sich sehr häufig in pikardischen Texten findet, welche sonst gewöhnlich fr. *ó* > *ou* haben; 36 schreibt er *sour*, während P und Pa *seur* haben, A aber *sus*; 582 *plusours*, gegen alle drei Handschriften, die *pluseurs* (Pa. *pluiseurs*) geben; 713 *cornours* statt des *corneurs* der drei Handschriften, 750 *oure* statt des allein überlieferten *eure* u. s. f. Daneben ist es aber doch auffallend, dass er 415f. *reveleus: preus*, 425f. *deus: courageus*, 602f. *preu: leu* < l u p u, 606f. *dolereuse: croteuse* beibehält, ebenso im Innern des Verses: *deus* 470, 483, 508, 655, 667, 715, 764, *hontèus* 559, *leus* < l u p u s, bezw. *leu* 598,

600, 603, 612. Wenn das eine Uniformirung sein soll, glänzt sie jedenfalls nicht durch Einheitlichkeit. — Tobler hat *a. a. O.* schon darauf hingewiesen, dass neben *mi* auch *moi* durch den Reim gesichert ist. Die in Betracht kommenden Reime sind einerseits *di: mi* 572f. und 681f., andererseits *quoi: moi* 20f., 381f., *moi: palefroi* 70f., *foi: moi* 85f., *voi: moi* 403f. Man sieht also: fünf Reime mit *moi*, aber bloss zwei mit *mi*. Jeder andere würde entweder im Innern des Verses überall *moi* eingeführt, oder wenigstens dort, wo *moi* in allen Handschriften überliefert ist, dieses nicht ausgemerzt haben. Herr L. macht es umgekehrt. Im Verse 383, der also unmittelbar auf den Reim 381 f. folgt, ferner 525, ersetzt er das durch P und Pa überlieferte *moi* (A hat an beiden Stellen überhaupt eine andere Lesart) durch *mi*, und fast unmittelbar vor demselben Reime, 379, ferner 580, 586, 587, 649, 657, 745 hat das von allen drei Handschriften gebotene *moi* vor dem *mi* des Herausgebers weichen müssen. Ebenso ergeht es mit *toi*, das beispielsweise 358 durch alle drei Handschriften überliefert ist, L. aber durch *ti* ersetzt hat. Ja sogar die Reime *proi: moi* 78f. und *moi: otroi* 141 f., die in allen drei Handschriften so stehen, ändert er in *pri: mi, mi: otri*. Und dabei beachte man, dass die Form *otroie* 623 durch Reim gesichert ist (*:loueroie*), und dass *proie* 172 im Innern des Verses von allen drei Handschriften überliefert und vom Herausgeber auch belassen ist. Solche Aenderungen kann man also nicht anders als unberechtigt nennen, und sie werden dadurch nicht wieder gut gemacht, dass Herr L. einmal so inkonsequent war, im Innern des Verses *moi* in Uebereinstimmung mit den drei Handschriften zu belassen (348). Wie gewaltsam und unbedacht L. vorgeht, das zeigt am schlagendsten die Behandlung, die er dem von sämmtlichen Handschriften überlieferten Reim *caitis: faitis* (picard. Nom. sg. zu *faitich*) widerfahren lässt. Ein einziger Schluss scheint aus diesem Reime möglich, nämlich dass an dieser Stelle (710) *caitis* gesichert sei. Nicht so bei Herrn L., der es für ganz und gar ausgeschlossen hält, dass Adam anders als *caitius* geschrieben habe und der, um dieses gegen die ganze Ueberlieferung einführen zu können, sich nicht scheut, für *faitis* ein *faitius* zu erfinden (vgl. dazu Tobler *a. a. O.* Sp. 53). Das ist aber noch verhältnissmässig wenig: was dem leichtsinnigen Verfahren des Herausgebers erst den richtigen Stempel aufdrückt, ist der Umstand, dass sich 314 f. der Reim *brebis: caitis* findet, der also wieder die Form *caitis* für das Original sichert und den L. auch wirklich bestehen lässt, ohne es für nötig zu halten, ein *brebius* zu schaffen. Da es doch wohl nicht glaublich ist, dass L. mit Absicht hier die beiden richtig überlieferten und in vollem Einklang stehenden Reime in einen künstlichen Widerspruch zu einander setzen wollte, so bleibt nur

die Erklärung übrig, dass L. sich der Mühe überhoben hat, die Reime des Gedichtes systematisch zu durchforschen, was aber für die Ausgabe unendlich wichtiger gewesen wäre als alle Urkunden der Welt. — Haben wir eben gesehen, dass L., um pikardische Formen einführen zu können, vor den bedenklichsten Dingen nicht zurückschreckt, so wird man sich wundern, ihn andererseits gute pikardische Formen durch fremde ersetzen zu sehen. Tobler bemerkt *a. a. O.* zu v. 374 und 440: „*Tuit* halten manche für eine dem Pikardischen fremde Form.“ Jedenfalls war L. übel beraten, wenn er an den beiden Stellen und v. 514 den Nom. pl. *tout* der Handschriften (P und Pa haben an den drei Stellen *tout*, A *tous*), ferner 727 den Nom. pl. *trestout* in P und Pa (A fehlt) durch *tuit*, bezw. *trestuit* ersetzte. — Tobler hat ferner *a. a. O.* Sp. 53 als inkonsequent getadelt, dass der Nom. sing. des weiblichen Artikels 240 und 542 *li*, dagegen 427 *le* laute, und dass die Verbindung von *de* mit männlichem *le* in L.'s Text meist *dou* ergebe, aber 547 *du*. Ich möchte hier diese und einige andere Fälle etwas näher beleuchten, wodurch die gerügte Inkonsequenz noch auffälliger erscheinen wird. 227 und 542 heisst bei L. der weibliche Artikel im Nom. sing. *li*; P giebt an beiden Stellen *li*, Pa *le*, A *la*, der Herausgeber hat also *li* von P übernommen, wogegen nichts zu sagen ist. 240 liest L. *li*, während P *le*, Pa und A *la* haben; der Herausgeber hat hier also gegen alle drei Handschriften *li* eingeführt. Auch damit kann man noch einverstanden sein; was man aber nicht billigen wird, ist, dass er hier zwar ein *li* einführt, wo es nicht überliefert ist, ein überliefertes *li* aber in v. 427 streicht und es durch *le* ersetzt. Hier hat P *li cose*, Pa und A *la chose*. Hätte L. *li cose* in den Text aufgenommen, so wäre er hier so verfahren wie in v. 227 und 542; indem er nun aber *le cose* gibt, so setzt er sich nicht nur mit seinem Verfahren bei v. 227 und 542 in Widerspruch, sondern in noch höherem Grade mit dem Verfahren bei v. 240, wo ihm so viel an der Form *li* gelegen war, dass er sie den drei Handschriften zum Trotz in den Text setzte. Eine Analogie zwischen dem Verfahren in v. 240 und dem in v. 427 besteht nur insofern, als L. beidemal eine Form einführt (aber eben jedesmal eine verschiedene), die keine der drei Handschriften aufweist. Und genau dasselbe ist bei *du* und *dou* zu beobachten. 61 schreibt L. *dou*, obwohl das keine der drei Handschriften hat (P und A haben *du*, Pa *del*); so auch 147 *dou*, während P und Pa *du* lesen und auch A, das den Vers ändert, kein *dou* überliefert; ebenso 154 und 197 *dou*, wofür alle drei Handschriften übereinstimmend *du* geben. Aber v. 547 ist *dou* wirklich überliefert (von P; Pa und A haben wieder *du*), jedoch L. setzt diesmal *du* ein! Ich muss freilich anerkennen, dass in diesem etwas auffälligen Verfahren keine Absicht liegt,

denn v. 203 z. B. hat der Herausgeber das von P gebotene *dou* (Pa und A haben hier wieder *du*) nicht verschmäht. Aber ein ähnliches Verfahren wie oben sehen wir wieder in folgenden Fällen. 738 ersetzt L. *oïl* der drei Handschriften durch *oje*, während an verschiedenen ganz gleichen Stellen, in denen auch der Redende bloss für seine Person bejaht, das überlieferte *oïl* belassen ist: 27, 198, 216, 434 (hier hat die Handschrift A sogar *ouie*, das auf ein *oje* der Vorlage weisen könnte, aber doch wohl für *ouïl* verschrieben ist), 527, 745. Und doch wäre jedenfalls an zwei von diesen Stellen, nämlich 198 und 216, die Einführung von *oje* viel leichter zu rechtfertigen gewesen als in 738. Denn 198 weicht Pa zufällig ab und 216 fehlt es zugleich mit P, es ist aber, da es sich um ein zusammenhängendes Gesangsstück handelt, anzunehmen, dass die Vorlage von Pa an beiden Stellen ebenso gut *oje* hatte, wie Pa selbst es zu Anfang der letzten gesungenen Strophe, v. 222, und in dem sich an den Gesang anschliessenden v 227 überliefert. Auch an andern Stellen setzt L. mit Vorliebe das von Pa gebotene *oje* für das *oïl* der beiden andern Handschriften ein, z. B. 682 und 719. Man würde das gleiche, wenn nicht für 198 und 216, so doch wenigstens für 222 und 227 erwarten. Aber an diesen beiden Stellen verschmäht L. wieder das von Pa überlieferte *oje*, um sich an das *oïl* der beiden andern Handschriften zu halten, wodurch der Widerspruch zu dem Verfahren in v. 738 noch stärker wird. Weshalb gerade und nur in diesem Verse das *oïl* sämmtlicher Handschriften durch *oje* ersetzt wird, ist gar nicht abzusehen: die Beziehung ist fast wörtlich gleich wie z. B. in v. 527. Dieser antwortet auf die Frage: *fus tu onques jalous?*, jener auf: *es tu ja en jalousie?* Das eine Mal passt dem Herausgeber das von den drei Handschriften überlieferte *oïl*, das andere Mal nicht; warum? — Auffällig ist auch die Behandlung des auslautenden *t*. Tobler *a. a. O.* hat schon darauf hingewiesen, dass in L.'s uniformiertem Text 536 der Imperativ *respont* und 625 der Imperativ *pren* steht. An beiden Stellen haben alle drei Handschriften das *t* nicht; an der einen führt es L. gegen die Handschriften ein, an der andern lässt er es mit ihnen weg; seine Uniformierung schafft also Inkonsequenz, wo die Handschriften konsequent sind. Am merkwürdigsten erscheint aber die Sache, wenn man etwa noch 231 vergleicht; hier schreibt L. den Imperativ *aten*, wie P und Pa, während dagegen A *atent* gibt; man sollte meinen, dass, wenn L. v. 536 *respont* sogar gegen alle drei Handschriften einführt, er hier die von einer Handschrift gebotene Lesart mit dem auslautenden *t* freudig aufnehmen würde, aber, siehe da, er verschmäht sie. Was die Erhaltung des auslautend gewordenen losen *t* betrifft, so lässt sich dafür nur der Reim von *piét* 197 mit *siét* < sedet anführen, der aber nichts für

die Sprache des Dichters beweist, da er sich in den von diesem übernommenen Gesängen findet. L. schreibt nun mit P und Pa 327f. *emploiét: pekiét* und 724 gegen alle drei Handschriften, die hier übereinstimmend den Imperativ *sié* geben, *siet te cha*, obwohl gerade vor dem enklitischen Pronomen *te* das auslautende *t* des Imperativs (lat. sĕde) nicht wohl zur Geltung kommen konnte, mindestens ebensowenig wie das *s* von *biaus* in *biau sire*, wie die drei Handschriften vielfach schreiben, während L. durchweg *biaus sire* einsetzt, wozu er ja auch berechtigt ist. Aber das lose auslautende (lat. intervocale) *t* durfte der Herausgeber nicht einführen, weshalb es zwar sehr inkonsequent, aber richtig ist, wenn er 143f. *costé: aporté*, 343f. *deskiré: atiré*, 776 f. *volenté: alé*, ebenso *foi* 41, 45, 47 etc., *croi* < crēdo 514, 584 usw. bestehen lässt. Denn dass so in den nicht gesungenen, also von Adam herrührenden Theilen unseres Schäferspieles zu lesen ist, beweisen reichlich die Reime von *tu* mit *batu* 339, *perdu* 354, *testu* 281, 495, oder von *moi* mit *palefroi* 71, *foi* 85, von *la* mit *comperra* 259, *va* (3. pr. i.) 362.

Zum Schluss nur noch eines. Weshalb werden denn nahezu durchweg (aber wieder nicht konsequent) etymologisches *ll* und *tt* gegen die Ueberlieferung der drei Handschriften in neufranzösischer Weise eingeführt? So lesen wir 3f. *cotelle: belle* statt des *cotele: bele* der drei Handschriften, und ebenso *femelle: belle* 534, *belle* noch 165, 201, 535, 586, *bellement* 628, *chelle* 50, 608, *elle* 51, 606, *apellerai* 526, *sautelle* 769, *Marotelle* 587, 768 u. s. f., aber dagegen *alés* 52, *alons* 764, *acolé* 760, *baler* 221, *balé* 763, 767, *balons* 764 u. a. m. Ebenso *amiette* 174, 184, *musette* 53, *bergerette* 57, *bergeronnette* 176, 187, *amourette* 181, *chainturette* 185, *sonnette* 296, *haiette* 297, *kevrette* 433, *Perrette* 434, 480, 516, *festelettes* 482, *villette* 722 (die drei Handschriften *vilete*), *cosette* 723 u. s. f. statt *amiete* etc., wie die drei Handschriften geben. Andrerseits aber wieder *Marote* 282, 402, 458, 488, *cote* 283, *cotelle* 3 usw.

Die beigebrachten Belege genügen wohl, um den Ausspruch zu rechtfertigen, dass der Herausgeber nicht weniger Widersprüche in seinen Text neu hineingebracht haben dürfte, als er aus den Handschriften entfernt hat, und dass sein Text in graphischer Hinsicht dem Original Adams sicherlich weit weniger ähnlich sieht als der von P und Pa. Herr Rudolf Berger (s. S. III, Anm. 1, von L.'s Vorwort) mag sich also trösten: auch für das *Jeu de Robin et Marion* bleibt ihm noch genug zu thun!

W. Cloëtta.

Mott, Lewis Freeman, *The System of Courtly Love studied as an introduction to the Vita Nuova of Dante.* Boston und London. Ginn & Comp. 1896. VI, 153 S. 8°.

Dr. Mott's Abhandlung, der Columbia-Universität als Inaugural-Dissertation eingereicht, enthält zunächst einen ausführlichen und interessanten Ueberblick über die Auffassungen (oder vielmehr Darstellungsweisen) der Liebe in der mittelalterlichen Litteratur Frankreichs, dann einen Vergleich dieser Auffassungen mit der Danteschen in der *Vita Nuova.* Eine derartige Darstellung dieses interessanten Gegenstandes gab es bisher nicht, und es verlohnt sich wohl der Mühe, den Ausführungen des Verfassers zu folgen.

Seinen Ausgangspunkt nimmt Dr. Mott von Gaston Paris' bekannter Theorie über die Tanzgesänge im Frühling (*Les origines de la poésie lyrique*, etc.). Die Motive dieser Gesänge wurden von den Troubadours, wohl auch von den aristokratischen Sängern Nordfrankreichs, aufgenommen. Aber in welcher Weise? Hier liegt in Verfassers Ausführungen eine Lücke vor, die man nicht leicht ausfüllt. Es mag indess hingewiesen werden auf das, was Gaston Paris, *Les origines*, S. 26 f., S. 57—61 vorträgt, sowie auf Stimmings Provenzalische Litteratur, Gröbers *Grundriss* II, 2, S. 14 f.

Schon unter den Händen der ältesten provenzalischen Troubadours wird die Liebe mit mehreren stereotypen, mehr oder weniger gekünstelten Zügen versehen. Als Repräsentant dieser Troubadours wird Bernart de Ventadorn näher betrachtet. Die Liebe, fast nur beim Manne in Betracht kommend, ist ihm eine Gottheit (weiblich) von unwiderstehlicher Macht, entsteht durch Schönheit und andere Vorzüge der Frau, geht durch die Augen ins Herz, brennt wie Feuer, erzeugt Krankheit, Weinen, Unruhe. Der Liebende zittert vor der Geliebten, scheut sich seine Liebe zu gestehen, wem es auch sein mag, mischt die Religion in seine Verehrung, ist völlig ergeben, wird durch die Liebe geadelt, sucht die völlige Erfüllung seines heissen Verlangens.

Dies alles sind nun so ziemlich natürliche Verhältnisse und Gefühle. Von den älteren Troubadours ist es nur Peire Rogier, der dieses subtilisiert zu einer intellektuellen, passionslosen Ergebung für seine Gebieterin, Ermengarde von Narbonne, welche ihn, wie Diez bemerkt, „durch ihren Ernst in den Schranken des Anstands hielt."

Diese provenzalische Auffassung der Liebe, nicht nur die Bernarts, sondern auch die Peire Rogiers, beeinflusste Kristian von Troyes, welcher in Marie de Champagne dieselbe Instigatrice hatte wie Peire in Ermengarde. Doch war die Auffassung von der Liebe, die Kristian in jüngeren Gedichten vortrug, mehrfacher Herkunft. Mott gibt nur noch Ovids *Arsamatoria*, die Kristian in seiner Jugend

bearbeitet, an. Aber Gaston Paris hat auch z. B. auf Einflüsse seitens des eleganten Hofes Heinrichs I von England hingewiesen (*Rom.* XII, 520).

Nicht in allen seinen Gedichten trägt Kristian die neue, höfische Darstellung der Liebe zur Schau. Sie fehlt ganz in seinem ersten Roman *Erec*. Hier handelt es sich um Liebe zwischen Eheleuten, wobei der Mann der Gebieter ist, und ein strenger Gebieter, der die Frau in mehr als einer Weise leiden lässt. Was Dr. Mott S. 27 als gemeinschaftliche Züge in der Auffassung der Liebe im *Erec* und bei den Troubadours anführt, gehört vielmehr in ein anderes Gebiet als das der Liebe. Das relativ Naturalistische, etwas derbe in der Schilderung der heissen ehelichen Liebe im *Erec* erinnert an die Darstellung der Liebe bei Marie de France.*) Marie hatte ihre Ideen aus keltischen Quellen; es ist wahrscheinlich, dass Kristian die seinigen im *Erec* (wie in seinem *Tristan*) aus ähnlichen Quellen geschöpft hat; vgl. Gaston Paris in *Romania* XX, 165, und in der *Revue de Paris*, April 1894.

Im *Cligès* und in *La Charrette* ist es ganz anders. Dort findet sich die provenzalische Auffassung der Liebe wieder, sogar auf die Spitze getrieben und in die minutiösesten Details zerlegt. Die Liebe ist eine unwiderstehliche Gottheit, entsteht durch Schönheit u. s. w., was alles wieder von Mott durch zahlreiche Belege erwiesen wird, wie dasselbe auch in den folgenden Kapiteln wiederholt wird. Hierin begeht der Verfasser einen Kompositionsfehler, den man zwar versteht und entschuldigen kann, der aber ermüdend wirkt und die Uebersichtlichkeit verringert. Indess wird im *Cligès* sowohl die Liebe der Frau als die des Mannes geschildert, und das Endziel ist Heirat. Diese Umstände, der provenzalischen Liebestheorie fremd, fehlen auch in *La Charrette*, und damit kommt Kristian hier in völlige Uebereinstimmung mit den Troubadours. Im *Yvain* geht Kristian einen Mittelweg: er spricht kaum von der Liebe der Frau, aber er schildert die Liebe in der Ehe.

Nunmehr ist die Liebe eine elegante Kunst, eine Art Wissenschaft geworden, deren Regeln ordentliche Theorien veranlassen. Daher der etwas eigentümliche Titel des Mott'schen Buches „The *System* of Courtly Love“. Die Theorien werden in dem bekannten Codex *De arte honesti amandi* von André le Chaplain zusammengestellt. Nach einer ausführlicheren Besprechung dieses Werkes steht Verf. vor „einer Masse Gedichte“, die zu erwähnen allzu weit führen würde. Es sind dies die auf der Liebe aufgebauten allegorischen Auslassungen, welche im *Rosenroman* ihren Höhepunkt

*) Vgl. hierüber Schiött, *L'Amour et les amoureux dans les lais de Marie de France*, Lund 1889, eine Brochüre, die Mott nicht zu Rathe gezogen hat.

erreichen. Auch sind Sie schon zum grossen Teile in den *Origines et sources du Roman de la Rose* von Langlois analysiert worden. Dr. Mott gibt gleichwohl seinerseits eine kürzere Analyse einiger der hierher gehörigen Dichtungen, vor allem des *Rosenromans.*

Gleichzeitig entwickelt sich in Südfrankreich eine theoretisierende und philosophische Richtung, die vom Norden nicht unbeeinflusst ist und der alle jüngere Troubadours angehören. Indess scheint der Unterschied von der älteren Schule nicht so sehr im neuen Ideenkreise als in einem neuen, mehr philosophischen Stil zu liegen, was zwar aus Verfassers reicher Beispielsammlung hervorgeht, aber nicht deutlich genug hervorgehoben wird. Schliesslich wird auch im Süden die Liebe als eine Kunst betrachtet und auch allegorisch dargestellt: „Aus feiner Liebe entstehen meine Gedichte mehr als aus irgend einer anderen Wissenschaft“, Aimeric de Pegulhan; u. s. w.

Unter solchen Umständen konnte ein Werk wie Matfre Ermengaus *Breviari d'amor* erscheinen, ein Werk in dem omne scibile der Zeit auf die Liebe bezogen wurde.

Wie die provenzalische Liebesdichtung zu den Nachbarländern drang, ist bekannt, und Verf. erörtert diesen Gegenstand, nachdem er ganz unerwartet dem Klagelied ein zwar sehr kurzes Kapitel gewidmet, besonders für Italien. Da erklingt nun zunächst auf Sicilien die ritterliche Liebespoesie wieder, obwohl es mit dem Rittertum sehr schlecht steht. Dasselbe fasste bekanntlich in Italien keinen sichern Fuss. Gleichwohl werden aufs neue die alten Sentenzen: die Liebe ist eine Gottheit, entsteht durch Schönheit etc. sattsam wiederholt. Aber in den alten dürren abgedroschenen Stoff bringt in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts Guido Guinizelli (so besser zu schreiben als Guinicelli) wenigstens Natürlichkeit und Geschmack: „Gefühl und frisches Leben“ („fresh vividness of feeling“), sagt Dr. Mott. Das scheint doch betreffs der meisten von Guinizelli und seiner Schule ausgegangenen Gedichte etwas zu viel gesagt.

Ein Schüler Guinizellis war auch Dante, wie so viele seiner Freunde in Florenz. In *Vita nuova* vereinigte er seine ersten Gedichte. Sie tragen gleichzeitig das Konventionelle aber nicht das Extreme, Unnatürliche, des Kristian von Troyes, der Troubadours, der Sicilianer, der Bologneserschule Guinizellis, und das Wahre, Lebendige, das den besungenen Erlebnissen, wirklichen Erlebnissen diesmal, dem Verhältnis zu Beatrice, innewohnen musste, zur Schau.

Konventionelles findet sich hauptsächlich in den Gedichten bis zu Beatricens Tod; danach wird dem Wahren, Selbsterlebten mehr und mehr Platz eingeräumt. Der Prosarahmen der Gedichte, der ganz nach dem Tode der Besungenen geschrieben wurde, ist eben-

falls ziemlich frei von Konventionalismus und gibt uns Dante selbst. Wenn auch Dante hier z. B. die Liebe als Gottheit — in althergebrachter Weise — darstellt, so ist es doch in originalen Formen, die nichts mit dem Liebesgott der Troubadours gemein haben. Ganz neu und den gewöhnlichen Theorien widerstreitend ist z. B. die Einführung der *donna pietosa,* der Nummer neun, die Versetzung der todten Beatrice unter die Engel des Himmels.

Auf den Schlussseiten bringt Dr. Mott unter anderem die Beobachtung, dass Dante in den früheren Gedichten an seine Geliebte deren Namen, ähnlich wie die provenzalischen Troubadours und die provenzalisierenden Dichter, nicht nennt, ausser im XXIV, wo er aus speziellen Gründen (s. D'Anconas Kommentar) den Kosenamen Monna Bice gebraucht; dass er aber in den späteren Gedichten und im Prosarahmen der *Vita nuova* Beatrice mehrmals namhaft macht, weil es nach ihrem Tode keinen Grund mehr zur Verhehlung gab. Hier liegt eine klare Antwort auf Scartazzinis wiederholte Behauptung, Beatrice sei welche Frau man immer wolle, nur nicht eine, die wirklich Beatrice geheissen habe.

Dr. Mott hat viel interessantes Material zusammengebracht, die Hauptströmungen in der Auffassung der Liebe in der mittelalterlichen Litteratur in geschichtliche Verbindung gebracht, und zweifelsohne im allgemeinen richtig auseinandergesetzt und somit sich ein Recht auf den Dank der Litteratur- wie Kulturforscher erworben. Einzelne Punkte verdienen noch mehr im Detail untersucht zu werden, wobei man sicherlich zu denselben Resultaten wie Dr. Mott gelangen würde.

Druckfehler in Personennamen machen auf manchen einen unangenehmen Eindruck. In Dr. Mott's Buch findet man Hornung für Horning, Joncbloet für Jonckbloet, Francesco da Barbarino (S. 127), Grosstete, Va*u*queiras (98) etc. Die konstante Schreibung Guinevere fällt auf.

GÖTEBORG. JOHAN VISING.

L'Excuse de noble Seigneur Jacques de Bourgogne, Seigneur de Falais et de Bredam, par **Jean Calvin,** réimprimée pour la première fois sur l'unique exemplaire de l'édition de Genève (1548) avec une introduction par Alfred Cartier. Paris, lib. Lemerre, 1896. LXXV et 55 pages.

La belle édition des Oeuvres de Calvin, à laquelle M. M. Reuss, Cunitz et Baum ont attaché leur nom, ne contient qu'une traduction latine de ce petit traité. Le texte original, en français, était demeuré introuvable. „Nous l'avons cherché, écrivait M. Reuss quelque temps avant sa mort, dans tous les coins de la Suisse

et de la France.“ Le fait est qu'il n'en existait plus qu'un seul exemplaire, qui a été enfin retrouvé par M. Alfred Cartier dans la belle bibliothèque de M. Henri Tronchin, à Bessinge près Genève.

M. Alfred Cartier est un bibliographe distingué, déjà connu par quelques publications érudites, entre autres par les *Arrêts du Conseil de Genève sur le fait de l'imprimerie et de la librairie, de 1541 à 1550* (Genève, 1891, 206 pages in-8°.)

La solide introduction qui précède la réimpression de l'opuscule de Calvin, donne une notice biographique sur Jacques de Bourgogne. Ce riche seigneur appartenait à une branche bâtarde de la maison royale de France; par son bisaïeul le duc de Bourgogne Philippe le Bon, il se trouvait cousin (au septième degré) de Charles-Quint, dont il était le sujet. Il avait possédé sa faveur; il la perdit bientôt, à cause du penchant qu'il avait témoigné de bonne heure pour les doctrines de la Réforme. A une époque où l'on pouvait espérer encore de voir les nouvelles idées obtenir quelque accès auprès de l'Empereur, Jacques de Bourgogne fit écrire par Calvin une espèce de plaidoyer pour défendre sa cause personnelle contre les attaques dont il était l'objet à la cour, en profitant de l'occasion pour exposer sa foi en termes soumis et respectueux, calculés de manière à donner au souverain le moins d'ombrage possible.

On retrouve dans ces pages le talent de Calvin. L'heureuse trouvaille de M. Cartier enrichit sans la surcharger la collection des œuvres françaises du grand théologien. EUGÈNE RITTER.

Oeuvres de saint **François de Sales.** Edition complète, d'après les autographes et les éditions originales; enrichie de nombreuses pièces inédites; publiée par les soins des religieuses de la Visitation du 1er monastère d'Annecy. Genève, librairie Trembley. Tome III. Introduction à la vie dévote. 1893. Tomes IV et V. Traité de l'amour de Dieu. 1894. Tome VI. Les vrais entretiens spirituels. 1895. Tome VII et VIII. Sermons. 1896 et 1897.

Introduction à la vie dévote, par **S. François de Sales,** évêque de Genève. Réimpression textuelle de la 3e édition (1610). *Bibliographie,* par A. Perrin. *Etude iconographique,* par John Grand-Carteret. Deux volumes. Moutiers, libraire Ducloz. 1895.

En 1893, j'ai donné ici un compte-rendu des deux premiers volumes de la belle édition qui se publie en Savoie des Oeuvres de saint François de Sales. L'éditeur est un bénédictin anglais, Dom Mackey, qui avait traduit dans sa langue quelques-uns des ouvrages de l'évêque de Genève, et s'était intéressé à son auteur.

Les religieuses de la Visitation, qui se sont adressées à lui pour le charger de diriger leur entreprise, ont eu la main heureuse. La publication de chaque nouveau volume permet d'apprécier davantage le soin que met à son travail le savant et habile éditeur, et la compétence avec laquelle il traite les questions que son sujet l'amène à discuter.

L'Introduction à la vie dévote, qui a été remaniée à plus d'une reprise par François de Sales, est donnée, dans l'édition de Dom Mackey, d'après le texte de 1619, qui est le dernier que l'auteur ait revu. Les variantes de la seconde édition (1609), de la troisième (1610), de l'édition de 1616, et celles des manuscrits conservés, sont données en note. Quant à la première édition — qui avait paru avec le même millésime que la seconde, mais huit ou dix mois auparavant — le texte en est reproduit en entier dans un appendice. On peut suivre ainsi les plus légères modifications du texte de *l'Introduction à la vie dévote*, depuis le premier jet jusqu'à la dernière révision.

La préface écrite par Dom Mackey, étudie de très près la genèse du chef d'œuvre de François de Sales. Des lettres inédites du saint évêque et de ses correspondants, et d'autres documents manuscrits, ont permis au nouvel éditeur de suivre pas à pas l'histoire de la composition de ce livre, et d'en marquer avec certitude les étapes successives. Dans tout cela, la part qui revient à madame de Charmoisy a été déterminée avec précision, tandis que jusqu'ici elle avait été oubliée par les uns, et peut-être exagérée par les autres.

Parallèlement à l'édition de Dom Mackey, M. Duclos, imprimeur à Moutiers en Tarentaise, publiait aussi *l'Introduction à la vie dévote.* Il a choisi pour le reproduire le texte de la troisième édition (1610). Les deux volumes qu'il a fait paraître son imprimés avec luxe; les pages sont encadrées de filets rouges; les vignettes, les culs - de - lampe, reproduisent des gravures de l'époque. Deux appendices, placés dans le premier volume, contiennent, l'un, une notice bibliographique de M. Perrin (164 pages) sur l'ouvrage; l'autre, une étude iconographique de M. Grand-Carteret (155 pages) sur l'auteur, avec beaucoup de reproductions de portraits, d'estampes originales, et de tableaux.

Rien ne donne une plus juste idée du succès d'un ouvrage, rien n'en marque l'influence d'une manière plus précise, qu'une liste complète des éditions qui s'en sont succédé. Le travail de M. Perrin, — qui n'est point définitif, malgré le soin avec lequel il s'y est appliqué, — provoque bien des réflexions.

La renommée de saint François de Sales a subi une éclipse au 18e siècle: le public ne demandait plus aux libraires ses Oeuvres

complètes, qui ont eu sept éditions au 17e siècle, et cinq dans le nôtre, mais aucune entre 1672 et 1821. Néammoins, et même à l'époque où Voltaire et Rousseau semblaient les maîtres de la pensée européenne, de 1760 à la Révolution, il est intéressant de voir se succéder les éditions de *l'Introduction à la vie dévote*; c'est comme un fourmillement:

Texte français. Paris, 1764, 1772. Lyon, 1769, 1772, 1775. Liège, 1781. Rouen, 1781, 1783, 1787, 1792, 1793. Annecy, 1792.

Traduction latine. Cologne et Francfort, 1754. Tyrnau, 1766.

Traductions italiennes. Padoue, 1761, 1767. Venise, 1769, 1778, 1783, 1792, 1793. Vérone, 1772, 1782.

Traduction espagnole. Madrid, 1760, 1768, 1770, 1790, 1793.

Traduction anglaise. Londres, 1762, 1794.

Traduction allemande. Buda, 1766. Augsbourg, 1769, 1773. Strasbourg, 1778.

Traduction tchèque. Prague, 1780.

Traduction en grec moderne. Constantinople, 1780. Vérone, 1782.

Je ne sais si je m'abuse: il me semble que cette série de dates est parlante. On y touche au doigt la persistance de la foi chrétienne en Europe, à une époque où l'incrédulité avait le verbe haut, où les apologistes étaient débordés et battaient en retraite.

Quant à l'étude iconographique de M. Grand-Carteret, c'est la première fois, comme il le remarque lui-même, qu'un travail de ce genre a été entrepris sur un des saints de l'Eglise catholique, au point de vue de l'amateur laïque, respectueux, mais désintéressé. La figure du prélat savoyard apparaît successivement sous le crayon des artistes de toutes les époques, de toutes les écoles. „Rien n'est curieux, dit le savant iconographe, comme ce passage de certains hommes devant l'objectif de l'histoire: tel, qui jadis a été gravé par Audran, par Morin, ... par tous les burins français, italiens, allemands et hollandais, se trouve habillé, façonné à la mode du jour par les artistes du 18e siècle; puis prend place sur les pierres lithographiques d'un Maurin ou d'un Belliard, pour se retrouver finalement servant de signet à quelque livre d'heures, ou d'image à l'usage de l'enfance."

Je reviens à l'édition de Dom Mackey. Les volumes IV et V contiennent le *Traité dè l'Amour dè Dièu.* Le texte adopté est celui de la première édition, qui parut en 1616, et qui „est vraisemblablement la seule qui ait été publiée sous la surveillance de l'auteur." Notons cependant que celui-ci a dit, dès que cette

première édition eut paru: „Le libraire a laissé couler plusieurs fautes en cette œuvre.“

Deux groupes de manuscrits autographes se sont trouvés à la disposition des éditeurs: les uns sont le premier jet de l'auteur; les autres sont à peu près conformes au texte définitif; mais les uns et les autres ne sont que des débris des manuscrits originaux. Le premier groupe de manuscrits correspond à peine au quart de l'ouvrage; le second en est une partie moindre encore. Les variantes du second groupe sont données en note; les pages manuscrites qui renferment le premier jet de l'auteur ont été publiées in extenso dans un appendice.

Le VIe volume des Oeuvres contient les *Entretiens spirituels.* Les premières religieuses de la Visitation ont fait pour le fondateur de leur ordre ce qu'avaient fait dans l'antiquité Xénophon pour Socrate et Arrien pour Epictète: elles ont rédigé les entretiens du saint évêque, et les ont publiés après sa mort. Des notes, prises le soir même des jours où elles l'avaient entendu, ont été le point de départ de leur œuvre; les Visitandines ont certainement réduit au minimum la part qui leur revient dans la rédaction qu'elles ont donnée de ces Entretiens; la parole familière et vivante de l'aimable prélat nous est parvenue dans un texte plus fidèle sans doute que celui des philosophes grecs. A vrai dire, ces Entretiens ne revêtent pas la forme de dialogues: dans le petit cercle intime où saint François de Sales prenait la parole, chacun se taisait pour l'écouter. Mais ce silence même est parlant; nous l'entendons, pour ainsi dire; nous entendons ce silence unanime et recueilli dans lequel tombaient, aussi doucement que la neige sur la terre, les conseils, les vues pénétrantes, les idées mystiques, tout ce qui sortait naturellement de l'âme du père spirituel, parlant aux filles qu'il chérissait.

En 1624 déjà, deux ans à peine après la mort de François de Sales, il était dit dans l'article 29 du Coutumier de l'ordre de la Visitation: „On lira une fois l'année les *Entretiens* dans le réfectoire, pendant les repas; au moins un ou deux tous les mois.“ Un des manuscrits de ces Entretiens fut détourné; un libraire le fit imprimer et mit l'ouvrage en vente en 1628. Cette publication indiscrète, et pleine de fautes, fit quelque scandale. Mais l'année suivante, parut, par les soins de madame de Chantal, une édition qu'on peut appeler officielle; on en avait élagué certaines familiarités, et on avait donné plus de soin à la correction des épreuves. Dom Mackey a reproduit le texte de cette édition de 1629; il donne en note ou en appendice des variantes ou des additions, empruntées aux manuscrits de l'époque, et même à l'édition subreptice de 1628, un examen attentif lui ayant montré qu'elle avait été faite sur un assez bon manuscrit; il a ainsi pieusement recueilli,

au milieu des notes qui avaient été prises pour garder mémoire des entretiens familiers de l'évêque de Genève, toutes les parcelles de discours qui lui ont paru authentiques.

Les sermons de saint François de Sales appartiennent à ses œuvres posthumes. La première édition, qui est de 1641, en avait fait judicieusement deux parts, selon qu'ils étaient publiés d'après les manuscrits autographes du prédicateur, ou d'après les notes prises par les religieuses qui les avaient entendus. Une seconde édition, qui parut en 1643, avait enrichi ce premier recueil; en sorte que l'on possédait 28 sermons du premier groupe, et 43 du second. On en était à peu près resté là, depuis lors. L'édition de Dom Mackey donnera les sermons en quatre volumes. Les deux premiers ont déjà paru, et contiennent les sermons ou plans de sermons publiés d'après les manuscrits autographes: au lieu de 28, il y en a 160. Il est vrai que pour beaucoup de ces sermons, on n'a que quelques pages de notes en latin.

Nous sommes assurés que saint François de Sales était un orateur plein de charme et d'onction; mais il faut beaucoup de bonne volonté pour retrouver ces qualités dans les pages réunies avec tant de soin par le nouvel éditeur. On peut dire que ces deux volumes forment une partie assez ingrate de la belle collection qu'il dirige. Mais nous approchons heureusement du moment où commencera la publication de la Correspondance. Les lettres de l'évêque de Genève, avec *l'Introduction à la vie dévote*, sont la meilleure part de ses écrits; et là, l'édition nouvelle nous donnera beaucoup d'inédit, en même temps qu'un classement très amélioré des pièces déjà connues; en sorte que nous pouvons attendre avec une joyeuse espérance les tomes XI et suivants.

J'ai dit que Dom Mackey était anglais. Il faut un œil bien attentif pour reconnaître çà et là, dans ce qu'il écrit, la marque de l'étranger. Ainsi tome III, page LXXI, quand il cite sérieusement le mot de je ne sais quel auteur, qui appelait le père Tournemine: „le prince des critiques.“ Cela fait sourire; sans flatter notre siècle, on a droit de dire que depuis Villemain et Sainte-Beuve, la critique littéraire est très supérieure à ce qu'elle était autrefois; et aujourd'hui même, la France possède une pléiade de critiques distingués, qui peuvent regarder de bien haut le père Tournemine. — On se demande ce qu'a voulu dire Dom Mackey en écrivant (III, LXIX) que „le *Dictionnaire étymologique* de M. Brachet a une valeur particulière pour un écrivain savoyard“? — Mais j'aurais tort de m'arrêter à ces vétilles, en rendant compte d'une œuvre magistrale, qui constituera un monument littéraire. Bossuet et Fénelon seront heureux le jour où leurs œuvres trouveront un éditeur aussi dévoué et aussi compétent. EUGÈNE RITTER.

Béat-Ludwig von Muralt. Lettres sur les Anglais et les Français (1725) herausgegeben von Otto von Greyerz. Bern. Verlag von A. Siebert. 1897. XXI et 299 pages in 8°.

A deux reprises déjà, j'ai eu l'occasion de parler ici de Béat de Muralt. En 1881, j'ai résumé ce qu'on savait de lui, en y ajoutant le résultat de quelques recherches que j'avais faites moi-même. En 1889, j'ai donné le compte-rendu d'une thèse de doctorat, dans laquelle M. Otto de Greyerz avait étudié avec beaucoup de soin et de succès les œuvres et la vie de l'écrivain bernois, son compatriote.

Les *Lettres sur les Anglais et les Français,* qui ont fait la réputation de Muralt, avaient paru en 1725, et ont eu plusieurs éditions au 18e siècle; la dernière est de l'an VIII (1800). Elles n'avaient pas été réimprimées depuis lors; et ceux qui voulaient se les procurer, devaient attendre de les rencontrer dans un catalogue de livres anciens. Il faut remercier M. de Greyerz et l'éditeur bernois d'avoir donné une nouvelle édition d'un ouvrage agréable à lire, qui est d'un grand intérêt.

Comme Leibniz, Frédéric II, Melchior Grimm et Bonstetten, Muralt est un de ces Allemands d'autrefois qui ont écrit en français, sans cesser de penser en hommes de race germanique. Le sujet qu'il a traité demeure toujours actuel. On peut dire qu'il l'est plus que jamais. Autant et plus qu'à aucune époque de l'histoire, les Allemands sont appelés à suivre avec attention ce qui se passe en Angleterre et en France, et à se rendre compte du caractère de leurs voisins. Le caractère, a dit Schopenhauer, est quelque chose qui ne change pas; les traits que Muralt a dessinés sont encore ressemblants. Son livre, œuvre d'un esprit pénétrant, d'un observateur génial, qui sait rendre avec netteté ce qu'il a vu, est fait pour provoquer la réflexion. Tous les Allemands qui vont en France et en Angleterre, ou qui en reviennent, devraient l'avoir lu. Il n'a vieilli que par places: quand il parle, par exemple, dans ses dernières Lettres sur les Français, de la littérature du siècle de Louis XIV. Mais là encore, il est piquant de lire, sur une époque que l'on juge aujourd'hui en se plaçant au point de vue de notre siècle, l'opinion d'un contemporain des grands écrivains d'autrefois, lequel était lui-même un homme de goût et d'esprit.

Des études persévérantes ont rendu M. de Greyerz très familier avec le sujet qu'il traite dans sa courte et substantielle introduction. Son esquisse de la vie de Muralt et de l'histoire de son livre, oriente très bien le lecteur; les notes sobres et précises qui sont à la fin du volume éclaircissent quelques allusions qui pourraient ne pas être comprises au premier mot.

Eugène Ritter.

Un testament littéraire de **Jean-Jacques Rousseau**, publié avec une introduction et des notes par **O. Schultz-Gora**, privat-docent à l'Université de Berlin. Halle, **Max Niemeyer**, 1896, 46 pages in-8°.

Gottlieb-Emmanuel de Haller est à ma connaissance le seul auteur du siècle dernier qui ait parlé de cet opuscule: *le Testament de Jean-Jaques* (sic) *Rousseau*, qui a paru en 1771, 62 pages in-8°, sans lieu d'impression. Après l'avoir cité à la page 337 du second volume (publié à Berne en 1785) de sa *Bibliothek der Schweizer Geschichte*, Haller le qualifie sans ambages: eine Turlupinade.

Ce jugement trop bref demande à être commenté. Il implique la négation de l'authenticité du Testament; et là-dessus, je suis d'accord avec Haller. Le nouvel éditeur, M. O. Schultz-Gora, estime au contraire que cet opuscule est de Rousseau lui-même: „Je crus d'abord, dit-il, avoir affaire à une supercherie; mais un examen plus attentif de ce curieux petit livre ne tarda pas à me faire changer d'avis. L'authenticité ne m'en parut guère douteuse.“

Il faut avant tout remercier M. O. Schultz-Gora d'avoir rendu facile pour tout le monde cet examen attentif d'une brochure intéressante, dont il ne paraît plus exister qu'un seul exemplaire, à la Bibliothèque royale de Berlin. Elle est donc aussi rare que l'édition originale du *Verger des Charmettes*, dont j'ai vu un exemplaire appartenant à M. de Saussure: le seul connu, à ce que je crois.

Chacun peut lire maintenant *le Testament de Jean-Jaques Rousseau*, et voir si le texte de cet opuscule appuie ou non l'hypothèse de l'authenticité. J'ai dit mon sentiment; et sans m'arrêter à prouver ce qui me paraît évident, je m'en rapporte au jugement des connaisseurs.

Je reviens à Haller, et c'est pour le contredire. *Le Testament de Jean-Jaques Rousseau* n'est pas une turlupinade. L'auteur ne s'est pas proposé de se moquer de Rousseau, et de le tourner en ridicule. Il a employé un innocent artifice littéraire pour donner un cadre à la critique qu'il voulait faire des ouvrages, des idées, et du caractère de Rousseau. Qu'on lise, par exemple, ce qu'il dit de la *Nouvelle Héloïse* ou de *l'Emile*: c'est un peu court; ce n'est ni profond, ni piquant; mais l'auteur n'en est pas moins un esprit modéré, impartial; et son petit ouvrage est un assez bon spécimen de l'ancienne critique.

Il y a quelques années, la librairie Henninger, à Heilbronn, avait entrepris de mettre au jour une série d'ouvrages rares, et utiles à l'histoire de la littéraire française des derniers siècles. L'idée était bonne; mais cette publication, malheureusement, n'a

pas eu de succès de vente, et elle s'est arrêtée. *Le Testament de Jean-Jaques Rousseau* est un de ces opuscules qui méritaient d'être remis ainsi en circulation. M. O. Schultz-Gora ferait bien de lui donner un pendant, et de réimprimer aussi le *Testament politique de M. de V.* On en connait l'auteur: l'avocat Marchand. J'ai dit ailleurs (*Archiv für das Studium der neueren Sprachen*) que je suppose que les prétendus testaments de Voltaire et de Rousseau sont l'œuvre d'un seul et même personnage.

EUGÈNE RITTER.

Weiss, Johann. *Nicolas Gilbert's Satiren.* Eine litterarische Studie. Sonderabdruck aus dem Programm der kaiserlich königlichen Staats - Oberrealschule in Böhmisch - Leipa. 1896. 66 S. M. 1.

Zu den vielen Gegnern der Aufklärung des XVIII. Jahrhunderts gehört auch der Lothringer Nicolas Gilbert, der 1751 zu Fontenoy-le Château als Sohn eines armen Landmannes geboren, am 12. November 1780 zu Paris in Noth und Elend starb. Bereits Dr. Fischer hatte ihn in einem Programm der Berliner Victoria-Schule (1870) zum Gegenstande einer 21 Seiten zählenden Abhandlung gemacht und auch sonst haben Kritiker, vorwiegend französische, ihn mit dem Massstabe der Sympathie oder Antipathie gemessen. Verfasser dieser Abhandlung, welcher auf streng katholischem Standpunkt zu stehen scheint, hat sich eine Art Rehabilitierung des ziemlich Vergessenen vorgenommen und jedenfalls viel Fleiss auf seine Arbeit verwandt. Denn nicht nur die Gedichte Gilbert's (Oden und Satiren) hat er durchstudiert, sondern auch ziemlich viele Urteile Anderer über den Dichter zusammengetragen, wobei er, seiner Tendenz gemäss, vorzugsweise die günstigen aushebt. Aber man kann aus schwarz oder dunkel nicht weiss oder hell machen. Herr Weiss gibt denn auch zu, dass der jugendliche Dichter, als er 1771 oder 1772 in Paris eintraf, sich zuerst an d'Alembert und die Herren von der Académie herandrängte, zweimal vergebens um einen akademischen Preis bewarb und erst, über diese Misserfolge erbittert, sich zu Fréron, Sabatier und anderen gehässigen Verkleinern der „Philosophen" gesellte. Dabei hat er den Einflussreichsten von Allen, Voltaire, bei Lebzeiten in seinen satirischen Angriffen tunlichst geschont oder wenigstens die Satire mit Weihrauchduft gemischt, erst nach dem Tode ihn und seine letzten Triumphe in Paris verspottet. Dass er seine zahlenden Gönner verherrlichte und, wenn sie mit den Zahlungen aussetzten, an ihre Versprechen erinnerte, wollen wir dem darbenden Hungerleider natürlich nicht verargen. Aber ein Ruhm ist das auch nicht. Verfasser hat übrigens das Verdienst, noch einmal nachgewiesen zu haben, dass

Gilbert wirklich in Elend starb, da die Pensionen vom Hofe und von seinen Gönnern ihm sehr unregelmässig gezahlt worden sind, und dass die Gerüchte über seine letzten Stunden, wie z. B. sein angebliches Hinscheiden im Spitale oder in Folge des Verschluckens eines Schlüssels, erfunden sind. Gilbert starb, wie so mancher junge Dichter, an verzehrendem, unbefriedigtem Ehrgeize. Als Satiriker wird Gilbert vom Verfasser mit Unrecht über Boileau und Voltaire gestellt, und seine 4 Satiren (*Le Poète malheureux*, *Le Carnaval des auteurs*, *Le XVIIIe Siècle*, *Diatribe au sujet des prix académiques* und das Gedicht: *Mon apologie*) viel zu günstig beurteilt, wenn schon ihnen Formtalent, Witz und pikante Effecte nicht abgesprochen werden dürfen. Verfasser macht den Fehler, alles für baare Münze zu nehmen, was Gilbert den Philosophen in die Schuhe schiebt, ohne irgendwie die Richtigkeit seiner Annahme anders, als durch ein paar Citate beweisen zu können. Auch, dass der Odendichter Gilbert ein Vorläufer der Lamartine, Hugo, Musset gewesen sei, bedurfte noch näheren Nachweises. Wie wenig kritisch Verfasser zuweilen seine Aufgabe nimmt, davon zeugt, dass er über Fréron, den sehr unlautren Herausgeber der „Année littéraire", das Urteil eines Zeit- und Gesinnungsgenossen, abbé Sabatier, ausschreibt. Was wird damit bewiesen? Uebrigens zeugt es auch von Unkenntnis der deutschen Litteratur über die französische Aufklärungszeit, wenn Verfasser (31 A.) behauptet, Fréron gelte auch heute noch meist als das, wozu ihn seine philosophischen Gegner gemacht hätten, denn Referent in seinen verschiedenen Veröffentlichungen über Voltaire und nach ihm E. Guglia (*die konservativen Elemente Frankreichs vor der Revolution*) haben sich schon von diesen Urteilen freigemacht und auf Grund eigener Quellenstudien geurteilt.

Man kann somit der Abhandlung mancherlei Verdienste nicht absprechen, aber das sine ira et studio fehlt ihr mehr, als wünschenswert.

DRESDEN. R. MAHRENHOLTZ.

Van Hamel, A. G., *Het Zoeken van „L'Ame Française" in de Letterkunde en de Taal van Frankrijk.* (Redevoering by de overdracht van het Rectorat der Rijks-Universiteit te Groningen, den 21. September 1897.) Groningen, J. B. Wolters, 1897. 54 S. gr. 8°.[1])

Van Hamel's geistvolle Rectoratsrede ist, im Grunde genommen, eine glänzend durchgeführte Apologie der höchsten Endzwecke aller

[1]) S. auch Beilage Nr. 7 u. 8 der Allgem.-Zeitung vom 11. u. 12. Januar 1898; leider sind in dem Druck des Auszuges einige erhebliche Irrtümer untergelaufen, wie z. B. „Metternich" für „Maeterlinck",

philologischen Forschung, und ihr Hauptprogramm kündet sich in aller Kürze schon in dem gewichtigen Eingangssatze an: Jede Sprach- und Litteraturstudie ist, abgesehen von ihrem besonderen Vorwurfe, in ihrem tiefsten Wesen ein Stück Psychologie. Um den breit hervortretenden Hauptstrang schlängelt und schlingt sich aber noch nebenher so mancher schöne Faden, den ich leider in dieser kurzen Besprechung nicht auch noch durch die Finger gleiten lassen kann.

Wie schon der Titel bekundet, zerfällt die Rede in zwei Hauptteile: die psychologische Erforschung einerseits der Litteratur, andererseits der Sprache Frankreichs. Der zweite Teil ist der kürzere, aus leicht ersichtlichem Grunde.

Der einigermassen auffallende Ausdruck: das Suchen nach der französischen Seele wird durch verschiedene der französischen Schriftsteller- und Gelehrtenwelt entlehnte Beispiele als „actuell" gerechtfertigt. Für die eigentümliche Erscheinung, dass die etwas sentimentale Bezeichnung: l'âme française häufig an Stelle des beliebten *„génie national"* (*le caractère français, l'esprit gaulois*) tritt, vermutet van Hamel deutschen oder russischen Einfluss. Warum soll der Ausdruck kein spontaner sein? Auch die romanischen Rassen haben ihre Sentimentalität. Mir scheint der Ausdruck aus einer Art von *„fin de siècle"* Stimmung geboren, deren Beeinflussung Frankreich so gut wie die übrigen Völker Europas seit geraumer Zeit unterliegt.

Nach einem detaillierten Hinweise auf die Umgestaltung der modernen Examenprogramme, auf die endlich einigermassen angebahnte Herstellung des neuphilologischen Gleichgewichts, d. h. die gleichmässigere Behandlung sämtlicher Litteratur- und Sprachperioden, concentriert van Hamel seine Aufmerksamkeit auf einige bereits von G. Paris (in seiner Meistervorrede zu der unter Leitung Petit de Juleville's veranstalteten *Histoire de la Langue et de la Littérature française*) angeregte Ideen, die er prächtig zu illustrieren versteht. Das Tasten nach Erkenntnis des collectiven Gemütslebens der französischen Nation fördert er durch zwei feinsinnige, die volle Länge der Hauptlitteraturepochen durchmessende Spezialbetrachtungen welche zugleich den Beweis erbringen, dass das gleiche *„génie"* trotz der durch die Renaissance geschaffenen Kluft die ältere wie die neuere französische Litteratur durchdringt. Die erste dieser übersichtlichen Ausführungen kreist um die „epische Dichtung", die

---

„Formel" für „formelle" (Nr. 7, p. 4 col. 2 l. 5), der „Ritter" für die „Ritterehre" (Nr. 8 p. 3 col. 1), sowie ein ganz falscher Satz, der lauten müsste: Wenn Frankreich im Zeitalter Ludwigs XIV. dem Protectionismus gehuldigt hätte, würde seiner Litteratur in dieser Epoche somit ihr schönster Glanz gefehlt haben." (Nr. 8 p. 3 col. 2).

zweite beschäftigt sich mit den interessanten Phasen, die „l'amour courtois“ bis in die jüngste Zeit herein durchlaufen hat. Das zweite Beispiel ist das lohnendere. Denn die Epik ist — wie van Hamel selbst bemerkt — an ganz besondere Verhältnisse gebunden; auf alle Fälle streift das Volksepos mit dem Ausgange des Mittelalters seine ursprüngliche Form ab, die sich überlebt hatte; die Auflösung der Volksepen in Prosaromane deutet bereits die moderne Richtung der epischen Entwickelung an. Der Begriff der „epischen Poesie“ muss auf alle Fälle weiter gefasst werden, als es van Hamel für seine Zwecke thut; es ist zu bedauern, dass er sozusagen auf halbem Wege stockt, indem er nur von der épopée napoléonienne (p. 30) beiläufig erwähnt, dass sie sich in allen modernen Dichtungsgattungen ein Eckchen erobert habe. Wenn z. B. der historische Roman (Zola's Débâcle?), überhaupt Romanepisoden (man denke an die schöne Soldatenscene in Balzac's *médecin de campagne*) sich als wichtige Glieder in die Kette der so verschiedenartig geschliffenen epischen Produkte einreihen, wird manches Hemmnis schwinden, das einer consequenten Durchführung der geistvollen Idee van Hamels anscheinend noch im Wege steht. Man wage noch einen Schritt weiter: lüpft man die fremdländische Maske des nationalen Trauerspieles, (*Andromaque le Cid*), so tritt auch hier der Grundzug der französischen Seele hervor, den van Hamel als einen „national-heroischen und zugleich menschlichen Idealismus“ zu deuten und zu definieren sucht.

Prächtig ist der weniger Lücken bietende Nachweis geglückt, dass das „erotisch-cerebrale“ Element der französischen Psyche, wie es sich bereits in den seelenkundigen Liebesbespiegelungen eines Chrétien de Troyes crystallisiert hat, im Treiben der pretiösen Kreise, im Drama von Corneille bis auf A. Dumas und die neueste dramatische Schule, im psychologischen Romane (P. Bourget), ja selbst im „jeu des petits papiers“ des modernen französischen Salons seine Existenzzähigkeit erhärtet. Wo thäte sich auf diesem weiten Gebiete eine Spalte auf, die sich nicht mühelos überbrücken liesse?

Auf die Frage: wo *l'âme française* in der Sprache zum Vorschein tritt, ist die direkte Antwort schwer, denn das Sprachgefühl, der Hauptfaktor, von dem die kunstgemässe Erlernung der fremden Sprache und somit die engste Berührung mit der fremden Psyche abhängt, ist etwas Undefinierbares. Allerlei Gebiete, der Bedeutungswandel, die Wortbildung, die Syntax etc. liefern nicht zu verachtende Scherflein, den vordersten Platz räumt van Hamel aber hier dem Kapitel vom „französischen Accente“ ein — dem von der Gelehrtenwelt noch ungelösten Sphinxrätsel.

Noch eins: van Hamel erwähnt zu Beginn seiner Rede, dass

Derjenige, der den Satzbau, den Wortschatz, die Rhetorik eines Schriftstellers durchforscht, auch die Phantasie desselben in ihrem „Zauberschaffen bespäht". Das klingt so selbstverständlich. Aber beachtet die moderne Kritik dieses wichtige Moment auch wirklich genügend? Legen wir die haarscharfe Feile des Mathematikers nicht sogar an das naive Volksepos und ergehen uns selbst für seine „kindlichen" Widersprüche in der trockensten Aufzählung von Gründen? — Wünschen wir dem von der Höhe seiner Aufgabe so völlig durchdrungenen[2]) holländischen Romanisten, dass angesichts der weiten Perspektive, die er auf noch zu kultivierendes Arbeitsfeld eröffnet hat, sein berechtigter Wunsch nach ausgedehnterer Universitätspflege[3]) der romanischen Philologie (die er seit 13 Jahren in seinem Vaterlande anstrebt) endlich in Erfüllung gehe!

KARLSRUHE. M. J. MINCKWITZ.

Staaff, Erik, *Le suffixe-arius dans les langues romanes. Thèse pour le doctorat.* Upsala 1896. 160 SS. 8.

Den Abhandlungen, welche während der letzten Jahre über die Entwickelung des Suffixes-arius im Romanischen erschienen sind, reiht sich die vorliegende umfangreiche Dissertation an. Dieselbe legt von dem Fleisse und der Sachkenntniss ihres Verfassers ein rühmliches Zeugniss ab. Die Lösung des schwierigen Problems aber, das in ihr behandelt wird, bringt meines Erachtens auch sie nicht.

Der Verfasser glaubt (p. 90) das Lautgesetz entdeckt zu haben, dass im Französischen nach den hochtonigen palatalen Vocalen *e*, *ẹ* (= *ä*), *ü* die Verbindung *ir* (d. h. epenthetisches i + palatales *r*) im Auslaute zu *r* vereinfacht wird, während, wenn dem *ir* ein aus *a* entstandenes *e* nachfolgt, das *r* entpalatalisiert wird, das *i* aber mit dem ihm vorausgehenden Vocale verschmilzt, z. B.

mi [ni]stĕrium > * *mestieir'* > *mestier* > *métier*,
primarium > *premẹir'* (= *premäir'*) > *premẹr*,

aber:

mĕreat (> * *mieir'e*) [1]) > * *mieire* > *mire* (ebenso *fĕriat* > *fire*),

---

[2]) Warum hat er aber eine ganze Reihe namhafter Vertreter unseres Faches, insbesondere deutscher Nation, mit Stillschweigen übergangen?

[3]) Art. 43 der holl. Verfassung lautet wörtlich: „An mindestens einer Universität findet Unterweisung statt . . . . . in der französischen, der englischen und der hochdeutschen Sprache und Litteratur."

[1]) Ich bin nicht sicher, ob der Verfasser diese nach meinem Dafür halten notwendige Mittelstufe annimmt, ich setze daher die betreffenden

area (> *air'e*) > *aire* (> *äre*)
varia (> *vair'e*) > *vaire* (> *väre*).

Demnach würde z. B. *caballarium* ganz regelrecht (über **cheveläir*) zu *chevalęr* geworden sein.

In zahlreichen Worten geht nun dem Ausgange *-arium*, bezw. *-ęr* ein Palatal voraus (z. B. *porcarium* > *porchęr*), durch dessen Einwirkung (nach dem sog. Bartsch'schen Gesetze) das *ę* in *ię* diphthongiert wird (*porchęr* > *porchięr*). Nach Analogie dieser Worte aber haben dann auch diejenigen auf *-ęr*, in denen dem *-ęr* ein nicht palataler Laut vorausging (z. B. *premęr*, *chevalęr*), *ię* statt *ę* angenommen, so dass also z. B. *premięr* für *premęr*, *chevalięr* für *chevalęr* eintrat.

Der Regel entziehen sich (nach des Verfassers Ansicht), folgende Worte: 1. *vair* (Anbildung an das Fem. *vaire*); 2. *pair* beeinflusst durch *paire*); 3. *adversaire*, *contraire* etc. („ils remontent à une époque où la voyelle finale ne tombait plus").

So also wäre die Entwickelung von *-arium* > frz. *ier*, bezw *-aire* erklärt.

In Bezug auf das ital. *-iere* schliesst der Verfasser sich, allerdings mit einigem Bedenken, der Ansicht d'Ovidio's an, dass dieses Suffix dem Französischen entlehnt sei.

Ich habe gegen die Aufstellungen des Verfassers folgende Bedenken auszusprechen:

1. Ein Lautgesetz, wonach *ir* (d. h. epenthetisches *i* + palatales *r*) zu *r* geworden, also das *i* geschwunden sei, vermag ich nicht anzuerkennen. Erstlich, weil ich nicht einsehe, worin es begründet sein soll: war die Aussprache eines *i* mit nachfolgendem palatalen *r* unbequem, so genügte es, das *r* zu entpalatalisieren die Beseitigung des *i* aber war durchaus unnötig. Sodann, weil z. B. in *cuir* (aus *cŏrium*) das *i* vor (ursprünglich palatalem) *r* ganz ruhig verblieben ist, und zwar nach hellem Vocale, denn *cuir* ist entstanden aus * *cueir*, wo also dem *i* ein *e* vorausging, und übrigens ist auch *ü* ein heller Vocal. Dazu kommt aber noch ein Anderes. Nach des Verfassers Ansicht (p. 91) ist z. B. *porcarium* zunächst zu * *porchieir*, dann (durch Entpalatalisierung des *r* und Schwund des *i*) zu *porchier* geworden. Es wäre demnach der Triphthong *iei* zu dem Diphthongen *ie* vereinfacht worden. Dies aber würde eine ganz abnorme Entwickelung sein, denn sonst wird *iei* stets zu *i* monophthongiert (z. B. *lĕctus* > * *lieit* > *lit*, *confĕctum*

Formen in Klammern. — Noch bemerke ich, dass meine Recension bereits im Juni 1896 geschrieben und eingesandt wurde, dass ich also die seitdem über *-arius-* handelnden Schriften (namentl. Lindström's und Eurén's (Dissertationen) nicht habe berücksichtigen können.

> * *confieit* > *confit* etc.) Ich begreife nicht, warum *iei* vor (entpalatalisiertem) *r* anderes behandelt, warum z. B. *porchieir* nicht zu * *porchir* geworden sein soll. Ich begreife dies um so weniger, als die Entwickelung *iei* (vor ursprünglich palatalem *r*) > *i* thatsächlich vorliegt in *fĕriat* > *fire*, *mĕreat* > *mire*. Dem Umstande, dass im letzteren Falle dem ursprünglich palatalen *r* ein nachtoniges *e* (< *a*) nachfolgt, kann ich irgendwelche Bedeutung nicht beimessen, denn auch in *cuir*, dessen (ursprünglich palatales) *r* im Auslaute steht, ist das epenthetische *i* erhalten geblieben — eben, wie schon oben bemerkt wurde, ein Beweis, dass *-ir* (aus *-ir'*) nicht zu *r* vereinfacht wird.

Auf *mestier* u. dgl. — es kommen hier übrigens nur wenige Worte in Betracht — darf man sich nicht berufen, in diesen Worten nicht Stützen der Staaff'schen Annahme erblicken wollen. Denn aller Wahrscheinlichkeit nach ist *mestier* (*métier*) nicht durch lautliche Entwickelung aus * *mestieir* entstanden, sondern durch analogische Umbildung geschaffen worden, indem (sei es * *mestieir* oder) * *mestir* nach dem Muster der so zahlreichen Substantive auf *-ier* umgeformt wurde, d. h. den Ausgang *-ir* mit dem Ausgange *-ier* vertauschte.

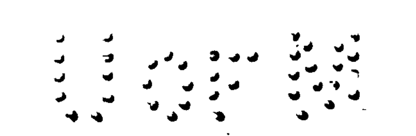
Der Verfasser sucht seine Ansicht dadurch zu stützen, dass er die Entwickelung des Suffixes *-arius* in einer Reihe von provenzalischen, franco-provenzalischen und französischen Mundarten verfolgt, wobei er immer darauf hinweist, wie die betreffenden Gestaltungen auf *-arius* und nicht etwa auf *-aeri* beruhen. Grundsätzlich ist dies, wie gar nicht erst bemerkt zu werden braucht, ganz gewiss ein sehr richtiges und löbliches Verfahren. Gleichwohl muss ich ihm im vorliegenden Falle jede Beweiskraft absprechen. Die Mundarten nämlich, welche der Verfasser zur Vergleichung heranzieht, gehören zum Teil dem Mittelalter an, es kann also ihr Lautstand nicht durch unmittelbare Beobachtung, sondern nur mittelbar aus den in den Litteraturwerken gebrauchten Schreibungen erschlossen werden. Will man aber auf diesem Wege etwas annähernd Sicheres ermitteln, so muss jedes einzelne Schriftwerk, welches als lautgeschichtliche Quelle benutzt werden soll, auf seine Beschaffenheit und Ueberlieferung hin genau geprüft werden, es muss festgestellt werden, ob der betreffende Text in Urschrift oder in Abschrift vorliegt, ob sein Schreiber, bezw. sein Abschreiber auf eine annähernd treue Wiedergabe der mundartlichen Laute Wert gelegt hat oder nicht, und was dergleichen Vorfragen mehr sind. Der Verfasser hat diesbezügliche Untersuchungen nicht angestellt. Das kann ihm, wenn man billig urteilen will, auch gar nicht verargt werden, — aber die Folge ist eben, dass seine auf die alten Mundarten sich erstreckenden Beobachtungen

so ziemlich belanglos sind. Auch mit den Angaben, welche Mundarten der Gegenwart betreffen, steht es nicht viel besser. Hier verlässt sich der Verfasser auf seine Gewährsmänner (Odin, Häfelin, Puitspelu u. a.). Es wäre höchst ungerecht, ihm daraus einen Vorwurf machen zu wollen: praktisch konnte er füglich gar nicht anders handeln, und der Pflicht, sich die vertrauenswürdigsten Gewährsmänner auszuwählen, hat er genügt. Aber auch angenommen, dass alle die Angaben, welche der Verfasser den Schriften bewährter Dialektforscher entnommen hat, durchaus zutreffend seien, so ist damit doch leider nicht viel gewonnen. Der heutige Lautstand der Mundarten Frankreichs ist das Ergebniss einer vielverschlungenen Entwickelung, einer Entwickelung, welche häufig während der letzten Jahrhunderte zugleich eine Verwilderung, ja eine Verrohung gewesen ist. Daraus folgt, dass, wenn man lautliche Verhältnisse einer lebenden französischen Mundart für eine sprachgeschichtliche Untersuchung verwerten will, man zuvor versuchen muss, den Entwickelungsweg festzustellen, den die betreffenden Laute oder Lautgruppen durchmessen haben. Es kann ja dieser Entwickelungsweg ein, um so zu sagen, sehr krummer gewesen sein, er kann z. B. durch fremde Einflüsse (namentlich durch den Einfluss der nationalen Schriftsprache) von der normalen Richtung abgelenkt worden sein, er kann im Zickzack sich bewegt, er kann die mannigfachsten Kreuzungen und Querungen erfahren haben. Ob alles dies geschehen, beziehentlich in welcher Art und in welchem Umfange es geschehen ist, das eben ist zuvor zu untersuchen, wenn man den in einer lebenden Mundart vorliegenden lautlichen Thatsachen Beweiskraft für eine auf anderem Sprachgebiete erfolgte Lautentwickelung verleihen will. Der Verfasser hat solche Untersuchungen nicht geführt, er konnte sie auch gar nicht führen, wenn er sich nicht lange Jahre einer mühseligen und noch dazu, falls sie nur wegen des Suffixes *-arius* unternommen worden wäre, so ziemlich zwecklosen Arbeit widmen wollte. Denn man bedenke, dass in vorliegendem Falle aus den Mundarten nimmermehr sichere Erkenntniss gewonnen werden kann. Einmal angenommen, dass der Ursprung desjenigen Nominalsuffixes, welches functionell dem lat. *-arius* entspricht, aus eben diesem *-arius* für alle provenzalischen und franco-provenzalischen Mundarten und endlich auch für alle der französischen Schriftsprache nicht zu Grunde liegenden französischen Mundarten in überzeugendester Weise nachgewiesen worden wäre, so würde daraus doch nicht ohne Weiteres gefolgert werden dürfen, dass auch schriftfranzösisches *-ier* aus lateinischem *-arium* entstanden sein müsse, sondern die Möglichkeit bliebe immer offen, dass diejenige französische Mundart, aus welcher die französische Schriftsprache hervorging, in Bezug auf *-arius* einen eigenen Weg

gewandelt sei. Im günstigsten Falle also lässt sich, was die *arius*-Frage anbelangt — denn hinsichtlich anderer Fragen kann es sich anders verhalten —, aus den Mundarten nur eine hohe Wahrscheinlichkeit, nicht aber die Gewissheit erschliessen.

2. Gegen die Annahme des Verfassers, dass das italienische *-iere* dem Französischen entlehnt sei, erhebe ich nachdrücklichsten Einspruch, mich auf das berufend, was ich darüber in dieser *Zeitschrift* XVII[1] p. 231 gesagt habe. Die Thatsache, dass zahlreiche italienische Substantive auf *-iere* Lehnworte französischen Ursprungs sind, erkenne ich selbstverständlich durchaus an. Ich gebe auch die Möglichkeit zu, dass das italienische Suffix *-iere*, wenn es im Italienischen nicht vorhanden gewesen wäre, dem Französischen hätte entlehnt werden können, denn Suffixentlehnungen sind ja ein ganz gewöhnlicher Vorgang. Aber mit diesem Zugeständnisse verbinde ich zugleich die Behauptung, dass, wäre das französische *-ier* in das Italienische übertragen worden, es stets die Form *-iero* (und nicht *-iere*) angenommen haben würde, schon weil die Femininform *-iera* lautet, neben welcher eine Masculinform auf *-iere* als eine Anomalie erscheint, die nimmermehr eingetreten sein würde, wenn man das französische *-ier* italianisiert hätte. Und wie vollends wäre man dazu gekommen, das frz. *-ier* in *-ieri* (altitalienisch *cancellieri* u. dgl. neben *cancelliere* etc.) umzugestalten? Dafür lässt sich auch nicht der Schatten eines Grundes absehen. Der Verfasser übergeht diese wichtige Frage mit Stillschweigen. Nur einmal streift er die Frage, indem er gelegentlich Meyer-Lübke's — mir sehr zweifelhaft erscheinende — Annahme, dass *mestieri* ursprünglich ein Genetiv sei, für glaubhaft erklärt. Nein, schon die Thatsache, dass neben *-iere* ein *-ieri* vorhanden war, reicht vollkommen aus, um dieser Hypothese des französischen Ursprunges von *-iere* von vornherein den Boden zu entziehen.

Der Verfasser glaubt (p. 138), mir widersprechend, dass italienisch *pensiero* die italianisierte Form des altfranzösischen (und prov.) *pensier* sei. Wenn er darin Recht haben sollte — was ich keineswegs für wahrscheinlich, obwohl auch nicht für schlechthin unmöglich erachte —, so ist doch dadurch für seine Theorie gar nichts gewonnen, denn altfranzösisch prov. *pensier* ist nicht = * *pensarium*, sondern = * *pensęrium* (nach *desiderium*), und sodann wäre bemerkenswert, dass *pensier* in der Form von *pensiero* und nicht in der von *pensiere* italianisiert worden wäre, was eben zu der oben angegebenen Erwartung berechtigen würde, dass die italienische Gestaltung des französischen *-ier* nur *-iero*, nicht auch *-iere* lauten müsste. Im Altitalienischen ist übrigens auch *pensęro* vorhanden, eine Form, die ein Seitenstück zu *mistero* (neben *misterio*)



darstellt, also halbgelehrte Bildung ist; aus *pensẹro* aber konnte, ja musste, sobald das Wort volkstümlich wurde, *pensiero* entstehen. Französischer Ursprung ist für *pensẹro* schlechterdings ausgeschlossen, denn an *pensier* kann wegen des *ie* nicht gedacht werden, wer aber möchte glauben, dass an den Infinitiv *penser* ein ihn substantivierendes *o* angefügt worden sei? Das wäre ja ein ganz beispielloser Vorgang. Man wird also *pensẹro* für ächt italienisch zu halten haben, folglich wohl auch *pensiero*.

Für *cavaliere* vermutet der Verfasser provenzalischen Ursprung. Ich möchte glauben, dass die italienische Form dann * *cavagliere* lauten würde, denn prov. *cavalier-s* besass wohl, auch wenn es eben so und nicht *cavallier-s* oder *cavalher-s* geschrieben wurde, ein palatales *l*.

Auch *straniero* will der Verfasser aus dem Französischen, nämlich von *estranger*, bezw. von *estranier* [2]) („étape où l'emprunt a peut-être eu lieu", p. 141) herleiten. Aber wie sollten die Italiener dazu gekommen sein, zu einer Zeit, als man in Nordgallien * *estranier* sprach, — angenommen, dass man jemals so gesprochen habe, was ich nimmermehr glaube (denn * *extranearius* musste *estranjer* ergeben, weil vortoniges Hiatus-*e* von vornherein einem halbconsonantischen *i* gleichwertig war) —, sich dieses Wort zu entlehnen? Wenn sie es aber in dieser Form entlehnt hätten, so würden sie es * *estragnero*, also mit palatalem *n*, gesprochen haben.

3. Dem Verfasser scheint, was übrigens sehr entschuldbar wäre, unbekannt geblieben zu sein, dass das Suffix-*arius* im Neugriechischen als -*άρις* sich darstellt (z. B. *caballarius* = *καβελλάρις*) und dort sehr produktiv geworden ist (man bildet z. B. *βαρκάρις* „Gondelführer", *περιβολάρις* „Gärtner" etc., vgl. Thumb, *Handbuch der neugriechischen Volkssprache* [Strassburg 1895] p. 31f.). Die Umgestaltung von -*arius* > -*άρις* aber kann nicht wohl ein specifisch griechischer Lautwandel sein. Freilich mag man sich zu solcher Annahme leicht versucht fühlen angesichts der Thatsache, dass die Eigennamen auf -*ιος* vielfach statt dieses Ausganges die Endung -*ις* angenommen, also anscheinend das *o* ausgestossen haben, z. B. *Γεώργιος* > *Γεώργις*, *Γρηγόριος* > *Γρηγόρις*, *Βασίλιος* > *Βασίλις* etc. In Wirklichkeit liegt aber hier analogische Anbildung an die Eigennamen auf -*ης* d. h., weil *η* = *i*, auf -*ις*, vor. Analogische Umbildung der Substantive auf -*άριος* zu -*άρις* nach dem Muster der Substantioa auf -*ης* (= -*is*, z. B.

---

[2]) Der Verfasser schreibt *stranier*; das ist aber offenbar nur Schreib- oder Druckfehler, denn das anlautende *e* konnte vor *s* + Cons. im Französischen nimmermehr abfallen, wäre vielmehr, falls es nicht von vornherein bestanden hätte, vorgefügt worden.

αὐθέντης) ist nun allerdings nicht undenkbar, aber für wahrscheinlich kann sie doch wohl nicht erachtet werden. Jedenfalls liegt die Möglichkeit vor, dass *-άρι-ς* einem volkslateinischen *-ārī*[*s*] für *-āriu*[*s*] entspricht. Wenn dem so sein sollte, würde dadurch Bianchi's Hypothese glänzend bestätigt werden. Die Frage bedarf noch einer näheren Untersuchung, welche freilich mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen haben wird. So lange aber eine solche Untersuchung nicht geführt worden ist, wird man gut thun, überhaupt die Frage nach der Entwickelung von *-arius* im Volkslatein und im Romanischen als eine noch offene und noch nicht spruchreife zu betrachten. — —

Nachdem ich somit meine hauptsächlichsten Bedenken gegen des Verfassers Annahmen dargelegt habe, füge ich noch einige teils allgemeine, teils besondere Bemerkungen hinzu.

Der Verfasser hatte sich selbstverständlich mit denen auseinanderzusetzen, welche vor ihm über die Entwickelung von *-arius* geschrieben hatten. Er thut dies in sehr ausführlicher, etwas gar zu behaglich breiter Weise auf den SS. 16 bis 86, also auf nicht weniger als 70 Seiten. Dieser Abschnitt ist ohne Frage der beste und gediegenste des ganzen Buches, er wird als eine vollständige Geschichte der dem Suffixe *-arius* bis zum Jahre 1895 gewidmeten Forschung bleibenden Wert besitzen. Der Verfasser hat sich mit Geschick und Erfolg bemüht, die Ansichten und Aufstellungen seiner Vorgänger klar darzulegen und sie gerecht zu beurteilen. Oft genug sah, wie begreiflich, der Verfasser sich veranlasst, seinen Vorgängern zu widersprechen, und er hat — es war das ja sein gutes Recht — diesen Anlass gebührend ausgenutzt, mitunter sogar auch den Kampf gegen Windmühlen nicht für seiner unwürdig erachtet. Zum Lobe gereicht es ihm, dass er die Polemik in streng sachlicher Weise geführt und sich aller Invectiven enthalten hat. Ueberhaupt gewinnt man aus dem ganzen Buche den wohlthuenden Eindruck, dass der Verfasser frei ist von jenem Uebermasse des Selbstbewusstseins, an welchem manche junge Gelehrte kranken, und dass er nicht dem Wahne huldigt, dass ein Kritiker möglichst „schneidig“ sein, d. h. mit Kraftworten (vulgo Schimpfworten) um sich werfen müsse. Nur eine Einschränkung ist in Bezug auf das dem Verfasser in dieser Hinsicht zu spendende Lob doch zu machen: er braucht gar zu häufig das hässliche Epitheton *absurde*, vielleicht ohne es sonderlich böse zu meinen und ohne sich dessen bewusst zu sein, wie unhöflich dieser Ausdruck ist. Auch eine meiner Aufstellungen wird, worauf ich noch zurückkommen werde, einmal mit diesem Prädikate belegt. Ich nehme das dem Verfasser durchaus nicht übel, erkenne vielmehr gern an, dass er im Uebrigen auch gegen mich die Pflicht der Gerechtigkeit und die Rücksicht des Anstandes

beobachtet hat. Sehr verwahren aber muss ich mich dagegen, dass er einmal (p. 139 unten) behauptet, ich hätte die Hypothese d'Ovidio's bezüglich des Ursprunges von *-iere* für „*absurde*" erklärt. Das habe ich nicht gethan, sondern ich habe nur gesagt (p. 203 meines Aufsatzes), dass diese Hypothese „durchaus haltlos" sei. Das aber ist etwas ganz anderes, als „*absurde*". Von einem so genialen Forscher, wie d'Ovidio es ist, habe ich mich nie erkühnt und werde ich mich nie erkühnen, zu behaupten, dass er etwas Absurdes gesagt habe. Und auch sonst habe ich — so hoffe ich wenigstens — bei der Beurteilung der Leistungen Anderer nie ein unziemliches Wort gebraucht.

Von den Einzelheiten, in Bezug auf welche der Verfasser die von mir ausgesprochenen Vermutungen bestritten hat, hebe ich drei hervor.

Der Verfasser wundert sich, wie ich habe behaupten können, dass der Accusativ Pluralis *-āriō[s]* zu *-āri* (statt zu *-ajo*) geworden sei. Nun, er kann sich beruhigen: ich für meine Person habe das nie gethan. Ich habe nur berichtet, dass nach Bianchi's Hypothese der italienische Pluralausgang *-i* aus *-ōs* dadurch entstanden sein soll, dass vor *s* ein parasitisches *i* sich entwickelte, welches später mit dem ihm vorangehenden *o* zu *i* verschmolz (also z. B. *populōs* > *populō*^{i}*s* > *populoi[s]* > *populi*). Mir erscheint dies durchaus nicht annehmbar, wie ich auch wiederholt ausgesprochen habe (*Handbuch der romanischen Phil.* § 41; *Neugriechisch und Romanisch* § 8).

In den Adjectiven *primaire* und *contraire* erblicke ich halbgelehrte Bildungen, welche auf den adverbial gebrauchten Ablativen *primario* „erstlich" und (*e*) *contrario* „im Gegenteile" beruhen; nach dem Muster von *primaire* und *contraire* wurden dann, glaube ich, auch *secondaire*, *adversaire* u. dgl. gebildet. Dem Verfasser kommt dies ganz ungeheuerlich vor, denn er ruft entsetzt aus: „*ces deux mots seraient l'origine de toute la classe des mots en -aire!*" Ich antworte darauf ganz ruhig: Nun ja, warum denn nicht? Ist es doch sogar vorgekommen, dass ein einziges Wort, bezw. eine einzige Wortform den Typus für eine ausgedehnte Neubildung abgegeben hat (so wurde z. B. nach *cui* gebildet *illui*, *istui*, dann wieder *ecce* und *eccu[m]* + *illui*, *istui*). Der Verfasser will aber auf eine Prüfung meiner Hypothese nicht eingehen, weil sie ihm ebenso *inutile* wie *improbable* erscheint (p. 79), denn ich müsse ja einen „*emprunt continu du français au latin classique et au bas latin*" annehmen. Der Verfasser hat ganz Recht: ich bin in Folge jahrzehntelanger Beschäftigung mit romanischer Sprachgeschichte wirklich zu der Ueberzeugung gekommen, dass das Latein, weil es während des ganzen

Mittelalters und noch darüber hinaus die Sprache der Wissenschaft, der Schule, der Kirche und (wenigstens vielfach) auch des Staates gewesen ist, fortwährend die romanischen Sprachen beeinflusst, namentlich aber ihnen Worte geliefert hat. Ich weiss übrigens ganz genau, dass auch Andere so denken, ja ich schmeichle mir mit der Hoffnung, dass im Grunde auch der Verfasser die gleiche Ueberzeugung hegt. Ich hoffe das, weil der Verfasser (p. 96) den Satz ausspricht: „les mots en *-arium* de date plus récente ont en français la forme *-aire*", denn unter diesen Worten kann der Verfasser doch nur solche verstehen, welche nicht als Erbworte im Romanischen fortlebten, sondern erst später, d. h. zu einer Zeit, als es nicht mehr ein Volkslatein, sondern schon eine Vielheit von romanischen Sprachen gab, dem Latein entlehnt wurden, sei es dem Schriftlatein, dessen Kenntniss ja stets erhalten blieb, sei es der lateinischen Umgangssprache, die in Klöstern etc. üblich war.

Einen schwerwiegenden Einwand gegen Bianchi's Annahme wonach französisch *-ier* aus lateinisch *-aeri* entstanden ist, bildet die Thatsache, dass lateinischem (Cons. +) *-carium* (z,B. *vaccarium*) französisch *-chier* gegenübersteht (z. B. *vachier*); daraus nämlich muss, so scheint es wenigstens, gefolgert werden, dass dem *c* ein *a* und nicht ein *ae* nachfolgte, denn nur vor *a* konnte Palatalisierung, vor *ae* aber musste Assibilierung des *c* eintreten. Vom Standpunkte Bianchi's aus muss man also das *ch* so zu erklären suchen, dass die Annehmbarkeit seiner Hypothese dabei nicht in Frage gestellt wird. Ich that dies, indem ich die Vermuthung aussprach, es sei z. B. *vachier* von *vache* abgeleitet, *bergier* gehe auf ein * *berbigarius* (von * *berbex* und *agĕre*) zurück etc. Die letztere Annahme nun findet der Verfasser *„absurde"*. Ich wende dagegen ein, dass Zusammensetzungen eines Nomens mit *agĕre* auch sonst vorkommen, z. B. *auriga* (wovon wieder *aurigārius*), *remigium* (bezw. *remex*), *ambages* etc.; ein *aurigarius* konnte recht wohl ein * *berbigarius* nach sich ziehen, wobei die gekürzte Nominalstammform * *berbi* für *berbēc[e]* nicht sonderlich befremdlich wäre.

Ebenfalls vom Standpunkte der Hypothese Bianchi's aus musste ich annehmen, dass z. B. *foyer* nicht aus *focarium* (wofür * *focaeri* eingetreten sein würde), sondern aus dem adjectivischen Neutrum (* *focaris*) * *focare* (nach dem begriffsverwandten *altare*) entstanden sei. Auch davon will der Verfasser nicht reden hören: er wendet ein, dass * *focāre* zu * *fouer* habe werden müssen (vgl. *jocāre* > *jouer*, *advocāre* > *avouer*). Er vergisst dabei aber, dass *vocālem* zu *voyelle* (nicht zu * *vouel[-le]*) geworden ist. Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, dass ich die Annahme, es sei in der Verbindung *-ocá-* (z. B. in *locáre*) das zwischenvokalische *c* ohne Weiteres ausgefallen, nicht für richtig halten kann. Ich glaube vielmehr, dass

in dieser Verbindung *c* ebenso, wie in der Verbindung - *acá* - (z. B. *pacáre* > *pagar* > *payer*) zunächst zu *g* und dann zu *j* verschoben worden ist; in *jouer*, *jouons* erblicke ich Anbildung an die stammbetonten Formen (z. B. *jócas* > *joues*), in denen *c* in vortoniger Stellung sich befand; *fouace* aber halte ich für eine Neubildung von *fou* aus. Ich meine daher, dass die Ansetzung von *foyer* < * *focáre* nichts Widersinniges in sich hat, und lehne also bis auf Weiteres die mir von dem Verfasser freundlichst erteilte Belehrung dankbar ab. — —

Mitunter finden sich in des Verfassers Schrift schwer erklärbare Flüchtigkeiten. So behauptet er auf S. 4: „les verbes de la 1ière conj. partent tout [sic!] comme les adj. en *-arius* des thèmes nominaux en-*a*.“ Einige Zeilen später bemerkt er allerdings: „*-arius*, comme la terminaison *-are*, a été pris pour un suffixe et on l'a rattaché à des thèmes de toute espèce.“ Aber auch das ist recht schief und ungenau.

Völlig unbegreiflich ist mir, dass der Verfasser (S. 2 Z. 5, bezw. Z. 1 v. u.) Priscian „74 avant J.-Chr.“ und den Grammatiker Diomedes „10 avant J.-Chr.“ gelebt haben lässt. Das ist fürwahr ein gar fetter Bock! —

Der Verfasser hat meines Erachtens das Problem, das er lösen wollte, nicht gelöst. Aber an redlicher, gewissenhafter und verständiger Arbeit hat er es nicht fehlen lassen, und um deswillen ist das, was er geleistet hat, verdienstlich und lobenswert. Wer einmal die *arius*-Frage endgültig lösen wird, der wird unter denen, welche ihm nutzbringend vorgearbeitet haben, auch den Schweden Staaff mit Dank und Anerkennung nennen.

KIEL. G. KÖRTING.

Schwan, E., *Grammatik des Altfranzösischen.* Dritte Auflage neu bearbeitet von D. Behrens. Leipzig. O. R. Reisland 1898. VIII, 272 SS. 8°.

Dass Schwan's altfranzösische Grammatik trotz vieler Fehler und Schwächen ein längst gehegtes Bedürfnis im Ganzen genügend befriedigte, zeigt die Schnelligkeit, mit der eine dritte Auflage nötig geworden ist. Der nicht leichten und nicht immer dankbaren Aufgabe, das Buch eines Andern zu bessern, hat sich D. Behrens unterzogen und Freunde altfranzösischer Studien werden ihm dafür grossen Dank wissen. Schwan's zweite Auflage einfach neu zu drucken, ging nicht wohl an, da sie zu Verbesserungen noch viel zu sehr Veranlassung gab; sollte aber daran geändert werden, so

galt es, die richtige Grenze zu finden. Im allgemeinen ist der Grundplan beibehalten und mit gutem Recht, obschon wohl manche Vereinfachungen möglich gewesen wären; in der Einleitung ist, wie man nur billigen kann, der Abschnitt über Vulgärlatein weggefallen, der bibliographische Anhang ist sehr erweitert, vor Allem aber hat jeder einzelne Paragraph eine sorgfältige Durchsicht und Verbesserung erfahren. Einzelne Versehen sind freilich auch jetzt noch geblieben — ein Beweis, wie schwer es ist, selbst bei Beschränkung auf ein verhältnissmässig enges Gebiet und bei wiederholter Durcharbeitung eines Stoffes stets an alles in Betracht Kommende zu denken. Ich gebe im Folgenden wie zu den früheren Auflagen eine Anzahl Bemerkungen, die sich mir beim ersten Durchblättern aufgedrängt haben. Wo die Paragraphen zu lang und durch allzuviele Unterabteilungen schwer erkennbar sind, zitiere ich nach Seiten.

S. 12 unten 'vlat. *abradicare* neben *exradicare* afr. *arrachier* seltener *esrachier*'. Das Verhältnis der afr. Formen ist gerade umgekehrt oder wenigstens ist *esr*-älter, *arr*-jünger, und darauf kommt es hauptsächlich an. Ich wüsste auch nicht, wie man im Französischen *abr*- zu *arr*- rechtfertigen könnte, noch wie eine galloromanische Neubildung mit *ab* mit den Tendenzen der späteren lateinischen Wortbildung vereinbar wäre. Man darf sich nicht auf *abdurare* aus *obdurare* berufen, da hier ein bei Verben ganz seltener Anlaut *o*- durch den häufigeren *a*- ersetzt wird. — § 12, 5 ein germanisches *wastan* giebt es nicht, sondern nur ein mhd. *wasten*. Wegen der romanischen Formen mit Mackel *Die germanischen Elemente in der französischen und provenzalischen Sprache* S. 72 Anm. eine alte Entlehnung aus dem Lateinischen und Rückwirkung auf das Romanische anzunehmen ist zu kompliziert. Wir haben den lateinischen Stamm *vast*-, den germanischen *wôst*-, auf romanischem Boden verschmelzen die beiden in der Art, dass der germanische Anlaut bleibt. Auf diese Weise kommen wir mit dem überlieferten Gute aus, unter Zuhülfenahme eines ganz gewöhnlichen Vorgangs. — § 22. Worauf stützt sich der Ansatz *prẹndre* mit *ẹ*? Italienisch *prẹndere*, siz. *prenniri*. — S. 24 Anm. 'Nach anderer Ansicht ist in **quattor* = *quattuor* die Doppelkonsonanz erst aus *tu̯* entstanden'. Das widerpricht den Zeugnissen der römischen Epigraphik, die *quattuor* sichern. — S. 29. Die Regel über die Betonung mehrsilbiger germanischer Wörter ist in der gegebenen Fassung nicht zutreffend. (Vgl. *alfise*, *alise*.) — S. 34, 1. Der Verfasser ist in der Annahme von Umbildungen sehr vorsichtig, so dass er z. B. nicht einmal die von *manuplus* zu *manuclus* nach den vielen Bildungen auf *-uclus* vorträgt, vielmehr *manuclus* als unerklärt bezeichnet (§ 113 Anm.), aber dann hätte er nicht so ganz unwahrscheinliche wie *mẹa* angeglichen an *mẹ* aufnehmen sollen. — *Stēla* ebenda hätte wohl

irgendwo einer Erklärung bedurft, da die lateinische Form doch *stella* lautet. — § 41 Anm. *Cil* soll Lehnwortform haben. Das ist sachlich wenig wahrscheinlich, wird auch durch die verwandten Sprachen nicht gestützt. Es ist eine rein theoretische, auf unsichere Analogien gestützte Annahme, dass *cịlium* im Französischen nicht habe zu *ceil'* werden können. Hält man sich ohne Rücksicht auf die Theorie an die Thatsachen, so lehren *cil*, *eissil*, dass das *e* der zwei Wörter dieselben Wandlungen durchgemacht hat wie das von vfr. *cine*, *cive* u. s. w. — § 48. Von allen Grundformen für französisch *pièce*, italienisch *pezzo* scheint mir *pẹkia* die unwahrscheinlichste. Ob französisch *c* ein *ttia* oder *kia* oder *tvia* voraussetzt, ist nicht zu entscheiden, wohl aber ist italienisch *zz* nur mit *t*, nie mit *k* vereinbar. — § 50 *ingeniu* > *engin*, *venio* > * *ving*, § 38 *liniu* > *ling*. Weshalb dort *n*, hier *ng*? — § 58 Anm. Die franzische Aussprache des Diphthongen war *ue'* So entschieden würde ich das nicht sagen, Matzke's Artikel hat mich und auch Andere nicht überzeugt. — § 72 *trụcta* > *truite* ohne weiteres anzusetzen ist mehr als bedenklich. Dialektformen weisen mehrfach auf *ǫ*. Ich vermag die Geschichte des Wortes, die zweifellos mit der Kultur der Forelle zusammenhängt, allerdings nicht aufzuklären und würde das Wort in einer Elementargrammatik ganz weglassen. — S. 46 *cueil* aus *colligo* als lautgesetzliche Form anzusetzen würde ich nicht wagen. — § 80 ist unnötig kompliziert. Er handelt von den gedeckten Auslautvokalen, trennt sie also von den freien, giebt aber doch keine klare und befriedigende Regel. Nun ist ja aber im Französischen das Schicksal der auslautenden Vokale völlig unabhängig von der Frage, ob sie gedeckt seien oder nicht (höchstens steht *nt* für sich), so dass die Trennung nur verwirrend wirken kann. — § 91, 2. Dass das *a* von *chaloir* dem Einfluss des *l* zu verdanken sei, nehme ich jetzt auch an, da auch die ON., die mit *cal*′_ anlauten, *chal-* zeigen. Für das *e* in *geline* ist vielleicht folgende Deutung zu geben. Lateinisch *l* war, wenn ihm nicht *i*, *e* folgte, velar, *ll* palatal oder wenigstens jenes dunkel (*pinguis*), dieses hell (*exilis*). Nun ist ganz klar, dass die Färbung des *l* sich im gallischen Latein lang genug gehalten hatte, um den Wandel von vortonigen *a* zu *e* zu hindern. Soll nun nicht umgekehrt *ll* hell geblieben sein, so dass das zwischen zwei Palatalen oder Halbpalatalen eingeklemmte *a* zu *e* wurde? Die Sache bedürfte natürlich einer eingehenderen Untersuchung. — § 102 *pụllikella*. Die norditalienischen, bündnerischen und spanischen Reflexe der Wörter verlangen *pullikella*, im Französischen *ü* liegt also wohl eine Abweichung vor, für die ich aber nicht *pulex*, sondern *pụttus* verantwortlich machen würde. — § 107. Nicht *flairer* ist afr. sondern *flairier*. — S. 60. Für die Lehre, dass *savon*, *savour*, *nevout* Lehnworte seien, dürfte der Verfasser schwer Gläubige finden, so lange er nicht sagt, was anders als *v*

aus Vok. + *pó* hätte werden müssen. Auf *saü* aus *saputu* kann man sich doch dafür ebensowenig stützen, wie auf *sai* aus *sapio* für *pi*. — § 114 wäre besser *escür* als *oscür* gesetzt. — § 116 *evesque* wird mit Recht als frühes Lehnwort bezeichnet, nur gilt dasselbe auch von *prince* aus *princeps*, wogegen ich nicht recht sehe, weshalb *chanvre* verdächtigt wird. — § 141 wird *galbinus* als germanisches Lehnwort bezeichnet. Ich weiss nicht, worauf sich diese Annahme stützt, jedenfalls ist aber das Wort im Lateinischen so früh belegt, dass es für die Romanen als lateinisch zu bezeichnen ist. — 143. Ich muss daran festhalten, dass *geiant* keine altfranzösische Form ist. Das Wort lautet in alter Zeit nur *jaiant* und wo *e* für *ai* auftritt *jeant*. Ein *jeiant* hätte zudem wol nfrz. *joyant* ergeben, gleich *doyen* aus *deiien*. — S. 75 Anm. *Voielle* soll an *voiz* angelehnt sein, *noiel* an *noiz*. Auch hier ist zunächst zu sagen, dass *voielle* nicht altfranzösisch ist, das Wort vielmehr Nom. *voieus* Obl. *voel* lautet wie *tieus tel*, woraus sich dann das *i* ohne Schwierigkeit aus der Flexion des Wortes selber erklärt. — § 149. Der Reihe *loscu-loxu-lois* wird mit vollem Rechte ein Fragezeichen beigesetzt. Ich gebe meine eigene frühere Erklärung preis, halte aber die Wallenskiöldische auch nicht für richtig, denn warum soll in * *boscaticum*, * *boscutum* nicht auch *sc* zu *cs* umgestellt worden sein? Ich schliesse mich jetzt Horning's Andeutungen an. Es ist ziemlich wahrscheinlich, dass zwischen lateinisch *testa* und französisch *tête* ein *teśte* gestanden hat. Ganz ebenso ist nun auch *luśku* anzusetzen. Während nun aber vor Dentalen und Labialen *s* über *š* und *h* verstummte, hat es sich das velare *k* angeglichen und aus *s'k'* entstand *ś*, *is*. — § 151. Anm. 2. Wie kann *fire* „gelehrt" sein, da das *fiticum*, auf das es zurückgeht, ja in der Schriftsprache gar nicht existiert hat? — § 154. *Getier* ist zweifellos die annähernd zu erwartende Form, nicht aber die üblichste, die *geter* lautet. — Für *jusque* hat A. Tobler begrifflich besser passendes *indeusque* vorgeschlagen, *Archiv f. n. Sprachen* 94,462. — § 156. Die Fassung der Regel über die Behandlung von vortonigem *y* halte ich für unrichtig. Auf *flaiel* u. dgl. ist nichts zu geben, das Wort flektiert *fla-iaus flael*, neben *saiette* steht *saette*, und es bliebe noch zu untersuchen, ob die erstere Form nicht solchen Texten angehört, die auch *paielle* für *patella* bieten, *peour* und *maour* sind ganz gewöhnlich. Dass alle diese Wörter, wie es in der Note heisst, nicht dem alten Erbschatze angehören, wird kaum wahrscheinlich zu machen sein. Setzten wir als Regel *y* vor betontem Vokal verstumme, so stimmen dazu so ziemlich alle Beispiele, sichere Ausnahmen sind nur die Fälle mit folgendem freien *a* und *ẹ*: *meiien*, *pais* aus *pa-ieis*, dann *roion* und *peiour* neben *peour*. Auf *maiour* neben *maour* kann man sich nicht stützen, da jenes natürlich als *majour* gelesen werden kann, dann also Lati-

nismus ist. Dagegen ist *peiour* durch *poiour* gesichert, für das Burguy I 105 einen Beleg bringt, ein zweiter wäre Meraugis 1184, doch könnte sich *peiour* im Galloromanischen ähnlich erklären wie prov. *menhs*, d. h. wie dieses nach *melhs* einen Palatal bekommen hat, so hätte jenes den seinigen nach *melyour* behalten. Bleibt *roion*, bei dem man wol auch irgend eine Umbildung (nach *roiaume* oder nach *roi* „Ordnung"?) schon wegen des Geschlechtswechsels wird annehmen müssen. Ich würde also sagen, *y* zwischen tonlosem und betontem Vokal fällt, ausser wo es sich mit letzterem frühzeitig zum Doppellaut verbindet. — § 177 *Ule* aus *ọlla* halte ich nicht für richtig. Nach gask. *ule* kann das Wort im Galloromanischen nur *l*, nicht *ll* gehabt haben, und da nun afr. *esteile* nicht *estelle* zu gask. *estele* stimmt, so wird man erwarten, dass auch der Reflex von *olla* in beiden Sprachen derselbe sei, also französisch *oule*, später *eule*. Diese Form kommt thatsächlich vor, s. Godefroy, und wo das Wort heute in Mundarten lebt, zeigt es die Entwicklung von freiem *ọ*, nicht von gedecktem. Wenn im Schriftfranzösischen des XVI. Jahrhunderts *oule* vorkommt, so müsste doch erst bewiesen werden, dass dieses *oule* nicht prov. sei, oder andrerseits müsste man zeigen, dass in dem Texte, den Godefroy *eule* entnommen hat, gedecktes *o* zu *eu* werden kann. Vgl. Ebeling *Auberée* S. 137 f., dessen Bemerkung, der Wandel von *ōlla* zu *ōla* sei nicht gemeinromanisch, richtig ist. Ich habe aber, so oft ich die Sache zur Sprache bringen musste, stets nachdrücklich hervorgehoben, dass es sich um eine auf Gallien und Raetien beschränkte Erscheinung handle, *Rom. Gramm.* I 545, diese *Zs.* X² 86. — § 195 Anm. fehlt *pluie*. — § 208. Die Verschiedenheit zwischen *chalonge* und *chalognièr* wird ihre Erklärung in der verschiedenen Stellung des Tons finden. *Donjon* spricht nicht dagegen, da es wahrscheinlich germanischen Ursprungs ist, s. Pogatscher, *Zs. f. rom. Phil.* XII 557. § 248 Anm. Es ist methodisch unrichtig, eine Lautregel nur auf Verbalformen zu stützen, das geschieht aber hier, wenn aus *veut deut* geschlossen wird, *ǫl* Kons. werde zu *eu*. Auch *filleus* aus *filiolus* kann nicht als beweisend angeführt werden, da der Oblikus *filleul* lauten muss. Wenn wir neben einander haben Sg. *filleul* Plur. *filleus* und Sing. *oeil* Plur. *yeux*, so wird man von vornherein die ersteren Formen als ausgeglichen, die letzteren als lautgesetzlich zu erklären geneigt sein und auch erklären, bis der Gegenbeweis erbracht ist. Dass *yeux* mundartlich sei, wie die Anmerkung lehrt, ist doch ganz und gar unglaublich, denn erstens können für solche Begriffe mundartliche Formen doch nicht eindringen und zweitens würde wohl das Paradigma *oeil* *eux*, das zahlreiche Analogien hatte, nicht zerrissen worden sein. — S. 114 und 115 ‚In *fléau* hat die Schreibertradition auf die Aussprache eingewirkt', das verstehe ich nicht. Wo es hunderte von Wörtern

mit *eau* giebt, begreift man nicht, warum gerade *fléau* und *préau* falsch gelesen sein sollen. Eher ist Koschwitz' (*Gramm. d. nfr. Schriftsprache* S. 14) Erklärung, dass Kons. + *r* den alten Triphthongen *eau* zerdehnt hätten, annnehmbar, sie findet in *perdréau* bei Jodelle eine Stütze, oder aber die von mir (*Rom. Gramm.* II 37) vorgetragene, für die *chéaux* bei Baif spricht. Bei K.'s Auffassung ist nicht recht verständlich, weshalb auch *flau*, *prau* lange besteht und muss *chéaux* als fälschlich nach den drei andern gebildet sein, bei meiner ist *chéaux* in Ordnung, erklärt sich *flau, prau* und ist *perdréau* analogisch. — § 282. Worauf stützt sich die Ansicht, dass *i̧l*+Kons. sein *l* einfach verliere? Doch wohl weder auf *gentil* noch auf *fiz*, wenigstens müsste man das wieder als methodologischen Fehler bezeichnen. Eine Form *fiuz* kommt in den Texten der verschiedensten Gegenden vor, wie man sich leicht aus der Arbeit von Haas *Zur Geschichte des l vor Konsonanten* überzeugen kann, und sie, bezw. eine ihr entsprechende, lebt in manchen heutigen Mundarten, ja sie lebt sogar in Paris, vgl. *Dict. général* „la forme picarde *fieu* s'emploie qqf. dans le langage familier et s'écrit fieux.“ Aber warum soll die Form pikardisch sein? Sind etwa die Pariser Ammen und Kindermädchen vorzugsweise Pikardinen? Nicht einmal dann wäre die Sache wahrscheinlich, da diese Personen doch wohl im Verkehr mit Kindern Kosewörter brauchen. Ich meine also, man muss entweder sagen, das uns vorliegende Material gestatte einen Schluss überhaupt nicht oder man muss aus *fieu* die Consequenz ziehen, dass *ils* zu *ieu* wird. Man wende nicht ein, das *-s* in nfr. *fils* sei als sicherer Nominativ entscheidend, ein Blick auf die Grammatikerzeugnisse bei Thurot zeigt, dass dieses *-s* eine künstliche Züchtung ist.

Schliesslich noch eins. Dem Phantom einer billigen Satzphonetik ist Behrens glücklich aus dem Wege gegangen und er wird dafür gewiss allgemeine Zustimmung finden. Er hätte wol noch besser gethan, auch das Wenige, was S. 58 Schluss gesagt wird, wegzulassen. Er sagt da nämlich, *clavu* sei vor Vokal zu *clou* geworden, *capu* vor Konsonant und in Pausa zu *chief*, *Andegavu* vor Vokal zu *Anjou* u. s. w. Man durchgehe einmal die gewöhnlichen Verbindungen, in denen ein ON. vorkommt und man wird finden, dass er ganz gewöhnlich am Ende des Satzes steht. Aber davon abgesehen, wer lehrt, *Anjou*, *clou* seien vorvokalische Formen, muss doch zeigen, wie sie denn in Pausa oder vor Konsonanten hätten lauten müssen. Doch nicht etwa *Angief*, *clef*? Dass *clou* sich mit *chief* decke, kann man doch überhaupt nicht erwarten, da ja die lateinischen Grundlagen verschiedene sind. Allerdings wird *lupu* zu *lou* und daraus liesse sich ein **chou* allenfalls rechtfertigen. Allein hier gilt wie so oft der Satz „Kleine Ursachen grosse Wirkung“, aus *lupu* folgt für *capu* nichts aus dem-

selben Grunde, aus welchem aus *clavu* nichts für *capu* folgt. Um es kurz zu sagen, stelle ich mir die Geschichte der drei Wörter folgendermassen vor. Schon lateinisch ist *claus clau* aus *clavus* wie das bekannte *aus* aus *avus* u. s. w., vgl. jetzt Solmsen *Studien zur lateinischen Lautgeschichte* 45, Lindsay *Die lateinische Sprache* S. 60. Daneben stehen nun *capu lupu*, die zunächst zu *cabu lubu* werden. Soweit gehen Provenzalisch und Französisch zusammen. Dann entwickelt sich das Französische weiter zu *cawu luwu*, während aber nun *w* zwischen zwei *u* zu *u̯* wird und schliesslich in dem *u* aufgeht, bleibt *w* nach *a* (*e*) fester, wie es auch nach *i*, *e*, *ę* fester bleibt, wird zu *v* und nach Abfall des Endungsvokals zu *f*. Gegen diese Deutung lässt sich nun freilich *apud* zu *od* einwenden, wiederum aber handelt es sich hier um ein ganz anders geartetes Wort, denn wie es noch niemandem eingefallen ist, von *ad* auf *gradu*, von *foris* auf * *cor-is* zu schliessen, so darf man es nicht von *apud* auf *caput* thun, selbst wenn wir für letzteres die *t*-form festhalten wollen. Nehmen wir einen Augenblick *cawud*, *awud* an, so wissen wir doch das eine sicher, dass auf dieser Stufe *á* zu *ä*, *ę* geworden ist, wogegen *a* _́ blieb, also hätten wir *căwud*, *awud*, und nun hat der helle Vokal die Wirkung des *u* aufgehoben, also *cävud*, der dunkle nicht, also *awud*, weiter *od*. Allein die Schluss-Konsonanten lehren uns ja auch, dass *capu*, nicht *caput* die galloromanische Grundform ist und dadurch wird die Verschiedenheit der zwei Wörter eine noch grössere. Wo nicht zwei ganz gleich gebaute und syntaktisch gleichartige Wörter oder ein und dasselbe Wort in Doppelformen vorliegen, haben wir kaum ein Recht, jedenfalls nie einen Zwang, zur Satzphonetik zu greifen.

Zur Formenlehre habe ich wenig zu bemerken. § 283, 2 heisst es: *folia* „Laub“ hätte die Bedeutung „Blatt“ bekommen, worauf zu der als Singular empfundenen Form auf *-a* ein Plural auf *-as* neugebildet worden ist. Die spätlateinischen und manche romanischen Erscheinungen lassen den umgekehrten Gang wahrscheinlicher erscheinen. Zu *folium* „Blatt“ tritt *folia* „Blätter“ und „Laub“, dann erhält *folia* in den Fällen, wo es eine ausgesprochene Pluralbedeutung hat, ein *s*: *folias* „Blätter“, da wo es kollektiv, also mehr singularisch ist, nicht, also *folia* „Laub“ und nun kann zum Plural *folias* „Blätter“ ein neuer Singular *folia* „Blatt“ gebildet werden. Für diese Reihenfolge spricht, dass die *as*-Plurale aus alten *a*-Pluralen mehrfach, sei es ohne Singular sei es noch mit dem *a*-Singular vorkommen, vgl. *Rom. Gramm.* II S. 17, und portg. *alhas* „Blätter der Knoblauchpflanze“ neben *alho* „Knoblauch“, spanisch *camuñas* „allerhand Sämereien mit Ausnahme des Roggens, der Gerste und des Weizens“, wenn es *communia* darstellt u. a. — § 290 hätte *guez* als oft und *fiens* als stets unflektierte Wörter schon darum aufgeführt werden sollen, weil man vom etymologischen Stand-

punkte aus Flexion erwartet. Dasselbe gilt von *prouz*. — § 310 wird *prüismes* aus *proximus* angesetzt, ebenso § 162 mit Verweis auf § 62, wo *nuit* u. s. w. behandelt wird. Ich habe II § 67 *proismes* geschrieben, weil dies die bei weitem gewöhnlichere Form ist. Wie das *o* in *proximus* war, können wir nicht wissen, ob italienisch *prǫssimo* etwas beweist, ist fraglich, aber selbst wenn *prǫximus* sicher wäre, hat sich doch die Grammatik an die gebräuchlichste Gestalt des Wortes zuhalten. — § 321. Wie *jo* aus **eo* entstanden ist, lässt sich in Ermanglung eines zweiten entsprechenden Wortes kaum sagen, doch ist mir die Reihe *iéo* - *i̯eo* wenig wahrscheinlich, da man daraus doch höchstens *jeu* erwarten könnte. Ist nicht *eo manduco* zu *yo manduco* mindestens ebenso gut denkbar? — § 326. Der Verfasser leitet *mien* aus *meum* her, was wohl nachgerade ziemlich allgemein anerkannt werden wird. Ich will bei dieser Gelegenheit nur darauf hinweisen, dass der ON. *Brienne* am älterem *Breona* entstanden ist, siehe die Belege für letzteres bei A. Holder *Altkelt. Sprachschatz* I 525. — § 338 b. Ein vulglat. *colliyire* anzusetzen, wo *coillir* ja nicht einmal ganz Nordfrankreich angehört, geht kaum an, jedenfalls ist der Konjugationswechsel ganz anders entstanden, als in den sonst hier angeführten Verben. Wohl aber hatte hier oder S. 169 *luisir* genannt werden müssen, weil man vom französischen Standpunkte aus es mit *plaisir* u. s. w. auf eine Stufe zu stellen versucht sein könnte. § 168 ist *tẹnui*, nicht *tenui* zu schreiben. — § 339, 2, Anmerkung 2. Dem auch von anderen aufgestellten Schluss, dass die Behandlung des Konsonanten in *colch-ons*, *najons*, *neyons* u. s. w. Ersatz von *-amus* durch *ons* als nach der Palatalisirung geschehen erweisen, halte ich nicht für berechtigt. Setzen wir einmal * 2Sg. *colches*, *najes*, *neyes*, 3Sg. *colchet naget neyet*, 1. Plur. * *colcons*, *nagons, negons*, > *neons*, 2. Plur. *colchiez*, *najiez*, *neyez*, 3. Plur. *colchent*, *najent*, *neyent*, hätte da eine erste Pluralis mit solchem abweichenden Stamme bleiben können? Ich will damit nicht sagen, dass ich die Umbildung der Endung für uralt halte, ich habe vielmehr über diese chronologischen Verhältnisse überhaupt vorläufig keine Ansicht, ich halte es aber für nötig, auf das trügerische der üblichen Schlussfolgerung hinzuweisen. — § 340. Zu *soit*, *ait* gesellt sich *voist* und *puist*. — 342,2 „Die 1 und 2 Pluralis perf. gehen auf *-ames*, *-imes*, *-astes*, *-istes* aus, indem hier vielleicht unter Einfluss von *faimes*, *faites*, *dimes*, *dites* der Vokal der Endung als ç erhalten blieb'. Ich verstehe das nicht. Wie soll *faimes* auf Perf - *amus* wirken, nicht aber auf Pres. *-amus* oder Imperf. *-abamus*? Und soll *faimes* aus *facimus* schon bestanden haben, als *-amus* noch existirte? Verständlicher wäre allenfalls ein Einfluss beider 2 Pluralis, wenn es eine Zeit gab, wo man *-ádes*, *faites*, *-astes* sprach, sofern hier wenigstens der Konsonant von *astes* und *faites* in einem Gegensatz zu dem des Praesens und

Imperfektum steht. — § 348 und 361. Wenn auch *vat* zweimal ins der ältesten Alexis Hs. vorkommt, so bleibt doch die Thatsache fest, das manche Texte in älterer Zeit *vas vait* zeigen, selbt noch Wace im Roman de Rou, siehe Andresen II S. 571, und dass zufällig *vais* in älterer Zeit fehle, wo *vas* doch im O P vorkommt, ist eine Annahme, die um so weniger für sich hat, weil einem afr. *vas vait* genau prov. *vaz vai* entspricht. Auch ist wohl verständlich, wenn ein Paradigma *vas vait* zu *vais vait* oder *vas vat* umgestaltet wird, dagegen schwer zu begreifen, wie ein einheitliches *vais vait* zerrissen werden konnte. Wie aber auch die Erklärung ausfalle, im Paradigma halte ich *vas vait va* als das dem Sprachgebrauch am besten entsprechende. Ebenda werden *estes este* als lautregelmässig bezeichnet. Es ist nicht ersichtlich ob man *estés* oder *éstes* betonen soll. Ist letzteres der Fall, so sind die Formen keinesfalls lautgesetzlich, denn vulgl. *istás*, prov., span., portg *estás* zeigen deutlich, wo der Ton liegt. Ein *éstas* wäre erst analogisch von *estáre* aus gebildet, ist aber für die lateinische Periode ganz undenkbar. Heissen die Formen aber *estás* u. s. w., so bleibt die Frage, wie es komme, dass diese angeblich lautliche Entwickelung erst in Hs. der 2. Periode sich finden, die analogischen die ganze erste Periode allein beherrschen. Wo haben sich denn jene unterdess herumgetrieben? Ich bleibe also dabei, dass *estas esta*, Impt. *esta*, *ja*, *ça*, *la*, die alle gleiche Grundlage: betontes nicht von einer Silbe gefolgtes *a* zeigen, gleiche Erklärung verlangen und diese Erklärung kann nur eine lautliche sein. Die Annahme, dass aus der Entwickelung des *á* in *prátu*, *pácat* für diejenige von *stát*, *illác* irgend etwas folge, entspricht einem längst veralteten Standpunkte sprachlicher Betrachtung, und zudem lassen sich dafür, dass *a* in betontem Auslaute bleibt oder dumpfer wird, mancherlei zweifellose Parallelen geben, so *Rom. Gramm.* I. § 221. — § 403. Ein * *trakere* und * *strukere* zu konstruieren würde ich nicht wagen. Ital. *trarre*, span. *traer* führen uns bis *tragere* und wenn wir **strugere* annehmen und *ducere* durch **strugere* beeinflusst sein lassen, wie *facere* wohl unter dem Drucke von *agere* steht (*Rom. Jahresbericht* II 87, Körting, *Handbuch* 488), so würde sich eine Reihe Schwierigkeiten lösen, um die man bisher kaum herumgekommen ist. Doch ist hier nicht der Ort, das näher auszuführen, wohl aber kann festgehalten werden, dass weder der Zwang noch die Berechtigung von *trakere strukere* besteht. Aus *struk-si*, wie § 391 angesetzt wird, folgt *trakere* nicht, denn zu *auxi* lautet das Präsens *augere*. Das hypothetische *trakere* hat noch einen anderen Irrtum zur Folge gehabt. Das Imperf. *traioie* soll jünger sein als *traisoie*, während, soweit ich das Material übersehe, das Verhältniss gerade umgekehrt ist, wie man nach Maasgabe von lat. *trahebam*, ital. *traeva*, span. *traia* auch nicht anders erwarten

kann. — § 419. Für das *s* in *lisoie* u. s. w. wird Einfluss von deutschen *lesen* in erster, der von *disoie* in zweiter Linie angeführt. Ich möchte aber doch, ganz abgesehen von der kulturhistorischen Unwahrscheinlichkeit, dass die Gallorömer beim Verbum für „lesen" von den Franken beeinflusst seien, zu bedenken geben, dass *lisan* im Gothischen nur „sammeln" bedeutet, dass es im Althochdeutschen nicht nur lesen (*legere*) sondern auch erzählen berichten heisst, dass somit seine Bedeutung noch weit davon entfernt war, sich so mit derjenigen von *legere* zu decken, wie es für einen solchen Einfluss nötig wäre. Gegen Anbildung an *dicere* kann man sagen, im Osten und Westen, wo *legere* zu *leire liere* wird, falle der Reim mit *dire* weg und seien folglich *s*-Formen unmöglich. Man darf aber wohl allgemein sagen, **leoie* sei nach *disoie faisoie, plaisoie duisoie* umgebildet. Ich kann die Flexion des Verbums nicht durch alle Mundarten verfolgen, will aber wenigstens auf eine hinweisen. Horning bringt lothr. Inf. *lyr* Imperf. *leheē* (*Ostfrz. Grenzdialekte* s. 99), lothr. *h* entspricht aber nicht germ. *s* sondern lat. *c̀*, also wird hier *lēr* sich an *plēr* angeschlossen haben. Wir sehen also hier in einem Dialekte, der lat. Vok. *s* Vok. anders behandelt als lat. Vok. *cé*, dass der „Bindekonsonant" bei den endungsbetonten Formen von *legere* nicht auf *s* beruht. Dieser Thatsache gegenüber dürfte „lesen" dahinfallen. Oder haben etwa nur die Franken in der Ile de France, nicht die Germanen in Lothringen durch ihre Lesekünste den Gallorömern imponiert?

Der Verfasser stellt auch eine Wortbildungslehre in Aussicht, deren baldige Vollendung man wünschen muss. Wie leicht wird es heute dem Studierenden, an Hand eines so trefflichen Führers altfr. Gramm. zu lernen! Da sollten die Klagen, dass die historischen Studien, die doch allein ein wirkliches Verständnis der Sprache ermöglichen, zuviel Zeit in Anspruch nehmen, wahrhaftig verstummen — wenn anders sie nicht leere aber dem nicht urteilsfähigen imponierende Schlagwörter sein wollen.

WIEN. W. MEYER-LÜBKE.

Schmidt-Wartenberg. *Phonetical Notes.* Journal of Germanic Philology. I. 1897. Nr. 1. S. 66—71.

Die Experimentalphonetik hat wegen ihrer Schwierigkeit und wegen des Mangels an Gelegenheit, sich die für sie nöthige theoretische und praktische Ausbildung zu erwerben, gegenwärtig noch immer verhältnissmässig wenige ausübende Anhänger unter den Philologen. Die meisten Sprachwissenschaftler bringen ihr nur ein mehr platonisches Interesse entgegen. Man erkennt den Vorteil, wenn in der Phonetik an Stelle urwüchsiger Betrachtung mit Hilfe

von Ohr (dessen Funktionierung noch vielfache Rätsel bietet, und das uns alle Augenblicke täuscht) und von Muskelgefühl (das nur für die eigne Person des Beobachters vorhanden ist, und das durch experimentelle Beobachtung geschärft und verfeinert werden muss) die Methode der exakten Forschung eintritt, und mit ihr gesicherte und genaue Ergebnisse, wo man sich bisher mit einem Ungefähr begnügen musste oder sich in müssigen Spekulationen erging. Andere, und unter ihnen gerade auch verdiente Phonetiker, die nicht den Mut oder die nötige naturwissenschaftliche Vorbildung besitzen, um sich in die neue Forschungsart hineinzugewöhnen, und die es unbequem empfinden, die früher besessene Führung zu verlieren, nehmen gegen die experimentelle Phonetik, und damit unwissentlich überhaupt gegen die Methode der exakten Wissenschaften, eine mehr oder minder feindselige Haltung ein. Während jedermann es selbstverständlich findet, dass sich Physiologen und Physiker der Mittel experimenteller Forschung, insbesondere auch der graphischen Methode, bedienen, glaubt man der experimentellen Phonetik dadurch Abbruch thun zu können, dass man auf die Schwierigkeiten bei der Lautaufnahme durch Apparate, auf die sonstigen Fehlerquellen beim Experimentieren, die technischen Unvollkommenheiten der benutzten Instrumente u. dgl. hinweist. Man vergisst dabei allzu sehr, dass auch jede andere neue und übrigens auch manche alte Wissenschaft mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, in deren Ueberwindung sich eben der Meister zeigt, und auf deren Beseitigung jede Wissenschaft bedacht sein muss. Andere glauben das Ansehen der Experimentalphonetik dadurch zu schädigen, dass sie sie als eine Hilfswissenschaft der Artikulations- oder Elementarphonetik hinstellen, die man vorteilhaft gelegentlich einmal zu Rate zieht, wo die natürlichen Beobachtungsmittel (Auge, Ohr, Muskelgefühl) schlechterdings nicht ausreichen wollen, oder wenn es sich darum handelt, eine bereits bekannte oder neu beobachtete Thatsache genauer zu bestimmen. Sie sehen nicht, dass in dieser Arbeitszuweisung der Experimentalphonetik das höchste Lob ausgesprochen ist, dieselbe nach ihrer eigenen Auffassung die höhere Instanz bildet, der alles Elementarphonetische sich zu unterwerfen hat. Neuerdings ist endlich gar für die Experimentalphonetik die unglückliche Bezeichnung „mechanische Phonetik" vorgeschlagen worden. Das Wort „mechanisch" übersetzen unsere Verdeutscher mit „handwerksmässig", „gedankenlos" u. ä. Diese Bezeichnung auf die Experimentalphonetik anzuwenden, heisst namentlich unter den gegenwärtigen Verhältnissen, wo es der Experimentalphonetik noch an aller Tradition fehlt, die Dinge auf den Kopf stellen. Sich ein lautphysiologisches Problem zu stellen, sich klar zu machen, mit welchen apparatellen Mitteln und unter Hinzuziehung welcher Lautquellen es zu lösen ist, even-

tuell zur Lösung der gestellten Aufgabe neue Apparate zu erfinden, dann auf Grund einer grösseren Anzahl nach umsichtiger Erwägung verschiedenartig gestalteter, tadelloser Experimente unanfechtbare Folgerungen zu ziehen, erheischt eine grössere Menge von Ueberlegung, Urteilsfähigkeit und Kenntnis, als die Abfassung selbst eines guten und umfangreichen elementarphonetischen Handbuches. Eher kann man in der gegenwärtigen Elementarphonetik Mechanismus oder Handwerksmässigkeit entdecken. Mit der Aufstellung von Behauptungen, Formulierung von Gesetzen wenigstens haben es die Elementarphonetiker nur allzu häufig sehr leicht genommen, und gedankenlos wurden oft diese Behauptungen und „Gesetze" übernommen und voreilig selbst in Schulbücher gebracht. Das ganz überflüssige und gegenstandslose Sichaufbäumen der Elementarphonetik, deren Verdienste niemand leugnet und mit der sich jeder Experimentalphonetiker selbstverständlich bekannt macht und bekannt machen muss, ehe er seine Untersuchungen beginnt, kann unter allen Umständen nur zu ihrer noch grösseren Diskreditirung führen. In den Kreisen der Sprachforscher und Naturforscher hat sie sich wegen der häufigen Unwissenschaftlichkeit ihres Verfahrens niemals einer sehr allgemeinen Hochschätzung erfreut.

Es ist unter diesen Umständen immer eine erfreuliche Erscheinung, wenn ein Sprachforscher den Mut findet, ein lautphysiologisches Problem auf dem noch zu wenig begangenen Pfade der experimentellen Forschung zu lösen, selbst dann, wenn der erste unternommene Versuch nicht recht gelungen sein sollte. Wir können deshalb dem Verfasser zu den von ihm begonnenen *Phonetical Notes* nur Glück wünschen. Allerdings interessiert die eine der beiden von ihm behandelten Fragen, die Quantität der Labialen im Finnländischen (finnischen Schwedisch), uns hier direkt nur wenig, und auch die andere, über die *r*- Vibrationen, ist ohne Hinzuziehung französischer oder wenigstens romanischer Gewährsmänner zur Ausführung gebracht. Es ist aber immer, zum Zwecke der Vergleichung mit der französischen Artikulation, interessant, zu wissen, auch wie andere Völker die gleich benannten und oft doch so verschiedenen Laute bilden. Die von S.-W. benutzten Apparate sind die von Rousselot verwandten. Offenbar mit Rücksicht auf die früheren Schilderungen derselben und des bei ihrer Verwendung zu beobachtenden Verfahrens hat der Verfasser es gänzlich unterlassen, seine Untersuchungsmethode der *r*-Schwingungen zu schildern; an Stelle dessen treten 4 Tafeln mit den Einzeichnungen seiner Apparate, die aber nur für den Eingeweihten weitere Erläuterungen überflüssig machen. Misslich ist es auch, dass die Zahl der vorgenommenen Experimente, auf die sich die angeführten Ergebnisse stützen, nicht angegeben ist; die untersuchten Personen setzt S.-W. wohl nicht

mit Unrecht als seinen Lesern bekannt voraus. Seine Feststellungen der in der Sekunde eintretenden *r*-Schwingungen umfassen das stimmhafte (mit 22—32 Schwingungen in der Sekunde) und stimmlose Lippen-*r* (26—34 Schwingungen), das stimmhafte (21—32 Schwingungen) Zungen-*r* in verschiedenen Schattierungen, das stimmlose (armenische) Zungen-*r* (25—41 Schwingungen) und das velare stimmhafte (24—26 Schwingungen) und stimmlose *r* (29—36 Schwingungen). Für das velare *r* liegt nur wenig Material zu Grunde, weil nicht viele Personen die Vibrationen des velaren *r* anzuhalten vermögen. Nach dem Verfasser wird velares (und auch dentales) *r* gewöhnlich nur durch 1—3 Vibrationen markiert, während für die übrige Dauer des Lautes ein Spirant oder (bei dentalem *r*) ein vokalisches Element die *r*-Artikulation ersetzt. Nach dieser Richtung hätte man die Untersuchung gern ausgedehnt gesehen. Es wäre ferner wünschenswerth, wenn sie auch speziell für das Französische angestellt und bestimmt würde, welche Zahl von Vibrationen für das nordfranzösiche velare *r* im Anlaut, intervocalisch, auslautend und insbesondere auch im Inlaut vor Kons. und im Auslaut nach Kons. üblich ist; ob es richtig ist, dass die Grossstädter (Pariser) im Durchschnitt weniger vibrieren als die Kleinstädter und Landbewohner; wie sich ein nordfranzösiches, meist künstlich angelerntes dentales *r* von dem der Südfranzosen in den verschiedenen denkbaren Stellungen unterscheidet; wie überhaupt die Südfranzosen dentales und velares *r* bilden usw. Auch die Natur der nordfranz. Ersatzlaute für reines (vibrierendes) *r* bleibt zu bestimmen. Derartige Untersuchungen können einmal selbst der Unterrichtspraxis zu Gute kommen, insbesondere dann, wenn wir einfache und praktische Apparate besitzen werden, die die ungenaue und fehlerhafte Artikulation leicht erkennen lassen und damit ein bequemes Mittel zur Selbstkontrolle geben. Für die Wissenschaft ist es schon ein genügender Gewinn, wenn die Beschaffenheit der vielartigen *r*-Bildungen genauer zur Kenntnis kommt, als dies bis jetzt der Fall ist. — Auch des Verfassers mit Hilfe des Rosapelly'schen Lippenbeobachters angestellte Untersuchungen über die Länge der schwedischen Lippenlaute sind nur mehr der Anfang zu einer eingehenden Forschung, und es ist zu wünschen, dass S.-W., dem dies nicht entgangen ist, auch hier seine Beobachtungen fortsetze. Seine Leser werden ihm gewiss dankbar sein, wenn er statt einzelne unabgeschlossene, wenn auch anregende *Notes* über verschiedene Laute zu bringen, sich zu einer abschliessenden Untersuchung über einen Laut entschliessen wollte.

KOSCHWITZ.

Novitätenverzeichnis.

(Abgeschlossen am 1. März 1898.)

1. Bibliographie und Handschriftenkunde.

Curzon, H. de, Bibliographie des ouvrages relatifs à Alfred de Vigny; par Henri de Curzon. In 8°, 8 pages. Besançon, imprimerie Jacquin [Extrait du Bibliographe moderne (1897, n° 2)].

Darin, P., Notice bibliographique sur les dix éditions des œuvres diverses du sieur Rousseau, publiées sous la rubrique „Soleure, Ursus Heuberger, 1712, in-12". In-8°, VI-14 pages. Paris, 23, quai Saint-Michel. 1 fr. 50.

Delisle, L., „Catalogue général des incunables des bibliothèques publiques de France, par Mlle Pellechet. T. 1er: Abano-Biblia. Paris, Alphonse Picard et fils, 1897. In-8°, XVIII et 602 p." Par Léopold Delisle. In-4°, 14 pages. Paris, Imp. nationale. [Extrait du Journal des savants (octobre 1897).]

Baudrier. — Bibliographie lyonnaise. Recherches sur les imprimeurs, libraires, relieurs et fondeurs de lettres de Lyon au XVIe siècle; par le président Baudrier. Publiées et continuées par J. Baudrier 3e série, ornée de 141 reproductions en fac-similé. Grand in-8°, 506 p. Lyon, Brun. Paris, A. Picard et fils. 20 fr. (1897).

Bourloton, E., — A propos de l'origine de l'imprimerie à Poitiers. In-8°, 19 pages. Vannes, imprimerie Lafolye. (1897.) [Extrait de la Revue du Bas-Poitou.]

Granges de Surgères, de. — Contribution à l'histoire de l'imprimerie en France. Notes sur les anciens imprimeurs nantais (XVe à XVIIIe siècle). In-8°, 45 p. Paris, Techener.

— l'Imprimerie en Champagne et en Brie au XVe siècle, suivie de notes et pièces extraites des archives de l'Aube et de la Bibliothèque nationale. In-12, 60 p. avec fig. Paris. Lechevalier. Les principaux lib. de la Champagne et de la Brie. 2 fr. 50. (1897.) [Nouvelle Bibliothèque de l'amateur champenois.]

— l'Imprimerie en Champagne au XVIe siècle, suivie de pièces extraites de la Bibliothèque nationale et des archives de l'Aube, In-12, 60 p. Paris, Lechevalier. Les principaux libr. de la Champagne et de la Brie. 2 fr. 50. (1897).

Biedermann, Ch., Ergänzungen zu Werth's Altfranzösischen Jagdlehrbüchern, etc. [In: Zs. f. rom. Phil. XXI, S. 529—540.]

Catalogue des manuscrits grecs, latins, français et espagnols et des portulans recueillis par feu Emmanuel Miller, publié par Henri Omont. In-8°, XV-137 pages et planches. Paris, E. Leroux. (1897.) [Bibliothèque nationale.]

Delisle, L. — „Catalogue général des manuscrits des bibliothèques publiques de France. Départements, XXXII; Besançon, t. 1er, par A. Castan. Paris, libr. Plon, 1897. In-8°, XXXV et 1,015 p." Par

Léopold Delisle. In-4°, 14 pages. Paris, Imp. nationale. (9 novembre.) [Extrait du Journal des savants (septembre 1897).]

Meyer, P. — Notice sur un légendier français du XIII[e] siècle, classé selon l'ordre de l'année liturgique. In-4°, 73 pages. [Tiré des Notices et Extraits des manuscrits de la Bibliothèque nationale et autres bibliothèques (t. 36).]

Molenaer, S. P., A manuscript of the Gouvernement des Rois. [In: Mod. Lang. Not. XII. Sp. 399 f.]

Suchier, H. und *Kautsch, R.*, Eine provenzalische Bilderhandschrift. [In: Zs. f. rom. Phil. XXI, S. 433—445].

— Gebetbuch aus Metz. [In: Zs. f. rom. Phil. XXI, S. 446—448].

2. Encyclopädie, Sammelwerke, Gelehrtengeschichte.

Archiv f. celtische Lexikographie. Hrsg. v. Whitley Stockes u. Kuno Meyer. 1. Bd. 1. Hft. gr. 8°. (160 u. 32 S.) Halle, M. Niemeyer.

Gröber, Gust., Grundriss der romanischen Philologie, unter Mitwirkg. v. G. Baist, Th. Braga, H. Bresslau etc. hrsg. v. G. II. Bd. 2. Abtlg. 4. (Schluss-)Lfg. gr. 8°. (VII u. S. 385—496.) Strassburg, K. J. Trübner, Verl.

Neoglottia. Kritische Rundschau auf dem Gebiete der neueren Sprachen u. Litteraturen m. Berücksicht. der Schulwissenschaften. Hrsg. v. Dr. Adf. Kressner. 1. Jahrg. Oktbr. 1897 — Septbr. 1898. 24 Nrn. hoch 4°. (Nr. 1 u. 2. 16 S.) L. Renger. Halbjährlich 5,—.

Verhandlungen der 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Dresden vom 29. IX. bis zum 2. X. 1897. Im Auftrage des Präsidiums hrsg. v. Rhard. Albrecht. gr. 8°. (VII, 215 S.) L., B. G. Teubner.

Léon Gautier (1832-1897). Notice nécrologique. In-8°, 8 p. Nogent-le-Rotrou, impr. Daupeley-Gouverneur. [Extrait de la Bibliothèque de l'Ecole des chartes (t. 58, 1897.)]

3. Sprachgeschichte, Grammatik, Lexicographie.

Birt, Th., Beiträge zur lateinischen Grammatik. Sprach man avrum od. aurum? Frankfurt a/M., J. D. Sauerländer. 4,50.

Lindsay, W. M., Die lateinische Sprache. Ihre Laute, Stämme u. Flexionen in sprachgeschichtl. Darstellg. Übers. v. H. Nohl. L. S. Hirzel. 14,—

Niedermann, M., ĕ und ĭ im Lateinischen. Baseler Dissertation. Darmstadt 1897. 128 S. 8°.

Deloche, M., Les Ligures en Gaule. [In: Revue celtique XVIII, S. 365 ff.]

Deschanel, E., Les déformations de la langue française. I. II. [In: Revue de Paris 1[er] et 15 Novembre 1897.]

Friesland, C., Mariendorf eine hessische Waldenserkolonie. [In: Mitteilungen des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Jahrg. 1897, S, 59—69].

Joulain, A. — Le Péril de la langue française, discours prononcé à la distribution des prix du collège de Pont-Levoy, le 26 juillet 1897. In-8°, 15 pages. Blois, Migault et C[e].

Nizier du Puitspelu et *J. M. Mathevet.* — Le Littré de le Grand'Côte. Supplément. In-8° à 2 col., 28 pages. Lyon, l'imp. juré de l'Académie. [Académie du Gourguillon.]

Paris, G., Histoire de la langue française p. M. F. Brunot. [In: Journal des Sav. 1897 Sept. — Nov.]
Svedelius, C., L'analyse du langage appliquée à la langue française. 180 S. 8°. Dissert. Upsala 1897.
Thomas, A., Essais de Philologie française. Paris E. Bouillon XII, 442 S. 8°. Pr. 7 frcs.
Witte, H., Zur Geschichte des Deutschtums im Elsass und im Vogesengebiet mit einer Karte. Stuttgart, Engelhorn 1897. [In: Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. X, 4].

Baker, A. T., Die versifizierte Uebersetzung der französischen Bibel in Handschrift Egerton 2710 des British Museum. Eine Untersuchung des Inhalts und der Sprache. Diss. Heidelberg 1897. 66 S. 8°.
Kallmann, H., Die Lautverhältnisse des Oxforder Girart. Diss. Bonn 1897. 36 S. 8°.
Kremer, A. R., Ueber Jacques Montanier-Delille. Diss. Rostock 1896. 94 S. 8°.
Pléiade (la) françoise. Avec notices biographiques et notes par *Ch. Marty-Laveaux*. Appendice. T. 2: la Langue de la Pléiade; Additions; Tables. In-8°; 615 p. Paris, Lemerre.
Sautebin, G., Thomas Corneille Grammairien. Diss. Bern 1897. 106 S. 8°.

Berger, H., Beiträge zur Untersuchung der in der französischen Sprache ältester Zeit nachweisbaren Lehnwörter. I. Breslauer Dissertation 1898. 46 S. 8°.
Geijer, P. A., Historisk öfverblick af latinets *qui* och *qualis* fortsetta som relativpronomina i de romanska spraken. Upsala, Almqvist & Wiksell. Skrifter utgifna af K. Human. Vetenskapssamfundet i Upsala. V. 14. 31 S. 8°.
Horning, A., Die afrs. 1. singul. auf *-ois* in den heutigen Mundarten. [In: Zs. f. rom. Phil. XXII, S. 95 f.]
Jenkins, Th. A., Notes on French syllabifation. [In: Mod. Lang. Notes XII, S. 96 ff.]
Kirsch, W., Zur Geschichte des consonantischen Stammauslauts im Praesens und den davon abgeleiteten Zeiten im Altfranzösischen. Diss. Heidelberg 1897. 86. S. 8°.
Körting, G., Der Formenbau des französischen Nomens. Paderborn, F. Schöningh. XII, 338 S. 8°. Mk. 8.
Sheldon, E. S., On Anglo- French and Middle English *au* for French *a* before a nasal. [In: Harvard Studies and Notes in Phil. and. Lit. Val. V.]
Staaf, E., Quelques remarques sur la phonétique française à propos de la Grammaire de Schwan-Behrens [In: Rev. de phil. fr. et de litt. X, 3 S. 193—222].

Horning, A., Wortgeschichtliches. [In: Zs. f. rom. Ph. XXI, S. 449—460]. — *Empois.* [In: Zs. f. rom. Phil. XXII, S. 94 f.]
Meyer-Lübke, W., Wortgeschichtliches. [In: Zs. f. rom. Phil. XXII, S. 1—8].
Nigra, C., Note etimologiche e lessicali. [In: Romania XXVI, S. 556 — 563].
Pélissier, L. G., 'Garat, saint inconnu. [In: Rev. de phil. fr. et de litt. XI,3].

Schuchardt, H., dupe. [In: Zs. f. rom. Phil. XXII, S. 95.]
Tobler, A., Tandoret? [In: Zs. f. rom. Phil. XXII, S. 92—94.]

Colin, F. F., Notes on the Syntax of the French verb in writers. of the seventeenth century. [In: Mod. Lang. Not. XII, Sp. 140—156].
Helmer, G., Zur Syntax Hugo's von Montfort. Das Verbum, Progr. Pilsen 1897. 36 S. 8°.
Marcou, P. B., The French historical infinitive. [In: Harvard studies and notes in Philologie and Literature V, S. 77—84].

Marey, E. J., Inscription des phénomènes phonétiques d'après les travaux de divers auteurs. [In: Journal des Sav. Octobre 1897.]
Passy, Paul, Abrégé de prononciation française (phonétique et orthoépie) avec un glossaire des mots contenus dans le Français parlé. 8°. (51 S.) L., O. R. Reisland 1,—.
— Le français parlé. Morceaux choisis à l'usage des étrangers avec la prononciation figurée. 4. éd. 8°. (VIII, 122 S.) Ebd. 1,80.
Rosapelly. — Caractères du vocaloïde; Leur importance dans la distinction des consonnes. Le Timbre du vocaloïde; Ses variations; la Coordination des mouvements phonétiques et la Transformation des phonèmes. In-8°, 13 p. avec. fig. Paris, Impr. nationale, [Extrait des Mémoires de la Société de linguistique de Paris (t. 10).]

Lebaigue, Ch., La réforme orthographique et l'Académie français. Nouv. édition, revue et considérablement angmenté. Paris. E. Plon, Nourrit & C°. 3 fr. 50.

Charles, J. N. et *L. Schmitt.* — Abrégé du Dictionnaire classique français. I: Français-allemand. In-16, XVI-l, 188 pages. Paris, Ch. Delagrave.
Levy, Emil, Provenzalisches Supplement-Wörterbuch. Berichtigungen u. Ergänzgn. zu Raynouards Lexique roman. 7. Hft. gr. 8°. (2. Bd. S. 257—384 u. II/III.) L., O. R. Reisland. 4,—.
Merlin, L. — La Langue verte du troupier. Dictionnaire d'argot militaire. 2° *édition*, revue et considérablement augmentée. In-18, 92 p. Limoges, Charles-Lavauzelle. Paris, la même maison.
Stavenhagen, W., Petit dictionnaire militaire français-allemand et allemand français. Français-Allemand. Berlin. Eisenschmidt. 1897.
Svilokossitch, M. — Vocabulaire techniqne en trois langues (français, anglais, allemand). In-16 à 2 col., 128 p. Paris, Bernard et C°. [Extrait de la 14° édition des Notes et Formules de l'ingénieur, par Cl. de Laharpe.]

4. Metrik, Stilistik, Rhetorik.

Barneville, P. de. — Le Rythme dans la poésie française. In-16, 127 p. Paris, Perrin et C°.
Ehrenfeld, A., Studien zur Theorie des Reims. I. Diss. Zürich 1887. XIII, 123 S. 8°.
Marchal, Gui., Règles relatives à plusieurs pièces de poésie wallonne suivies de modèles (le sonnet, le rondeau, le triolet, l'épigramme, la ballade, etc.). Liége, impr. Beck fils. 16 p. 12.
— Le vers wallon. Traité de versification wallonne. Liége impr. Thône.
Nebout, Gallici versus metrica ratio (thèse). Paris, Lecène, Oudin et C°. XIII, 128 S. 8°.

Valentin V., Der Grundunterschied des französischen und des deutschen Verses. [In: Berichte des Freien deutsch. Hochstiftes zu Frankf. a. M. N. F. XIV, 1 S. 23—32].

— Zur Formenlehre der französischen Dichtung. [In: Zs. f. vergl. Litteraturgesch. N. F. XI, S. 267 ff.]

Klöpper, Clem., Beiträge zur französischen Stilistik. Wiedergabe des deutschen Hauptwortes im Französischen. — Stilistische Eigentümlichkeiten aus der Kasuslehre. — Der deutsche bestimmte u. unbestimmte Artikel dem Französischen gegenüber. Dresden, C. A. Koch. (VI, 47 S.) 1,—

5. Moderne Dialekte und Volkskunde.

Anglade, J. — Contribution à l'étude du languedocien moderne. Le patois de Lézignan (Aude), (dialecte narbonnais. Phonétique. In-8°, 101 p. Montpellier, Coulet. (1897.) [Extrait de la Revue des langues romanes.]

Bretegnier, Ch. E, De la quantité des voyelles dans le français du territoire de Belfort. [In: Die Neneren Spr. V, S. 13—21].

Dauzat, A. — Études linguistiques sur la Basse-Auvergne. Phonétique, Historique du patois de Vinzelles (Puy-de-Dôme). In-8°, XII-175 p. avec 1 plan. Paris, F. Alcan. 6 fr. (1897.) [Bibliothèque de la Faculté des lettres de l'Université de Paris, IV.]

Doujat, J. et *G. Visner.* — Dictionnaire de la langue toulousaine; par Jean Doujat. Contenant principalement les mots les plus éloignés du français avec leur explication, augmenté du virement des mots anciens aux typiques dires d'aujourd'hui par G. Visner, l'un des écrivains de „le Gril", précédé d'un avant-propos de celui qui a noté l'ajouté, et d'une préface de M. A. Jeanroy, professeur de langues romanes à la Faculté des lettres de Toulouse. In-8° à 2 col., 242 p. Toulouse, imp. Vialelle et Perry; Bibliothèque toulousaine du journal le Gril, 5, boulevard de la Gare. Paris, libr. Picard et fils. 8 fr.

Duplan, A. P. — Patois celte de Bigorre (Hautes-Pyrénées.) Langue primitive; Origine de huit langues aristocratiques, savantes ou écrites; Véritable, seule et unique formation de la langue française. In-8°, 196 pages. Tarbes, imp. Croharé. 3 fr.

Durandeau, J., Dictionnaire français-bourguignon. [In: Réveil Bourguignon 27. Sept. 1897].

Edmont, E. — Lexique saint-polois. Ouvrage orné d'un plan, d'une carte, d'un grand nombre de figures, précédé de notes grammaticales et suivi d'une table méthodique. In-8°, XV-635 p. Mâcon, imprim. Protat frères. Saint-Pol, l'auteur. 38 fr. [La première partie de ce lexique (A-Gr) a été publiée dans la Revue des patois gallo-romains].

Geddes, J., American-French dialect comparison II. B. [In: Modern Langu. Not. XIII, Sp. 28—36].

Perrault-Dabot, A. — Le Patois bourguignon. In-16, 146 p. Dijon, Lamarche.

Plancouard, L. — Proverbes et Dictons du Vexin. In-8°, 16 p. Versailles, imp. Cerf.

Almanac patoues de l'Ariejo per l'annado 1898, countenen fieiros, coursos de la Luno, etc. (8e anuée) 4e *mille.* Petit in-16, 71 p. Foix, Gadrat ainé. 15 cent.

Armana populari dei bastido e cabanoun per lou bouon an 1898. (3° annado.) Charradisso, conte, galejado et illustracien. Publicacien dei

troubaire de Marsiho. In-8°, 42 p. Marseille, Roustan. 20 cent.
Armona quercynol per l'onnade 1896, coumpousat ô Paris per l'amour del lengage natal e de soun rire galejaire; par Joseph Calcas. (4e année.) In 8°, 16 pages. Cahors, impr. Delpérier; libr. Girma. Paris l'auteur, 29, rue Clavel. 20 cent. (1896.)
Babylas, G. — L' Méti d' tchuré (chanson). In-4°, 1 page. Lille, imprimerie Lagrange.
Bigot, A. — Li Bourgadieiro, poésies patoises (dialecte de Nimes). 13e *édition*, augmentée de poésies et fables nouvelles. In-8°, 328 pages et portrait. Nîmes, imprim. Navatel. 4 fr.
Boillat, J. — Li Batarèlo (poésies patoises); par J. Boillat. 6e et dernière série. In-18, p. 61 à 80. Librairie Debroas-Duplan. 40 cent. 1897.
Chassary, P., Saume d'Amour. Texte et traduction. [In: Rev. d. l. r. XL, S. 472—482].
Delmas, E. — Lou Jujamen dau caramentran Gargantuas Ie au Clapas, lou 2 de mars 1897; per Estieine Delmas. In-8°, 20 p. avec une grav. Montpellier, imprimerie Firmin et Montane. 20 cent.
Froument, P. — Flous de primo, Rimos d'un pitchou paisan; par Paul Froument. Prefacio de Francis Maratuech. In-8°, XVI-71 p. Villeneuve-sur-Lot, imp. Chabrié. 1 fr. 25.
Imbert, E. — Sant Gènt, o lou Sant Ermito coumtadin, estùdi d'après naturo. In-18 jèsus, 48 pages. Vau-Rias (Valréas-Vaucluse), l'auteur. Avignon, Mme Roumaniho. 40 cent.
Roux, A. — Lou Jougadou, coumedia en cinq partidas e en verses, jougado per lou premiè cop sus lou Grand Teatre de Mount-peliè, lou 18 de juliet 1897; par Antoine Roux, de Lune-Viel. In-8°, 68 p. Montpellier, Hamelin frères.
Tuson Piloire. — Les Pots au burre, ou la Peste à Roubaix (chanson). In-plano. Watrelos, imp. Deryckère.
— Inn' visite à l'égliche des Pères. Distribution des imaches (chanson). In-plano. Watrelos, imprimerie Deryckère.
Un mingeu d' pain inutile, chanson nouvelle en patois local; par Un ressuscité d' Tartagroborr. In-plano à 2 col., 1 p. Lille, impr. Lagrange.
Vernet. F. — Un poème dauphinois sur le Rhône. In-8°, 7 p. Lyon, impr. Vitte. 1897. [Extrait de l'Université catholique.]

Delboulle, A., Le conte de l'enfant gaté devenu criminel et la „Chronique bordeloise“ de Jean de Gauffreteau. [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. IV, S. 610—613].
Lambert, L., Contes populaires de Languedoc (suite). [In: Rev. d. l. r. XL, S. 427—471].

6. Litteraturgeschichte.

a. Allgemeine Werke.

Brunetière, F. — Manuel de l'histoire de la littérature française. In-8°, VII-335 pages. Paris. Delagrave.
Genover y de Balle, Jgn. de, Del poema dramático y género teatral de fantasía en Inglaterra, España, Francia, Alemania, Rusia, Polonia, Italia, etc., seguido de un apéndice en que se examina el teatro libre, de Victor Hugo. I. Inglaterra. España. Madrid, La España editorial. V, 383 p. 4.
Henry, A. — Histoire de la littérature française depuis ses origines jusqu'à la fin du XIXe siècle. In-12, 696 p. Belin frères. Paris.
Histoire de la langue et de la littérature françaises, des origines à 1900

ornée de planches hors texte en noir et en couleur, publiée sous la direction de L. Petit de Julleville. T. 5: XVIIe siècle. Deuxième partie: 1661 à 1700. Fascicule 41. In-8°, p. 481 à 560. Coulommiers, impr. Brodard. Paris, Colin et Ce. [L'ouvrage complet formera 8 volumes.]

Junker, Heinr. P., Grundriss der Geschichte der französischen Litteratur von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. 3. Aufl. (XX, 498 S.) Münster i. W. H. Schöningh. 4,50.

Saintsbury, G., History of french literature. Fifthed. revised and greatly enlarged. Oxford, Clarendon Press. 8°. 10 s. 6 .

Bapst, G., Le théâtre au moyen âge (le Cuvier; Le Pont aux Anes, L'Avocat Pathelin). [In: Rev. des cours et conf. V, 13].

Benezé, Emil, Sagen- und litterarhistorische Untersuchungen. Nr. 1 u. 2. gr. 8°. Halle, M. Niemeyer. 2. Orendel, Wilhelm v. Orense u. Robert der Teufel. Eine Studie zur deutschen und französ. Sagengeschichte. (V, 112 S.) 2,80.

Giraud, J. B. — Documents pour servir à l'histoire de l'armement au moyen âge et à la Renaissance. 2 vol. In-4°. T. 3: Inventaire des épées et dagues du comte de Salm conservées dans l'hôtel de Salm, à Nancy (1614), p. 115 à 163; t. 4: la Boutique de Jean de Vouvray, armurier à Tours en 1512; les Armuriers français et étrangers en Touraine, p. 167 à 192. Lyon, imp. Rey; l'auteur. 1897.

Herzog, Die Alexanderchronik des Meister Babiloth, ein Beitrag zur Geschichte des Alexanderromans. Progr. d. Eberhard-Ludwigs-Gymnasiums in Stuttgart. St. 1897.

Jeanroy, A., La lirica francese in Italia nel periodo delle origini. Trad. ital. riveduta dall' autore, con note e introduzione del prof. G. Rossi. Firenze, Sansoni. 16° XXII, 72 S. L. 1. [Bibl. critica dir. da T. Torraca 18].

Kölbing, E., Christian von Troyes Yvain und die Brandanuslegende. [In: Zs. f. vergl. Litteraturgesch. N. F. XI, S. 442—448].

Kehrli, H., Die Phaetonfabel im Ovide moralisé. Jahresbericht des Gymn. zu Bern. 37 S. 8°.

Lázár, B., Ueber das Fortunatus-Märchen. Leipzig, G. Fock. 142 S. 8°.

Lowinsky, V., Zum geistlichen Kunstliede in der altprovenzalischen Litteratur bis zur Gründung des Consistori del Gai Saber. Diss. Berlin 1897. 47 S. 8°.

Lot, F., Bègues [In: Romania XXVI, S. 569—572].

Schofield, W. H., The lay of Guingamor. [In: Harvard studies and notes in Phil. and Lit. V, S. 221—244].

Tobler, Rud., Die altprov. Version der Disticha Catonis. Strassburger Diss. 1897. 104 S. 8°.

Warren, F. M., Notes on mediaeval French literature: I. The Date of the Roman de Thèbes. II, The Pastourelle and Carole. [In: Modern Langu. Not. XIII, S. 24—26].

Weeks, R., The Messenger in Aliscans. [In: Harvard studies and notes in Phil. and Lit. V, S. 127—150].

Weston, Jessie L., The legend of Sir Gawain. Studies upon its original scope and significance. London. David Nutt 1897. XIV, 118 S.

Allais, G. — Quelques vues générales sur le romantisme français. Leçons professées à la Faculté des lettres de l'Université de Rennes par

Gustave Allais, In-8⁰, 63 p. Poitiers. Oudin et Ce. Paris, librairie de la même maison. (1897).

Bertrand, L. — La Fin du classicisme et le Retour à l'antique dans la seconde moitié du XVIIIe siècle et les premières années du XIXe en France. In-16, XVI-427 pages. Paris, Hachette et Ce. 3 fr. 50. [Bibliothèque variée.]

Brunetière, F., La doctrine évolutive et l'histoire de la littérature. [In: Rev. des deux Mondes 15 Févr. 1898, S. 874—896].

Chauvin et *G. Le Bidois.* — La Littérature française par les critiques contemporains. Choix de jugements, recueillis par le R. P. Chauvin, de l'Oratoire, et G. Le Bidois, chargé de cours à l'Institut catholique de Paris. Du moyen âge au XVIIe siècle. *Nouvelle édition*, complètement refondue. In-18 jésus, XII-558 pages. Paris, Belin frères. (1898).

Doumic, R. — Etudes sur la littérature française (2e série: Marguerite de Navarre, Brantôme, Mme Geoffrin, Mme Roland, la marquise de Condorcet, Chateaubriand, George Sand et Alfred de Musset, M. Emile Zola, Edmond de Goncourt, M. François Coppée, M. Anatole France; la Question du vers libre; les Statues de Paris). In-16, 327 pages. Paris, Perrin et Ce.

Fest, O., Der Miles Gloriosus in der französischen Komödie von Beginn der Renaissance bis zu Molière. L., A. Deichert Nachf. 2,80.

Gidel, C. — Histoire de la littérature française depuis la fin du XVIIe siècle jusqu'en 1815. In-18 jésus, 472 p. Paris. Lemerre. 3 fr. 50.

— Histoire de la littérature francaise depuis 1815 jusqu'à nos jours (première partie). In-18 jésus, 493 p. Paris, Lemerre. 3 fr. 50.

Hauvette, H. — Un précurseur italien de Corneille: Girolamo Bartolommei; par Henri Hauvette, chargé de cours à la Faculté des lettres de Grenoble. In-8⁰, 23 p. Grenoble, imp. Allier frères. [Extrait des Annales de l'Université de Grenoble (4⁰ trimestre, 1897).]

Horneber, F., Englisch amerikanische Literatur im Lichte französischer Kritik. I. Programm. Münnerstadt 1897.

Jahrbuch der französichen Litteratur v. Prof. M. Mayr. 3. Jahrg. 1896. 8⁰. (XI, 176 S.) Zittau, Pahl's Verl.

Krantz, E., La comédie au XVIII. siècle. [In: Rev. des cours et conf. V, 12].

Latreille, C., Lamartine et Ronsard. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. V, S. 117—124].

Martinenche, E., Les sources de l'École des Maris. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. V, S. 110—116].

Meunier, G. — Le Bilan littéraire du XIXe siècle. In-18 jésus, II-367 p. Paris, Fasquelle. 3 fr. 50.

Meyer, E., Die Entwickelung der französischen Litteratur seit 1830. gr. 8⁰. (V. 292 S.) Gotha, F. A. Perthes. 5 —

Morel, L., Etude sur quelques points relatifs aus rapports littéraires de la France et de l'Allemagne, jusqu' à l'époque de Schiller et de Goethe [In: Rev. de phil. fr. et de litt. XI, 3].

Morel, L., Etudes littéraires. Sainte Beuve. Sainte Beuve, poète et romancier. Pascal et les Pensées. gr. 8⁰. (V, 248 S.) Zürich, (F. Schulthess).

Ogden, Ph., Le théâtre libre. [In: Mod. lang. notes XII, S. 282—308].

Pellisson, J. — Balzac, Thiers et Alfred de Vigny devant les électeurs charentais. In-8⁰, 10 p. La Rochelle, imprim. Texier.

Pergameni, H., L'évolution du roman français au XIX. siècle. [In: Rev. des cours et conf. V, 19].

Peters, O., Die lyrische Gesellschaftsdichtung im Zeitalter Richelieus und Mazarin's. Diss. Leipzig 1897. 84 S. 8°.
Ritter, E., Le marquis de Ximenez, Voltaire et Rousseau. [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. IV. S. 578—580].
Rossel, V., La poésie française en Roumanie. [In: Rev. d'Hist de la Fr. V, S. 125—138].
Sulger Gebing, E., Die französischen Vorgänger zu Heinses „Kirschen". [In: Zs. f. vergl. Litteraturg. N. F. XI, S. 351—354].
Texte, J., L'influence allemande dans le romantisme français. [In: Rev. d. deux mondes 1er Dec. 1897. S. 606—633].
— Les origines de l'influence allemande dans la littérature française du XIX siècle. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. V, S. 1—53].
Voigt, G., Das Naturgefühl in der Litteratur der französischen Renaissance. I. Diss. Berlin 1897. 64 S. 8°.

b. Monographien.

Saint-Amant. — Un Goinfre: Marc. Antoine Girard de Saint-Amand p. *P. Brun.* [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. IV, S. 566—576].
Bayle. — Une lettre relative à Bayle p. p. A. C. [In: Rev. d'Hist litt. de la Fr. IV, S. 577].
Beaumarchais, par *André Hallays.* In-16, 191 p. et portrait. Paris, Hachette et Ce. 2 fr.
Bossuet juriste, discours prononcé par M. A. Piganiol. In-8°, 60 pages. Dijon, impr. Darantière. 1897.
Alain Chartier. — Un écrivain national au XVe siècle: *Alain Chartier;* par *Gabriel Joret-Desclosières.* 2e *édition.* In-18 jésus, VIII-175 p. avec. fig. Paris, A. Fontemoing.
Chateaubriand et la guerre d'Espagne d'après des documents inédits. I. Les conférences de Vienne et le congrès de Verone p. M. le marquis de Gabriac. [In: Rev. des deux mondes 1er Octobre 1897. S. 535—568].
Coquillart. — *Paris, G.*, Le poète Guillaume Coquillart Chanoine et Official de Reims. Lecture à la Séance publique annuelle de l'Académie nationale de Reims le 22 Juillet 1897. 13 S. 8°. [Extrait du tome Cl des Travaux de l'Acad. de Reims].
Corneille. — Le Génie cornélien dans le Menteur, conférence faite au théâtre de la République par Ch. H. Boudhors. In-8°, 27 p. Saint-Cloud, imp. Belin frères. (1897.)
— *A. Fortier*, A study in the classical French drama: Corneille. [In: Mod. lang. Notes XII, Sp. 392—396].
Desbordes- Valmore, M. — La poésie de Marceline Desbordes-Valmore p. *H. Potez.* [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. IV, S. 481—523].
Descostes, A. — Jean-Jacques Rousseau: ses origines, sa famille et sa vie; par Adolphe Descostes. In-16, 32 p. Paris, impr. Levé.
Daudet, A., p. Anatole France. [In: La Rev. de Paris 1er Janv. 1898].
Diderot. — *H. Sée*, Les idées politiques de Diderot. [In: Revue historique LXV, S. 46—60].
Girbert de Montreuil. — *Kraus, F.*, Ueber Girbert de Montreuil und seine Werke. Diss. Erlangen 1897. 83 S. 8°.
Goncourt. — La Bibliothèque des *Goncourt*, étude, suivie d'un essai bibliographique sur l'œuvre des deux frères; par Maurice Tourneux. In-8°, 49 pages. Paris, Leclerc et Cornuau. [Extrait du Bulletin du bibliophile.]
— Die Technik der Goncourts von *R. M. Meyer.* [In: Arch. f. d. Stud. d. n. Spr. XCIX, S. 395—416].

Hugo, Victor., Les Vérites éternelles par l'esprit de Victor Hugo. Dictées reçues textuelles (vers.) par *M. Casimir Mottet*, ingénieur civil. In-18 jésus, 288 p. Paris, Chamuel. 1898.

Lamartine poète lyrique; par Ernest Zyromski. In-18 jésus, 341 pages. Paris, Colin et C[e]. (1897.)

Lafontaine. — Aenderungen von Lafontaines Hand an seinen „Amours de Psyché et de Cupidon." Von *H. Oelsner*. [In: Arch. f. d. Stud. d. n. Spr. XCIX, S. 389—334].

Machaut. — *H. Suchier*, Das Anagramm in Machauts *Voir Dit*. [In: Zs. f. rom. Phil. XXI, S. 541—545].

Mercier de la Rivière à Saint-Petersburg en 1767 d'après de nonveaux documents. [In: Rev. d'hist. litt. de la France IV, S. 581—602].

Molière. — *Monval, G.*, Chronologie moliéresque. Portrait d'après Mignard, gravé à l'eau-forte par Champollion. In-16, XII-284 p. Paris. Flammarion. 12 fr.

Montaigne. — *Gerdemann, J.*, Das Tier in der Philosophie Montaignes. Diss. Würzburg 1897. 79 S. 8°.

Musset, Alfred de, Quelques oeuvres inédites ou peu connues d'A. de M. p. M. Clouard. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. V, S. 72—98].

— *J. Schaufelberger*, A. de M. und die deutsche Literatur. [In: Gegenwart 1897 Nr. 34].

Pascal, par Maurice Souriau. In-8°, 240 p. avec portrait. Paris, Oudin et C[e]. (1898.) [Collection des classiques populaires].

Regnier. — Une nouvelle étude sur Mathurin Regnier, par M. l'abbé Théodore Delmont. In-8°, 32 pages. La Chapelle-Montligeon, impr. de Notre-Dame-de-Montligeon. [Extrait de la Quinzaine du 16 novembre 1897].

Rousseau, J. J. — Nouvelles recherches sur Jean- Jacques Rousseau. La seconde partie des confessions p. *E. Ritter*. [In : Rev. d. d. mondes 1[er] Sept. 1897].

— Huxley gegen Rousseau und Henry George. [In: Grenzboten. 57. Jahrg. Nr. 4].

Antoine de la Sale. — *G. Paris*, Le paradis de la reine Sibylle. [In: Rev. de Paris, 1897, 15 Décembre].

Ville-Hardouin. — Gottfried von Ville-Hardouin und der Lateinerzug gen Byzanz. Ein quellenkritischer Beitrag zur Kreuzzugsgeschichte von *H. Moeser*. Diss. 1897. 179 S. 8°.

Voltaire. — *Schirmacher, K.*, Voltaires Leben. L., O. R. Reisland. 8—

7. Ausgaben. Erläuterungsschriften. Uebersetzungen.

Extraits des chroniqueurs français (Villehardouin, Joinville, Froissart, Commines), publiés avec des notices, des notes, un appendice, un glossaire des termes techniques, par Gaston Paris et A. Jeanroy 4[e] *édition*. Petit in-16, III-487 pages. Paris, Hachette et C[e]. 2 fr. 50. [Classiques français.]

Sensine, H., Chrestomathie française du XIX[e] siècle (Prosateurs). Lausanne. F. Payot. XVI, 664 S. 8°.

Aliscans. — *E. Braunholtz*, Fragment einer Aliscanshandschrift. [In: Zs. f. rom. Phil. XXII, S. 91—92].

Ambroise. — L'Estoire de la guerre sainte. Histoire en vers de la troisième croisade (1190-1192); par Ambroise. Publiée et traduite d'après le manuscrit unique du Vatican, et accompagnée d'une intro-

duction, d'un glossaire et d'une table des noms propres, par *Gaston Paris.* In-4°, XC-593 pages. Paris, Imprim. nationale; libr. Leroux.

Beaumanoir, Les chansons de Philippe de B. p. *A. Jeanroy.* [In: Romania XXVI, S. 517—536].

Chansons et dits artésiens du XIIIe siècle p. avec une introduction un index et un glossaire p. *A. Jeanroy* et *H. Guy.* Bordeaux, Feret fils. [Bibliothèque des Universités du Midi II]. Prix 10 fr.

Le Charroi de Nimes p. F. Lot. [In: Romania XXVI, S. 564—569].

Chrétien de Troyes, Érec et Énide. Traduction archaïque (Suite) p. *L. Clédat.* [In: Rev. de phil. fr. et pr. X, 3].

Christine de Pisan. — Œuvres poétiques, publiées par Maurice Roy. T. 3 : Oraisons; Enseignements et Proverbes moraux; le Livre du Duc des Vrais Amants; les Cent Ballades d'Amant et de Dame. In-8°, XXIV-323 p. Paris, Firmin-Didot et Ce. (1896.) [Société des anciens textes français.]

Dante. — *Stengel, E.,* Philologischer Kommentar zu der französ. Uebertragung von Dantes Inferno in der Hs. L III 17 der Turiner Universitätsbibliothek. Supplement zu: Les plus anciennes traductions françaises de la divine commédie publiées p. *C. Morel,* Paris, H. Welter 1897. 174 S. 8°.

L' Escoufle. — *A. Mussafia,* Zur Kritik und Interpretation roman. Texte. Zweiter Beitrag. [Sitzungsberichte der Kais. Akad. der Wissenschaften in Wien. Phil.-Hist. Cl. CXXXV. Bd. 14. Abh.].

Die *Gesta Caroli Magni* der Regensburger Schottenlegende. Zum ersten mal ediert und kritisch untersucht von *A. Dürrwächter.* Bonn. P. Hansteins Verlag. 226 S. 8°.

Guillaume Alexis. — Œuvres poétiques de Guillaume Alexis, prieur de Bucy. Publiées par Arthur Piaget et Emile Picot. T. Ier. In-8°, II-383 p. Paris, Firmin-Didot et Ce. (1896.) [Sociéte des anciens textes français].

Guillaume de Dole. — *Ad. Mussafia,* Zur Kritik und Interpret. roman. Texte. Ditter Beitrag. [In: Sitzungsber. d. Kais. Akadem. d. Wissensch. in Wien. Phil.-Hist. Cl. CXXXII. Bd. 7. Abhandl.]

Homélies provençales tirées d'un manuscrit de Tortosa pp. A. Thomas. [Annales du Midi IX, S. 369—418].

Marie de France, Fabeln. Mit Benutzg. des v. Ed. Mall hinterlassenen Materials hrsg. v. Karl Warnke. (XIII, CXLVI, 447 S.) 16 — [Bibliotheca normannica VI].

Maugis d'Aigremont, La rédaction méerlandaise de, p. *G. Huet.* [In: Romania XXVI, S. 495—516].

Milet. — *Häpke, G.,* Kritische Beiträge zu Jacques Milet's Drama „La Destruction de Troye la Grant". Diss. Greifswald 1897. 62 S. 8°.

Eine altfrz. Bearbeitung von der *Parabel von den drei Freunden,* hrsgb. von *H. Andresen.* [In: Zs. f. rom. Phil. XXII, S. 49—90].

Die altfranzös. *Liederhandschrift der Bodleiana* in Oxford, Douce 308 von *Georg Steffens.* (Schluss.) [In: Arch. f. d. Stud. d. n. Spr. XCIX, S. 339—388].

Moniage Guillaume, notes p. *F. Lot.* [In: Romania XXVI, S. 481—494].

Partenopeus. — *Berkum, A. van,* De middelnederlandsche bewerking van den Parthonopeus-Roman en hare verhouding tot het oudfransche origineel. Diss. Leiden 1897. 150 S., 1 Register und 2 Beilagen. 8°.

Le Pas Saladin, p. p. F. E. Lodemann. [In: Mod. Lang. Notes XII, Sp. 84 ff. 209 ff. 273 ff.]

Poésies provençales inédites, tirées des manuscrits d'Italie hrsgb. von *C. Appel.* [In: Rev. d. l. r. XL, S. 405--426].

Raoul v. Houdenc, Sämtliche Werke. Nach allen bekannten Handschriften hrsg. v. Mathias Friedwagner. 1. Bd. Meraugis v. Portlesguez. Altfranzösischer Abenteuerroman. Zum 1. Mal hrsg. gr. 8°. (XC, 295 S.) Halle, M. Niemeyer.

Roland. Chanson (la) de. Texte critique, traduction et commentaire, grammaire et glossaire par Léon Gautier, membre de l'Institut. 23ᵉ *édition*, revue avec. soin. *Edition* classique, à l'usage des élèves de seconde. In-18 jésus, LII-606 p. Tours, Mame et fils.

Vie Saint Nicholas. — *Bohnstedt, K. K. R.*, Vie Saint Nicholas, altfranzösisches Gedicht. Diss. Leipzig 1897. 44 S. 8°.

Bernardin de Saint-Pierre. — Paul et Virginie. *Nouvelle édition*, illustrée par A. Denis. In-16, 128 p. Paris, Vermot.

Boileau. — Le Lutrin. Publié, avec une notice et des notes, par Ferdinand Brunetière. *Nouvelle édition.* Petit in-16, 51 p. Paris, Hachette et Cᵉ. 30 cent. [Classiques français].

— Œuvres en prose. Choix; par Georges Pellissier. In-18 jésus, 285 p. Paris, C. Delagrave.

Bossuet. — Discours sur l'histoire universelle. *Edition* classique, accompagnée de notes et de remarques par E. Lefranc. Troisième partie: les Empires. In-12, 132 p. Paris, Delalain frères. 2 fr. 50.

Alain Chartier. — *La belle Dame sans mercy.* En fransk dikt forfattad af Alain Chartier år 1426, och omdiktad af Anne de Graville omkring år 1525. Utgifven af *Carl Wahlund.* Upsala 1897. 63 S. 8°.

Chateaubriand. — Morceaux choisis de Chateaubriand. (Récits, Scènes et Paysages.) Précédés d'une notice littéraire et historique par A. Didier, professeur de rhétorique. In-12, XX-284 p. Paris, Delalain frères. 2 fr.

Corneille. — Théâtre choisi de Corneille. Avec une biographie de Corneille, des études littéraires et des notes par P. Jacquinet, G. Jacquinet et A. Gasté. In-12, 1,077 pages. Paris, Belin frères.

— Polyeucte, martyr, tragédie chrétienne. Publiée conformément au texte de l'édition des Grands Ecrivains de la France, avec notices, analyses et notes philologiques et littéraires, par L. Petit de Julleville. Petit in-16, 183 p. Paris, Hachette et Cᵉ. 1 fr. [Classiques français].

Hugo, V. — Œuvres posthumes. *Edition* définitive, d'après les manuscrits originaux. Toute la lyre (vers). T. Iᵉ : l'Humanité; la Nature; la Pensée. In-16, 288 p. T. 2: l'Art, le „Moi", l'Amour, 271 p.; t. 3 : la Fantaisie, la Corde d'airain, 228 p. Paris, Hetzel et Cᵉ.; libr May. [Chaque tome, 2 fr.]

Hurault, Paul, de l'Hospital, Archevêque d'Aix, Une improvisation poétique; précédé d'un récit anecdotique de Peiresc p. p. Tamizey de Larroque. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. V, S. 99—109].

La Fontaine. — Œuvres complètes. T. 1ᵉʳ. In-16, XII-451 p. Paris, Hachette et Cᵉ. 1 fr. 25.

Lamartine, A. de. — Premières méditations poétiques, avec commentaires; la Mort de Socrate. In-16, LXIX-274 p. Paris, Hachette et Cᵉ; Jouvet et Cᵉ. 3 fr. 50. [Edition publiée par la Société propriétaire des œuvres de Lamartine].

Ledieu. — L'abbé Ledieu historien de Bossuet: notes critiques sur le

texte de ses „Mémoires" et de son „Journal" p. *Ch. Urbain.* [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. IV, S. 524—565 (à suivre)].

Marivaux. — Œuvres choisies de Marivaux. T. 2: les Fausses Confidences; le Legs. In-32, 160 p. Paris. impr. Mangeot; libr. Pfluger. 25 cent. [Bibliothèque nationale, n° 156].

Montaigne. — Pages choisies; par J. Vaudouer, et L. Lantoine. In-18 jésus, 55 p. Paris, Picard et Kaan. [Les Grandes Idées morales et les Grands Moralistes].

Montesquieu. — Œuvres complètes. T. 3. In-16, 492 pages. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 25.

Musset. — *Geist, A.*, Mussetsche Gedichte in deutscher Fassung. Progr. Kempten 1897. 41 S. 8°.

Pascal. — Provinciales. Lettres 1, 4, 13, et Extraits, publiés avec une introduction, des notes et un appendice par Ferdinand Brunetière. 4e *édition.* Petit in-16, XXXI-232 pages. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 80. (1898.) [Classiques français].

Perrault. — Les Contes de Perrault. Illustrés par E. Courboin, Fraipont, Geoffroy, Gerbault, Job, L. Morin, Robida, Vimar, Vogel. Avec introduction par M. Gustave Larroumet, de l'Institut. In-4°, IV-119 pages. Paris, Laurens. (1897.)

Quintil Horatian. — *Henri Chamard*, La date et l'auteur du „Quintil Horatian". [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. V, S. 54—71].

Sales, saint F. de. — Œuvres. *Edition* complète, d'après les autographes et les éditions originales, enrichie de nombreuses pièces inédites. T. 9: Sermons. 3e vol. In-8°, XIX-490 p. Paris, Lecoffre. Lyon, Vitte. 8 fr.

Thierry, Augustin. — Six lettres inédites de A. Th. p. p. *M. Duchemin.* [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. IV, S. 603—609].

8. Geschichte und Theorie des Unterrichts.

Bechtel, A., Enseignement par les yeux (leçons de choses) basé sur les tableaux muraux d'Éd. Hoelzel. Édition destinée à l'enseignement secondaire. 2 éd. gr. 8°. (XIV, 117 S.) Wien, E. Hölzel.

Bömer, A., Die lateinischen Schülergespräche der Humanisten 1. [In: Texte u. Forschungen zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Ländern deutscher Zunge, hrzg. von *Karl Kehrbach.* Berlin, J. Harrwitz Nachfolger 1897].

Graevell, H., Der pädagogische Wert des Französischen. [In: Paedagog. Archiv 39, 4.5].

Kommerell, Aus dem französischen Unterricht und für denselben. I. Beobachtungen über den Einfluss des Lateinischen im franz. Unterricht. [In: Süddeutsche Bl. f. höh. Unterrichtsanstalten 5,6].

Lange, Paul, Beobachtungen und Erfahrungen auf dem Gebiete der Anschauungsmethode im französischen Unterrichte. Vortrag. gr. 8°. (40 S.) Wien, E. Hölzel. — 50

Reber, J., Ein Blick auf Frankreichs Schulwesen. Progr. Aschaffenburg 1897. 20 S. 8°.

Stübler, Ueber den Unterricht im Französischen an einer zweiklassigen Realschule. [In: Neues Corresp. Bl. f. d. Gel. und Realschulen Württembergs 4,4].

Tirner, R., Kleine Behelfe zur Belebung des französischen Unterrichtes an österreichischen Bürgerschulen u. verwandten Lehranstalten. Wien, J. L. Pollak.

Weitzenböck, G., Ein freimütiges Wort über die Hausaufgaben in den oberen Klassen der Realschule. [In: Zs. f. d. Realschulw. XXIII, S. 129—136].

9. Lehrmittel für den französischen Unterricht.

a. Grammatiken, Uebungsbücher etc.

Abrégé de grammaire française, ou Extrait de la Grammaire française, approuvé par le conseil de l'instruction publique; par les Frères des écoles chrétiennes. Petit in-18, 76 p. Paris, librairie Poussielgue.

Assfahl, K., Je 100 französische und englische Uebungsstücke, welche bei der württ. Zentralprüfg. f. den einjährig-freiwill. Dienst in den J. 1887 bis 1896 m. Genehmigg. der k. Prüfungskommission gegeben wurden. gr. 8⁰. (111 S.) St., A. Bonz & Co.

Bechtel, Adf., Französisches Sprech- und Lesebuch f. Bürgerschulen. 2. u. 3. Stufe. gr. 8⁰. Wien, A. Hölder. Geb. 2,16 2. Für die 2. Klasse der Bürgerschule. 4. Aufl. (IV, 76 S.) 1,04. — 3. Für die 3. Klasse der Bürgerschule. 3. Aufl. (IV, 92 S.) 1,12.

Bierbaum, Jul., Lehrbuch der französischen Sprache nach der analytisch-direkten Methode f. höhere Schulen. Anh. zum III. Tl.: Ansichten v. Paris gr. 8⁰. (16 Bl. m. 1 Bl. Text.) L., Rossberg.

— dasselbe. Verkürzte Ausg. II. Tl. Mit e. Liederanh. gr. 8⁰. (VIII, 98 u. 10 S.) Ebd. Geb. 1.40

Bierbaum's, Jul., (französische) Aussprache-Tafeln. 2. Aufl. 10 Blatt à 88×59,5 cm. L., Rossberg. In Futteral 4 —

— u. Oberlehr. Dr. *Bernh. Hubert*, Systematische Repetitions- u. Ergänzungs-Grammatik zu Prof. Dr. J. Bierbaums französischen Lehrbüchern. 8⁰. (VIII, 165 S.) Ebd. Kart. 1 60 •

Boisseau, G. — Le Vocabulaire de l'enfance. Etude raisonnée et intuitive des mots usuels de la langue française. (Cours moyen et supérieur des écoles primaires; classes élémentaires de l'enseignement secondaire.) 2ᵉ volume. Plus de cinq mille mots et 570 gravures et figures d'ensemble. In-8⁰ carré, 174 p. Paris, Delalain frères. 2 fr. 50.

Breitsprecher, H., Gedächtnisverse zur französischen Grammatik. gr. 8⁰. (20 S.) Stralsund, Bremer.

Breymann, Herm., u. *Herm. Moeller*, Französisches Uebungsbuch. 2 Tl.: Zur Einübg. der Satzlehre. Ausg. B. (Enth. zugleich die Grammatik II.) 2. Aufl. gr. 8⁰. (VIII, 243 S.) München, R. Oldenbourg. 2.80; geb. 3.30

Carré, I. — Méthode pratique de langage, de lecture, d'écriture, de calcul, etc., plus spécialement destinée aux élèves des provinces et des colonies ou l'on ne parle pas français, et qui arrivent en classe ne comprenant pas, ne sachant pas parler la langue nationale. Livre de l'élève. In-16, 108 p. Paris, Colin et Cᵉ.

Crochet, J., Perfekt Französisch sprechen. Mit Aussprache. 2. Aufl. 8⁰. (72 S.) B., H. Steinitz. 1 —

Dubray, G., Gentillesses de la langue française. Choix d'expressions ingénieuses ou caractéristiques propres à donner au langage des étrangers un air bien français. Complément à l'étude de langue. 8⁰. (67 S.) Wien, Gerold & Co. 1 —

Durand, L., u. Prof. *M. Delanghe*, Konversationsunterricht im Französischen. 3—5. Heft. Für die französ. Konversationsstunde nach Hölzel's Bildertafeln im genauen Anschluss an „The four seasons by E. Towers-Clark" bearb. gr. 8⁰. (Mit je 1 Abbildg.) Giessen, E. Roth. à —40. 3. I. Bd. Die 4 Jahreszeiten. 3. Hft. Der Herbst (L'automne). 2. Aufl. (IV, 24 S.) — 4. Dasselbe. 4. Hft. Der Winter (L'hiver.) 2. Aufl. (IV, 26 S.) — 5. Uebungen. Die Stadt (La Ville). 2. Aufl. (IV, 29 S.)

Feist, Sigm., Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache f. praktische Ziele. Mit Rücksicht auf die konzentrier. Unterrichtsmethode bearb. III. Oberstufe. Mit e. kleinen Synonymik u. e. Verzeichnis der gebräuchlichsten Fremdwörter der französ. Sprache. gr. 8°. (VIII 196 S.) Halle, Buchh. des Waisenhauses.

Fetter, Joh., La troisième et la quatrième année de grammaire française. 4. éd. gr. 8°. (74 S.) Wien, Bermann & Altmann. —80

— Französische Sprachschule f. Bürgerschulen u. verwandte Lehranstalten. 2. Tl. 2. Aufl. gr. 8°. (IV, 58 S.) Ebd. — 70

Gassmeyer, M., Hilfsheft zur Einübung der französischen Konjugation. gr. 8°. (16 S.) L.-Gohlis. (L., Dr. Seele & Co.) — 25

Génin, Lucien, et Jos. *Schamanek*: Conversations françaises. Paris. Avec 1 plan (m. Text an der Seite) et 1 chromolithographie. gr. 8° (64 S.) Wien, E. Hölzel. 2 —.

Goerlich, Ewald, Französische u. englische Vokabularien zur Benutzung bei den Sprechübungen üb. Vorkommnisse des täglichen Lebens. I. Französische Vokabularien. 1. u. 2. Bdchn. 12°. L. Renger à —40
1. Schule, die. (31 S.) — 2. Herbst, der. (23 S.)

Graillet et Myard. Grammaire et Composition française 1re année). In-18 jésus, 492 p. [Bibliothèque des écoles primaires supérieures et des écoles professionnelles.]

Jaeger, O., Elemente der französischen Lautlehre. Für den Unterricht zusammengestellt. Mit 1 Abbildg.: Längsschnitt durch die Sprachorgane. 2. Aufl. gr. 8°. (X, 18 S.) Strassburg, Strassburger Druckerei u. Verlagsanstalt. — 30.

Isaac, Dr. *Herm.*, Lernbuch f. die französischen unregelmässigen Verba. 2. Aufl. 8°. (46 S.) B., Friedberg & Mode. — 50.

Kron, R., Guide épistolaire Anleitung zur Abfassg. französ. Briefe. Sonderausg. des I. Suppl.-Briefs der Methode Haeusser. 2. Aufl. gr. 8°. (20 S.) Karlsruhe, J. Bielefeld's Verl. 1 —.

Mingam, J. et *L. Le Balle.* — Langue française. Cours élémentaire; par J. Mingam, et L. Le Balle. In-16, 311 p. avec grav. Paris, Delarue.

Ohlert, Arn., Lese- u. Lehrbuch der französischen Sprache. Ausg. B. f. höhere Mädchenschulen. Nach den Bestimmgn. vom 31. V. 1894 bearb. 3. Aufl. gr. 8°. (VIII, 245 S.) Hannover, C. Meyer. 2 —; geb 2.40

Ploetz, Gust., *O. Kares*, Kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Elementarbuch. Verf. v. Dr. Gust. Ploetz. Ausg. C (f. Real- u. Oberrealschulen). 4. Aufl. gr. 8°. (XVI, 242 S.) B., F. A. Herbig. 1.80

— dasselbe. Ausg. D. Für Mädchenschulen. (Unter Mitwirkg. des Dir. Dr. Kares.) 3. Aufl. gr. 8°. (XVI, 307 S.) Ebd. 2,40

Ploetz, Karl, Conjugaison française. Anhang 4. Aufl. 8°. (20 S.) B., F. A. Herbig. — 15

— Schulgrammatik der französischen Sprache, in kurzer Fassg. hrsg. v. DD. Gust. Ploetz u. Otto Kares. 4. Aufl. gr. 8°. (XVI, 411 S.) Ebd. 2,60

— Hülfsbuch f. den Unterricht nach der Elementargrammatik u. der methodischen Stufenfolge der Syntax u. Formenlehre. Hrsg. v. dem Verf. beider Bücher. 4. Aufl. 8°. (VIII, 146 S.) B., F. A. Herbig. [Wird nur an Lehrer abgegeben.] 1,50

— Schulgrammatik der französischen Sprache, für Mädchenschulen umgearb. v. DD. O. Kares u. G. Ploetz. Schlüssel. Hrsg. v. vorm. Gymn.-Oberlehr. Dr. Gust. Ploetz. 3. Aufl. 8°. (IV, 149 S.) Ebd. [Wird nur an Lehrer abgegeben.] 2 —

Ploetz, *Gust.*, u. *Otto Kares*, Kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Uebungsbuch. Verf. v. Dr. Gust. Ploetz. Ausg. C (f. Real- u. Oberrealschulen). 2. Aufl. gr. 8°. (XII, 375 S.) B., F. A Herbig. 2,70

Pünjer, *J.*, Lehr- u. Lernbuch der französischen Sprache. 3. u. 4. Aufl. 2. Tl. gr. 8°. (VIII, 216 S.) Hannover. C. Meyer. 1,60

Punnel, *N.*, Exercices de grammaire française à l'usage des écoles primaires d'Alsace-Lorraine. 8°. (71 S.) Metz, P. Even. Kart. — 50; Partie du maître. (32 S.) — 50

Reuter W., Lehrbuch der französischen Sprache für Handelslehranstalten und kaufmännische Fortbildungsschulen. Leipzig, Otto Aug. Schulz Verlag G. Schiller. Broch. 2,80 Geb. 3,20

Rotgès, *E.* — Idées et Mots. Nouveau Cours de langue française (vocabulaire, orthographe, grammaire, récitation, rédaction). Livre des maîtres. Préparation des classes (cours moyen et supérieur). In-18 jésus, XII-294 p. Paris. Belin frères.

Spelthahn, *J. H.*, Französische Grammatik, zugleich Vokabular. 2. Aufl. gr. 8°. (158 S.) München, Wenger. 2,50.

— Französisches Uebungsbuch f. die erste Stufe des Unterrichtes. gr. 8°. (64 S.) Ebd. 1,20

Strien, *G.*, Livre de maître. I. u. II. gr. 8°. Halle, E. Strien. 2 — I. Französische Uebersetzung der deutschen Uebungsstücke in dem Elementarbuch u. Lehrbuch I der französischen Sprache v. Str. (53 S.) — II. Französische Uebersetzung der deutschen Uebungsstücke in dem Lehrbuch II u. III der französischen Sprache v. Str. (68 S.) [Wird nur direkt an Lehrer geliefert.]

Tirner, *R.*, Kleine Behelfe zur Belebung des französischen Unterrichtes an österreichischen Bürgerschulen u. verwandten Lehranstalten. Wien, J. L. Pollak. 1,60

Troufleau, *M*lle *L.* — Cours de langue française. Ma première grammaire. Classe enfantine. Première partie: Leçons de grammaire. In-18 jésus, 103 p. Paris, 1898.

Ulbrich, *O.*, Kurzgefasste französische Schulgrammatik f. höhere Lehranstalten. 2. Aufl. gr. 8°. (III, 144 S.) B., R. Gaertner. 1,40

— Kurzgefasstes Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Französische. 2. Aufl. gr. 8°. (IV, 132 S.) Ebd.

Weiss, *M.*, Französ. Grammatik für Mädchen. I. Mittelstufe. 3. Aufl. Neu bearbeitet nach den Bestimmungen vom 31. Mai 1894. Paderborn Ferd. Schöningh. 1,80

b. Litteraturgeschichte, Schulausgaben, Lesebücher.

Bräunlich, *O.*, Hilfsbüchlein f. das Studium der französichen Litteraturgeschichte. 12°. (30 S.) L., G. Freund. — 60

Cours abrégé de littérature (n° 236); par F. J. Ouvrage extrait du Cours de littérature et mis en rapport avec les Leçons de langue française (cours supérieur). In-16, 220 p. Tours, Mame et fils. Paris, Poussielgue. (1897.)

Domecq, *J. B.* — Mémento des classiques français et de la littérature française, ouvrage conforme au dernier programme tracé par le conseil de l'instruction publique en vue de l'explication française, à l'usage de la classe de troisième et de tous les étudiants en lettres. In-16, VI-176 p. Lille, Desclée, de Brouwer et Cie.

Brun, F. M. — Chrestomathie française. Recueil de morceaux de lecture, de traduction et de narration, à l'usage des écoles de commerce et des classes de l'enseignement secondaire spécial. In-8°, VIII-476 p. Annecy, Pavy. Varsovie. Wende et Ce.

Boisseau, G. — Le Vocabulaire de l'enfance; 2e volume. (Cours moyen et supérieur des écoles primaires; classes élémentaires de l'enseignement secondaire.) Livre du maître. In-16, IV-276 p. Paris. Delalain frères. 2 fr. 25.

Breitinger, H., u. *J. Fuchs:* Französisches Lesebuch f. Mittelschulen. 1. Tl. Neu bearb. v. G. Büeler u. P. Schneller. 9. Aufl. 8°. (IV, 212 S.) Frauenfeld, J. Huber. 1,60

Chateaubriand. — Récits, Scènes et Paysages. Choisis, annotés et précédés d'une introduction par M. l'abbé A. Lepitre. In-18, XXXV-125 p. Paris, Poussielgue. [Alliance des maisons d'éducation chrétienne.]

— Itinéraire de Paris à Jérusalem. Grand in-8°, 367 p. avec grav. Tours, Mame et fils. [Bibliothèque des familles et des maisons d'éducation.]

Écrivains Français Modernes, Publiés et annotés à l'usage des Classes par *Émile Rodhe* et *Jules Jeanjaquet* III Le Gendre de Monsieur Poirier Comédie en quatre actes par *Émile Augier* et *Jules Sandeau.* Lund Gleerupska Universitetsbokhandeln (Hjalmar Möller). Pris 1 kr.

Hartmann's K. A. Mart., Schulausgaben. Nr. 5. 8°. L., Dr. P. Stolte. Kart. 5. Duruy, Vict.: Histoire de France de 1789 à 1795. Mit Einleitg. u. Anmerkgn. hrsg. v. K. A. Mart. Hartmann. 3. Aufl. (XVI, 84 u. Anmerkgn. 75 S.) 1,20.

Jost, G. et *A. Cahen.* — Lectures courantes extraites des écrivains français, publiées avec une introduction, des notes, des exercices, à l'usage des écoles primaires et des classes élémentaires de l'enseignement secondaire. 1re série: Contes, Fables, Proverbes et Récits moraux, etc. 2e *édition.* In-16, XV-400 pages avec grav. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 50. (1898.)

Molière: Ausgewählte Lustspiele. 6. Bd. Les femmes savantes. Erklärt v. Dir. Dr. H. Fritsche. 2. Aufl. 8°. (116 u. Anmerkgn. 63 S. B., Weidmannn. 1,70

Montesquieu: Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence, I. Tl. Zum Schul- und Privatgebrauch hrsg. v. Erwin Walther. Mit e. Personen- u. Wörterverzeichnis. 12°. (VIII, 102 S.) München, J. Lindauer. 1,20.

Perthes' Schulausgaben englischer u. französischer Schriftsteller. Nr. 1. 8°. Gotha. F. A. Perthes. Geb. 1. Rosseeuw de Saint-Hilaire, Mlle Cécile (J. de Vèze): La fille du braconnier. Für den Gebrauch an höheren Töchterschulen bearb. v. Dr. Herm. Soltmann. (VII, 114 S.) 1,—

Pitt Press Series, La Fortune de d'Artagnan an Episode from le vicomte de Bragelonne by *Alexander Dumas.* Edited with introduction and Notes by *Arthur R. Ropes, M. A.* Cambridge: at the University Press.

— Remi et ses amis a Selection from Sans Famille by *Hector Malot.* Edited with introduction, notes and vocabulary by *Margaret de G. Verrall,* Cambridge: at the University Press.

— The fairy Tales of Master *Perrault.* Edited, with notes and vocabulary, by *Walter Rippmann, M. A.,* Cambridge: at the University Press.

Prosateurs modernes. 1. Bd. 8°. Wolfenbüttel, J. Zwissler. 1. Bruno, G.: Aventures de deux enfants. Für den Schulgebrauch bearb. nach „Le Tour de la France“ v. H. Bretschneider. Mit 1 Karte. 4. Aufl. (IV, 124 u. 45 S.) 1,—; kart. 1,20.

Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit. Mit besond. Berücksicht. der Fordergn. der neuen Lehrpläne hrsg. v. L. Bahlsen u. J. Hengesbach. I. Abtlg.: Französische Schriften. B., R. Gaertner. Geb. in Leinw. 1. Camp, Maxime du: Paris, ses organes, ses fonctions et sa vie dans la seconde moitié du XIX. siècle. Im Auszuge f. den Schulgebrauch hrsg., m. Anmerkgn. u. e. Anh. versehen v. Thdr. Engwer. Mit 1 Plan v. Paris u. m. 3 Abbildgn. 2. Aufl. (VIII, 174 S.) 1,50. — 19. Boissonnas, B.: Une famille pendant la guerre 1870—1871. Im Auszuge u. m. Anmerkgn. zum Schulgebrauch hrsg. v. K. Bretschneider. Mit 2 Kartenskizzen. 2. Aufl. (VI, 116 S.) 1,20. — 33. Maitres conteurs. 9 Erzählgn. v. Alph. Daudet, Jules Claretie, Guy de Maupassant, François Coppée, Jules Lemaitre. Für die Schule ausgewählt, bearb. u. erklärt v. J. Hengesbach. (XI, 110 S.) 1,—

Schulbibliothek, französische u. englische. Hrsg. v. Otto E. A. Dickmann. Reihe A. Wörterbücher zum 36., 63. u. 106 Bd. 8°. L. Renger. 63. Duruy, George: Biographies d'hommes célèbres des temps anciens et modernes. Wörterbuch, bearb. v. O. Hofer. (20 S.) —,20. — 106. Duruy, Vict.: Règne de Louis XIV. Wörterbuch, bearb. v. O. Hofer. (16 S.) —,20.

— dasselbe. Reihe B. Poesie. 19. Bd. 8°. Geb. in Leinw. 19. Molière: L'Avare. Comédie. Für den Schulgebrauch bearb. v. W. Mangold. 2. Aufl. (XX, 86 S.) 1,20.

— dasselbe. Reihe C. (Für Mädchenschulen.) Prosa und Poesie. 27. Bd. 8°. Ebd. In Leinw. kart. 27. Altgelt, M.: Sprachstoff zu den Bildern f. den Anschauungs- u. Sprachunterricht v. F. Strübing. Für den Schulgebrauch bearb. 2. Bdchn.: Der Winter — der Hafen — die Mühle — e. Gebirgsgegend. (168 S.) 1,20

— dasselbe. Reihe C. 1. u. 3. Bd. 8°. Ebd. In Leinw. kart. 1. Paresseux, le petit, Witt, Mme. de, née Guizot. Premier voyage du petit Louis. Bersier, Mme.: Histoire d'une petite fille heureuse. Für den Schulgebrauch bearb. v. M. Mühry. 2. Aufl. (66 S.) —,70. — 3. Cornaz, Mlle. S.: Les deux moineaux. — Cornaz, Mlle. S.: La petite cerise. — Colomb, Mme.: Le petit prince Ulrich. — Colomb, Mme.: La bonne Mitche. — Musset, Paul de: Monsieur le Vent. — Bawr, Mme. de: Robert. Für den Schulgebrauch bearb. v. M. Mühry. 2. Aufl. (102 S.) —,80.

Textausgaben französischer u. englischer Schriftsteller f. den Schulgebrauch, hrsg. unter Red. v. Prof. Osc. Schmager. 31. Bd. 12°. Dresden, G. Kühtmann. Geb. in Leinw. 31. Wershoven, F. J.: L'éloquence française depuis la révolution jusqu'à nos jours. Französische Reden. Für den Schulgebrauch hrsg. (VII, 135, Anmerkungen 27 u. Wörterbuch 29 S.) 1,40.

— dasselbe. 14. Bd. 12°. Ebd. Geb. in Leinw. 14. Sarrazin, Jos. Vict.: Poésies françaises recueillies à l'usage des écoles allemandes. 2. Aufl. (VIII, 122 S.) 1,—

Referate und Rezensionen.

Weston, Jessie L., *The Legend of Sir Gawain. Studies upon its original scope and significance.* London, Nutt, 1897. 12° XVI-117 S.

Der Titel des Buches ist nicht wenig geeignet, die äusserste Neugierde in den Kreisen der Kenner der Artuslitteratur zu erwecken. Während der im Mittelpunkt dieser Litteratur stehende Artus ein Janusgesicht zeigt, indem derselbe, eine historische Persönlichkeit, von den modernen Mythographen mythisch erklärt wird, weiss man von Gauvain gar nichts. Das gewöhnliche Schicksal, das hierbei ein Held über sich ergehen lassen muss, ist zum Sonnengott gestempelt zu werden. Dasselbe Schicksal widerfuhr auch dem wackern Gauvain, dem Neffen Artus', dem tapfersten aller Ritter. Auch ihn machte man zum Sonnengott, diesmal wenigstens nicht ganz ohne jeden Anhalt, da er in einem unläugbaren Zusammenhang mit der Sonne steht. Verschiedenen Texten zufolge soll die Kraft der Blume der Ritterschaft je nach dem Stand der Sonne gewachsen sein oder abgenommen haben. Die Kenner der Artuslitteratur werden sich sonst den Kopf vergebens zerbrechen, um gewisse Züge zu finden, die auf irgend einen ursprünglichen Typus, der in Gauvain vertreten gewesen sein soll, hinweisen könnten. Man begreift daher die Spannung, mit der ich das Büchlein der Miss Jessie Weston in die Hand nahm, da der Titel Untersuchungen über die ursprüngliche Idee und Bedeutung unseres Helden verspricht und der Verfasser (man gestatte mir diesen Ausdruck statt des mir nicht geläufigen Femininums) daher irgend etwas gefunden haben musste, da er uns sonst sein Werk nicht vorgelegt hätte. Diese Neugier ist auch in ungewöhnlicher Weise befriedigt worden. Nach dem Verfasser ist Gauvain's Grundzug, in von grösseren Wässern, Meer und dergleichen eingeschlossene, dadurch unzugängliche Vesten einzudringen. Doch — wir dürfen nicht vorgreifen.

Das Buch beginnt mit einem Eingangskapitel über die Artussage in England. Wir erfahren darin, dass dieselbe *has been one*

of the most precious heritages of the English people, Artus *was to English minds a tradition, an ideal (dare we say, a memory?)* Dies stimmt zwar in keiner Weise mit der Wirklichkeit, oder ist nach des Verfassers Ansicht das *English people* ein keltisches? Ich habe mich deutlich über diesen Punkt, den Antagonismus zwischen den Eroberern, den Engländern, und den besiegten, verachteten Heloten, den Kelten, ausgesprochen: s. grossen *Erec* S. XXIII und XXXIII. Dagegen hat Herr J. Loth in der *Rev. celt.* 1892, 475 ff. Einwendungen zu machen versucht: dass dieselben die eigentliche Frage gar nicht treffen, habe ich im kleinen *Erec* S. XXIX nachgewiesen.

Auf der zweiten Seite werden die heute schon geradezu berüchtigten anglonormannischen Artusromane, das sogenannte Mittelglied zwischen den vermeintlichen keltischen Urtexten und den frz. Artusgedichten angeführt. — Der Verfasser hat eben keine Ahnung, dass der Urheber dieser Hypothese sie selbst bereits als unhaltbar hat fallen lassen, wie er denn überhaupt von dem heutigen Stand dieser interessanten litterarhistorischen Frage nichts zu wissen scheint.

Im zweiten Kapitel werden die bisherigen Aeusserungen über Gauvain gesammelt und besprochen. *M. Gaston Paris says that Gawain belongs „certainement à la tradition celtique la plus ancienne"; but what was the special ‚tradition celtique' relating to the hero it is now difficult to say,* welch letzteres wir ohne weiteres unterschreiben. Dann werden die von G. Paris in der *Hist. Litt.* XXX erwähnten Stellen, wonach Gauvain's Kraft im Streit in einem gewissen Zusammenhang mit der Sonne steht, besprochen. *Scholars have seen in this growth and waning of Gawain's power, directly connected as it is with the waxing and waning of the sun, a proof that this Celtic hero was at one time a solar divinity.* Ein Sonnengott oder Sonnenheld muss nun, erfahren wir, ein Pferd haben und ein Schwert, — man sollte glauben, gewönliche Helden nicht minder. Sein Pferd ist der Gringalet; *M. G. Paris* (S. 14) *more cautiously says that the name was originally Celtic, but that its signification has been lost. In any case it doubtless referred to some special virtue in the steed, which, judging from the frequency with which it was stolen, or taken by stratagem, from its rightful owner, was a highly desirable possession.* Sein Schwert ist *Escalibor* oder *Excalibur*, wie der Verfasser (S. 15) schreibt. Man kennt dies Schwert freilich nur als das Schwert des Königs Artus; da aber, meint der Verfasser S. 16, Kristian im Perceval 7280 von Gauvain sagt, *qu'il avoit cainte Escalibor,* ohne zu erklären, wie es in seinen Besitz gekommen, so sei einleuchtend, dass dies eine wohlbekannte Thatsache gewesen sein müsse(!). Sicher ist, dass, wie die berühmten

Helden der frz. volkstümlichen Heldensage ihr eigenes Pferd und Schwert, beide wohlbekannt, besitzen, auch Artus beides hat, und Gauvain wenigstens das Pferd — freilich, bei dieser Seltenheit in dem höfischen Epos möchte man es eher als einen dem alten, d. h. französischen Volksepos entlehnten Zug ansehen.

Having thus, as far as possible, fängt das dritte Hauptstück an, *ascertained what was the primitive conception of Gawain in the Celtic mind, we will endeavour to discover what were the details of the story connected with him. The task is a difficult one, but it may be simplified if we take, as basis for our inquiry, that Romance which is now generally considered to be the earliest*(!) *of the Gawain cycle, and in which his adventures are related in the clearest and most coherent manner — the Perceval, or Conte del Graal of Chrêtien*[1]) *de Troyes.*

Der Verfasser zieht aus dem Perceval einzelne Abenteuer Gauvains heraus und sieht darin eine neue feste Grundlage für die weitere Untersuchung. Die späteren Bearbeiter behandeln dann, lehrt der Verfasser S. 26. 27, in der Folge regelmässig *the final stages of the Gawain adventures, i. e. they represent the marvellous rather than the knightly and chivalrous feats of the hero.* Das ist genau das Schicksal der Helden der Chansons de Geste. Man könnte da mit Recht einwerfen, dies sei ein Beweis, dass sie über ihn nichts wissen und daher an seinen Namen, der eine Art Inbegriff der Ritterlichkeit geworden war, um nicht immer dasselbe zu wiederholen, fremde Abenteuer (darunter auch solche von wunderbarer Art) anknüpfen: allein die ganze Beobachtung ist überhaupt unrichtig, der Verfasser sucht sich, wie er dies in der ganzen Untersuchung stets thut, immer nur das heraus, was ihm passt; anderes existiert nicht für ihn oder wird einfach ohne jeden Grund beiseite geschoben.

Thus, fährt er nun fort, und unser Staunen wird immer grösser, *neither the tournament episode, nor the adventure with the king of Escavalon's sister, meet us as often as do the following: the theft of Gawain's horse; his crossing the water to achieve a special quest; his connection with a lady of supernatural origin, queen or mistress of a magic castle or island, and the fact of his supposed death.* Dies kann, so fährt der Verfasser fort, nur darin seinen Grund haben, dass eine unbestimmte, halbvergessene Tradition von der Urgeschichte Gauvains be-

---

[1]) Diese merkwürdige Schreibung geht durch das ganze Buch durch. Der Verfasser schreibt ferner das französische Wort *cimetière* eben so eigentümlich: *cimétière.* S. 27, 28. Französisch ist es nicht, englisch auch nicht; also was dann?

standen haben muss (!), die eben diese Hauptpunkte umfasste und denen nun der Verfasser in der keltischen Mythologie und Litteratur nachgehen will.

Der Schwerpunkt des Buches ist das fünfte Hauptstück, *the magic castle*, indem der Verfasser auf die Ergebnisse desselben immer wieder zurückkommt. *The short summary of the preceding chapter has shown us clearly that one of the adventures most generally attributed to Gawain is the winning of a castle, or kingdom, only to be approached by water. The form varies, but the attribution of some mysterious water-adventure*(!) *to this hero is remarkably frequent.* Der Verfasser entdeckt dann, dass dies Reich ein überirdisches ist, sowie dass die Besitzer *her unearthly origin* dadurch beweisen, dass sie an einer Quelle sitzend gefunden werden. *Scholars are now pretty generally agreed on the point that Gawain's castle does represent such an other-world dwelling* (!), und nun wird wieder die keltische Mythologie herangezogen.

Ich gestehe, dass ich beim Lesen dieser Entdeckung, dass Gauvains Hauptgrundzug darin besteht, irgend ein Ziel, das von Wasser umgeben ist, zu erreichen, zuerst befürchtete, der ursprüngliche Sonnengott Gauvain könnte dadurch zu einem Wassergott degradiert werden und müsste so das fröhliche rosige Licht vertauschen mit dem ungemütlichen nassen Element. Zum Glück hat es der Verfasser so weit doch nicht kommen lassen. — Uebrigens könnte einem Leser vielleicht einfallen, dass bei dem Umstand, dass derlei Ziel fast immer eine Burg ist, Burgen aber, zumal in der Ebene, ausser den Mauern nur durch einen mehr oder weniger breiten Wassergraben geschützt werden, und aus diesem Grunde gern an Flüssen mit steilen Ufern, auf Inseln, an Sümpfen, Seen etc. angelegt werden, auf diesen rein zufälligen Umstand irgend ein Gewicht nicht gelegt werden könne, jedenfalls aber die Möglichkeit, dies zum Grundzug von Gauvains Wesenheit zu machen, wie dies der Verfasser im folgenden thut, unter allen Umständen ausgeschlossen ist.

Ich halte es für unnütz, die weiteren Entdeckungen des Verfassers hier anzuführen. Sie sind alle auf demselben Wege, mit derselben Methode gefunden und haben daher alle denselben Wert, d. h. sie sind hinfällig, wenn diese Methode falsch ist. Wie geht nun der Verfasser vor? Er sucht sich aus der grossen Menge von einzelnen Zügen einen ganz zufälligen heraus und erklärt denselben für den Grundzug, ohne die andern irgendwie zu berücksichtigen. Ebenso wenig wird beachtet, dass dieser eine herausgegriffene Zug, der zur Grundlage des ganzen gemacht wird, ein ganz vereinzelter, rein zufälliger ist, der mit dem Helden überhaupt nichts gemein hat. Dann sucht er aus der

altkeltischen Mythologie und zwar ganz wie sein Herr und Meister A. Nutt einen ebenso zufälligen und vereinzelten Zug, sei es in einem heutigen keltischen Märchen, sei es in einem alten irischen Text (das ist ganz ohne Belang) heraus und die keltische Herkunft und Zusammengehörigkeit ist sofort gesichert.

Diese Methode, aus einer Menge von mehr oder weniger wichtigen Zügen einen ganz nebensächlichen herauszugreifen und denselben für den ursprünglichen zu erklären, ist dieser ganzen Schule gemeinsam. Sie ist um so auffälliger, als dieselbe Schule jedesmal dann, wenn es sich um ausserhalb dieses Kreises stehende Forscher handelt, ohne weiteres einen ganz anderen Masstab zur Hand hat und gleichzeitig mit einer ganz übertriebenen und wenig berechtigten Hyperkritik operiert. Ein Beispiel soll dies klar machen. Ich hatte im Kristian'schen Yvain unter den verschiedenen Stoffen, die der findige Dichter hinein verarbeitet hat, u. a. auch auf die Witwe von Ephesus hingewiesen und gezeigt, wie Kristian die Hauptpunkte dieses Stoffes für seine Romananlage verwertet hat. Eine Reihe von ganz bedeutsamen Zügen, gerade die Hauptsache, stimmt durchaus. Die Kritik dieses von mir erwähnten Kreises wies dies einfach zurück, ohne Angabe von Gründen; später hat aber ein Jünger eben dieser Schule, ein Herr Axel Ahlström (*Mélanges Wahlund*, S. 292) meine Annahme dadurch ad absurdum führen zu können geglaubt weil eine Reihe von (nebensächlichen) Zügen des Stoffes sich bei Kristian nicht fänden (!). *La ressemblance entre le roman et le conte*, sagt er S. 294, *se borne, en effet, à ce point commun qu'une veuve desolée change de sentiments en peu de temps et veut se remarier. Tous* (!) *les détails sont différents. Il y a pourtant, dans la litterature comme dans la vie, trop de jeunes veuves qui désirent se remarier le plus tôt possible* (!) *pour que ce fait seul* (!!) *puisse prouver l'existence d'un rapport plus intime entre le conte et le roman.* Diese Tirade soll wahrscheinlich auch noch witzig sein, abgesehen von ihrer vernichtenden Wirkung. Jedenfalls ist sie aber etwas einseitig. Es ist nämlich die Hauptsache verschwiegen, dass nämlich diese so leicht und rasch getröstete Witwe nicht rechts oder links nach einem ihr passenden Mann sucht, sondern einen solchen unter hässlichen, unser Gefühl schwer verletzenden Bedingungen nimmt und in unserm Falle, das Thema der Vorlage noch übertreibend, sogar den Mörder ihres so heissgeliebten Gemahls heiratet. Da ich dies in den Mittelpunkt der Sache stelle, die entsprechenden Verse Kristians sogar zum Ueberfluss auch noch als Motto an die Spitze der Einleitung meines kleinen Yvain gestellt

habe, so ist dies Verschweigen recht bezeichnend.[2]) Da nun aber von anderer Seite in demselben Yvain der dem Tannhäuser und andern ähnlichen Sagen zu Grunde liegende Zug gefunden wird, (freilich ohne den geringsten Versuch eines Beweises), so erklärt sich der schneidige Herr Kritiker flugs für diese Ansicht: *c'est l'histoire de l'amour entre un être surhumain et un individu humain* und die Sache ist fertig. Es lässt sich zwar absolut nicht das geringste[3]) für diese Ansicht anführen, während bei der andern Ansicht die ganze Hauptsache stimmt. Das ist ganz gleichgiltig. Diese Methode besteht also darin, dass man sich für eine Ansicht je nach dem Namen und der Zugehörigkeit des Urhebers derselben entscheidet, ohne sich durch Gründe und Gegengründe irgendwie beirren zu lassen. Es ist eben, scheint mir, die Praxis des *αὐτὸς ἔφα*, oder giebt es eine esoterische und exoterische Lehre? Uebrigens wundre ich mich sehr, dass auch der Verfasser nicht darauf gekommen ist, Gauvain mit dem Tannhäusermotiv zu verbinden: denn nach seiner Methode stimmt alles (das Eindringen in ein schwer zugängliches Gebiet einer Fee), bis auf den von dem Verfasser entdeckten Umstand, dass dies Gebiet keine Höhle, sondern von Wasser umgeben ist. Wir hätten also eine Abart des Tannhäuser — neben dem T. cavernae oder troglodyticus einen T. aquaticus.

---

[2]) Vgl. jetzt über das Witwenmotiv die scharf durchdachte und klar gefasste Darstellung Kölbing's im zweiten Hauptstück der Einleitung seiner neuen Ausgabe der Ivens Saga (*Altnord. Saga-Bibliothek*, Heft 7. Halle, 1898), bes. S. IX. Kölbing hat auch den Grund gefunden, warum Ahlström so unglücklich gegen das Witwenmotiv polemisiert. „Zumal geht A. ohne Grund von der ferner liegenden Fassung der Erzählung aus, wie sie sich in den Sieben Weisen Meistern findet". Diese Unkenntnis der andern Fassungen kann zwar Ahlström's Ausfall weniger barock erscheinen lassen, aber nicht entschuldigen. — Was Baist in *Ztschr. f. rom. Ph.* XXI, 402 über eine gewisse Unterredung anführt, beruht auf einem mir unerklärlichen Misverständnis.

[3]) Denn dass die Dame eine Quelle besitzt, macht sie noch eben so wenig zur Fee, wie die Quelle der Miss Weston S. 32 ihres Büchleins. Auch über die Quelle vereinigt Kölbing *a. a. O.* sehr glücklich alles, was bis jetzt vorgebracht worden ist. Kristian hat dieselbe, wie ich bereits 1887 gelehrt, aus der Lokalsage von Broceliande (und zwar, wie jetzt genauer gesagt werden kann, aus Wace). F. Lot's „wälsche" Quelle der Quelle (*Rom.* XXI, 71) braucht nicht widerlegt zu werden. — Dieser Nachweis des Ursprungs des Quellenmotivs schiebt die sonderbare Hypothese, die Quellenbesitzerin sei eine Fee, sofort beiseite; denn die Quelle von Broceliande hat mit einer Fee nichts zu schaffen. Derjenige nun, der Laudinen zum Besitzer dieser Quelle gemacht hat, hat ebensowenig daran gedacht. Für ihn ist diese Quelle bloss das Mittel, die leicht getröstete Witwe mit ihrem zukünftigen neuen Gemahl in Berührung zu bringen: also die Quelle ersetzt das Grab des Witwenstoffes. (So bereits gr. *Ivain* S. XXIII).

Aber nicht nur, dass sämtliche Ergebnisse hinfällig sind wegen der verfehlten, unwissenschaftlichen Methode, auch die Art, wie das Material zusammengebracht ist, erweckt die schwersten Bedenken. Es ist offenbar, dass der Verfasser kaum mehrere der in den Kreis einbezogenen Texte gelesen hat, sich vielmehr mit den von G. Paris in XXX. Bd. der *Hist. Littér.* gegebenen Analysen begnügt hat; auch hier sind nicht alle einschlägigen Romane vorgenommen worden, sondern ausser dem einen und dem andern Roman Kristians in erster Linie nur die von G. Paris als *romans épisodiques sur Gauvain* behandelten. Von den übrigen *a. a. O.* behandelten Romanen kommt kaum der eine oder andere mal mit einem Zuge vor. Aber gerade bei der eigenartigen Methode des Verfassers, die einen zufälligen Nebenzug als einen ursprünglichen Hauptpunkt zu behandeln zulässt, musste er doch alle die Artusromane, wo Gauvain überhaupt vorkommt, vornehmen, da selbst dort, wo er nur eine Nebenrolle spielt, doch ein solcher grundlegender Zug enthalten sein kann.

Ueberhaupt ist die *List of books consulted* (S. XI—XIV) überaus lehrreich. Die späte Kompilazion Malory's spielt bei ihm, ebenso wie bei Rhys, dieselbe Rolle wie die ältesten Stücke: alles was er giebt ist ebenso sicherlich stets Wiedergabe einer älteren Quelle, als dies nach des Verfassers Ansicht ebenso alle altfranzösischen Artus-Romane sind. Dass die französischen Dichter fremde Stoffe und Episoden sammeln, andere selbst erfinden, und sie dann mit bekannten Persönlichkeiten in Verbindung bringen, fällt ihm gar nicht ein. Ein *Meraugis de Portlesgucz* ist für ihn in seinen einzelnen Teilen ebenso immer altes Gut, wie alles im Kristian, dies erhellt aus dem ganzen Büchlein. Dass die Fachleute anderer Ansicht sind, scheint er nicht zu wissen oder es ficht ihn nicht an; und woher sollte er es wissen? Er hat sich gehütet, auch nur ein Buch aus jener Sphäre sich anzusehen. — Freilich die Aufsätze H. Zimmer's zitiert er das eine oder andere Mal (dass er sie benutzt hätte, konnte ich nirgends entdecken, blos für Namenserklärung ist er ein paar mal herangezogen werden), doch war dies offenbar ganz überflüssig, da derselbe (S. XIII.) *has been vigorously criticised and, to a great extent, entirely refuted by Monsieur J. Loth and Monsieur Ferd. Lot.* (!) Doch wird auch für den Verfasser, wenn er sich herablässt, die deutschen einschlägigen Arbeiten zu lesen und mit Unvoreingenommenheit zu prüfen, vielleicht noch der Tag kommen, wo er sich überzeugen wird, dass die Kritik des Herrn F. Lot kaum mehr als Makulatur[4]) ist, während J. Loth selbst

[4]) Das letzte Heft dieser *Ztschr.* brachte auf S. 79—162 einen Aufsatz E. Brugger's, der F. Lot's Aufsätze über die Bedeutung von

am meisten erstaunt sein dürfte, wenn er läse, er habe Z. *entirely refuted*, da er doch in der Hauptsache selbst sehr vorsichtig eine Mittelstellung gewählt hat, im andern uns beistimmt. Interessant ist, dass Verfasser den Hartmann'schen Yvain nach der Bech'schen Ausgabe zitiert und dass er seinem Prinzip getreu, das platte von Hartmann erfundene Füllsel (s. meinen grossen *Yvain* S. XVII Mitte) für die Wiedergabe einer eigenen älteren Quelle (!) hält (S. 70.) Da der Verfasser die Anspielung, die hier Kristian im Yvain auf seinen eigenen Karrenroman macht, ebenso wenig verstanden hat wie Hartmann (nur mit dem Unterschied, dass der mittelhochdeutsche Dichter den Karrenroman nicht kannte und die Anspielung daher nicht verstehen konnte, dagegen der neuengl. Verfasser, der ja dem Karrenroman ein eignes Kapitel widmet, sie hätte erkennen müssen, um so eher als sie vor ihm schon männiglich erkannt worden ist) so folgt der kühne Schluss: *nor is it likely that H. would have devoted so much more space to the account of the abduction, had he not been dissatisfied with the version of the French poet and desirous of substituting another for it.*

Als letzten Punkt, der beweisen soll, wie die ganze Quellendurchforschung mangelhaft und daher verfehlt ist, führe ich die Thatsache an, dass der Verfasser, der den Malori als gleichwertiges Element behandelt, die so wichtigen altfranz. Prosaromane überhaupt nie erwähnt, geschweige, dass er diese so inhaltreiche, vollfliessende Quelle auch nur eingesehen hätte. Hat der Verfasser nie etwas davon gehört, dass jetzt einige Kenner der Artuslitteratur in denselben mit dem Rezensenten die ältere, ursprüngliche Stufe der Artusromane finden? — Nicht weniger ist man erstaunt, nichts über Gauvain's Herkunft zu erfahren. Schon aus der einzigen Quelle, die der Verfasser benutzt hat, aus dem XXX. Band der *Hist. Litt.*, hätte er erfahren, dass ein späterer Text dem Gauvain eine Fee als Mutter giebt (S. 80) und ebenda hätte er den lat. Text de ortu Waluuanii[5]) (S. 31) gefunden. Von anderen fehlenden Texten will ich nicht mehr reden.

Zum Schluss noch die Bemerkung, dass der Verfasser, der in dem Büchlein stets mit einer wahrhaft beneidenswerten Zuversicht auftritt und die verwickeltsten Fragen spielend löst und entscheidet,

---

Bretagne Breton schlagend in ihrem ganzen Nichts nachweist und endgültig beseitigt. Nur frage ich mich, warum Brugger, der doch sachlich unwiderlegliche Thatsachen auf seiner Seite hat, den eigentümlichen Ton F. Lot's nachgeahmt hat. Er hat übersehen, dass dieser Ton beim letzteren eben über den Mangel an Gründen hinweghelfen sollte, Brugger mithin ihn nicht nötig hatte.

[5]) Derselbe ist eben von J. Douglas Bruce trefflich herausgegeben worden in XIII, 3 der *Publications of the Modern Language Association of America.*

in der Vorrede sich sehr verständig bescheiden ausspricht. *But it may be that though the evidence, as I interpret it, appears to me to point clearly in one direction, others better versed in such matters may read it otherwise. In the present state of Arthurian investigation that writer is over-bold who claims infallibility or finality, for the most tempting conclusions.* Es sei nur bemerkt, dass gerade seine eigene, des Herrn Verfassers Schule, die Herren Nutt u. Cie., stets mit dieser Unfehlbarkeit auftreten und für alles, was sie vortragen, in Anspruch nehmen, dagegen alles, was die Widersacher vorbringen, einfach in schroffer, zuweilen persönlich beleidigender und verdächtigender Weise abweisen, ohne je den Versuch der Widerlegung zu machen. Auch alle sachlichen und Vernunftgründe gegen die Methode dieser Herren, die H. Zimmer in seiner Rezension u. andre so deutlich ins Licht gesetzt haben, werden ebenso behandelt. Bei Nutt's Percevalbuch nun ist wenigstens die eine Hälfte, die Materialiensammlung, eine vortreffliche Leistung, was man von Miss Weston's Büchlein nicht sagen kann.

Die Sagenvergleichung ist noch eine sehr junge Wissenschaft. Sie hat die Materialien noch nicht beisammen, geschweige denn, dass sie die Kritik derselben schon vorgenommen hätte; ich kann nur auf meine Ausführungen im kleinen *Erec* S. XXVI ff. verweisen, denen noch nirgends widersprochen ist, weil ihnen nicht widersprochen werden kann. Wenn einmal diese und andere, unumgänglich notwendige Vorarbeiten gemacht sein werden, wird sich im Laufe der Zeit nach und nach die streng wissenschaftliche Methode auch in dieser Disziplin einstellen. Zwar werden auch dann Leistungen, die der Tummelplatz willkürlicher Einfälle und reicher Phantasie sind, nicht fehlen; denn dieses Gebiet, dass scheinbar keine Vorbereitung und keine Schulung verlangt, wird stets litterarisierende Dilettanten anziehen und ähnliche Werke produzieren, von den Fachgenossen werden sie aber gerechter Weise ignoriert werden. Denn es hat keinen Zweck, dieselben auch nur zu registrieren.

BONN AM RHEIN. W. FOERSTER.

Friedwagner, M., *Meraugis von Portlesguez*, altfranzösischer Abenteuerroman, von *Raoul von Houdenc.* Halle, Niemeyer, 1897. 8°. XC, 294 S.

Von der seit einigen Jahren in Vorbereitung befindlichen Gesamtausgabe der Werke Raoul's von Houdenc ist jetzt der erste Band, den Abenteuerroman Meraugis enthaltend, erschienen. Wenn man die grosse Sorgfalt und allseitige Gründlichkeit, mit der dieser Text bearbeitet worden ist, berücksichtigt, dann begreift man nur

zu gut dies verspätete Erscheinen und sieht gern, wie viel Mühe und Zeit an die Arbeit verwandt worden ist. Geplant sind noch zwei weitere Bände, deren erster die Raguidel-Rache, welche der Herausgeber unserm Dichter zuschreibt, und der zweite die allegorischen Gedichte umfassen soll. Nach der Anm. 2. der S. LVIII ist zu ersehen, dass der Paradiestraum, der aus sprachlichen Gründen (mit Recht!) ausgeschieden wird, sich darunter nicht befinden wird. Auf den versprochenen Nachweis betreffs der Urheberschaft des Raguidelromans, kann man gespannt sein; freilich ist ohne weiteres zuzugeben, dass die bis jetzt vorgebrachten sprachlichen Gründe, die aus den Reimen gezogen sind, unsern Raoul nicht auszuschliessen brauchen. Aber ich empfinde, wenn ich auf tausend Zeilen Meraugis tausend Zeilen Raguidel gelesen habe, den Eindruck, als wenn ich eine andere Welt angetroffen hätte.

Die Einleitung enthält die Beschreibung und das Abhängigkeitsverhältnis der vier erhaltenen Handschriften, behandelt dann die Sprache des Dichters, auf die ich gleich zurückkomme, giebt eine ziemlich eingehende Beschreibung der sprachlichen Eigentümlichkeiten der vier Handschriften, bespricht die Heimat und das Leben des Dichters und schliesst endlich mit einer eindringenden Untersuchung über das Gedicht.

Was das sprachliche Kapitel betrifft, so ist es vor allem störend, dass, wiewohl ein eigenes Hauptstück den sprachlichen Besonderheiten der einzelnen Handschriften gewidmet ist, hier in die Reimuntersuchung immer wieder die Schreibung der Handschriften störender Weise hineingemengt wird; jeder weiss, wie z. B. Zingerle's Untersuchung dadurch einfach ungeniessbar geworden ist. Ein weiterer grosser Uebelstand ist, dass der Herausgeber hier bloss die Reime des Meraugis verarbeitet. Es mussten auch die anderen sicheren Texte, die allegorischen, herangezogen werden. Der Einwand, dass kein krit. Text derselben vorliegt, also die Reime nicht gesichert sind, ist doch nicht haltbar; da der Herausgeber die sämtlichen Handschriften verglichen hat, so brauchte er bei einem etwa widersprechenden Reim einfach die Varianten der andern Handschriften einzusehen und in Klammern beizusetzen.

Unter 1) (*e* aus *a*) vermisse ich eine Aufklärung über den sonderbaren Reim *set (sapit)*: *ait.* Oder gehört der Herausgeber auch noch zu denjenigen, die glauben, dass neufranzösisches *sait* ebenso altfranzösisch gelautet hat? Das schlimmste bei dieser Verlesung (die Handschrift muss natürlich *fet* = *factum* haben; der Querstrich wird, wie so oft, flüchtiger Weise nicht ganz durchgezogen sein), ist dass T W das sonnenklare *fet*, *fait* haben. Ein identischer Fehler *encontrez*: *desconfaiz* steht 5595 zwar im Text, wird aber in der Anmerkung wahrgenommen. Dass aber dem Herausgeber das Ungeheuerliche ähnlicher Bindungen doch nicht

voll zum Bewusstsein gekommen ist, zeigt 5331 *oes* (*opus*): *remuëz* (*remutatus*), das in der Anmerkung als „möglich" bezeichnet wird; S. XXXIX nennt er es wenigstens verdächtig. Das richtige Wort ist ‚unmöglich'. — An dieser Stelle musste auch noch das unfranzösische *sevent* (*sequunt* nach dem Herausgeber): *sevent* (*sapunt*) 4159, das der Hgb. XXXVIII harmlos neben *erent* (Impf.): *conforterent* setzt, angeführt werden. Jede Anmerkung fehlt, der Reim ist auf dem Kontinent zu jener Zeit einfach unmöglich.

Zu 2) (Reime zwischen *ǫi* und *ei*) ist zu bemerken, dass die mit Hinweis auf meinen *Cligés* LXIV γ begründete Ausnahme des *joie* hinfällig ist. Ich sage dort ausdrücklich, dass *ǫi* (*ǫ*+*J*) und *oi* (aus *ei*) ohne weiteres mit einander reimen; von einer Ausnahmestellung von *joie*, als wenn nur dieses Wort es täte, kann keine Rede sein. Wenn ich dort gerade drei Beispiele mit *joie* gebe, so ist das reiner Zufall. Hier die Reime aus dem Karrenroman *joie*: *coie* 2568, aber auch *voie* (*via*): *oie* 2977, *oi*: *voi* (*video*) 6571, *oie*: *contoie* 6433. Man beachte obendrein, dass die Zahl der Wörter auf *ǫi*, *ǫie* eine verschwindend kleine ist. Schluss: Kristian reimt unterschiedlos beide *oi*. — Da *plain* (*planum*): *plain* (*plenum*) und ebenso *aiñ*: *eiñ* reimen, warum schreibt man nicht beide gleich? Was soll die Anmerkung 2: Zu *ę* schlugen sich *adés* . . .? Woher weiss der Herausgeber, dass es jemals *adẹs* war? Oder glaubt er an die Ableitung von *ipse*? Sollte es auch im Ital. Span., Prov. oder Wallonischen getauscht haben? Man gebe doch der Wahrheit die Ehre und sage: Herkunft unbekannt. — Die Schreibung *solaus*: *vermaus* (statt *ei*) dürfte nicht in den Text, ebensowenig *consaus* 1993; sie ist dem Westen unbedingt fremd. Der Reim aus dem Höllentraum ist als Absonderlichkeit dort eigens zu erklären und geht uns hier nichts an. — Ganz unrichtig ist die Bemerkung über *chevuel* ‚Haar', welche Form auf dem Kontinent überhaupt nicht existiert, ebensowenig wie ein *oriuel*. Auch die Anmerkung trifft die Sache nicht. Es findet sich *orioel*, mit *ue* kenne ich es nicht. Das Wort lautet regelmässig *oriǫl* und ist im Französischen ebenso Fremdwort wie *rossignǫl* *jaiǫle* u. ä. *Chevoel* ist anglonormannisch; das Festland kennt nur *chevol*, daneben noch *chevoil* und *cheviol*, entstanden aus *chevols*, *chevels*, wie *els* (*illos*) ein *ols* gab; vgl. *basoche*: ich behandle das im Kristian oft vorkommende Wort *Cligés* S. LVII und zu *Ivain* 4656, was dem Herausgeber entgangen ist.[1]) — Verfehlt ist ebenso die ganze Abhandlung über die Reime von *focus, locus*. Die Reime sichern eine einzige Form und diese musste unbedingt durchgeführt werden, nämlich: *feu*, *leu*, *jeu*, *Deu*; ein *lieu*, *gieu*, *Dieu* ist ganz ausgeschlossen, ebenso wie das sonderbare *dieus* „Schmerz", das

---

[1]) Vgl. die Stellensammlung in Burguy I, 90.

einigemal im Text spukt, z. B. 1552. Man vgl. nur *feus*: *fęls* 4201, *neu* (*nōdum*!) 5052., *jeus*: *cels* 5278, *leus*: *tels* 1014., *Deus*: *tels* 5730 und dazu *leu*: *feu* 5000 usf. — Ebenso musste *pou* (*paucum*), die einzige durch Reim gesicherte Form überall statt des dial. fremden *poi* eingeführt werden.

Was die Konsonanten betrifft, so musste den Reimen nach *ain* (*amo*, *hamus*), *fain* (*fame*) usf. durchgeführt werden. Die Bemerkung über *fu* ohne *t* lässt vermuten, dass der Herausgeber auch noch unter dem Bann des neufranzösischen *fut* steht; es verschwand ebenso früh wie *ama* usf. Unter 3) fehlt *avan*(*s*)*t* 590. — Dass unser Dichter *s*: *z* zusammenwarf (es braucht nicht dial. zu sein, sondern rein zeitlich), lehrt auch die ziemlich vernachlässigte (nach dem Herausgeber S. XLII freilich noch „streng beobachtete") Deklination. Den groben Fehler *adęs*: *desconfęz* (statt *desconfęs*) hat die Anmerkung berichtigt. Dass *subcurris* = *secọrs* sich im Franzischen mit *-z* finden soll, wird Jedermann neu sein. Es fehlt *amors*: *toz* 375, das sehr bedenklich ist. S. XLII behandelt die Deklination. Ich habe meine Ansicht darüber soeben geäussert; die vom Herausgeber angeführten Stellen, wo der Acc. Singl. der Masc. als Nom. steht, könnten allein schon genügen. Doch es findet sich noch ausserdem, was ich bei ihm nicht finde: *vent* 5903, *jugement* 1035, *saintuaire* 4794, *cestui* 831. *nului* 155 (freilich allemal Inversion); ebenso lässt sich rechtfertigen *lion* 823, 5672 (nach *come*), *soi quart* 3354. Aber ohne jeden Grund *retret* (oder *desfet*, wie der Anhang will), *vengié* 2143, 224, *nului* 5548, *atorne* 5819. Noch schlimmer ist *desloiaus* 1046 Akk. Singl., wohl zu bessern: *Sel proverai a desloiaus*, vgl. noch *lieparz* 4777, *compain* 386, beide Nom. Plural. Besonders beachte die Fem. der III. im Nom. Sgl. ohne **s**! Ausgelassen ist *dui* „zwei" und *tuit*, welche den N. ganz ausschliessen.

S. XLVI steht richtig, dass 1. Pers. der A-Verba noch kein nicht- *e* hat; warum steht es 3524 *repere*? Die Formen *estait*, *vait* sind nicht erwähnt, ebensowenig die merkwürdige Konjunktivform *ameigne* 5232 (statt *ameint*), die ich für unmöglich halte; und *firent*. Jedenfalls haben die Zeitgenossen Raouls Sprache für ebenso rein und echt französisch gehalten, wie die Kristians. Ich verweise nur auf die bekannte Stelle in H. Méry's *Torn. Ant.* 3538 f.: *Mes quanqu' il dirent, il prenoient* | *Le bel françois trestot a plein*, | *Si com il lor venoit a mein.* Man hat jedenfalls nichts auffällig mundartliches darin wahrgenommen.

Unter den vielen Orten gleichen Namens Houdenc schliesst sich der Herausgeber mit Recht Suchier an; es kann nur das heutige Houdan sein, weil die normannischen Eigentümlichkeiten[2]) neben

---

[2]) Beachte Scheidung von *oi* und *ei*, dann die zahlreichen *ọ*-Imperf. der A-Verba und besonders das ausschliessliche *-on* in der 1. Pers. Plur.

den franzischen ganz überwiegen. Die Pikardie ist rein ausgeschlossen; denn *s: z* kann, wie ich schon oben bemerkt, rein zeitlich sein und der Zug, der in *broche* (statt *broce*) sich verrät, zieht sich in die Normandie hinein. In der Zeit wird man gegen den Herausgeber den Verfasser unbedingt ins XIII. Jahrhundert setzen. Dass der Perceval Kristians um 1175 (S. LXIV, 2. Anmerkung) gedichtet sein soll, ist falsch.

Im folgenden geht der Verfasser liebevoll allen möglichen Anspielungen, Entlehnungen,[3]) Nachahmungen usf. nach und zeigt uns hier seine ungewöhnliche Belesenheit. Dass er die Anlage der Gedichte so herausstreicht, wird jeden Leser des Romans verwundern; man vergesse nicht, dass naturgemäss jeder Herausgeber sich in seinen Text verliebt, und zwar um so inniger, je gründlicher er ihn durchgearbeitet hat. Es giebt wenig Romane, wo so viel nichtssagendes Geschwätz, so viel hohles Versgeklingel sich immer wieder in die Handlung eindrängt, wie in unserem Roman. Da steht Raguidel ganz entschieden unendlich höher. Und diese Menge von Lückenbüssern? So hat denn der Herausgeber auch nicht gesehen, dass der Roman überhaupt keine Lösung, kein Ende hat, sondern von einer bestimmten Zeile an einfach übers Knie gebrochen ist.

Die ganze Einleitung, abgesehen von den par auffälligen Versehen in dem sprachlichen Abschnitte, die unter der Masse des andern verschwinden, ist eine ganz vortreffliche Leistung. Dasselbe muss auch vom Rest, dem Text und den Anmerkungen, gesagt werden — der emsige Herausgeber verdient hierfür volle Anerkennung. Diese ist um so voller, als die Textgestaltung bei der mehr als mittelmässigen Ueberlieferung ganz bedeutende Schwierigkeiten bietet und es erst nach und nach der vereinten Arbeit der Fachkundigen gelingen wird, eine Reihe noch übrig gebliebener Schwierigkeiten zu entfernen. Der Wert dieser Ausgabe steigt überdies noch bei der Erwägung, dass es das erstemal ist, wo der Herausgeber sich an eine Textausgabe gemacht hat, während man nur ganz selten ein Schwanken des Anfängers bemerkt.

Im folgenden lass ich einige Bemerkungen zum Text folgen,

— S. LX, Anmerkung 3. *relevot* im Perceval kann nicht kristianisch sein; denn dies Impf. ist ihm ganz fremd. Wenn dann der Fortsetzer des Karrenromans dreimal *Lancelot* mit *-ǫt* reimt (*celǫt* zweimal und *chancelot*), so reimt er nicht norm. die A-Verba, sondern nach nördlicher Art *oit* $>$ *ǫt*; denn er fand, da er einen ganz reichen Reim suchte, kein Verb der übrigen Konjugationen, das *cel* als Stamm hat.

[3]) Interessant. dass die Sperberepisode sich auch im Andreas Capellanus findet. — Der zweimaligen Anspielung auf die *espee as estranges renges*, die sich ja auch anderswo findet, musste nachgegangen werden.

bemerke jedoch, dass ich ihn in meiner bösen Zeitbedrängnis nur ganz flüchtig in der Eisenbahn bis jetzt habe lesen können.

Z. 3. *quan que]* muss zusammengeschrieben werden, wie es die Handschriften meist haben; nur so konnte das *quan*(*t*) fallen. — 27. *vilainie]* merkw. Schreibung von W (nach *vilain*), die Lautlehre verlangt *vilenie* (*villan-ia*), und zwar entspricht *e* nicht etwa *ę* aus *ai*. — 39. *li Greaus]* daraus schliesst Heinzel mit Recht, dass dies der eigentliche Titel des Kristianschen Perceval ist. — 46. *viuté]* was soll die pik. Schreibung bei der Uniformierung des Herausgebers? — 48. *je en face De li]* halte ich für unmöglich; W hat das Richtige. — 49. lies mit W.: *bele descripcïon* Sgl.; es ist die wörtliche Nachahmung einer Kristian'schen Stelle. — 55. 56. lies *chevol*: *oriol* (s. oben). — 78. lies *atempre* (schon wegen des Reims mit *pre*). — 87. *une* ist sehr hart; lies mit W *la gorgete*. — 104. *dou mains]* hätte eine Bemerkung oder Erklärung verdient. — 222. lies *beslongue*. — 276. Punkt! (statt Komma), 277. Komma! (statt Punkt). — 284. hängt *si* in der Luft, die Verbindung ist auch sonst schlecht; die in der Anmerkung gegebene Uebersetzung ist sehr gekünstelt und befriedigt dem Sinne nach doch nicht. T W müssen in den Text. — 319. *l'emporta]* trennen(!), was in der Anmerkung nachträglich auch empfohlen wird. Der Herausgeber steht wie überall auch hier im Banne der handschriftlichen Schreibung! Wenn derselbe recht viele Texte nach Schreibern und Reimen durchgearbeitet haben wird, wird er schon selbständiger werden. — 366. *gieus de veille]*, ‚Spinnstubenscherze' — 381. *quant devis]* hätte eine Anmerkung vertragen. — 384. Komma. — 408. 9. geben auch in der im Anhang vorgeschlagenen Fassung keinen Sinn; übrigens kann ein Satz nicht mit *nel cuide* anfangen. Besser W: *Set ele que l'ait? — Par foi, non. — Comment? — Non, si nel cuide avoir.* 'Nein und sie glaubt auch nicht, es zu haben' — 447. giebt keinen guten Sinn; eher W. — 681. *remaindra]* liess *remandra* — 715. *Errent]* gegen Ende ist meist *oirrent* geschrieben, was jedenfalls besser ist. — 788. 9 unklar. — 934. *adés* „genug“, ebenso 1803 u. s. f. steht ganz einzig da, ebenso wie das verwandte ‚viel' 907 u. s. f. Kein anderer Text kennt so etwas m. W. — 1004. *Orgueus]* lies *z*, wie *ieuz* u. ä. — 1054. 5. unklar. — 1195. 6. giebt so keinen Sinn, ebensowenig 1237 auch in der im Anhang vorgeschlagenen Uebersetzung. — 1426. ist mit 1275 zusammengehalten widersinnig. — 1736. sinnlos. — 1753. ein *Damdeus* ist unbekannt und unrichtig. — 1908 f. ist sinnlos, auch in der Anmerkung. — 2201. *melle?* — 2226. ist in der Anmerkung sehr scharfsinnig erklärt, aber doch so nicht zu halten. — 2468. *esclenchier]* davon war aber gar keine Rede; es muss hier ‚besiegt' = *recreu* heissen; also wohl eigenartiger Tropus. — 2484. *laïs]* soll Subst. sein und ‚Hässlichkeit' bedeuten. Dies wäre nur in

dem Gebiet des Westens, wo sonstiges *lait*, fem. *laide* anders, nämlich *lai*, *laie* heisst, möglich; aber auch dies hilft nicht, da es ein solches Subst.-Suffix *-is* oder *-iz* nicht giebt. Ich kenne nur das Ortsadverb *laïs*, das hierher gehören könnte; *de laïs* ist zwar ziemlich nichtssagend, aber derlei Reimworte wimmeln bei unserm Dichter. Man muss es allgemeiner: ‚in dieser Sache, Hinsicht' fassen. Das Wort ist für den Westen belegt. — 2589. *erragier* in ganz später Schreibung; um so erstaunter ist man, archaisches *sozrit* 2477 zu treffen. So schreibt er auch das alte *corocier* statt des richtigen *corecier*. 2578. ist unmöglich; zu *faire* muss *le* „es" kommen; s. V. L. — 2630. *Dolanz]* mit *a*! von *dolentus*, während etym. *en* immer gewahrt wird. — 2651. *pes* (pacem): *plez* (*placitos*); warum nicht *pez*, die bekannte Nebenform des Wortes, da der Herausgeber *z*: *z* für die Regel hält? — 2660 ein schauerlicher Lückenbüsser; W: *de gres* ‚Sandstein' wäre um einen Grad weniger platt. — 2723. *Tant qu'il m' anuit]?* passt nicht zum vorigen. Auch 2720 ist hart, besser *Buer fust*, s. V. L. — 2817 *A es son oes]* ein solcher Archaismus hätte doch eine Bemerkung verdient: ich habe es nur in Pembroke angetroffen; vgl. noch meine Anmerkung zum *Ille u. Galeron* 2498. — 2824. *por]* so unmöglich; s. Anmerkung. — 2894. *fro]* hier wäre eine Anmerkung wohlthuend gewesen; die Uebersetzung im Glossar hilft Niemandem. — 2922. *par hores]?*, s. V. L. — 3041. *O]* unmöglich, auch sonst uneben. — 3169. *reçui]*!, s. V. L. *requis*. — 3236. Gauvain allein kann doch nur beide Fragen im Text, der mir sehr bedenklich vorkommt, stellen. — 3284? — 3360. *marchier]* trotz der Anmerkung sinnlos; hier ist V *mestier* endlich mal im Recht. — 3394. *cent]* trotz Anmerkung unhaltbar. Der Text muss mit Hilfe von W gebessert werden. — 3494. *aïde]* diese Zwitterform ist ohne weiteres durch *aïe* zu ersetzen, 5264. 5639. — 3769. auch hier hat wieder der jüngste T allein das Richtige. Er hat eben allein das den andern unverständliche *auquais* (vgl. 3872 im Reim) bewahrt. Zu den v. G. Paris gelieferten Stellen ist noch *Wilh. v. Or.* Jonckbl. 14, 498. (= *Ludwigs Krönung* Lgl. 505.) hinzuzufügen. — 4118. trenne *en versent*; es giebt zwar ein *enverser*, aber hier ist *en*=*inde* nötig. — 4375. *suivi]* sinnlos. — 4497. *set]* bessre *fet*, s. oben unter *e* aus *a*. — 4552?, wenigstens erwartet man *dou dos*. — 4614. so sehr merkwürdig. — 4688. ist sinnlos, und die Verbindung obendrein schlecht. — 4737. V. L. hat V nicht -1, sondern die gew. Form *deliié*. Ich würde jetzt die Form *delié* (zweisilbig) nicht mehr so fest behaupten, wie s. Z. im Ch. 2 Esp., wenigstens für das Masc; im Fem. ist sie ganz gesichert, pik. natürlich *deliie*. *Delié* ist lautlich nicht unmöglich, aber jedenfalls nur ganz spät. — 4822. wird durch die Anmerkung nicht besser. — 5214. lies *estraine* — 5287. *ne]* vielleicht *nes* besser. — 5308.

Que]? — 5317. *por ce l'en garde*, wer? besser; *s'en*. — 5324. mir wenigstens ist der Ausdruck *soldre parole* ‚sprechen' nicht verständlich. Ohne stärkere Aenderung ist nichts zu machen. — Ebenso 5331 fg.; W ist zwar nicht hübsch, aber der Einwurf: ‚sieht wie ein Lückenbüsser aus' ist doch sonderbar für einen Dichter, der jeden Augenblick mit ihnen reimt. Auch 5333 muss *li* geändert werden; *il* TW ist tadellos: ‚so wie er da stand' d. h. ‚ohne weiteres'. Auch 5334 ist nicht haltbar. — 5436. *recroire les ganz* musste erklärt werden. — 5736. *apeau]* lies *apel*; denn die Form ist unserm Text fremd. — 5774. *lui* lies *li*, vgl. XXXIX, 2. Anmerkung. — 5794. 5.?

Eine eindringende Beschäftigung mit dem Text wird wohl noch manche Besserung liefern; aber meiner Ansicht nach handelt es sich hier weniger um kleine Textbesserungen, sondern meist um die Frage, welche Handschriftenlesart eigentlich in den Text gehört. Der Herausgeber hat im Grossen und Ganzen seinen Text nach dem von ihm gefundenen Stammbaum aufgebaut. Ich habe denselben nicht nachprüfen können; aber meistens wenn ich auf eine holprige oder dunkle oder sinnlose Stelle traf, lieferte eine andere Handschrift sei es das Richtige, oder wenigstens besseres Material zu einer weiteren Aenderung. Ich habe mich deswegen gar nicht ins einzelne einlassen mögen; denn es wäre eine unendliche Reihe von mehr und minder langen Exkursen daraus geworden. Ich gestehe nur, dass ich T, die jüngste Handschrift, die in dem Stammbaum eine sehr bescheidene Stelle einnimmt, ganz besonders hochschätze und in den meisten Fällen in den Text einsetzen würde. V hat (ebenso wie im Löwenritter und im Karrenroman) einen wenig empfehlenswerten Text; ich hätte mich nicht sehr eng an denselben gehalten. Nach S. XXII muss dem Herausgeber die besondere Wichtigkeit von T auch nach und nach aufgefallen sein. „Hätte sie nicht ein viel geringeres Alter [als V], so wäre man versucht, ihr an noch mehr Stellen, als es geschehen ist, den Vorrang einzuräumen". Das ist ein wenig stichhaltiger Grund; denn das Alter einer Handschrift hat an und für sich mit ihrer Güte nichts zu thun. Dies ist eine bekannte, stets in der theoretischen Textkritik wiederholte Regel; denn eine Handschrift der XIV. Handschrift kann eine Vorlage des XII. gehabt haben. Ich gestehe gern zu, dass diese theoretisch unantastbare Regel in der Wirklichkeit kaum angewendet werden wird; denn es liegt auf der Hand, dass die Schreiber eine möglichst leicht lesbare, also in der ihnen geläufigen Schrift verfasste Handschrift — bei gegebener Wahl — sich aussuchen werden,[4]) wie denn auch die neuen Handschriften den Schreibern erreichbarer gewesen sein werden als die alten. Aber gerade unser T ist ein sel-

---

[4]) Dasselbe thaten die ersten Drucker.

tenes, und daher um so willkommeneres Beispiel für die Richtigkeit der alten Regel.

Es folgen sehr reiche und inhaltreiche Anmerkungen, die besonders die in Text gesetzten Lesarten verteidigen oder erklären oder auf die oft sehr bedeutenden Schwierigkeiten und Dunkelheiten hinweisen. Zu 4502 sei bemerkt, dass *ZfrPh.* 1, 151. über Fechtausdrücke handelt. 5174. „*aiu*] oder *aju*, wie Körting (*Formenbau* 1, 157, 3) schreibt?" Die Handschriften haben nämlich *aïde*. Wenn der Herausgeber keine andern sichern Formen mit *u* hat, dann hat er die Form mit Unrecht eingeführt. Was aber sein Schwanken, ob *aiu* oder *aju* zu schreiben wäre, betrifft, so will ich, da offenbar eine wirkliche Schwierigkeit vorliegt, die Frage einmal hier vornehmen. Mit *j* wurde früher immer geschrieben, bis Cornu *Rom.* VII, 421 und Suchier *ZfrPh.* III, 463 sich für *i* entschieden, denen dann die französischen und deutschen Romanisten einfach gefolgt sind. Nur ich nicht, siehe meine Bemerkung im *Aiol* S. 624 und später öfter, sowie in den Bonner Dissertationen. — Ueberhaupt welche Vorstellung macht man sich von dem Lautwert eines solchen *aiúe*, wenn es kein *ajue* sein soll? *ai-úe* kann es aus dem im *Aiol* erwähnten Grunde nicht sein, weil dann *ai* zu *e* werden müsste, was nie geschehen ist. Also bleibt nur *a-iú-e* übrig. Aber ein Doppellaut *iú* existiert überhaupt nicht. Mithin ist .diese Lesung *aiúe* einfach sinnlos. Etwas anderes ist es um die wohlbekannte, durch Reim gesicherte dialektische Nebenform *a-íu-e*, wovon gleich weiter unten gehandelt werden wird. — Cornu's Aufstellung *aidiér*: *ajú*, *ajúes*, *ajúe*, *aidons*, *aidiez*, *ajúent* (er natürlich schreibt *aiu*, wovon gleich) ist unanfechtbar. Die Formen *aïe*, *aïde* erklärt er richtig als Kreuzungsformen. Wir werden am Schluss noch andere hinzufügen. Lautlich muss *adjūto* geben *aju*, und zwar *j* = *dž*, weil es durch *d* gestützt war. Darüber kann kein Zweifel sein; es giebt gegen diese Lautregel keine einzige Ausnahme. Es ist auch absolut kein Grund zu entdecken, warum dieses *j* = *dž* später etwa zu *ž* geworden und später gar gefallen wäre. Denn ein *dž* kann nicht zurückgehen und wieder *j* oder gar *i* werden! So wurde denn immer *i* der Handschriften als *j* aufgefasst und im Druck mit *j* wiedergegeben. Cornu's damaliger Einwand, den er wohl heute fallen lassen wird, S. 421, Anmerkung „*Dans les éditions plusieurs* (d. h. diejenigen, die *i* und *j* im Druck schieden) *ont imprimé J que je regarde comme fautif, vu que nulle part il n'est remplacé par g* ist abzuweisen. Das ist denn doch ein sonderbarer Einwand, der nur berechtigt wäre, wenn *j* die Aussprache eines gutturalen *g* haben sollte; denn *-gu-* kann nie und nirgends *-ju-* bedeuten. Dazu kommt, dass es Texte giebt, welche *ajúe* und *aiúe* in der Schrift scheiden würden, entweder durch übergesetzte Striche oder durch *y* im letzteren Fall,

so der Pariser Bernhard. Und doch hat er nur *aiue*, und nie *ayue*; dass dann ein solches *ai* in *ai-úe* hätte bald *ei*, *ę* geben müssen,[5]) welche Formen sich nie finden, hab ich schon oben bemerkt. Es muss also *ajue* lauten und zwar *j* = *dž*. Die Schreibung *adiue* im *Biau Desc.* 4167 lässt keinen Zweifel zu, wie der Schreiber das Wort sprach. Sicher *adžüe*, vgl. die gew. Schreibung *adiutoire*, d. h. *ajutoire* (*j*=*dž*) von *adjutorium*. Vgl. noch *adiudha* neben *aiu*^*dha* in den Eiden. Das Prov. *ajuda* d. h. *adžüda* ist ebenso eine sichere Stütze. — Suchiers Gründe sind ganz anderer Art. Seine grossen Sammlungen boten ihm die Formen ohne *i*, z. B. *aüt*, *ahust* (wie ich feststelle, sind sie alle östlich), und was noch schlagender erscheint, Formen mit betontem *i* aus der Pikardie und der Wallonie: *aíwe*, *aíue*, denen er noch eine Erklärung hinzufügt, der Körting widerspricht.[6])

---

[5]) Vgl. bei Godef. *edeor*, *edierres*, *eideresse*, im Compl. *edier*.

[6]) Uebrigens muss die fast mechanische Art, mit welcher Körting die französischen Lautregeln anwendet (z. Beisp. in seinem *Formenbau*) mit Nachdruck zurückgewiesen werden. Denn nicht etwa bloss deshalb, weil dabei überhaupt kaum etwas heraus kommt (vgl. z. B. den Anhang in *Formenbau* II), sondern weil auch oft Unkenntnis sprachlicher Thatsachen hinzutritt. Ich wähle nur ein bezeichnendes Beispiel. Daselbst S. 112, Anmerkung 2, heisst es über *huile* aus *ŏleum*: „Wären Etymologien auf mathematischem Wege zu finden, so könnte man die Gleichung aufstellen:

französisch *tuile* : lateinisch *tegula* }
altfranzösich *ruile* : lateinisch *regula* } = französisch *huile* : lateinisch *egula*. Dieses *egula* aber ist ein wirkliches Wort, das sich bei Plinius H. N. [richtiger sagt man jetzt Naturalis historia, nebenbei bemerkt] findet und eine Art Schwefel bedeutet, also wenigstens entfernte Beziehung zum Brennen hat [!], so dass die Annahme, *egula* sei an Stelle von *oleum* getreten, zwar sehr kühn, vielleicht überkühn, aber doch nicht geradezu sinnlos wäre.“ Auch ich wage es nicht zu entscheiden, ob Körtings Etymologie *egula* überkühn oder sinnlos ist — sie ist jedenfalls unmöglich und grundfalsch. Denn *tuíle*, *ruíle* sind die späten Formen, die sich nach bekannter Weise aus dem älteren *tíule*, *ríule*, entsprechend von *tẹ(g)ula*, *rẹ(g)ula* regelmässig entwickelt haben. Es sind mithin elementare lautliche Thatsachen Körting unbekannt geblieben. Um diese zu kennen, ist freilich genaue Kenntnis des altfranzösischen Lautstandes unentbehrlich. Dagegen das Lehnwort *huile*, das deshalb nicht ganz volkstümlich entwickelt ist (im französischen Sprachgebiete wächst kein Oelbaum, sein Importartikel aber hat als älteste Formen *ǫlie* und *uẹ́li*^*e*, daraus dann *óile* und *uíle*, das natürlich mit *tíule ríule* nichts zu schaffen haben kann. — Wegen des nicht palatalisierten *l* vgl. ein anderes Lehnwort (der Kirche), lat. *pallium*, später *palium*, ebenso *palie*, dann *pąi-le* neben echtem *ail* (lautlich = *al̃*) aus lat. *allium*. — Aber neben der erwähnten rein mechanischen Art, die sich auch auf die Kompilation des ganzen Buches bezieht, kommt noch ein zweite Art des Kompilierens zum Vorschein, die auch durch ein Beispiel beleuchtet werden soll. Es handelt sich um die Erklärung der Formen *putain*, *nonain*. Es gab dafür überhaupt nur zwei

Allein sein *a-u-e*, *a-ust* [vgl. jetzt[7]) noch ähnliche Formen *ZfrPh.* 19, 196 in *de David li prophecie* (östlicher Text), dann in *G. v. Viane* S. 56 zweimal, 154 u. s. oft; die östliche Handschrift hat *aue*; natürlich kann der Dichter *ajue* gesprochen und geschrieben haben, was durch östliche Texte ebenso gesichert ist] lässt sich aus dem unantastbaren *ajue* lautlich nicht erklären, muss deshalb, da die Form sicher ist, einen andern Ursprung haben.

Ebenso gesichert und lautlich unerklärbar sind die nördlichen und nordöstlichen Formen *a-íu-e*, dialektisch *a-ieu-e*, *aiewe*, *ayewe*, ferner *ahyue*, *aywe*, *ayuwe*, daraus richtig, s. m. Anm. im *Aiol*, später auch *euwe Hugo Capet* 1071.), dialektisch *ayeuwe*, daher im Norden auch die Schreibung *aiuwe* sicher gleich *ayuwe*, heischen ihrerseits wieder einen anderen Ursprung. Dieser kann nur derselbe wie für *aïe*, und das noch spätere *aïde* sein. Wir haben nämlich anfangs nur *aidier*, *aidons*, *aidiez* und *aju*, *ajues*, *ajue*, *ajuent*. Den Aus-

---

Erklärungen, die eine 1) *Evám* als lateinischer Akkus. mit Ton, 2) germanischer Akkus. *-n*, da auch die Fem. mit *-n* flektierten, wieder mit Ton. Dagegen hatte ich *ZfrPh.* III, 566 bemerkt, dass der Ton auf der Endung diese Erklärung durchaus nicht zulasse, und fahre so fort: „Dagegen glaube ich, dass Diez (II 48 u.) mit dem Hinweis auf die masc. Deklination *Catónem* auf der richtigen Fährte gewesen. Zu einer Zeit, wo lat. -us, -um noch -os, -om (n) lautete, [von mir jetzt durchschossen], zog die Analogie von *Cáto-Catónem Hugo*, *Hugónem* usf., auch *Cárlos — Carlónem*, *Pétros — Petrónem* nach sich; zu derselben Zeit lautete das Femininum im Französischen noch auf *-a* und so wurde denn, da *-a* als Charakteristikum der Feminina noch im Gefühl war, wie *o* jenes der Masculina, ebenso analogisch gebildet: *Húgo — Hugónem* = *Bérta — Bertánem* nach der dritten Deklination (nicht *Bertàm* bei Diez)." Man sieht, dass meine Erklärung, die durch die letzte Gleichung formelhaft ausgedrückt ist, gerade die Schwierigkeit mit dem Ton, auf die es allein ankommt, lösen will, dass sie die Form *Bertánem*, die dokumentarisch für eine sehr alte Zeit gesichert ist, zu Grunde legt und diese mit lat. Substantiven, welche den Ton verschieben, durch Analogie erklärt. Sie bleibt also auch dann bestehen, wenn die von mir im Druck eigens hier unterstrichene Bemerkung über ausl. *-um*, *-on* hinfällig sein sollte. Dazu bemerkt aber Körting S. 224 c): „aber diese Annahme (d. h. meine Erklärung *Húgo*: *Hugónem* = *Bérta*: *Bertánem*) scheitert schon daran, dass für die rom., also auch für die franz. Sprachgeschichte eine Zeit, wo lat. *-um* noch *-om* lautete, also das Akkus. *-m* noch bestand, nie dagewesen ist," und damit ist meine Erklärung für ihn abgethan. Selbstverständlich wird jeder Leser nun neugierig sein zu wissen, wie Körting nun diese Nominalformen erklärt. Drei der Grossoktavseiten sind seiner ganz neuen Erklärung gewidmet. Dieselbe lautet (er wählt bloss andere Beispiele) *Húgo* : *Hugónem* = *Bérta* : *Bertánem*, d. h. genau die von mir zuerst aufgestellte Erklärung. Daher wird jeder Anfänger, der das Buch benutzen sollte, — denn nur für Anfänger kann es bestimmt sein, da es den Fachmännern nichts Neues bietet; ob freilich der Anfänger sich in dem mit ozeanartiger Breite angelegten Buch zurecht findet und die zahlreichen Irrtümer erkennen kann, scheint mir fraglich — meine

gangspunkt gab wohl der so überaus häufige Konj. Praes. *ajut*, der nach *aidier* zu *aït* wurde. Dieser ist bald durchaus formelhaft, wie er denn später zu einer Art Interjection zusammengeschrumpft ist (s. Godefroy *semidieu*, und endlich blosses *midieu* S. 181.) Dieses *aït* brachte auch *aï*, *aïes*, *aïe*, *aïent*, später auch mit *d* (doch im Ganzen ziemlich selten) hervor. Dieses *aït* neben *ajut* brachte im Osten durch Kreuzung[8]) *a-ut* hervor, und ebenso im Norden, wo die Diphthonge *iu*, *ieu* sehr beliebt sind, aus *ajut*, *aït* ein *aïut*, *aieut* hervor, das dann die andern betonten Personen und das Subst. fem. nach sich riss. Ausser der Schreibung sind auch Reime für die nördlichen Formen vorhanden, die keinen Zweifel über die Aussprache übrig lassen, vgl. *a-íu-e Barb.* 1, 144, 298. (vgl. *Rom. fç.* 19), wo es mit *miue*, *liue*, *triue* reimt. Daraus konnte auch ein *aïve*, und ein Verb *aïver* entstehen, alles im N. u. NO. — Vielleicht könnte noch ein Zweifel übrig bleiben, freilich auf einer ganz andern Seite. Wenn *adj*-Vokal nur *adž*-Vokal geben kann, wie konnte dann überhaupt aus *adjutare*

Erklärung als Eigentum Körtings übernehmen und obendrein glauben, dass ich die elementare Thatsache vom Schwund des auslautenden lat. *-m* nicht kenne. Es ist ein Zeichen von wenig freundlicher Gesinnung Körtings, derartiges einem Spezialisten zuzumuten. Mein Aufsatz erschien vor 19 Jahren, zahlreiche Romanisten, die meisten zustimmend, darunter hervorragende Lautforscher, haben sich mit ihm beschäftigt — keinem derselben ist es eingefallen, mir irgend eine Unwissenheit vorzuwerfen. Aber auch hier ist Körting wiederum im Unrecht. Es liegt im Charakter einer Kompilation, dass dieselbe aus zweiter Hand leben muss; gerade in lautlichen Dingen ist mit Nacharbeiten von Handbüchern nicht viel zu machen. Da nun Körting keine eigenen Untersuchungen gemacht hat, ihm auch keine Textlektüre, daher auch keine Sammlungen zu Gebote stehen, so hat derselbe, in Unkenntnis des vorliegenden sprachlichen Materials meinen Ausdruck „lat. *-um* noch *-om*(*n*)" lautete, ganz misverstanden. Ich gestehe, dass mein Ausdruck sehr knapp ist, da ich soviel Zeilen dem Gegenstand widme, wie Körting Gross - Oktavseiten; aber keiner der Fachmänner, der sich bisher damit beschäftigt, hat ihn bis jetzt misverstanden. Und doch musste das hinter *m* in Klammern stehende (*n*) darauf aufmerksam machen, dass es sich um altlat. *-m* nicht handeln kann. Es handelt sich, wie meine Sammlungen lehren, (abgesehen von den deutschen Namen wie *Carlon*, *Oton* u. a.) nur noch um lat. Kirchennamen *Paulon, Perron, Lazaron* usf. und ich lasse die Angleichung nicht unmittelbar von *báro* : *barónem* zu *Otto* : *Ottónem* ausgehen, sondern zuerst deutsches *Ótto* : *Ótton* durch Anlehnung von *Páulus* : *Paulón* zu *Ottón* werden. In diesem *Paulón* sah ich aber die lautliche Entwickelung aus lat. *Páulum*, das als kirchliches Lehnwort wie *Jhésum* auf der letzten Silbe betont worden, also *Paulúm*: *Jhesúm*, und ebenso wie letzteres, das durch Reim öfter gesicherte *Jhesón* ergab, auch *Paulón* usf. entstehen musste. — Körting hat also nicht einmal erkannt, um was es sich eigentlich handelte.

[7]) Godefroy bringt noch einige andere Stellen.

[8]) Vgl. die mindestens ebenso starken Kreuzungen bei *mangier* = *manducare*.

ein *aidier* entstehen? Ein *adjutare* gab zuerst *ajutare*; hier ist das *u* in der ganz unbetonten Stellung zwischen Nebenton und Haupton; das *u* kann also nur ganz schlaff artikuliert werden, die Lippenartikulation wird kaum angedeutet und kommt nicht zu stand; die Zungenstellung des *j* bringt dann diesen hoch artikulierten, *u*-artigen Vokal an die *i*-Bildungsstelle,[9]) mithin *àjitáre*, daraus *ajtáre* (noch bevor *j* sich weiter entwickelt); dies lebt noch im ital. *aitante* neben *ajuta* (auch hier im Ital. die spätere Kreuzung *aïta*). Auf dieses *ajitare*, später *ajtare*, *aitare* (denn hier musste *j* vor Kons. zu *i* werden) geht franz. *aidier* zurück. Die Formen *ajûta* usf. in den andern romanischen Sprachen sichern alle ein *j*, späteres *ǧ*; das einzige Spanisch hat, aber nur als spätere, dieser Sprache eigentümliche Entwickelung ein *y*; die ältere Form mit *ǧ* sichert das Portugiesische.

Das ganze schliesst mit einem praktisch angelegten Glossar und einem Namensverzeichnis: es ist lobend hervorzuheben, dass der Herausgeber in beides die Varianten mit hineinverarbeitet hat.

Noch einmal: die Ausgabe verdient volles Lob. Möge die allgemeine Anerkennung dem Herausgeber ein Sporn sein, den Rest bald nachzuliefern. Jedenfalls darf er nicht die Verfasserfrage der Raguidel aufrollen, bevor er nicht den kritischen Text der allegorischen Werke besitzt und diesen dann, besonders in den Reimen, sprachlich vollständig ausgezogen hat. Auch die Meraugis-Reime, möchte ich raten, nochmals vorzunehmen; es sind einige Kleinigkeiten in der Einleitung nicht angeführt, die aber dann ausschlaggebend werden können. Das sicherste ist, wenn der Herausgeber sich ein vollständiges Reimwörterbuch dazu anlegt.

BONN A. RHEIN. W. FOERSTER.

Paris G. et **Langlois E.**, *Chrestomathie du moyen âge.* Extraits publiés avec des traductions, des notes, une introduction grammaticale et des notices littéraires. Paris 1897. XCIII u. 352 S.

Vorliegende Chrestomathie ist im Hinblicke auf eine Bestimmung zusammengestellt worden, nach welcher in der zweiten Klasse der *lycées* für die Litteraturgeschichte ein Buch in Gebrauch treten soll, *grâce auquel quelques leçons concrètes et vivantes se substitueront à des généralités vagues ou à d'arides nomenclatures de noms, de titres et de dates.* Dieser Forderung ist hier, wie man auch sonst über den Wert von Chrestomathien für Unterrichtszwecke denken mag, in sehr geschickter Weise entsprochen. Die hauptsächlichsten Litteraturgattungen finden sich vertreten und

[9]) Vgl. ähnliche Fälle, die ich *ZfrPh.* IV, 377. beigebracht habe.

zwar bis zum Ende des 15. Jahrhunderts hin. Die Auswahl der einzelnen Stücke ist im Ganzen durchaus glücklich, nur hat dabei offenbar die Rücksicht auf die jugendlichen Leser etwas störend wirken müssen, so dass denn z. B. für die Fableaux kein besseres Specimen erscheint als *Estula*, oder das Jeu-parti gar keine Aufnahme fand. — Zu *costis* (S. 9 V. 86), das mit *épouvantable* übersetzt ist, war zu bemerken, dass ein solches Wort sonst nicht belegt ist. Wie man sich eigentlich das *dessour lo front li boillist la cervele* (S. 15 V. 35) vorzustellen habe (Oxf. Handschrift liest *desoz*), hätte man gerne in einer kurzen Anmerkung dargelegt gesehen. *Sartaigne* (S. 20 V. 102) wird hier ebenso wie in den *Extraits de la chanson de Roland*[5] (s. *Glossaire*) als unbekannter Herkunft bezeichnet, wiewohl schon Müller in seiner Rolandausgabe auf die Pyrenäenlandschaft *Cerretania*, heute *Cerdagne* hingewiesen hat und diese Etymologie, wie ich an anderer Stelle ausführen werde, durchaus annehmbar ist. Die Uebersetzung von *molt larges terres de vos avrai conquises* (S. 23 V. 142) mit *que de vastes terres j'aurai conquises avec toi* ist archaisierend, da diese Verwendung des Futurum exactum an Stelle des Perfectum praesens von der Tobler *Verm. Beitr.* I, 37 ff. gehandelt hat, doch nur der alten Sprache angehört; die in den *Extr. d. l. ch. de Roland*[5] S. 103 Anm. 101 gegebene Erklärung des Tempus kann man übrigens nicht gelten lassen. S. 29 V. 24—5 setze Semikolon nach *los* und Kolon nach *geste* (Druckversehen). S. 33 V. 93 ist zu frei wiedergegeben. Der erste Teil von Anm. 2 auf S. 77 erscheint mir nicht als zutreffend. S. 88 V. 453 setze Fragezeichen nach *assis* und in der folgenden Zeile statt des Fragezeichens ein Komma oder Semikolon. S. 136 Z. 5 lies *se* für *si*. S. 154 V. 21 ist der Punkt nach *fous* zu beseitigen und dementsprechend anders zu übersetzen. Der erste Teil von Anm. 2 auf S. 157 trifft nicht völlig zu. S. 162 V. 7 *ensi* scheint von keiner Handschrift geboten zu werden, lies *ici* mit Warnke, *Die Fabeln der Marie de France* S. 6. In *si en creüst vostre clarté* (S. 162 V. 13) ist *vostre clarté* Obliquus s. Warnke S. XC., also bedeutet *creistre* „vermehren"; Warnke liest übrigens *acreüst*, indem nur eine Handschrift *encreust* aufweist. *Embatre dusqu'as lices* S. 169 V. 1 ist ein Turnierausdruck, also hier (im *Renart*) übertragen gebraucht, was ebenso angemerkt werden konnte, wie es S. 178 Anm. 2 mit zwei anderen übertragenen Wendungen geschehen ist. S. 203 Schlusszeile und weiterhin scheint mit Absicht *Kyrsac* für *Sursac* geschrieben worden zu sein, warum? S. 212 V. 139 ist *qui tot sout avoir* wenig genau wiedergegeben. Zu *entre* = *alerte* (S. 260 V. 58) wäre eine Anmerkung erwünscht gewesen. Ebenda V. 63 ist *si com je me recors* in der Uebersetzung ohne Grund fortgeblieben.

Die S. 347 V. 213 gegebene Erklärung von *regny* = *renie* gehörte schon zu V. 93 auf S. 342. Unter den *Errata* ist 223 ein Druckfehler für 253. Ganz willkommen wäre noch ein Verzeichniss der in den Anmerkungen besprochenen Wörter gewesen, wie man ein solches in den „*Extraits des chroniqueurs français*" p. p. G. Paris et A. Jeanroy findet.

BERLIN. O. SCHULTZ-GORA.

Jeanroy, Alfred et **Guy, Henri**, *Chansons et dits artésiens du XIIIe siècle*, publiés avec une Introduction, un Index des noms propres et un Glossaire [Bibliothèque des Universités du Midi. Fascic. II). Bordeaux 1898. Gr. 8°. 165 S.

Die Handschrift der *Bibliothèque nationale* f. fr. 12615 hat uns als eigentümliche Erzeugnisse der Localmuse von Arras aus dem dreizehnten Jahrhundert[1]) vierundzwanzig gereimte Stücke (darunter fünf in Liederform) überliefert, die hier alle zusammen herausgegeben vorliegen, nachdem neun derselben schon anderweitig bekannt gegeben waren. Sie sind moralisierenden und satirischen Charakters und dürften zu Verfassern entweder Kunstjünger dritten und vierten Ranges oder, was wohl wahrscheinlicher ist, arrasische Bürger selbst haben, welche, von Neid oder auch Gerechtigkeitsgefühl getrieben, sich gegen mehrere ihrer reichen Mitbürger wandten; die Angriffe sind oft recht scharf, so dass sich denn nur bei drei Gedichten die Verfasser genannt haben. Die Stücke bieten sprachliches und kulturhistorisches Interesse dar und sind für die Lokalgeschichte von Wichtigkeit; wie die Einleitung und das Eigennamenregister (S. 106—152) zeigen, hat Herr Guy keine Mühe gescheut, die zahllosen Anspielungen auf persönliche und communale Verhältnisse zu deuten, und es ist nicht seine Schuld, wenn noch Einiges dunkel geblieben ist. Ein poetischer Wert ist hingegen kaum vorhanden, höchstens verdient No. XXIV, das sich vermutlich auf einen Vorgang des Jahres 1269 (s. S. 10) bezieht, in dieser Hinsicht einige Beachtung.

Ein paar Bemerkungen zu den Texten, welche von Herrn Jeanroy bearbeitet sind, sowie zum Glossar, das von demselben Herausgeber herrührt. II, 19, IX, 26, X, 57, XXI, 114 findet man *a rage* geschrieben (in Verbindung mit *aler*), *rage* ist also als

---

[1]) Wenn S. 10 gesagt wird, dass keiner der Texte vor 1248 oder nach 1280 fällt und dafür auf das Eigennamenverzeichnis verwiesen wird, so ist Ref. nicht recht klar, wie dies aus dem letzteren für den Leser ohne weiteres hervorgehen soll.

Substantiv angesehen (s. Glossar), allein es liegt immer ein Adjectiv *arage* < *erraticum* vor, prov. *arratge* s. „*Provenzalische Dichterinnen*“ S. 35 Anm. zu 14, 1. V. 49—50 sind in der vorhandenen Interpunction schwer verständlich. XXIV, 45 ist doch wohl *bon*[*s*] zu schreiben; V. 74, 110, 157 desselben Stückes sind teils an sich, teils mit Bezug auf den Zusammenhang wenig klar; V. 119 l. *enuie* statt *envie*; V. 149 statt Semikolons ein Komma; V. 181 Komma nach *bote*; V. 200—4 ist Ref. die Konstruktion dunkel; V. 215 Komma nach *devant*; wenn V. 88 *muiaus* „stumm“ heissen soll, wie das Glossar besagt, so ist der Sinn der Stelle doch schwer erkennbar. — Bei dem Glossar ist wohl keine Vollständigkeit in der Aufführung der Wörter beabsichtigt worden, allein eine darauf bezügliche Bemerkung wäre erwünscht gewesen. Manche Lücke empfindet man unangenehm z. B. *atre* XVII, 117 (nicht das bekannte *atre*) *bares* XXII, 193 (*juer as bares*), *foireus* XI, 36, 39 (zu *foire* = „Durchfall“ gehörig). *Amoier* XXII, 64 kann nicht wohl *pourvoir* bedeuten, es heisst doch „nach einem Ziele richten“, also hier vom Winde gesagt vermutlich „treiben (ans Ufer).“ — Von Druckfehlern in den Texten habe ich bemerkt X, 58 *fait* l. *faire*, XXII, 16 *ni*, l. *n'i*, XXIV, 121 *ou*, l. *on*.

BERLIN. SCHULTZ-GORA.

Li Proverbe au vilain, *die Sprichwörter des gemeinen Mannes. Altfranzösische Dichtung nach den bisher bekannten Handschriften herausgegeben* v. **A. Tobler,** Leipzig, S. Hirzel 1895, 8⁰ XXXII. u. 188 S.

Die 280 völlig zusammenhanglosen Sechssilbner-Schweifreimstrophen, welche Tobler unter der Ueberschrift: *li Proverbe au vilain* nach sechs Handschriften in Paris, Berlin und Oxford veröffentlicht hat, waren in ihrer Gesamtheit bisher noch nicht herausgegeben; sind allerdings vollständig auch in keiner Handschrift und von allen (ausser zwei Pariser) Handschriften in grundverschiedener Reihenfolge überliefert, sicherlich also nicht samt und sonders einem einzigen Dichter zuzuschreiben. Nur ein, nach dem heutigen Stand der Ueberlieferung nicht mehr mit Sicherheit auszuscheidender, Urbestand darf mit Tobler als das Werk eines am Hofe Philipps von Flandern gegen Ende des 12. Jahrhunderts lebenden Zeitgenossen Chrestien's von Troyes und Gautier's von Epinal angesehen werden. Durch geschickte Gruppierung aller durch das Gedicht verstreuter Stellen, wo der Verfasser über sich selbt Aeusserungen thut, ist es nämlich dem Herausgeber gelungen ziemlich viel über dessen Thun, Lebensauffassung und Aufenthalt sowie über die Ab-

fassungszeit seiner Dichtung (1174—1191) zu ermitteln, wenn auch sein Name in undurchdringliches Dunkel gehüllt bleibt.[1]) Wir haben es also mit einem neuen, wenn auch stark interpolierten Werke der Blütezeit altfranzösischer Poesie zu thun, während das Alter der sämtlichen Handschriften eher vermuten liess, es liege uns lediglich eine Kompilation aus dem Ende des 13. Jahrhunderts vor. An poetischer Begabung kann sich der unbekannte Verfasser freilich mit seinen erwähnten Zeitgenossen nicht messen. Der Ton seiner Dichtung steht in scharfem Gegensatz zu dem der damaligen höfischen Poesie. Kühle Verständlichkeit, derbe Nüchternheit, Mangel an Verständnis für precieuse Minne und eine stark bürgerliche Art die Beziehungen zwischen den Geschlechtern aufzufassen, charakterisieren unseren Anonymus nach Tobler. Durch das Einflechten wohlgelungener poetischer Uebertragungen werden den Lesern alle diese Beobachtungen des Herausgebers in anschaulicher Weise entwickelt. Bedauert habe ich nur, dass Tobler nichts Näheres über analoge poetische Sprichwort-Kommentare mitteilt und das Verhältnis derselben zu einander ganz unerörtert lässt. Die von mir in dieser *Zs.* XIV[1], 154 ff. abgedruckten: *Respit del curteis et del vilain* werden nicht einmal mit ihrem Titel erwähnt, es wird davon nur gesagt, dass sie ein von den *Proverbes* durchaus verschiedenes Gedicht bilden. In der That lässt sich auch ein direktes Abhängigkeits-Verhältnis der *Respitz* von den *Proverbes* nicht verfechten, indirekt sind die ersteren gleichwohl durch letztere beeinflusst. Das scheinen mir ausser der fast völlig gleichen Strophenform schon die Titel beider Gedichte zu erweisen. Der jüngere Dichter hat aber im Gegensatz zu dem älteren scharf zwischen höfischen Sprichwörtern und solchen, die dem gemeinen Manne geläufig seien, geschieden. Abwechselnd paraphrasiert er Strophe um Strophe ein Respit *del curteis* und eines *del vilain*. Unter den Sprichwörtern, welchen *ceo dit li curteis* beigefügt ist, befinden sich bezeichnender Weise neun, von welchen in den Proverbes behauptet wird: „*ce dit li vilains*“ so: 1,7: *Li beaus jours se preove au seir* (vgl. Prov. 12: *Au vespre loe on le jour*, *au matin son oste*), 3, 7: *Ki ne doune ceo k'il ayme ne prent ceo k'il desire* (= Prov. 124), 9, 7: *Manaces ne sunt pas launces* (= Prov. 213), 15,1 *Ki ne fait quant il puet ne fra quant il vodra* (vgl. Prov. 146:

---

[1]) Betreffs des *danz Gerouz* (od. *Gillous*), welcher nach dem Spruche in Str. 90 (vgl. unt.) nicht ewig *maire* sein wird, glaube ich nicht, dass der Name aufs Geratewohl herausgegriffen ist; denn der Spruch findet sich auch mit veränderten Namen sonst nirgends. Ich vermute vielmehr, dass der Dichter hier sein Mütchen an einen ihm wenig gewogenen Bürgermeister hat kühlen wollen. Sollte der Spruch nicht geradezu eine Denunziation bei Philipp von Flandern beabsichtigt haben?

Qui fait ce qu'il puet on ne li doit rien demander), 19, 7: *Ki ad bon veisin, si ad bon matin* (vgl. *Prov.* 104: *Qui a mal voisin si a mal matin*), 21,7: *Ki soun nes trenche sa face deshonure* (= Prov. 258), 27, 7: *Ki meolz ne puet od sa vielle s'en dort* (= Prov. 152), 39, 7: *Beau chaunter ennuie* (= *Prov.* 189), 41, 7: *Bounté aultre quert e colee sa per* (= *Prov.* 39, 223). Erst in dem jüngeren Gedicht deutet der Ausdruck *Ceo dit li vileins* ausdrücklich auf unflätige Aussprüche[2]); von solchen hat freilich auch der ältere Dichter eine genügende Zahl, darunter acht, die wörtlich oder ähnlich bei dem Nachahmer wieder kehren, so 6, 7: *Gratez al vilein la coille, e il vous chïera en la palme* (= Prov. 247), 18, 7: *Ki a estrunt lute de tute*[s] *pars merde enbrace* (= Prov. 241), 26, 7: *Plus tire cul qe corde* (= Prov. 217), 28, 7: *Pur defaute de prodhome met l'en merde en banc* (= Prov. 46, 278), 30, 7: *Ki en longaigne* (= *latrine* Godefroy) *chiet conchietz s'en lieve* (= Prov. 271), 32, 7 *Bone jurnee fait qui de merde se delivere* (= Prov. 123), 36, 7: *Cum l'en plus fule la merde plus put* (= Prov. 263, 240), 38, 7: *Soun allelue avile qui al cul du beof le chaunte* (= Prov. 275). In den Paraphrasen dieser Sprichwörter habe ich nur einen, vielleicht auch zufälligen Anklang der *Respiz* an die *Proverbes* konstatieren können, nämlich in Str. 41, deren Reimworte *rendre* und *prendre* auch *Prov.* 223 stehen, während der Ausdruck: *gré Et graces devetz rendre* an *Prov.* 39, 6: *rendre grez Et grace* erinnert. Dass die *Proverbe* den *Respitz* poetisch weit überlegen sind, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. — Noch am Schlusse des 15. Jahrhunderts liebte man es die sämtlichen Strophen eines Gedichtes mit einem Sprichwort zu schliessen, so verfuhr Molinet († 1507) in zwei Gedichten aus acht-zeiligen Strophen, nämlich im *Temple de Mars* und *Voyage de Naples*, ebenso Alione aus Asti in den beiden 44 resp. 67 strophigen Gedichten: *Voyage et conqueste de Charles VIII sur le royaume de Naples* und *Conqueste de Louis XII sur la duché de Milan.* — Zu der Scheidung, welche Tobler S. XXIII. f. unter den Sprichwörtern vornimmt, möchte ich bemerken, dass auch manches formal einem Sprichwort sehr ähnelnde Diktum ziemlich jungen Datums sein kann, ja sich auf eine bestimmte besonders eindrucksvolle Gedichtstelle zurückführen lassen wird. Dahin

[2]) Vgl. das Ged. „*Des chevaliers, des clercs et des vilains*" bei Barbazan-Méon III. 28 f. Z. 34 ff.: *De cest example en est la force Qu'il n'est nus deduis entresait Fors de chïer que vilains ait. Et pour ce que vilain cunchïent Toz les biaus lieus, et qu'il y chïent Par deduit et par esbanoi, Si voudroie foi que je doi Et aus parrins et aus marines Que vilains chiast des narines. Quoique je die ne que non, Nus n'est vilains, se de cuer non. Vilains est qui fet vilonie, Ja tant n'iert de haute lignie.*

möchte ich den Spruch *Prov.* 88,7: *Tel pié baise on qu'on voudroit qui fust coupez* rechnen. Tobler vermag in der Anm. keine deutliche Parallelstelle für dieses Diktum beizubringen, anderwärts habe ich auch keine auffinden können. Die Stelle aus *B. Seb.* XIX 238 klingt nur entfernt an und spielt vielleicht auf dieselbe Episode der *Chanson de Girart de Viane* (oder vielmehr der jüngeren Alexandriner-Bearbeitung dieses Epos) an, wie *Prov.* 87,7 selbst[3]). In *Girart de Viane* (ed. Tarbé 1402 ff., 1760 ff.) wird nämlich berichtet: Die Gemahlin Karls des Grossen, welche sich von Girart verschmäht glaubt, nimmt an diesem dadurch Rache, dass sie unbemerkt ihren Fuss vor den Karls schiebt, als Girart sich anschickt Karl den Lehenskuss zu leisten. Später rühmt sich die Königin Aimeri, Girarts Neffen gegenüber ihrer That, dieser aber ergreift ausser sich vor Wut ein Messer: (1785) *Voiant tot ceuls qui ierent a maingier* [*A la röine vait le coutel lancier*]. *Fait li ëust parmi le cors lancier*, *Quant sor la coute se lait cheoir arier. En une estaiche fait le coutel lancier*, *Puis passe avant Aymerïès le fier*, *Morte l'ëust sans autre recovrier*, *Quant l'i tollirent li baron chevalier.* In der Alexandriner-Bearbeitung der Cheltenhamer *Guerin- de-Monglane*-Kompilation (wie in den auf eine ältere Fassung der gleichen Bearbeitung zurückgehenden Prosadarstellungen der *Guerin- de-Monglane*-Drucke und der Arsenal-Hs. 3351 (vgl. hierüber eine demnächst in *Ausg. u. Abh.* erscheinende Arbeit des verstorbenen Oberlehrers G. Lichtenstein), S. 97 prahlt die Königin gegenüber Emeriet: „*Cil* (d. h. *Girart de Viane*) *s'ala encliner qui Charlon mercia Et le* [*pié le*] *roi Charle moult bien baiser cuida. Je mis le mien avant, si que le mien baisa. Si faitement de lui li mien*[s] *corps se venga.*“ Von Emeriet heisst es dann: *Il est passé avant et la palme haulça, La röyne de France tellement en frappa, Que par bouche et par nez le sang en defilla, En sa bouche vermeille deux messieres brisa. Quant la dame senti le horion qu'elle a, Elle print a crïer*; *Emeri renforca, La röyne abati et dessus lui monta, De ses piez bien* XX *coups dess*[*ure*] *lui getta, Le pié de la röyne vistement empoigna; Ja lui ëust couppé d'un coustel qui trencha, Quant pluseurs chevaliers illecques assembla* etc. Als Emeriet Girart den Vorfall berichtet, schilt ihn dieser: „*Ha faulx garçon*“ *dit il* „*ne vallez ung denier*, *Quant vous ne lui alastes tantost le pié coper.*“ Während der Belagerung von Vienne fällt die Königin nochmals Emmeriet in die Hände: (S. 112). *Emmeriet la voit, si lui fait escrïee:* „*A Vienne vendrez*, *orde putain prouvee*,

---

[3]) Dasselbe gilt wohl von dem weit näherstehenden Spruch, welchen Le Roux I 260 aus dem Roman de la Rose anführt: *Aucune fois on seut baisier La main qu'on voudroit qui fust arse.*

Le pié vous trencheray au trenchant de l'espee." Olivier entreisst sie ihm aber. Man sieht, dass der Ueberarbeiter die Szene wesentlich pointirter schildert. Soll freilich das Sprichwort aus seiner Schilderung hervorgegangen sein, so kann die nur in Fa und A überlieferte Str. 88 der *Proverbes* nicht dem ursprünglichen Gedicht des 12. Jahrhundert's angehört haben, da die Zwölf-Silbner-Redaktion der Chansonde Girart de Viane sicherlich erst im 13. Jahrhundert entstanden ist. — Toblers Angaben über die Form der Sprichwörter S. XXVI lassen sich nach verschiedenen Richtungen hin nicht unwesentlich ergänzen. Die Sprichwörter haben in der That, sollten sie in Gedichten angebracht werden, den gewählten Versformen zu Liebe, sich allerhand Abänderungen gefallen lassen müssen und mögen in solch sekundärer Gestalt dann auch oft auftreten, wo ein bestimmtes Silbenmass nicht erfordert war. Die bei vielen Sprichwörtern hervortretende Neigung Satzschlüsse oder Schlüsse von natürlichen Wortgruppen reimen zu lassen führt Tobler gleichwohl — und meiner Ansicht nach mit vollem Recht, — nicht auf solche sekundäre Umgestaltungen zurück, denn diese Neigung ist in den *Proverbes* noch viel ausgeprägter, als das T.'s Zusammenstellungen erkennen lassen. Ich führe von Reimpaaren mit gleicher Silbenzahl ausser Toblers Fällen noch an: 1) 2×3: *Por nient prie Qui s'oblie* 60, *En pou d'oure Dieus laboure* 133, *Qui comande Si demande* 157; 2) 2×4: *Qui est garniz N'est desconfiz* 28, *Qui avant prent Ne s'en repent* 53, *A sëur boit Qui son lit voit* 56, *Tel le veez tel le menez* 57, *Ou force vient justice prent* 101, *Qui siet il seche, Qui va il leche* 135, *Mieuz vaut mestiers* (od. *nature*) *Que espreviers* (od. *nourreture*) 174, 262, *Con veut li rois si va la lois* 175, *Qui langue a A Rome va* 184, *Qui foi ne tient Ne serement* 204, *Bon chatel garde Qui son cors garde* 214, *Mieuz vaut savoir Que soz paroir* 259; 3) 2×5: *Qui ne conte et prent Ne set qu'il despent* 151, *Qui espant sa goute Ne la requeut toute* 206; 4) 2×6: *Mieuz vaut amis en voie Que deniers en corroie* 68, *Qui ainz saut qu'il ne doit Ainz chiet qu'il ne voudroit* 111, *Que vient legierement Soit doné largement* 267, *Desouz chemise blanche A mainte brune hanche* 277; 5) 2×7: *Qui bien set et le mal prent Fous est tresnaïvement* 168, *Qui mieuz aime autrui de soi Au molin fu morz de soi* 188; 6) 2×8: *Qu'aprent poulains en denteüre Tenir le veut tant comme il dure* 115, *Que ne manjue sainz Martins Si manjue ses pelerins* 183; 7) 2×10: *Li chiens se lieve de son soue dormir Et va au bourc colee recoillir* 61. Dazu kommen kompliziertere Fälle wie: 1) 2×2×3: *De novel Tout est bel Et de viez Entre piez* 212, 276; 2) 2×3+6: *Sages hon Prent mouton En lieu de venoison* 280; 3) 3×2+6: *Parent Parent Dolent Celui qui n'a nïent* 154. Dazu ein 3×5 bei Tobler. Das sind also schon 38

Fälle. An Assonanzpaaren bemerkte ich ausser den 2 Fällen bei Tobler noch 12 weitere, nämlich: 1) 2×3: *Tantes viles Tantes guises* 51, *Tant con dure Tant aiue* 114, *Tel te voi Tel t'espoir* 215; 2) 2×4: *A bien amer A face pert* 86, *De longues terres Longues noveles* 91, *Qui n'a qu'un ueil Souvent le tuert* 149,[5]) *Entre dous seles Chiet cus a terre* 202; 3) 2×5: *Par petit pertruis Voit on son ami* 153; 4) 2×6: *Buer escrie le lou Qui sa proie rescout* 13,96, *Buer jëune le jour Qui la nuit est saous* 84, *Qui pain a et santé Riches est si nel set* 102; 5) 2×2+4: *Tant as Tant vaus* (b.: *vals*) *Et je tant t'ain* (b.: *am*?) 86. Für Reimpaare, der Ueberlieferung nach ohne Gleichheit der Silbenzahl in beiden Zeilen, giebt T. zwei Belege. Ich führe 13 weitere an: 1) 3+2: *De bien fait Col frait* 143, *Qui ainz naissent Ainz paissent* 186; 2) 2+4 *Mal noure Qui n'asavoure* 170; 3) 3+4: *Vente et pluet Va cui estuet* 194; 4) 5+4: *Mieuz vaut pres jonchiere Que loing* (od. *loigtaine*) *perriere* 236, 266; 5) 5+6: *Ne set li saous Come est au fameillous* 52, *Qui preste ne jot Qui ne preste mal ot* 163; 6) 6+5: *De bel prameteour Mauvais paieour* 250; 7) 5+7: *Buer a son verjant Qui chastie son enfant* 203; 8) 6+8: *Quarante bien vestu Ne despoilleroient un nu* 107, *Longue corroie tire Qui la mort son voisin desire* 140; 9) 7+8: *Qui a oure veut mangier Ainz oure doit apareillier* 27; 10) 8+7: *Qui estuie de son disner Mieuz l'en est a son souper* 129. Endlich acht analoge Assonanzpaare: 1) 1+2: *L'uevre Se prueve* 111; 2) 3+2: *De si haut* (b.: *halt*) *Si bas* 179, 219; 3) 3+4: *Vuide chambre Fait fole dame* 57; 4) 4+5: *Chiens en cuisine Son per n'i desire* 10; 5) 4+6: *Qui son nes coupe Sa face desenoure* 258; 6) 7+4: *Qui a proudome parole Si se repose* 249; 7) 5+7: *Jl se sont maint ome Qui lour preste si lour done* 239; 8) 5+8: *eval* (*Cheval*) *doné Ne doit on en bouche garder* 92. Im ganzen also finden sich 75 Reim- oder Assonanzpaare unter den *Proverbes au vilain*, oder nahezu $^1/_3$ der ganzen Sammlung. Beachtung hätte auch die öfters bewusst verwandte Alliteration verdient (z. B. *Ainz ment li hon qu'il muire* 139, *Qui vient legierement Soit doné largement* 267, (*on veut li rois Si va la lois* 175, *De fol folie et de cuir corroie* 85, *A petit porcel done dieus bone pasnaie* 8 u. s. w.), ebenso stilistisch markante Züge wie: die häufig zu beobachtende Wiederholung derselben Worte und die antithetische Gegenüberstellung entgegengesetzter Begriffe und Sätze, ferner besonders beliebte Satzeinkleidungen wie der Beginn mit einem Relativsatz und darauf folgenden Hauptsatz oder umgekehrt.

---

[5]) Tobler setzt gegen *tuert* Fα die jedenfalls sekundäre Lesart von *A*: *tert* ein. Wenn Rawl. C 173 ebenfalls *tert* bietet, so sehe ich darin nur eine anglonormanische Schreibart für *tuert;* vgl.: *bef* Rawl. C 111.

In der Herstellung des Textes erwuchs dem Herausgeber bei den starken Abweichungen der sechs Handschriften, von denen manche oft ganz versagten, eine ziemlich heickle Aufgabe. T. hat sie, soweit die materielle Textkritik in Frage kommt mit gewohnter Meisterschaft gelöst. Nicht zu billigen vermag ich dagegen, dass er alle Strophen, auch die nur in einer Handschrift überlieferten, stillschweigend in die francische Mundart der Zeit um 1200 umgeschrieben hat. Ist Tobler doch selbst der Ansicht, dass das ursprüngliche Werk nicht ohne mehrfache Kürzungen und Interpolationen auf uns gekommen, dass es manchmal wohl auch nur aus wenig treuem Gedächtnis niedergeschrieben ist, dass selbst eine Anzahl der überlieferten Reime der Durchführung einheitlicher Sprachformen entgegenstehen. — Die recht umfangreichen Anmerkungen enthalten eine Reihe wertvoller Textinterpretationen und damit zusammenhängender den altfranzösischen Sprach- und Wort-Gebrauch betreffender Beobachtungen, ausserdem aber auch die von T. selbst gesammelten Stellen, wo die in den Proverbes begegnenden Sprüche sonst noch vorkommen. Herangezogen ist auch das bekannte Sammelwerk von Leroux de Lincy: *Le livre des Proverbes fr.*, allerdings nur nach der ersten, mir nicht zugänglichen Ausgabe, ferner die alten Sammlungen franz. Sprichwörter, welche Robert 1873 in der *Bibl. de l'Ecole des Chartes* XXXIV S. 38 ff., P. Meyer in seinen Documents Mss. und Zacher in Haupts Zs. f. d. Alt XI (von Tobler stets nur citiert wie: Robert 82, Meyer S. 173, Zacher 10. Was soll aber ein in der einschlägigen Literatur minder Vertrauter mit solchen rätselhaften Verweisen anfangen?) abgedruckt haben. Warum aber nicht auch die von Suchier Rom. Stud. I 374 veröffentlichten afr. Lebensregeln und die oben erwähnten *Respit del curteis et del vilein*, warum vor allem nicht die trotz aller Mängel in der Einzelausführung und Anordnung als Sammlungen jedenfalls recht ergiebigen Arbeiten von Ebert, Kadler, Cnyrim (in: Ausg. n. Abh. XXIII, XLIX u. LXXI), Peretz (in: Rom. Forsch. III), Wandelt (Marburg 1887 Diss.[6]) Nicht einmal auf deren Existenz werden die Leser in Toblers Buch irgendwo aufmerksam gemacht. Ueberdies hätte der Herausgeber diesen Arbeiten den Nachweis zwei weiterer Sammlungen alfranzösischer Sprichwörter entnehmen können, welche in der Oxforder Handschrift Rawlinson C 641 stehen und deren zweite

[6]) Die zwei Programm-Abhandlungen von J. Loth: *Die Sprichwörter u. Sentenzen d. afr. Fabliaus* Greifenberg i. P. 1895 u. 1896 lagen noch nicht vor, als T.'s Arbeit abgeschlossen war. Nützliche Parallelen zeigen auch die mittelenglischen Sprichwörter Hendings nach L herausgegeben in Böddeker *Altengl. Dichtungen* Berlin 1878 S. 285 ff., nach *C* und *O* von Varnhagen in *Anglia* IV 180 ff.

250 Sprichwörter umfassende ebenfalls den Titel: *Ce sunt li proverbe que dit li vilains* trägt. Einen Abdruck beider Sammlungen werde ich in Kürze an anderer Stelle dieser *Zs.* liefern. Ich wende mich nun zur Besprechung der einzelnen Anmerkungen und werde mich dabei insbesondere bemühen die aus den vorerwähnten Sammlungen sich ergebenden Ergänzungen zusammenzustellen. Ich hoffe, dass sich aus ihnen nicht lediglich eine quantitative Bereicherung der vom Herausgeber bereits zusammengetragenen Parallelstellen ergeben wird.

— 1_7 = *R* (*awlinson C* 641) 23, 140.

— 2_7 = *L*(*oth*) 350; Malement (Mal) se covre ki le cul pert *R* 62, 229.

—3_7: Tierce mie paste set *verändert zu*: Tierce torte paste fet *R* 193; *vgl.* La tierce fois c'est le drois *L* 355 b.

— 3_7 *Fa*: Au coulon saoul cerises ameres *vgl.*: Fams met en vianda sabor E trebal fay lo lieyt milor Al sadol es bresca amara El famolent de re nos gara *C* (*nyrim*) 272.

— 4_7 = Asez set chat ki barbes (= *Prov. A*) il leche *R* 117, Li vilains reproche du chat Qu'il set bien qui barbes il leche *L* 117; *vgl. ferner*: Wel wote badde wose berde he lickith *H*(*endings Sprichw.*): *C* 40. *Wegen des nach G. Paris nicht völlig klaren unmittelbaren Sinnes vgl.*: Maint fol a barbe *R* 256 *oder*: plus sont li enfant recuit Que ne sont li vieillart barbu *L* 123.

— 5_7 = *R* 64, Al premier cop ne chiet pas li arbres (= *Cambr. Handschrift*) *R* 235; *vgl. ferner*: au premier cop Ne puet l'en pas le chaine abatre. Molt estuet luitier et combatre A la hache et a la coignie Au charpentier avant qu'il chiee. Qui ne luite ne ne combat, Ne il ne chiet ne il n'abat *Maistre Elies Ovide de arte* 556—62 *und*: mal cresetz lo reprovier Qu'om non chai (*od.* noncas) ni abat ni fier Qui no s'esai' *C* 309.

— 6_7 = Asez otreie qui mot ne sune *R* 236.

— 7_7 *Vgl.* 37_7.

— 8_7 = Petit porceel avient a grant pasneie *R* 178.

— 9_7 *Vgl.*: Mesure dure, sans mesure ne pueent riens durer *S*(*uchier*) 7 *und* Ses mesura non es res *C* 663.

— 10_7 Chiens en cuisine son pèr ne desire = *R* 149; *vgl.* Gormant ne veult au trencheoir compaignon *A*(*lione*) I 4, Miex velt estre sans compaignie Qu'avoir compaignon a amie *L* 237 *und* se nul de vos avoir treuve, S'il i a compaing ne compaigne, N'atende pas que il s'en plaigne, Mès rende len toute sa part *L* 382.

— 11_7 = dis li proverbis plans: Qui fai son pron, non ereza sas mans *C* 364; Qui quiert son prou, ne fait son damage *R* 181;

vgl. auch: mout est fos qui se demore De son preu faire une sole ore *K(adler)* 650.

— 12_7 = *R* 136; Al vespre loe l'em le beau jur e al matin sun oste *R* 65; Hom non deu la dia lauzar, Entro qu'aven a l'evesprar *C* 381; Li beaus jours se preuve au seir *Resp.* 1; ebenso *H.*: *C* 34 *O* 33. *Vgl.*: Ki tart se herberge, tost se curuce *R* 11; Teus rit au main, qui au soir pleure (*s.* 133_7 *Anm.*); Con plus main lieve li malëurez, plus a lonc jour (*s.* 270_7).

— 13_7 = Boer escrie le lou qui sa preye en (= *Prov. Fβ*) rescout *R* 297; *vgl.* Tel quide hüer le lu ki hüé l'a *R* 84.

— 14_7 De put uef put oisel; *vgl.* De pute mere pute fille *R* 310; De pute espine pute surdine *R* 113; De pute racine pute ente *K* 3; De pute racine pute erbe *Cleom.* 170; Maus fruis ist de male räis *K* 2; De malvatz arbre non pot issir Mais malvatz fruhs *C* 163 *Nachtr.*; Cors fals de falsa razitz *C* 162; Avol fils d'avol paire *C* 164; de boin arbre boins fruis vient *Dîme de penit.* 3278; bons fruitz eis de bon jardi E d'avol caval rossi *C* 163; De bon pair eys bon efan E crois del croi per semblan *C* 165; De bona razitz es bos arbres eissitz *C* 161; De bone rusche bon essaim *R* 201; De mal fuelh non cuelh Hom leu bon frut Ni d'avol fag bon plag Non sai retraire *C* 155; Frut preove bien, de quel arbre il est *Respit* 43; Bon sanc no men *C* 171; sans n'est mie bons qui nature desment *E(bert) S.* 31: *Hug. Cap.* 2538; Se li peres est maus li fix vaut piz assez E.S. 29: *Fierabr.* 18; adès retra hom lai don es issitz *C* 170; criatura Ressembla a sa natura *C* 169; tota creatura Revertis a sa natura *C* 167; Chascuns retrait a sa nature *L* 122; Mais chascuns trait a sa nature *K* 229; chascuns arbres retrait a son räis *E S.* 32; De sa nature ne se puet nus tenir *eb.*; *vgl. auch noch* 262_7, 41_7.

— 15_7 = *R* 128 *Zu* boise *vgl.*: Anchois mangeroit fer u boise, Qu'ele ne vainque, u qu'ele voise *L* 147.

— 16_7 *Vgl.*: Souef trait mal qui apris l'a *Z(acher)* 39.

— 17_7 = that me lutel ȝeveth, he my lyf ys on (= der ist um mein Leben bemüht) *H*: *L* 19 *C* 16 *O* 27.

— 18_7= D'altruy prou s'esjot, qui le con sa dame mire *R* 212.

— 19_7 = Plus sunt comperes que amis *R* 247.

— 20_7 *Vgl.*: Qui plus ad e plus coveyt *Leroux* II 482.

— 21_7 = Quant plus hault Est li hons montez qu'il ne doit De plus hault chiet qu'il ne vouldroit. (*Wandelt*) 94; Qui plus monte que il ne doit, Ains trebuche qu'il ne voudroit *K* 612; Mas qui pueia pus que non deu, dissen *C* 398; Qui trop poia, bas dissen *C* 399; On plus aut son puiatz en las honors Cazon plus bas ab pena et ab plors El fons d'iffern *C* 389; Tex est bien haut montés c'on verra trebuchier *K* 478; Trop mi sui aut mes, Per-

qu'ieu tem bas cazer *C* 402; Nus ne vole si haut, se velt son fendre, Que il nel face aval bien bas descendre *E S.* 31: *Gir de Ros.* 330,7; M fai d'aut en bas chazer *C* 403.

— 22_7 = *R* 163.

— 23_7 = laire Cuia, tuit sion siei fraire *C* 877.

— 24_7 *Vgl.*: Qui consail ne veult croire, souvent va folliant *E* 17: *Hug. Cap.* 3138; Qui croit consoil, n'est mie fos *K* 393; Pur nent quert conseil ki creire nel volt *R* 47, *Z* 110; Qui consel ne vieut croire, bien doit estre honis (d. prendre mal chief) *E S.* 24: *Aiol* 4706, 6741; ki ne velt croire conseil, Se max len vient, ne m'en merveil *K* 394a: *Dol.* 4882 f. = *Clar. et Lar.* 1736 f.; Qui bon conseil ne croit, se puis len vient folie, Ch'est bien drois et raysons qu'il boive sa sotie *Bast. de Bouill.* 5331 f.; qui conseil refuse, bien avenir voit on Que souvent en mesquiet *E* 17: *Gaufr.* 9239 f.; souvent mescheoir voit on A ceus qui refusent raison. *Cleom.* 8511 f.; Qui ne prant lo consoil dou saige, Lo fol croit, si len vient domaige *Lyon. Ysopet* 1061 f.; Li sages croit correction Et li fos suit s'opinïon *eb.* 775 f.; Bon cossel si li fol let(e) dona, Nol mespresés per la pressona *C* 604.

— 25_7 = *R* 293. *Zu dem Spruch:* Qui petit refuse, grant masse ne doit prendre *Fα A vgl.:* chou que mieudrez donne, on ne doit refuser *E* 91.

— 26_7 = A mol pastor leus li (= *A*) chie leine *R* 118; Malvaz pastor ha en aital, Qu'a sos obs noz, ad autres val *C* 597 *Nachtr. Vgl. noch:* Male garde pe[s]t le lou *Z* 155.

— 28_7 *H l.*: *Meyer* 178 *st.* 158 = Ki est garniz, n'est huniz *R* 41; *vgl. auch* 78,246.

— 29_7 *H* = Viez pechié fait novele vergoigne *R* 274; *vgl.*: De viés mesfait novele plaie *Brut.* I,27.

— 30_7 *D* = Qui tot me done, tot me neye *R* 209; *vgl.*: Ki tut me pramet, nient ne me pramet *R* 17 = *Mey* 38; *s. auch* 181.

— 30_7 *Fβ. vgl.*: Qui ne donne, l'en li toult Suchier 24.

— 31_7 *Vgl.*: Aspra paraula escomou forceneria *C* 1039; Ieu vei soven per gaiada Recebre gran coltellada *C* 845.

— 34_7 *A* = Qui dous chace, nule ne prent *R* 264.

— 35_7 = Qui une avient, ne li avient sole *R* 298; *vgl.*: c'avient une, n'avient seule . . . C'est bien voirs, c'au malëureus Rechiet tout adiès la saiete . . . souvent avient Que l'uns maus sour l'autre revient *K* 665 f.: *R. de la Viol.* 3936 ff. uns jois (plazers) altre n'adutz *C* 324 f.

— 36_7 = A qui li chief deut, toz les menbres li faillent *R* 290; *ähnlich*: Quan lo caps dol, van li membr' afeblen *C* 175; Quant li cuers diolt que plus ne puet, Tos les membres partir estuet

K 50a; Main u dolt, oil u duet *R* 14 = Main u dout, oil u vout *Mey* 37.

— 37_7 = *R* 289; *K* 431; *L* 259; Molt remaint que fox panse, molt plusors gent dit l'ont *E* 49: *Saxons* II 54,18; Assez remaint de ce que homme propose *A* II 34.

— 38_7 = *R* 79; *Z* 167; *vgl. E* 18,80: Chil cui dieus vieut aidier, n'iert ja (ja n'iert) honis *Aiol* 2229,2276 (*vgl.* 800 = 671); qui dieus veut aidier, ja honis ne sera *Gar. de Mongl. Hs.* 24403 *Bl.* 101c 25; Ja n'iert honis cui dieus veut bien (vourra) aidier *Loh.* II 132, *Chev. Og.* 10140; Cou que dieus voet aidier, nuls ne le poet grever *Chev. au Cygne* 1214; Cui dieus de honte veut garder, Nule riens ne le puet grever *K* 133; ja ne perira ce que dieus veult sauver *eb.*: *Jubinal* I 23; 'en poi d'ore puet dieus son home aidier *E S.* 27: *Chev. Og.* 173 (*vgl. dazu Prov.* 133_7); Qui dieus aime de cuer, ne se doit esmaier *E S.* 28: *Doon de May.* 6689; li hons que dieus het, se doit moult esmaier *eb.* 1903.

— 38_7 *H* = Por nient argue qui deus n'aime *R* 260; *vgl. auch*: En dart se peine ki deus nen avance *R* 97.

— 39_7 = *R* 3, *Respit* 41; *vgl.*: qui ben ser, ben quer, E quils tals cre, espera colps de fer *C* 118.

— 39_7 *Fβ H* = *R* 169; *vgl.*: N'est tot bel qui aye, ne tot laid qui nuist *R* 168 = Non es tot bel so que pro te *C* 809 *Nachtr.*

— 40_7 = *K* 368; Que oyl ne veit, cuer (a cuer) ne doult *R* 268 *Z* 133; *Cleom.* 488; . . . quer ne desire *R* 7 = *Meyer* 12; . . . queor ne coveit *Rawlinson A* 273 *Bl.* 96*n*°1; *vgl. H*: *C* 26 *O* 19; que olh non vezo, cors non dol *C* 891; cors oblida qu'ueilhs non ve *C* 892; al cor non sove De so qu'om ab los huelhs no ve *C* 893; Avec les oelz li cuers s'en vole *L* 407.

— 41_7 *A* = Ja de ni de busart n'istra esprevier *R* 177; *s. auch* 14_7.

— 42_7 *Vgl.*: En sa maison a mal espoir Qui la son voisin voit ardoir *K* 328; Prop a guerra qui l'a e mieg del sol E plus prop l'a qui l'a sotz son coychi *Peire Card.* 30 (*M. G.* 607).

— 43_7 *Vgl.* En un mui de quider n'est plein poing de saver *Z* 222; Mes en C. muis de fol penser N'en a mie plein poing de sens *L* 255; dedans un mui de cuidance N'ait mies plain poing de coudance *K* 228: *Dol.* 11267 f.; en I mui de quidance n'a pas plain pot de sapienche *Chron. de Rains* (*nach*: *Leroux de Lincy Prov.*[2] I *S. LIII*; *vgl. eb.* II 496,148, 292).

— 45_7 *Vgl.*: Qui petit a, petit pert, de petit se dieut *R* 294; Qui ren non a, ren non pot perdre *C* 396; Qui riens n'a, rien ne pert, ne ses amis nel plaignent *R* 362; *s. auch* 233_7.

— 46_7 = Pour defaute de prodome (franc) met l'en merde en banc *Respit* 28, *Rawl. A* 273 *Bl.* 96*n*°6.

— 47_7 *A* = Cui l'asnes est, si li aut devers la coue *R* 179.
— 48_7 = Mielz valt un „tien" que dous „Tu auras (l'auras)" *R* 31,217.
— 49_7 = Tart ferme l'en le chastel, quant li cheval est emblez *R* 132; Tart se son persëu Quels an claus lor estable el cavals son perdu *C* 547 *Nachtr.*, *s. auch* 218_7.
— 51_7 = Mal partir fait a son seignor *R* 291; *vgl.*: Il fait mauvais joer a viel chaël *Raoul de Camb.* 4659. Avec seigneurs n'est bon mangier cerises *A* II 63.
— 51_7 A *vgl.*: Ase fele thedes (= Nationen) ase fele thewes (= Sitten) *H*: *L* 4 *C* 2 *O* 3.
— 53_7 *A* = Qui premier prent, ne se repent *R* 230.
— 54_7 *A* = Fous est qui meillur pain quiert que pain de forment *R* 176.
— 55_7 *H* = Li boen soffreor venquent *R* 184; Tostemps bos sofrires vens *C* 450 ff.; Qui sueffre, si vaint; qui vaint, si sueffre *Suchier* 13.
— 56_7 = *R* 37,288.
— 57_7 = Tel le veiz, tel le meines *R* 72.
— 57_7 *Fα u. s. w.* = *R* 139; *Leroux* II 484; Vuide chambre fait dame fole, Aise de prendre fait larrun, Fole dame muide maisun *K* 279; *vgl.*: Grange vuide est ventouse *Leroux* II 476.
— 59_7 *vgl.* cil est fous par saint Germain Qui ce que il tient en sa main Giete a ses piez en nonchaloir *L* 258; Li vilains dist trestot sans glose: Cil qui jete a ses piés le cose Que il puet à ses mains tenir, Nel dëust on mais consentir Qu'il habitast entr'autre gent *K* 609.
— 60_7 *D* = Mal hore qui sey oblie *R* 242.
— 61_7 *A Fβ vgl.*: Drutz que lonc si s'aplata, El eis si coill lo ram ab cum lo bata *C* 780.
— 61_7 *Fα H* = *K* 324; Tant grata la cabra que mal jatz *C* 682; Par trop grater chievre gist a mal'aise *A* II 4.; *vgl.*: L'en puet taunt cul grater ke la pel s'en irra *Respit* 40; Gratar me fai lai, on nom pru *C* 900; Qui grate, ne mesure *Z* 220.
— 64_7 *Vgl.*: Füirs vaut mieuz que de fol atendre *K* 409; Fuyte vault mieulx qu'attendre et repentir *A* I 10. Mieuz vaut uns bons füirs que melement esrer *Aiol* 5517; Mout (Miex) fait meillor füir que malvais encachier *Gar. de Montgl. Hs.* 24403 *Bl.* 18 b, 110 c; Bone est la fuie dont li cors est sauvez *E S.* 28: *Cov. Viv.* 39; Mieulx vault fuyr qu'estre en pourpoint de bricque *A* II 42.
— 67_7 *Vgl.* Grant vent petite pluie abat *R* 190; De gran ven pauca plueia *C* 1079; De grant anubleison petite pluie *R* 246.
— 68_7 = *R* 49.

— 72_7 = Al besoing voit l'on(on) son ami *Wace Brut* 5585, *Ren.* (*ed. Martin*) XII 128, *Jub. Contes* II 139, 24; *J. Bod. S. Nic.* (*Mich. et Monm.*) *S.* 179; Car al besoing voit li hom (conoist l'en *A* c. en *C*) son ami *Gar. le Loh. XVII ABC;* Al (A *D*) grant besoing voit l'en (en *C*) son bon (bien son) ami *eb.A* 57 b *C* 39 b *D* 30 a; En I proverbe li sages vilains dist Qu'au grant besoing voit li hom son amin *Hervis de Mes T 150 b E 63 d N 28 a*; als hops conoys hom tota via son bon amic *C* 89 ff.; au besoing voit on l'ami *Mir de Rob. le Diable* 2034, *Gill. de Bernev.*[12] (*Scheler* I 78), *Phil. de Vign. Prosarom. v. d. Lothr. Metzer Hs.* 37 b; Al gran besonh ve hom qui es ami *C* 91 *Nachtr.*; Car au besoing voit on qui est amis *Enf. Og.* 1256; De legier puet on esprover Au besoing qui est bons amis *R. de la Char.* 6504 f. Al grant besoing sont esprové Li riche cuer plain de fierté *Durm. le G.* 12825 *f.*; Al grant besoing, che est la some, Conoist om l'uevre de prodome *eb.* 12425 *f.*; Au grant besoing, ce est la somme, Doit on connoistre le preudomme *Guill. de Pal.* 5011 *f.*; Son ami puet on au besoin Essaier *Pierre de la Broce (Mich. et Monm. Théatre fr.)* 214; or le saura, Se besoigneus nul ami a *Perc.* 10737 *f.*; a grant besoin Doit l'en bien son ami aidier *L* 395; *vgl. ferner W.* 204 ff.

— 73_7 = *R* 224; *vgl.*: qui a chetif seigneur sert, Il en atent chetif loier *K* 127, *R* 25 *u. s. w.*; Qui de glaive vit, de glaive deit morir *R* 225; Bel servise trait pain de main *R* 36; Qui ben ser, si dons nos esmaia, Ben es razos, que joi len eschaia *C* 41; Servirs ses guazardo crei que captals en sofranha *C* 248.

— 74_7 *Vgl.*: Querre doit pain cil qui a fains *K* 201.

— 75_7 *Vgl.*: Se ditz ben un repropchier pel mon: Sel qu'una ves escorja, autra non ton *C* 760; Cobeitatz vos engana Qu'a vostras berbitz tondetz trop de lana *C* 690 *Nachtr.*; Ne deit garder l'aignel qui chalenge la pel *R* 257; Ne baillez pas vostre aignel a qui en voet la pel (*Cambr. Samml.*) *Leroux* II 479.

— 76_7 Kar on dit bien por voir: que plus estraint, plus gelle (*Charles le Chauve*) *Leroux* II 487; *vgl.*: Qui tant estraint crouste que mie En saut, ce est par grant destroit *K* 625; L'ome puit tant destreyndre le crust que la mye ne vaudra rien (*Cambr. Samml.*) *Leroux* II 478; en dit bien en reprovier Que trop estraindre fait chïer *L* 353.

— 78_7 = Qui de luin (loinz, loing) veit (se guarnist), de pres s'esjöist (se jot) *R* 24, 73, 147; *vgl.*: Qui longues est povres, de poy s'esjöyst *R* 311; Qui non garda de long, mal a de pres *C* 460 *Nachtr.*

— 80_7 = *R* 313.

— 81_7 = Solonc tens temprëure *R* 130.

— 82_5 *wegen* esplumer son hoste *vgl. noch*: Qui viaut de son seignor bien estre . . Del chief lui doit oster la plume Neis lors quant il n'an i a point *Cleom.* 4529 ff. *und* s'il avient a la foiee Que poudre sor son mantel chiee . . ., Oste la poudre a tes doiz Plus li sanbleras estre adroiz Et s'i n'a riens sor le mantel Escou noient, si len iert bel *Elie's Ovide de arte* 197 ff.

— 82_7 *FγD* = A corte chauce longue lasniere *R* 165.

— 83_7 = Totes hores ne sunt mores, et si eles sunt, ne sunt mäures *R* 240; *s. auch* 145_7.

— 84_7 *Vgl.*: Süef dort qui saol se coche *R* 172.

— 85_7 = De fol folie, de quir quereie *R* 104; *vgl.* Totz temps fols a folia cor *C* 550; Fols nos pot de folia laissar *C* 549; costum'es tos temps que folhs foleya *C* 554 *Nachtr.*; dreiz est e costume que fol folei *E* 57; Sage est qui parle sagement, Fols come parle folement *L* 244; cil est fox qui fet folie *K* 423; De fol home sont fol li dit *K* 424; li fos et li descuidiez N'iert ja de folie vuidiez *K* 422.

— 85_7 *A Vgl.*: N'est si sage qui folie ne face *R* 205.

— 86_7 = *R* 233; *vgl.* Povre home n'a ley *R* 355; Ja povres hons qui n'a avoir N'avra par eus droit en sa vie *L* 88; Povres n'a droit, se il ne done *L* 271; *vgl. auch K* 634 ff.

— 86_7 *Fα Vgl.*: Qui rien ne fet, rien ne prent *Z* 30; On ne doit pas donner chose qui n'est rovee *K* 586; Qui merci quiert, avoir la doit *K* 566 *f.*; Qui merci quiert, il doit merci trover *E S.* 32: *Hervis de M.*; Qui de la chose a desirrier, Bien la doit requerre et proiier *K* 602; Qui pauc troba, non pot gaire penre *C* 763; Qui no troba, no tria, E qui pren, nos fadia *C* 312.

— 86_7 *A* = *R* 127, *K* 647; *Münchener Brut* 2880.

— 87_7 *Vgl.*: A meison proiser e en marché vendre *Z* 182.

— 87_7 *D* = *R* 281, *K* 108; Hom privez mal achate *E* 48.

— 88_7 *S. oben S.* 118 Anm.

— 89_7 *Vgl.* Qui de tote se garde, de alcune escape *R* 115; il se fet bon de tot garder *L* 343; Bon fait son chastel et son corps Garder touz jours *W* 128; Chil qui se garde bien, nul ne puet engignier *od.* Qui bien se gaite, il n'est mie engigniés *E* 88.

— 90_7 *S. oben S.* 120 f.

— 92_7 = A cheval doné n'a dent gardee *R* 292.

— 93_7 *Var.* = Piere rouelant ne quielt mosse *R* 138; *vgl.*: Ja ne parra trace que colovre face sor la piere bise *R* 231; qui sovent sa rauba trossa, Jamais non cuyllera mossa *C* 1052.

— 96_7 *Vgl.*: Ne seit veisin que rent mulin *R* 91,330, *Z* 116.

— 99_7 = Tel quide beyvre sor le coutel acon (= aucun) qui beit la chape ovec le chaperon *R* 266; Tex cuide sor autrui boire Qui boit sour li *L* 332.

— 100_7 = Ki fol enveie a mer, ne peissun ne el *R* 80,303.

— 101_7 Ou force vient, justice prent, *nach Tobler*: „wo Gewalt eintritt, greift die Gerichtsbarkeit (der Machthaber) zu." *Besser*: Force [u] veint, justise prient *R* 304 = „wo Gewalt herrscht, unterdrückt sie Gerechtigkeit (Rechtspflege)." *Vgl.*: force n'est pas drois, piec'a l'ai oï dire *E* 84; Forsa vens justizia *C* 769 *Nachtr.*; Nuill dreit non a valor gran, Lai on forsa fai son talan *C* 769.

— 102_7 = Qui pain a e santé, si est riches qu'il ne set *R* 207.

— 104_7 *Vgl.*: Soven de pan e de vi Noiris rics hom mal vezi, E sil tengues de mal aire, Segurs es de mal mati, Si noi met lo gazaignaire don lo reproviers eissi *C* 224; qui a felon voisin, Par maintes fois a il (en a) mauvès matin *E* 1; Ki a bon veisin, a (si ad) bon matin *R* 78, *Respit* 19.

— 105_7 *Vgl.*: A la mort (A vie perdre) n'a nus (nul) recovrement *E S.* 27,28: *Chev. Og.* 491, *Enf. Og.* 821; contre mort n'a nus refui *K* 205; Contre la mort n'a nus hom garantie *od.* Encontre mort n'a pröesce mestier Ne orgoilz n'aventure *E* 103; Que riquessa ni sens ni cortezia, Que sia el mon, nous pot de mort defendre *C* 1061.

— 105_7 *D F γ* = En la coue vient li encombriers *R* 170; *vgl.*: Tel quide faire bien a son commencier Que en la fin li torne a encombrier *E* 78; chascuns se gart de la soe (*d. h.* femme) Qu'ele ne li face la coe *Loth* 185.

— 106_7 = *R* 334; Ce que sires done et sers pleure, Sachiez, ce sont lermes perdues *L* 300; Lo reprovers es fis e vers: Co que dons dona e plora sers, Las lacrimas devon perir *C* 333.

— 108_7 = *R* 103.

— 110_7 *Vgl.*: De fol et de petit enfant Se fait touz jors mout bon garder; Car il ne sevent riens celer *L* 351; De fol se deit l'en guarder *R* 237; De fol et d'ivre se doit l'en bien garder *E* 99; D'ivre et de fol se fait mauvais ensonnyer *E S.* 27: *Chev. au Cyg* 1355; D'ome desvé se doit on bien gaitier *E S.* 25: *Auberi* 130,23.

— 111_7 *Vgl.*: Qui ainz saut qu'il ne veit, ainz chiet qu'il ne deit *R* 280; Qui mounte plus tost qu'il ne deyt, chet plus tost qu'il ne devereyt (*Cambr. Samml.) Leroux* II 481; Qui plus monte que il ne doit, Ains trebuce qu'il ne voudroit *K* 612; Quant plus hault Est li homs montez qu'il ne doit, De plus hault chiet qu'il ne vouldroit *W* 94. Aehnlich auch Span. 163 *f.*

— 111_7 *H* = *L* 314; *vgl.*: En la fin doit on löer l'uevre Et ce ke bon est, bien se prueve *K* 482; Al'obra conois hom l'obrier *C* 352 *Nachtr.*; Li bons se prueve *E* 75; La ou est amors, bien se proeve *K* 43; Putain n'iert ja provee de chose qu'ele face, si a l'ovre n'est prise *R* 232.

— 113_7 = Mieuz valt pome dunee que mangie *R* 52.
— 115_7 = Que prent bayart en dantëure, ço volt tenir a jor que dure *R* 275; *vgl.* Dant stabiles mores pullo primi domitores *R* 21; Que puleins prent en dantëure, U voille u nun, lunges li dure; E que femme juvente aprent, Quant ele vient ad castiment, Il li dure tut son ëage *K* 190: *Trist.* II 12; Whose yong lereth, olt he ne leseth *H.*: *L* 6; Young wonez Hold moneth *H.*: *O* 5.
— 117_7 *Vgl.* 140_7.
— 120_7 = *R* 39.
— 121_7 = *R* 27, *E* 11; forsa paihs lo prat *C* 769 Nachtr.
— 122_7 = *R* 192.
— 123_7 *Vgl.*: Bone jurné fait, qi de merde se delivre *Respit* 32.
— 124_7 = *R* 30 — 124_7 *Fa* = Ki ne doune ceo k'il ayme, ne prent ceo k'il desire *Respit* 3.
— 126_7 = *R* 210.
— 127_7 *Vgl.*: Qui ren non a, an'ab los mortz dormir *C* 724.
— 130_7 = De bon deteur aveine et de mal nient *lat.*: Debitor ille bonus pro nummis reddit avenam, Si malus est, differt avenam reddere penam *Z* 194.
— 131_7 = *R* 12, *L* 372 a; on fait d'autrui larges corroies *L* 372; Du cuir d'aultrui taille on large courroye *A* II 25; Of un boht (*l.* unboht, *s.* unbeswinke *C* ounbeserewe *O*) hude men kerveth brod thong *H*: *L* 27, *C O* 28.
— 133_7 = *R* 301, *L* 3, *W* 3: *Patelin* 43; En petit d'ora deus laora *C* 416; En petit de temps dieus labeure *W* 3; dieus en pou de temps labeure *Jub. Myst.* I 193; En poi d'eure puet dius aidier *K* 131; en poi d'eure puet deus son home aidier *E S* 27: *Chev. d'Og.* 173; Dieus don em pauc d'ora gran be *C* 415; En pauc d'ora se camja l'aventura *C* 367 *a*. *Der vielfach begegnende Zusatz*: tels rit au main, qui au soir pleure *erinnert an* 12_7 *begegnet aber auch oft selbständig, so: E* 100, *K* 138, *L* 29; *vgl. auch C* 380.
— 135_7 = Qui siet seche, qui vait leche *R* 357; Voirement dit ..: „qui va si leche," Et aussi dit: „qui siet si seche *W* 223.
— 136_7 = *R* 218.
— 139_7 *Vgl.*: Mielz valt, m'est vis, vivre et mentir Que del tut veir dire et morir *Prothesiläus* 449 *f.*
— 140_7 = *R* 145; *s. auch* 117_7.
— 141_7 = Bien est larron qui larron emble *L* 338a; Bon larron est qui autre emble *L* 338.
— 143_7 = *K* 588; Pur bienfait col frait *R* 29; Ouvraige de bien faire col frait *K* 589; *s. noch* 247_7.
— 145_7 *Vgl*: *R* 240 *zu* 83_7.
— 146_7 *D* = Qui ço fait que il poet, totes ses leis acomplist *R* 144; Qui ce fait que il puet, on ne le doit blasmer *E* 110; *vgl.*: Ki

ne fait, quant puet, ne fra quant volt *R* 82, *Mey.* 5, *Rawl. A* 273n°4, *Respit* 15.

— 147_7 *l.*: a son doi le (*st.* e) quiert = Qui besoing a del feu, a son dei le quiert *R* 137; Qui a obs foc, ab det lo quer *C* 1067; Volentiers quiert der (= du) feu qui n'a mestier *E* 66: *Romv.* 233,26; *vgl.*: Qui le feu prent a sa main nue, Se tost a terre ne le rue, Il art sa main *K* 442.

— 148_7 = Söef noue a qui l'en sostient le menton *R* 135; souef nage Cil qui on sostient le menton *K* 606.

— 149_7 = *R* 173 *Statt* tert *l. mit Fa wegen der Assonanz*: tuert

— 150_7 = Mal venge sun dol ki l'aoitte, ce dit li vilains *R* 58; *vgl.*: Tel quide venger sa hounte qui l'acrest (*Cambr. Samml.*) *Leroux* II 483; tex quide vengier sa honte apertement, Qui le lieve et acroist *od.* Tex quide sa grant honte moult tres bien [re]vengier Qui le lieve et acroist *E* 5: *Gar. de Mongl.* 15*b*, 87*a*; tel se cuide venger Qui son dommaige encroist et le fait aproucher *Galien* 190,47 f.; Tel croit vengier sa honte qui l'amplye *A* II 15; Tel vuet vengier sa honte qui l'a plus agravee *Antioche* II 250; tex hom cuide sa grant honte vengier Qui tos esmuet .I. mortel encombrier *Raoul de C.* 4829 f.; Tels se cuide vengier qu'a le fois est honnis *Hug. Cap.* 4309; tels cuide venger sa honte Qui l'acroist ainçois et amonte *K* 351; teus cuide, se il li loist, Vengier sa honte qui l'acroist *K* 352; Teus quide sa honte vengier Qui moult l'acroist et moultemplie (Qui porcace son encombrier) *K* 353 *a b*; teus quide son duel vengier Qui acroist son grant encombrier (Ki tost s'en torne a la folie) *K* 354 *a b*; Tex quide bien accroistre s'onor moult durement Qui l'abasse et decroist moult tres vilainement. *E S.* 31: *Gar. de Mongl. Hs.* 75 *c*.

— 152_7 = *R* 175, *Respit* 27.

— 153_7 *Vgl.*: Sovent avient, ke çou c'on ainme, Voit on par mout petit partuis *K* 47: *Dol.* 11082*f.*

— 157_7 *Vgl.*: Assez demande ki se plaint *R* 68.

— 160_7 = Bien pert as tez (As testes pert) qui les oules furent *R* 129,67 (*vgl. Lesart: D*).

— 161_7 = *R* 88; Torte busche fait dreit feu *R* 265.

— 162_7 *Vgl.*: Ki volentiers fiert vostre chien, ja mar querés (l.: crerés) qu'il vus aint bien *Graelent* 5470.

— 163_7 = Qui preste, ne jot, qui demande, malot *R* 70; *vgl.*: Mieuz valt maloïr que prester e nonjöir *R* 59,69. Wegen malöir = vituperari, *was Tobler sonst nicht bekannt ist*, *vgl. noch je zwei Stellen von Gui de Bourg.* (2117, 2156) *und Ren. de Mont.* (153,20 *u.* 38), *welche bei E* 111 *ausgehoben sind. Vgl. auch*: Messager ne doit bien öyr ne mal avoir (*Cambr. Samml.*) *Leroux* II 478.

— 165_7 = *R* 296; Li vilain dit en reprovier . . .: Tel nuist ki ne puet aidier quant vient al jugement *Jordan Fant.* 704 f; l'em ad dit en reprovier: Tels noist qui ne put (*b.* porroit) aidier *Protheseläus* 81 f.
— 168_7 *Vgl.*: Qui le bien voit et le mal prent, Saciés que après s'en repent *K* 455; Ben es fols, quil be ve el mal pren *od.* Qui per be mal pren . . ., Saber pot, qu'assatz a de ques plaigna *C* 816 *Nachtr.*; Malditz es hom quil ben laissa el mal pren *C* 824.
— 170_7 = *R* 279.
— 171_7 *Vgl.*: Si fiert qui ne veit *Rawl. A 273 n°3*; Li proverbis consent hi be que ditz aissi: Fer qui non ve *C* 606; A seür vait a plait qui pere a veeir *R* 123.
— 172_7 = De mëisme la terre le fossé *R* 166.
— 174_7 *Vgl.*: Miez valt menestrel que espreverel *R* 171.
— 176_7 Qui tot vol tener, tot pert *C* 694; *s. auch* $222._7$.
— 177_7 = *R* 234; *vgl.*: Ne set li malades que est al sein *R* 200; Ne set qu'est biens qui mal n'essaie *K* 337 b.
— 179_7 = *R* 143.
— 181_7 = De bele pramesse se fait fol tot lié *R* 216; Biaus semblans fait musart liet *(Chron. de Rains) Leroux* II 496; *vgl.*: Qui sans donner a fol promet, De noyent en joie le met *W* 158; Bel prametre et neint duner fait fol conforter *R* 6; Promesse saunz doner est au fol confort *Leroux II 480 (Cambr. Samml.)*; *s. auch K* 579 ff.
— 182_7 *vgl.* s'anc non ac malananansa, Non sap que s'es benestansa *C* 271 *s. auch* 177_7.
— 183_7 = Que ne mange s. Martin, si manje le pelerin *Z* 95; *vgl.*: Mult est fol qui lassa s. Martin por saolesse *Z* 53.
— 186_7 *Var.* = Qui ainz naist, ainz paist *R* 122.
— 188_7 = Qui miez aime altre de sey, al molin deit morir de sey *R* 180; *vgl.*: cel es fols qu'am autrui mais que se *C* 871.
— 189_7 = *R* 196, *Respit* 39; *vgl.* Biaus doneir a la fëie Enuie bien *K* 587.
— 190_7 *Vgl*: Li lerres privez est trop maus *W* 165.
— 192_7 = *R* 269; *vgl.*: Alcun son trop major de fama que de fach no so *C* 799 *b.*
— 194_7 = *R* 174.
— 195_7 *Bessere*: Eschaudez iaue [chaude] crient = *R* 251; *vgl.* J'ay esté eschaudé, le feu redoubteray *Huon et Calisse ed. Schäfer S.* 55; Escaudat tebeza tem *C* 542; Lo reproviers vai averan, som par, D'ome escaudat; quem tem tebe ancse *C* 541; Brend child fur dredeth *H*: *L* 23 *C* 22 *O* 43; Chat eschauldé resoigne la chauldiere *A* I 33.
— 197_7 = Toz diz se laissent dire e toz pains mangier *R* 278.

— 198_7 *Vgl.* muez vient a l'ome tesir Que trop parler outre plesir *K* 375; Bon taisir vaut, trop parler nuit *L* 249; Sorparler nuit et trop se reput l'en taire *Z* 62 (*vgl. R* 299 *Anm.*)
— 199 = Mui de furment a dener, guay celui qui denier n'a *R* 167.
— 200 = *R* 18; *vgl.*: de tel vente tel marchié *L* 335; *s. auch C* 110—112.
— 201_7 = *R* 183. — 202_7 = *R* 206.
— 203_7 *Fγ* = *R* 125; Salomos nos es recomtans (= *Spr. Sal.* 13, 24:) . . . Sel que perdona sas viergas Per sert adzira sos efas *C* 87.
— 205_7 = *R* 228; *vgl.* Home mort n'ad poynt de amy (*Cambr. Samml.*) *Leroux* II 476; om mort ni pres n'a amic ni parent *C* 97 *Nachtr.*; Povre home n'ad nul amy (*Cambr. S.*) *Leroux* II 480; *s. auch*: Trop a li hons la char hardie Cui li dyables sy sorprent Ke veve fame a enfans prent; Car il n'iert ja I jor sans lime *L* 226.
— 207_7 De tout est mesure. *Wegen des scherzhaften Anhangs*: fors de sa feme batre *vgl.*: Voir dit qui dit, ne fu pas fous: Fame soferoit plus de cous Que une asnesse de .II. ans De mal et de poine .II. tanz *L* 218; Por ce sueffre fame tant cops Que nostre sires le fist d'os. Qui a coustume fame à batre Deuz foiz le jour ou trois ou quatre Au premier jor de la semaine, Dix foiz ou douze la quinsaine, Ou ele jëunast ou non, Ele n'en vaudroit se miex non *L* 219; Cil qui fame viaut justisier, Chacun jor la puet combrisier Et l'endemain rest tote saine Por resoufrir autretel paine *L* 220. *Im Gegensatz dazu heisst es*: Grant viutance (vilté) est de ferir fame *K* 303: *Erec* 1018.
— 208_7 *Fγ* = Nule si chaude qui ne refreide *R* 146.
— 209_7 = Ou (La ou) cat n'en a, suriz i revelent (-le) *R* 112, 119.
— 211_7 *D* = Dolente est la vile que asneir preient *R* 295; *vgl.*: Wai la terre dont li reis est enfant e dont li princes manjue matinel *R* 308.
— 213_7 = *Respit* 9; Manaces ne sunt lances *R* 273; Manaces ne lances, ne puteins puceles *R* 57; *vgl.*: Tal menassa c'a paor *C* 799 *Nachtr.*
— 215_7 = *R* 208; *vgl.* Qui vif enveie, vif espeire *R* 316.
— 216_7 = Tant vet li poz a l'iaue que il i est quassez *E* 39; Tant vai lo dorcx a l'aigua tro que l'ansa lay rema *C* 679; tant vay lo dorc a l'aygua tro que se trenca *C* 680.
— 217_7 = *R* 349; *Respit* 26.
— 218_7 = Tart est main a cul, quant pet est hors *R* 85; C'est tard cloz cul, quant pet a prins sa voye *A* II 52; *vgl.*: Tart est main a gole, quant parole est eissue *R* 133; Quant de bouce

est hors issue Parole et d'autrui entendue, Jamais, tant com siecle durra, En tel mesure ne venra Que sainement soit bien celee, Puis c'une fois est escapee *K* 384; quant sajete est descochie, Ne puet estre arriere sachie, Devant qu'ele a fait sa volee *K* 385. La saiete qui est eschapee de la corde, ne puet retorner; tout ausint ne puet la parole retorner, puisque ele est issue de la bouche *Suchier* 17; *s. auch* 49_7

— 220_7 *D* = *R* 353.

— 221_7 = Pitié de cul trait lente de chief *R* 354.

— 222_7 = *R* 120, 315; Cil qui tot covoite, tot pert *L* 376; qui tot covoite par fol entendement, Tot pert en la fin et n'en rescout nïent, *od.*: Qui tot covoite, ce avons nos vëu, Ne garde l'eure que il a tot perdu *E* 70; Si cobes y est del tot, Tanh se qu'o pagas tot *C* 1087 *s. auch* 176_7.

— 227_7 = *R* 272.

— 229_7 = Non es aurs tot cant que lutz *C* 802; Tout ce qui luyt, n'est pas or de coupelle *A* II 9; Hit nis nout al gold that shineth *H*: *O* 46. *Dasselbe besagt das Sprichwort*: Li abis ne fait pas l'ermite *L* 367; l'abbit Ne fait pas le religieux *W* 243; L'abit non fa pas bon religïos *C* 797 *Nachtr.*

— 230_7 *Fβ* = *R* 71; *vgl.*: Qui merde brasse, merde boive; Quar ce est bien resons et droiz *L* 331b.

— 233_7 *s. R* 362 *unter* 45_7.

— 236_7 = Mieuz vaut pres (de pres) jonchiere que loing (de luin) praiere *R* 214, 33.

— 240_7 = Cum l'en plus fule la merde, plus pu[t] *Respit* 36.

— 241_7 = *Respit* 18. *Vgl.*: A sëur chie en fosse, qui se tient al pel; et si le pel li ront, si charra en l'estront *R* 213; *s. auch* 271_7.

— 243_7 *Vgl.*: Mal done a son vassal qui son coutel leche *R* 191.

— 247_7 *Vgl.*: 143, 4—6 *und Amm.* 143_7; Gratez al vilein la coille e il vous chïera en la palme *Respit* 6; Qui oingt villain, al poindre le provocque *A* II 45. *Vgl. Le Roux de L. I S. XXXI und*: Qui vilain fet honor ne bien, Celui het il sor toute rien. Tel loier a qui ce encharge *L* 113; Qui a vilain fet bien, se pert *L* 114; Moult a de honte et peu est plains Chiex qui se leuwe à ces vilains *L* 115; De biau servise set on souvent mal gré *E S.* 26: *Aubery ed. Tarbé* S. 49, 13; tel fet on de poverte escaper Et en honor essaucier et lever, Que ja celui puis ne volra amer, Ains le volroit ançois nuire et grever *E* 81: *Chev. Og.* 7848 *ff.*; Puisque li leres est de forches ostez, Ja puis ses sires n'en iert de lui amez *E* 76: son tans pert qui felon sert. Raembez de forches larron, Quant il a fait sa mesprison, Jamès jor ne vous amera, Ains à tous jours vous haïra *L* 341; Qui le larron torne de pendre, Ja li lerres ne l'amera *W* 169;

Qui de forches traie(nt) larron, Ja pus ne l'ameroit nul jor *K* 521; Larroun ne amera qui lui reynt de fourches (*Cambr. Samml.*) *Leroux* II 477; Li lares ne mere gie (*b.* n'amera ja) qui lo restore de pendre *Robert* S. 39.

— 249_7 *Vgl.*: Chieux qui a ung preudomme parolle saigement, On dist qu'il se repose, je le croy fermement *E* 24.

— 250_7 *Vgl.*: bonne atent qui bonne paie *L* 309.

— 252_7 = Pur grant seinur prent hom grant colee *R* 48 (*lat.* vehementes).

— 253_7 = Nos mova qui ben estai *C* 365; Qui bien esta ne se remue (*Cambr. Samml.*) *Leroux* II 481; *vgl.*: Costume si se remue = Mox alternatur mos et venit et renovatur *Z* 47.

— 258_7 = Qui son nes trenche, sa face desonore *R* 328; *Respit* 21_7 Qui son nes cope, il deserte son vis, *od.* qui cope son nes, sa face est despechie, *od.*: Cil qui tranche son nes, il vergogne sa face *E* 92.

— 262_7 = *R* 2; *vgl.*: Nature passe norriture *L* 370; *s. auch* 14_7.

— 264_7 = Viel estalon fait jofne poutre poire *R* 352.

— 267_7 *Vgl.*: Aver vengut cochadament, Sol vïät tornar a nïent *C* 368; avers leu va e leu ven *C* 368 *Nachtr.*; Leu despen qui de leu a gazan *C* 369; Bien deit despendre qui de legger gayne *Leroux* II 473.

— 268_7 = *R* 56; *vgl.* miex vaut compaignon que nïent (*ironisch gemeint!*) *L* 396; Soulas de fa'me qui est faille Moult plus ne vaut que fet paille *L* 211 *a*.

— 270_7 = Com plus matin leve li malëurus, plus mal jur ad *R* 83; *vgl.*: Astruc ni malastruc non cal mati levar *C* 362; astruc no cal mati levar *C* 363.

— 271_7 *Eine bessere Lesart bietet*: Ki en longaigne chiet, conchïetz s'en lieve *Respit* 30; *s.* 241_7. *Wegen* longaigne *vgl.*: Aset demure de chïer qui a la longaine vet peant *Z* 161.

— 272_7 *Vgl.*: Qui lait n'en a, mesgue desire *R* 194.

— 273_7 *Vgl.*: Cum pot, si prenge *R* 38.

— 275_7 = Soun allelue avile q'i al cul du beof le chaunte *Respit* 38.

— 277_7 *Vgl.*: Tals a sus el cap corona e porta blanc vestimen Quil voluntatz es fellona Cum lop o serpen *C* 797.

Den Anmerkungen folgt zum Schluss eine den Schlagwörtern nach geordnete alphabetische Zusammenstellung der im Texte und in den Varianten begegnenden Sprichwörter, die leider etwas unübersichtlich gedruckt ist. Auch sind die Schlagwörter-Varianten an ihrer alphabetischen Stelle nicht aufgenommen. Ein Glossar oder auch nur ein alphabetisches Verzeichnis der in den Anmerkungen besprochenen Worte und Spracherscheinungen fehlt leider.

GREIFSWALD. E. STENGEL.

Neue Litteratur auf dem Gebiete der Vokskunde.*)

I.

1. **Rolland, Eugène,** *Flore populaire ou Histoire naturelle des plantes dans leurs rapports avec la linguistique et le Folklore.* Tome I. 272 p. 8°. Paris, Rolland, 1896.

Von der *Flore populaire*, die als Seitenstück zu der sechsbändigen, 1877—83 erschienenen *Faune populaire* gedacht ist, liegt der erste Band jetzt vor. Das ganze Werk bildet nach Angabe des Verfassers einen *recueil systématique des noms populaires donnés aux végétaux et des proverbes, contes et superstitions qui les concernent.* Das Gebiet, über welches sich diese Untersuchungen erstrecken, ist Europa, das nördliche Afrika und der Orient; dabei sind die europäischen Sprachen bei den leichter erreichbaren Quellen natürlicherweise am meisten berücksichtigt. Das Material hat zum grossen Teil Rolland selbst gesammelt, zum Teil aber auch von Correspondenten zugestellt bekommen, die sich ihm für die meisten der in Betracht kommenden Sprachen zur Verfügung gestellt hatten. Geordnet sind die Familien nach De Candolle, die Gattungen und Arten dagegen nach Nyman. Im vorliegenden Bande werden folgende Familien behandelt: *Ranunculaceae (Atragene alpina, Clematis vitalba, Cl. flammula, Pulsatilla, Anemone, Adonis, Thalictrum, Batrachium fluitans, Ranunculus, Ficaria ranunculoïdes, Myosurus, Nigella, Helleborus, Eranthis, Trollius europaeus, Caltha palustris, Aconitum, Delphinium, Aquilegia vulgaris, Paeonia, Cimicifuga, Actaea spicata), Magnoliaceae (Magnolia, Liriodendron), Anonaceae (Anona), Menispermaceae (Menispermum, Cissampelos), Berberideae (Berberis), Nymphalaceae (Nymphaea, Nuphar luteum), Papaveraceae (Papaver rhoeas, P. somniferum, Glaucium, Chelidonium), Fumariaceae (Corydalis, Fumaria, Dielytra), Cruciferae (Matthiola, Cheiranthus cheiri, Barbarea, Turritis, Arabis, Nasturtium officinale Cardamine, Dentaria, Hesperis, Malcolmia, Alliaria, Erysimum, Sisymbrium).* Bei den einzelnen Pflanzen werden zunächst ihre verschiedenen Bezeichnungen und dann die auf sie bezüglichen Bräuche, Erzählungen, Sprüche, Rätsel u. s. w. aufgeführt. Unter den jedesmaligen massenhaften Pflanzenbenennungen ist durch eine bestimmte Reihenfolge der Sprachen Ordnung ge-

*) In dieser Zeitschrift sollen von jetzt ab periodische Uebersichten über Neuerscheinungen auf dem Gebiet der Volkskunde gegeben werden. Während es sich im allgemeinen um die allerneueste Litteratur handeln wird, möchte ich daneben, zunächst wenigstens, auch Arbeiten berücksichtigen, die schon etwas zürückliegen, ihrer Zeit aber ohne besondere Beachtung geblieben sind.

schaffen worden. Auf die verschiedenen Phasen des Griechischen und Lateinischen folgen die Romanischen Sprachen mit dem Französischen an der Spitze, das Deutsche mit dem Holländischen und Englischen, die celtische, skandinavische und slavische Sprache, von kleineren europäischen Sprachgebieten das Lithauische, Albanesische, die Zigeunersprache, das Baskische, Ungarische, Esthische und Finnische, von asiatischen Sprachen endlich das Arabische, Persische, Türkische, Armenische u. a.

Die *Flore populaire* soll ihrem Charakter nach ein Nachschlagewerk sein und die Hauptfrage bei der Beurteilung des Buches wird daher die sein, ob die Materialsammlung vollständig ist. Meine hierauf gehende Untersuchung hat sich zwar im allgemeinen auf den mir zunächst liegenden sprachlichen Bestandteil des Werkes, das Deutsche, beschränkt, es kann aber leicht nachgewiesen werden, dass die dort gemachten Beobachtungen im wesentlichen auch auf die anderen Sprachen zutreffen. Was ich, mit dem Deutschen exemplifizierend, beweisen möchte, ist, dass die Grundlagen des Werkes, so gross seine Dimensionen auch erscheinen mögen,[1]) doch bei weitem nicht breit genug gelegt sind.

Unter den gedruckten Quellen, auf die ein Sammler solchen Materials im allgemeinen angewiesen ist, kann man etwa folgende Gruppen unterscheiden: 1. wissenschaftliche oder mehr volkstümlich gehaltene Darstellungen und Lehrbücher der Botanik. 2. Lokalfloren. 3. Wörterbücher, besonders Dialectlexica. 4. Botanische Wörterbücher. 5. Kulturgeschichtliche Darstellungen. Aus Gruppe 1 wird man im wesentlichen die in jeder Sprache geltenden offiziellen Pflanzenbezeichnungen entnehmen können, aus 2 und 3 volkstümliche und provinzielle Benennungen, während Gruppe 4 in mehr summarischer Darstellung beide Kategorien aufweist und 5 folkloristische Beiträge liefert. Es ergiebt sich hieraus, dass Lokalfloren und Dialektwörterbücher recht wichtige Quellen für eine *Flore populaire* bilden und dass nur eine umfassende und zusammenfassende Verwendung dieser Hilfsmittel ersehen lässt, mit welchen Ausdrücken ein Volk die hier in Betracht kommenden Objekte belegt. Denn das Vollbild einer Sprache wird erst durch die Summe ihrer Dialekte dargestellt, einen richtigen Begriff von der Verbreitung eines sprachlichen Ausdrucks kann man daher auch erst nach Benutzung des gesamten Dialektmaterials erhalten. Sonst sind Irreführungen unvermeidlich. Wenn z. B. bei Rolland der Name *Glöckchen* für *Aquilegia vulgaris* nur in Ostpreussen konstatiert wird, so giebt das ein falsches Bild in-

---

[1]) Die am Schluss des Bandes befindliche *Liste des auteurs cités* weist über 400 Werke auf!

sofern, als dieselbe Bezeichnung auch im äussersten Westen des deutschen Sprachgebietes, in Ostfriesland, existiert; dasselbe ist der Fall, wenn von den auch in Ostfriesland vorkommenden Ausdrücken *Jungfer im Grünen* und *Braut in Haaren* für *Nigella damascena* der erstere nur für Schwaben und Luxemburg, der zweite nur für Schlesien belegt ist. Welche Lücken durch die Nichtbenutzung einer einzigen Lokalflora entstehen können, mag eine Reihe bei Rolland fehlender Ausdrücke zeigen, die ich Wessels *Flora von Ostfriesland* entnehme: *Augenblume* für *Anemone nemorosa*, *Märzröschen* für *Anem. hepatica*, *Kooltje Früür* für *Adonis aestivalis*, *Knappholt* für *Thalictrum flavum*, *Botterblöme* für *Ranunculus repens*, *Eidotter* für *Trollius europaeus*, *Kannelke* für *Nuphar luteum*, *Thals' Ranke* für *Arabis Thaliana*, *Flören* für *Hesperis matronalis*. Dazu kommen eine grosse Anzahl von Ausdrücken, die Rolland ebenfalls verzeichnet, aber für andere Distrikte. Und dabei hat er diese Gegend nicht ganz vernachlässigt, sondern ein einschlägiges Werk[2]) benutzt. — Auch die Dialektwörterbücher hätten vollzählig herangezogen werden müssen. Für Ostfriesland z. B. würde Stürenbergs *Ostfriesisches Wörterbuch* (Aurich, 1857) in Betracht gekommen sein. Dieselbe mangelhafte Benutzung der Quellen zeigt sich bei den botanischen Wörterverzeichnissen, wie folgende Liste ergiebt: Beckmann, *Lexicon botanicum*, Gottingae, 1801. Böhmer, *De plantis in memoriam cultorum nominatis*, Lipsiae, 1799. Bolle, *Kleine Nachlese hauptsächlich mittelmärkischer Pflanzennamen* (*Brandenburgia* 1895, No. 11). Dalla Torre, *Die volkstümlichen Pflanzennamen in Tirol und Vorarlberg* Innsbruck, 1895. Fechner, *Zur Erklärung volkstümlicher deutscher Pflanzennamen*, Görlitz, 1871 (Prgr.). Heufler, *Botanische Beiträge zum Sprachschatz*, Wien, 1852. Holl, *Wörterbuch deutscher Pflanzennamen*, Erfurt, 1833. Kerner, *Niederösterreichische Pflanzennamen*, Wien, 1855. Köne, *Ueber Form und Bedeutung der Pflanzennamen in der deutschen Sprache*, Münster, 1840. Martin, *Pflanzennamen der deutschen Flora*, Halle, 1851. Meyer, *Vergleichende Erklärung eines ungedruckten Pflanzenglossars*, Königsberg, 1837. Nathusius, *Die Blumenwelt nach ihrer deutschen Namen Sinn und Deutung*, 2. Aufl. Leipzig, 1869. Perger, *Studien über die deutschen Namen der in Deutschland heimischen Pflanzen*, 3 Teile, Wien, 1856—58. Regel, *Das mittelniederdeutsche Gothaer Arzneibuch und seine Pflanzennamen*, Gotha, 1873. Ulrich, *Beiträge zur Bündnerischen Volksbotanik*, Chur, 1896. Waldbrühl, *Die deutschen Pflanzennamen gesammelt und gesichtet*, Berlin, 1841. Wittstein, *Etymologisch-botanisches Handwörterbuch*, 2. Aufl., Erlangen, 1856. Von kultur-

---

[2]) Focke, *Die volkstümlichen Pflanzennamen im Gebiet der unteren Weser und Ems*. I. Bremen, 1870.

geschichtlichen Darstellungen vermisse ich: Brockhausen, *Die Pflanzenwelt Niedersachsens in ihren Beziehungen zur Götterlehre und dem Aberglauben der Vorfahren*, Hannover, 1865. Dierbach, *Flora mythologica*, Francofurti, 1833. Handtmann, *Was auf märkischer Heide spriesst, märkische Pflanzenlegenden und Pflanzensymbolik*, Berlin, 1891. Kobell, *Ueber Pflanzensagen und Pflanzensymbolik*, München, 1875. Neidhart, *Die Pflanzen in religiöser, abergläubischer und volkstümlicher Beziehung (Schwaben)*, Augsburg, 1867. Perger, *Deutsche Pflanzensagen*, Stuttgart, 1864. Pfeiffer, *Die deutschen Pflanzennamen in ihrer Bedeutung für die Geschichts- und Altertumskunde (Mitteilungen aus dem Archiv des voigtländischen altertumsforschenden Vereins*, 1871). Reling und Bohnhorst, *Unsere Pflanzen nach ihren deutschen Volksnamen, ihrer Stellung in Mythologie und Volksglauben, in Sitte und Sage, in Geschichte und Litteratur*, Gotha, 1882. Rosenkranz, *Die Pflanzen im Volksaberglauben*, Kassel, 1893. Strantz, *Die Blumen in Sage und Geschichte*, Berlin, 1875. Warnke, *Pflanzen in Sitte, Sage und Geschichte*, Leipzig, 1878. — Ganz so schlimm sieht es bei den anderen Sprachgebieten wohl nicht aus, aber starke Lücken finden sich auch dort. So erwähne ich z. B. an fehlenden botanischen Wörterbüchern: Aasen, *Norske Plantenavne*, Stockholm, 1860. Fries, *Öfver Vexternes Namn*, Upsala, 1842. Jürgens, *Etymologisches Fremdwörterbuch der Pflanzenkunde*, Braunschweig, 1878. Lindberg, *De corruptione nominum plantarum*, Helsingfors, 1867. Löw, *Aramaeische Pflanzennamen*, Diss. Leipzig, 1879. Löw, *Aramaeische Pflanzennamen*, Leipzig, 1881. Smith, *Dictionary of Popular Names of the Plants*, London, 1882. De Théis, *Spiegazione etimologica de' nomi generali delle piante*, Vicenza, 1815. Auch französische Werke fehlen; so die beiden wichtigen: *Le Héricher, Philologie de la flore scientifique et populaire de Normandie et d'Angleterre*, Coutances, 1883 und Rambosson, *Histoire et légendes des plantes*, Paris, 1868. Diese Mängel sind übrigens vollkommen erklärlich, wenn man sieht, wie manche Werke von Rolland ganz übergangen sind, die für sein Buch grundlegend gewesen wären: so Ulrich's *Internationales Wörterbuch der Pflanzennamen* (Leipzig, 1872), das geradezu eine Vorarbeit für eine *Flore populaire* ist, und dann, was ebenso unfassbar, Pritzel-Jessen's *Thesaurus litteraturae botanicae omnium gentium* (Lipsiae, 1872), in dem sich massenweis Litteratur angegeben findet. So sind dort p. 456—58 botanische Wörterbücher, 458—506 Lokalfloren der ganzen Erde und 519—22 Folklore verzeichnet.

Wenn ich besonders auf Angabe fehlender Litteratur bedacht gewesen bin, so geschah das, weil es mir leid thuen würde, wenn ein mit soviel Fleiss und Zeitaufwand begonnenes Werk, das schon jetzt des Interessanten und Lehrreichen genug bietet, auf der bis-

herigen schwachen Basis weitergeführt werden sollte. Dass die Verhältnisse für unser Sprachgebiet besonders schlecht liegen, rührt vielleicht daher, dass Rolland noch keinen Mitarbeiter für das Deutsche hat. Wenigstens ist ein solcher in der Vorrede unter den Correspondenten nicht genannt. Ich möchte wünschen, dass dem Leiter des Unternehmens aus Deutschland recht bald Unterstützung durch einen Germanisten oder Botaniker zu teil würde, zumal er in der Vorrede selbst um Mitarbeit bittet. Die Mühe wird sich sicherlich lohnen. — Zum Schluss noch einige Fingerzeige und kleine Aussetzungen. Eine gewisse Ungleichheit herrscht in der Anführung der offiziellen Pflanzennamen, die bald angegeben, bald — weil vielleicht als blosse Uebersetzung der lateinischen Bezeichnung angesehen — fortgelassen werden. Eine geographische Anordnung der Dialekte habe ich ferner oft vermisst: man sehe z. B. das wirre Durcheinander der deutschen Dialekte unter *Ranunculus acris* oder *Cheiranthus cheiri.* Zu beachten sind für später die *Listes des noms de plantes envoyées (en 1605) par Peyresc à Clusius* (*Rdlr.* XXXVII (1894), p. 437—442). Für *Mandragora officinalis (Alraun, Solanaceae)* übersehe man nicht Philipp von Thauns *Bestiaire*, wo nur diese eine Pflanze behandelt wird.[3]) In der *Liste des auteurs cités* ist folgendes zu bessern: Béronie, *Dict.* ist 1823 erschienen; Boncherie, *Additions* 1881; Brachet *Dict.* in 2. Aufl. 1889; Focke, *Volkstüml. Pflanzennamen* Teil II 1876 in Bremen; Pont, *Origines* in Paris. Ausserdem lese man p. 99 *Eisenhut* statt *Eisenhaut*, 263 *Godefroy* st. *Godefroid,* 271 *flammula.*

2. **Pillet, Alfred,** *Die neuprovenzalischen Sprichwörter der jüngeren Cheltenhamer Liederhandschrift. Mit Einleitung und Uebersetzung zum ersten Male herausgegeben.* [Eberings *Romanische Studien* I]. 130 S. 8°. Berlin, Ebering, 1897. (Teil I erschien als Breslauer Dissertation 1896).

Die von Pillet herausgegebene Sprichwörtersammlung füllt Bl. 29ro — 42ro der jetzt der Königlichen Bibliothek zu Berlin gehörenden, von Canello zuerst als N^2 bezeichneten Handschrift. Constans hatte bereits mehrere dem Anfang und dem Schluss der Sammlung entnommene Proben gegeben und aus palaeographischen Gründen als Entstehungszeit der Handschrift das 17. Jahrhundert angenommen (*Rev. d. l. r.* XIX, 262—3). Zu demselben Ergebnis kommt Pillet

---

[3]) Man vergleiche auch Pergers kleine Schrift *Ueber den Alraun* und A. R.'s *Alräunchens Kräuterbuch,* 3 Teile, München und Augsburg, 1882—84.

mit Hülfe einiger in den Sprichwörtern erwähnter geschichtlicher Ereignisse, die wenigstens einen terminus post quem festzulegen gestatten, aber für eine genauere Datierung allerdings unzureichend sind. Weitere Anspielungen auf einzelne Orte der Provence und der südlichen Dauphiné lassen den Verfasser in jener Gegend die Heimat der Sammlung vermuten. Da er aber mit diesen Mitteln Genaueres über Ort und Zeit ihrer Entstehung nicht zu konstatieren vermag, nimmt er ihre sprachliche Gestaltung zu Hülfe. Zuvor wird jedoch noch die Quellenfrage erledigt (p. 7—13). Der Beweis, dass ein Abhängigkeitsverhältnis unserer Sammlung zu den bereits gedruckt vorliegenden südfranzösischen Sprichwörtersammlungen nicht besteht, ist dem Verfasser wohl gelungen. Hiergegen sprechen gewisse Aehnlichkeiten im Sprichwörterbestande deshalb nicht, weil sich Zusammenstellungen solchen Materials, die etwa zu gleicher Zeit und in derselben Gegend entstanden sind, notwendig in manchen Punkten berühren müssen. Erledigt ist diese Frage indes damit nicht, da noch mehrere ungedruckte Sammlungen vorhanden sind (vgl. Roque-Ferrier *Rev. d. l. r.* VI, 296 u. Pillet p. 14 Anm.). Die Angaben des Verfassers über die gedruckten älteren Sammlungen sind nicht in allen Punkten genau und vollständig, so dass ich hier noch einmal eine kurze Uebersicht dieser Litteratur gebe, über die sich bereits bei Duplessis, *Bibliographie parémiologique* (Paris 1847) p. 212 ff. (von Pillet augenscheinlich nicht benutzt) und bei Roque-Ferrier *l. c.* einzelne Angaben finden:

1. *Lous Moutets Guascons deou Marchan.* Eine Sammlung von 616 gascognischen Sprichwörtern, enthalten auf p. 129—195 des 1607 zu Toulouse erschienenen Buches des Sprachlehrers Voltoire *Le Marchand, traictant des proprietez et particularitez du commerce et negoce.* Einen Auszug aus der Sammlung veröffentlichte Brunet unter dem Titel: *Anciens proverbes basques et gascons, recueillis par Voltoire et remis au jour par G. Brunet.* Paris 1845. 2. Auflage, Bayonne 1873. Ein genauer Abdruck der Sammlung findet sich dagegen bei Duplessis *l. c.* p. 444—78.
2. *Inventaire alphabétique des proverbes de Languedoc.* Eine Sammlung languedocischer Sprichwörter, angelegt von dem Juristen Rulman vor dem Jahre 1627. Blieb Manuscript und wurde dann 1880 von Mazel ediert *Rev. d. l. r.* 3e série, III, 42 ff.; separat: Montpellier 1882.
3. *Discours de Caramantran a baston romput.* Eine Sammlung provenzalischer Sentenzen und Sprichwörter, enthalten auf den Seiten 43, 60, 71 und 86 des zweiten Bandes von Claude Brueys *Jardin deys Musos provensalos* (Aix, 1628, 2 Bde.) Der Neudruck des *Jardin* von Mortreuil (Marseille 1842) umfasst nur den ersten Band.

4. *La Bugado provençalo.* Eine Sammlung von 1894 provenzalischen Sprichwörtern, etwa 1660 ediert, wieder abgedruckt in dem 1665 erschienenen *Jardin deys Musos provençalos.* Einen Neudruck veranstaltete der Verleger Macaire, Aix 1859. (*Bibliothèque provençale* Bd. I).

Von diesen gedruckt vorliegenden vier ältesten Sammlungen ist Nr. 3 von Pillet nicht berücksichtigt; in einem Abhängigkeitsverhältnis zu den *Discours* scheint mir indessen unsere Sammlung nicht zu stehen, da jene nur zum Teil Sprichwörter enthalten.

Die Darstellung der Laut- und Formenlehre der Sammlung auf p. 16—83 ergiebt, dass die Hs. der Provence entstammt und speziell die marseillische Mundart wiedergiebt. Zu diesem Resultat gelangt Pillet allerdings auf einem sehr weitläufigen und den Leser ermüdenden Umwege; die auf fünfzehn Seiten zusammengestellten „Schlussfolgerungen" hätten völlig genügt. Statt dessen wäre eine umfangreichere litterarische Behandlung der auf p. 85—126 abgedruckten und mit deutscher Uebersetzung versehenen 573 Sprichwörter sehr wünschenswert gewesen. Die *Bugado*, von deren Sprichwörtern etwa 150 gleich oder ganz ähnlich lauten, ist weniger zum Vergleich als zur Konstatierung eines eventuellen Abhängigkeitsverhältnisses herangezogen werden. Einige andere Publicationen sind in den Anmerkungen (p. 127—130) nur für vereinzelte Sprichwörter verwendet. Und doch weist eine beträchtliche Anzahl südfranzösischer Sprichwörtersammlungen eine ganze Reihe von Berührungspunkten auf. Der *Recueil de proverbes provençaux* von de la Tour-Keyrié (Aix, 1882) enthält z. B. etwa 30 gleich oder ähnlich lautende Sprichwörter (so zu Nr. 3, 59, 65, 154, 209, 212, 225, 227, 264, 272 u. a.). Eine genaue Durchsicht dieser Litteratur — soweit sie für uns erreichbar ist — wird auch dazu beitragen, in manche bisher dunkle Wendungen Licht zu bringen. Unter Benutzung des in dieser *Zts.* XVIII², 221 zusammengestellten Materials, speziell der Nummern 144—215 (wozu man die Nachträge beachte) ist in diesem Punkte die Arbeit eigentlich noch fast ganz zu machen.

3. **Friesland,** *Verzeichnis der seit 1847 erschienenen Sammlungen französischer Sprichwörter* (diese *Zts.* XVIII (1896), 221—237; Nachträge XIX, 122—123).

Eine Kritik dieser Bibliographie ist schon deshalb ausgeschlossen, weil sie in dieser Zeitschrift erschienen ist. Es mag aber darauf hingewiesen werden, dass sie die Fortsetzung des 1847 erschienenen Werkes von Duplessis, *Bibliographie parémiologique* darstellt, kritische Anmerkungen zu jeder Nummer, wie Duplessis

sie hat, indes nicht enthält. Machte die *Bibliographie parémiologique* die entsprechenden Werke von Nopitsch (1833) und Hécart (1841) entbehrlich, so geschieht durch vorliegendes Verzeichnis dasselbe mit der Sprichwörterbibliographie, die in Leroux de Lincy's *Livre des proverbes français*, Band II (2. Auflage, 1859) enthalten ist. — Hier seien noch einige Verbesserungen und Nachträge zum *Verzeichnis* angefügt. Nr. 36 (Zeuchner) ist in 3. Auflage 1897 erschienen, Nr. 147 und 149 lies *Guascous*, 148 *Brunet*, von 238 sind drei Fortsetzungen erfolgt, in *Mélusine* VIII (1896), 5, 6, 7. Neu kommen hinzu: 7a. Strafforello, *La sapienza del mondo, ovvero Dizionario universale dei proverbi di tutti i popoli, raccolti, comparati e commentati.* Mailand 1868. — 19b. Mariette, *French and english idioms and proverbs.* Paris 1895—97. 3 Bde. — 36. b. Alexandre *Le musée de la conversation.* 2. Auflage. Paris 1896. — 88a. Payen, *French idioms and proverbs: a companion to Deshumbert's Dictionary of difficulties.* London 1893. — 91a (zu c.) Sprichwörter bei Chrestien de Troyes in: Holland, *Crestien de Troyes*, p. 264—71. Tübingen 1854. — 91b (zu c.) Sprichwörter bei Gilles de Muisis in: de Lettenhove, *Poésies de G. de M.* II, 377. Löwen 1882. — 185a. Garnier, *Pensées morales, sentences, maximes, adages, proverbes des XVI*[e] *,XVII*[e] *et XVIII*[e] *siècles.* Turin 1881—127a. Colson, *Les almanachs populaires* X. (*Rdtrp.* XI (1896), 620). — 142b (Absatz!). *Memento scatoparémiologique. Catalogue de sentences, proverbes, dictons* etc. *émanés des lettres* (in: Jannet, Payen et Veinant, *Bibliotheca scatologica.* Paris 1850). — 201a. Ricard, *Les proverbes de mon pays natal* (ville et canton de la Ciotat). Marseille 1893. — 201b. Pillet, *Die neuprovenzalischen Sprichwörter der jüngeren Cheltenhamer Liederhandschrift. Mit Einleitung und Uebersetzung zum ersten Male herausgegeben.* Berlin 1897. (Eberings *Romanische Studien* I). Teil I erschien als Breslauer Dissertation 1896. — 217a. Rivière, *Quelques dictons et proverbes de Saint-Maurice — de l'Exil* (*Isère*). (*Rdlr.* XL. (1897), 35). — 221a. Beauquier, *Blason populaire de Franche-Comté.* Paris 1897. Schliesslich mag noch darauf hingewiesen sein, dass für südfranzösische Dialektsprichwörter die massenhaften Almanachs eine reiche Fundgrube sind.

4. **Weckerlin, J. B.,** *L'ancienne chanson populaire en France* (*16*[e] *et 17*[e] *siècle*). Avec préface et notices. XXXVII u. 534 p. 8⁰. Paris, Garnier, 1887.

Der Verfasser dieses reichen Liederschatzes hat sich durch die Herausgabe einer mit Melodien versehenen Sammlung von *Chansons populaires des provinces de la France,* einer ebensolchen

von *Chansons et rondes enfantines* und anderer Arbeiten bereits vorteilhaft bekannt gemacht. Als Quelle haben ihm im vorliegenden Falle gegen achtzig im 16. und 17. Jahrhundert gedruckte und jetzt meist dem Bestand der Nationalbibliothek angehörige Liedersammlungen gedient, die höfische und volkstümliche Lyrik in gleicher Weise enthalten. Dies Material ist in der Einleitung zu einer *Bibliographie chansonnière* zusammengestellt und nach dem Erscheinungsjahr angeordnet; jede Sammlung trägt an der Spitze einen grossen oder kleinen Buchstaben, vermittelst dessen sich nachher im Text die Herkunft der Lieder kürzer angeben lässt, als wenn der ganze Titel erst genannt werden muss. Unter dem richtigen Gesichtspunkt, dass die französischen Liederhandschriften zumeist Erzeugnisse höfischer Lyrik enthalten, hat sich Weckerlin an jene Drucke als an eine Quelle gewandt, in der der Strom der Volksdichtung lebendiger und reichlicher fliesst, und hat aus jeder Sammlung nur wirkliche Volkslieder in beliebiger Anzahl geschöpft. Daneben ist in wenigen Fällen handschriftliches Material benutzt, in etwas höheren Masse sind die modernen Sammlungen von Ampère, Beaurepaire, Haupt und wenigen anderer herangezogen worden; eins der Lieder (*Allons, partons, belle, partons pour la guerre*) ist den *Chouans* von Balzac entnommen. Die so entstandene stattliche Sammlung von etwa 350 Nummern ist alphabetisch geordnet. Eine zeitliche Gruppieruug war deshalb nicht möglich, weil das Vorhandensein eines Liedes in einer datierten Sammlung einen Schluss auf seine Entstehungszeit durchaus nicht zulässt, sondern nur den terminus ante quem festlegt. Gehört daher auch das Quellenmaterial unserer Sammlung dem 16. und 17. Jahrhundert an, so enthält sie trotzdem, eine ganze Reihe von Liedern aus der vorangehenden Zeit. Abweichend vom Titel hat Weckerlin infolgedessen auch über die eigentliche Sammlung die Ueberschrift *Chansons populaires des XVe, XVIe et XVIIe siècles* gesetzt. Ohne Rücksicht auf die sonst wohlberechtigte alphabetische Anordnung sind Lieder geringen Umfangs öfter mit anderen derselben Sammlung vereinigt; doch wird diese kleine Inconsequenz durch eine *Table alphabétique* wieder ausgeglichen. Dem Umfange entspricht auch der reiche Inhalt der Sammlung; kaum eines der von Scheffler berührten Genres fehlt darin. Von Melodien hat sich bei Volksliedern naturgemäss viel weniger aufgezeichnet erhalten als bei der höfischen Lyrik; einzelnes ist uns aber doch überkommen und diese Weisen — 30 an der Zahl — hat Weckerlin in sehr dankenswerter Weise im Anhang beigegeben. Die einzelnen Lieder sind mit kurzen sprachlichen und sachlichen Bemerkungen versehen worden; dazu ist die Sammlung durch vier Bilder ausgestattet, die im Stil der in Betracht kommenden Zeitepoche gehalten sind. Sie

illustrieren die Lieder *A Andely sur Seine*, *Enfans, enfans de Lyon*, *Jean de Nivelle a trois enfants* und *Suzanne un jour d'amour sollicitée.* Weckerlins Sammlung kann allen Freunden des französischen Volksliedes auf das wärmste empfohlen werden.

5. **d'Avril**, *Chansonnier français à l'usage de la jeunesse.* 182 p. 8°. Paris, Leroux, 1892.

Bei der Zusammenstellung vorliegender Liedertexte hat d'Avril nicht nur aus dem Born des eigentlichen Volksliedes geschöpft, sondern auch diejenige kunstmässige Lyrik berücksichtigt, die wegen ihres volkstümlichen Textes oder ihrer Sangbarkeit allgemein recipiert worden ist. Die mitgeteilten 83 Lieder sind nach sechs Gruppen geordnet: *Chants guerriers* — *Complaintes* — *Romances* — *Chansons plaisantes* — *Rondes bretonnes et autres* — *Rondes et chansons enfantines.* In den beiden letzten Abschnitten finden wir naturgemäss ausschliesslich Volkslieder, so von bekannteren: *A la claire fontaine*, *Chanson de la mariée*, *Pour cueillir le cresson*, *Giroflée Girofla*, *Guilleri*, *Vous n'irons plus au bois*, *Savez-vous planter les choux*, *Le petit mari* u. a. Die *Complaintes* stellen sich nur in zwei Vertretern dar, einem volkstümlich gehaltenen Liede über den Juif errant und den bekannten Malborough-Versen. In dem ersten, dritten und vierten Abschnitt tritt die Kunstlyrik mehr hervor; wir finden dort von älteren Dichtern: Charles d'Orléans mit zwei Liedern *Expulsion des Anglais*, *Le printemps* und Maria Stuart *Adieu, puissant pays de France*, von modernen: Delavigne *Choeur de Charles VI*, Chateaubriand *La rive africaine*, *Les souvenirs*, Scribe *Les pêcheurs*, Béranger *Les souvenirs du peuple*, *Le roi d'Yvoetot*, Sedaine *Une fièvre brûlante*, Fabre d'Eglantine *Il pleut, bergère*, Desaugiers *Départ pour Saint-Malo* und einige andere weniger bekannte Dichter. Daneben findet sich dann das volkstümliche Element, so in Abschnitt I in den Liedern *Monsieur de Charette*, *Fanfan la tulipe*, *As-tu vu la casquette?*, in III *Le Robin des bois*, *La dot d'Auvergne*, *La mère Bontemps* und in IV *Au clair de la lune*, *La mère Michel*, *Marie, trempe ton pain* u. a. Die ganze Sammlung ist hübsch zusammengestellt und, was Abschnitt I betrifft, ohne jeden Anflug von Chauvinismus. Ausgestattet ist das Buch mit mehreren, nach mittelalterlichen Darstellungen gearbeiteten Abbildungen von Roland, der Jungfrau v. Orléans, dem ewigen Juden u. s. w. Da ausserdem alle irgendwie anstössigen Stellen entfernt sind, bedeutet d'Avrils Liedersammlung eine wirklich erfreuliche Gabe für die französische Jugend.

6. *Chants populaires pour les écoles.* Poésies de M. Bouchor. Mélodies recueillies et notées per J. Tiersot. Troisième édition. 81 p. 4°. Paris, Hachette, 1896.

Diese *Chants populaires* verdanken ihr Entstehen einem Wettbewerb, den die *Correspondance générale de l'Instruction primaire* für die beste Sammlung von Schulgesängen eröffnet hatte und aus dem Bouchor als Sieger hervorging. Abgesehen von der Nationalhymne, die dem ganzen vorangeht, enthält die Sammlung also lauter neue Texte, die auf französische Volksliedermelodien zugeschnitten sind. Gesammelt und mit Noten versehen hat diese meist dem Norden des Landes, speziell der Bretagne entnommenen Weisen der durch seine *Histoire de la chanson populaire en France* bekannte J. Tiersot. Die ersten 17 Lieder behandeln ernstere Themata: Vaterland und Familie. Der Stil, in dem die Texte dieses Abschnitts im allgemeinen gehalten sind, ist für unser Gefühl zu prunkhaft und zu wenig kindlich; Corneilles Phraseologie ist reichlich in Anwendung gebracht. Das zeigt sich vor allem bei dem einleitenden *Chant des écoliers français* und den drei folgenden patriotischen Liedern. Nr. 5 — 10a preisen einzelne Provinzen, so 5 die Bretagne, 6 die Gascogne, 7 Savoyen, 8 die Provence, 9 Flandern, 10 und 10a — last, not least — sind eine *Chanson d'Alsace* und eine *Chanson pour l'Alsace.* Der Schlussvers von 10 lautet:

Ah! Vienne l'heure sainte
Qui séchera tes yeux!
Alors, cessant la plainte
Nous chanterons joyeux,
Jühé!
Nous chanterons joyeux!

Nr. 10a schliesst:

Après ce long supplice
Un temps meilleur viendra.
Le jour de la justice
Pour toi se lèvera,
Jühe!
Pour toi se lèvera!

Ohne das geht es nun einmal in einem ordentlichen französischen Unterrichtsbuche nicht! So fürchterlich schlimm scheint es aber nicht gemeint zu sein, denn nachdem in drei weiteren Liedern des Tapferen Preis gesungen, wünscht der Dichter in Nr. XIV (*Hymne des temps futurs*):

Paix et joie à tous les hommes
Dans les siècles à venir!

Die sich daranschliessenden Lieder *Amour filial*, *La Fête des morts*, *La fin du juste* (15—17) verherrlichen die Familie, sie sind ernst gehalten und frei von Wortschwall. Sehr hübsch und poetisch auch von Wert sind die fröhlichen Weisen der Lieder 18—37; sie schildern das Leben des Landmanns und des Fischers, gedenken der Feste mit ihren Bräuchen, preisen den Frühling und lehren das Dasein von der heiteren Seite auffassen. Der Volkston ist hier meistens ausgezeichnet getroffen. Man möchte wünschen, dass diese ansprechenden Lieder nun auch wirklich Wurzel fassen und rechte Verbreitung finden; den verheerenden Wirkungen des Gassenhauers kann nur dadurch entgegengearbeitet werden, dass der Sinn für gute, sangbare Poesie schon in der Schule geweckt wird.

7. **Engel, E.**, *Geschichte der französischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit.* 4. Auflage. 560 p. 4°. Leipzig, Baedeker, 1897.

Engels Litteraturgeschichte soll deshalb kurz erwähnt sein, weil sie in einem besonderen Kapitel der französischen Volksdichtung einen, wenn auch geringen, Raum gewährt (p. 526—539). Der hier gebotene Abriss beruht naturgemäss nicht auf eigener Forschung, sondern ist im wesentlichen nach Schefflers Buch gearbeitet. Engel bespricht zunächst die Schicksale, welche die französische volkstümliche Dichtung in den letzten Jahrhunderten hat durchmachen müssen, geht dann unter Hinzuziehung von Beispielen die Hauptgattungen des Volksliedes durch und schliesst den Abschnitt mit einigen Bemerkungen über das Volksmärchen. Dem, der nur einen ganz flüchtigen Einblick in die französische Volksdichtung thun will, ist dieser Abriss jedenfalls willkommen; da Engels Buch in Laienkreisen viel gelesen wird, ist der Erfolg des Kapitels vor allen Dingen der, dass man bei uns einen etwas richtigeren Begriff von diesem Teil der französischen Litteratur erhält. Vielleicht veranlasst auch die dem Abschnitt beigegebene Zusammenstellung der Hauptquellenwerke manchen, sich mit dem anziehenden Gegenstande näher zu beschäftigen.

LEER (OSTFRIESLAND). CARL FRIESLAND

Giroux, F., *Le premier texte manuscrit de la Satyre Ménippée d'après deux „Copies à la main" de la Bibliothèque Nationale.* 78 S. 8°. [Das Titelblatt trägt keine Jahreszahl, die Vorrede ist mit „Laon, 1er Octobre 1896" datiert.]

Wenn Giroux seine Vorrede mit den Worten beginnt: *Jl n'est d'ouvrage plus connu que la Satyre Ménippée*, so können wir

ihm hierin nicht ganz beipflichten, da, soweit unsere Erfahrung reicht, mindestens in Deutschland die Kenntnis dieses satirischen Meisterwerkes sich meist lediglich auf die in den Handbüchern der französischen Litteratur mit verdächtiger Regelmässigkeit immer wieder citierte Stelle: *O Paris qui n'es plus Paris mais une spelunque de bestes farouches* etc. beschränkt. Dagegen stimmen wir ihm vollkommen bei, wenn er weiter sagt: *Mais en connaît on bien la source? Les curieux et les lettrés eux mêmes sont-ils à cet égard bien renseignés? Je ne le pense pas.* Es ist auch ebenso seltsam als bedauerlich, dass die auch früher schon spärliche Forschung auf diesem Gebiete schon seit mehr als einem Decennium unseres Wissens vollständig feiert und daher nicht um einen Schritt vorwärts gerückt ist, obgleich hier noch so vieles Dunkle und Fragliche einer Klärung und Lösung harrt. Dagegen scheint uns die Kürze recht deplaciert, mit der G. die Vorarbeiten Lelongs, Ch. Labittes, Aug. Bernards und Charles Reads abfertigt. Wenigstens, was Ch. Read betrifft, ist es unverzeihlich, dass G., anstatt die Verdienste desselben um die *Ménippée*forschung rühmend hervorzuheben, ihm nur mit den Worten: *Mais ne l'a-t-il pas lu d'un oeil quelquefois distrait?* etwas am Zeuge zu flicken sucht. Nicht als ob Ch. Reads Auseinandersetzungen über den *texte primitif* über alle Anfechtung erhaben wären. Referent selbst hat ja in seinen eigenen Publicationen über die *Satyre Ménipée* wiederholt Gelegenheit gehabt, Read Irrtümer und Flüchtigkeiten nachzuweisen! Dies kann aber die Thatsache kaum abschwächen, dass Ch. Read zur *Ménippée*forschung erst recht den Grund gelegt hat. Dass Herr G. die Beiträge aus d e u t s c h e n Federn über den in Rede stehenden Gegenstand offenbar nicht kennt, wollen wir nur kurz anmerken, da man sonst einen bitteren Tadel auf Rechnung gereizter persönlicher Empfindlichkeit unsererseits schreiben könnte und da es noch immer zu den traurigen Vorrechten mancher französischer Autoren zu gehören scheint, deutsche Studien vornehm zu ignorieren. Im Gegensatze zu Ch. Read, der in seinen Arbeiten die so wichtige Frage über die Autoren und die Abfassungszeit der *Ménippée* gründlich erörtert, scheint sich G. an diesen dornigen Problemen beinahe vorbeidrücken zu wollen und die in seinem Versprechen: *J'étudierai plus tard le célèbre pamphlet développé* gelegene Perspective auf eine unbestimmte Zukunft, kann in uns das Gefühl der Enttäuschung, so leer auszugehen, nicht erheblich verringern. Trotzdem sei es anerkannt, dass die Veröffentlichung eines zweiten bisher unbekannten Manuscripts des *texte primitif* der *Sat. Mén.* recht verdienstlich ist. Das die wissenschaftliche Ausbeute desselben zur Aufhellung der am meisten umstrittenen Punkte unseres Dafürhaltens keinen besonderen Gewinn bringen wird, darf nicht

Herrn G. aufs Kerbholz geschrieben werden. Es soll vielmehr ausdrücklich hervorgehoben werden, dass G. die beiden bis nun bekannten Manuscripte des *texte primitif* mit einander sorgfältig verglichen und das seine Ausgabe gegenüber der Ch. Reads manche Verbesserung aufzuweisen hat. Er rechtfertigt die von ihm vorgenommenen Aenderungen in einem beigegebenen *Appendice critique* und dieser soll besonders den Gegenstand unserer weiteren Besprechung bilden.

Während Ch. Read seiner Textausgabe Nr. 8933 (*fonds Béthune*) zu Grunde legte, folgt G. dem Wortlaute von Nr. 20153 (*fonds Ste-Marthe*). Auffallen muss es, dass G. fälschlich bei der Erwähnung von Reads Originalvorlage Nr. 4001 (anstatt 8933) citiert. (Wir werden uns im weiteren Verlaufe dieser Anzeige zur Vereinfachung folgender Abbreviaturen bedienen: B = *Manuscript Béthune*; S. M. = *Manuscript Ste Marthe*; Ch. R. = *Charles Read*; t. pr. = *texte primitif.*) — Es ist G. entgangen, dass das von Ch. R. benützte B auf dem Titelblatte an der Spitze die Notiz trägt: *A dono Domini de Pigny doctoris medici* und am Fusse das schöne Motto: *Ridentem dicere verum quid vetat?* Wenn G. selbst zugiebt dass das Ch. R's. Text zu Grunde liegende B *sans contredit le meilleur* sei, während er seine eigene Vorlage des S. M. als *surchargé et très fautif* bezeichnet so hat das sehr seine Richtigkeit und die Rückseite des Titelblattes des B trug schon aus sehr früher Zeit von unbekannter Hand (Ch. R. meint von der Béthunes) die Bemerkung: *Cet exemplaire est le plus fidele. Les imprimés sont pleins d'additions ineptes.* Die in B. und S. M. gleichlautenden Worte: *Jouxte la relalion de Madmoiselle de la Lande Messieurs* D o r m y et V i c t o n glaubt G. dahin emendieren zu müssen, dass er die beiden letzten Namen durch de R o s n y e t V i c t r y ersetzt, welche ligistische Convertiten gewesen sind. Zugegeben, dass die beiden gemeint sind (und dafür spricht, dass de Rosne in der Rede des Mr. de Lyon als *pénitent gris* bezeichnet wird) müssen die entstellten Namen Dormy et Victon noch immer n i c h t (wie G. behauptet) auf eine N a c h l ä s s i g k e i t d e s A b s c h r e i b e r s zurückzuführen sein. Es wäre sonst schwer verständlich, dass die beiden Copisten von B. und S. M. die Namen in ganz gleichlautender Form verunstaltet hätten. Es wird dies vielmehr so zu erklären sein, dass die *Ménippée*autoren sehr ängstlich zu Werke gingen und (wie man an mehreren Beispielen nachweisen kann) es liebten, die Namen der Angegriffenen unter einer mehr oder weniger dünnen V e r s c h l e i e r u n g wiederzugeben. Sie pflegten auch die Namen solcher, die in der letzten Zeit reumütig aus der Liga ausgetreten waren, ganz zu eliminieren und durch willkürlich fingierte zu substituieren. Sehr instructiv ist in dieser Beziehung der Umstand,

dass die Stelle in der erweiterten Ménippéeausgabe lautet: *Tiré dès Memoires de Mademoiselle de la Lande alias la Bayonnaise et des secrettes confabulations d'elle et du pere Commelaid.* Wie man sieht, sind also die beiden Namen Dormy et Victon hier ganz unterdrückt; es muss also hierfür ein besonderer Grund vorhanden gewesen sein. Der Name Commelaid, der in einigen Ausgaben auch Commelait lautet (während der Jesuit thatsächlich Commelet hiess) beweist wie die *Ménippée*autoren mit den Eigennamen umsprangen, besonders wenn dieselben zu einem Wortspiele reizten. G. hat also mit seiner obigen Vermutung sicherlich Unrecht. — Sowohl B. als S. M. haben den Wortlaut *bigarrement-armez*, G. meint dafür *bizarrement armez* setzen zu sollen; seltsamerweise weist aber der Text seiner t.-pr.-Ausgabe ebenfalls *bigarrement* auf. Ein ähnlicher Widerspruch ist es, wenn H. sich in den *Appendice cr.* B. und S. M. folgend für *Charme* entscheidet (entgegen dem *carme* in Ch. R's t. pr.), im Texte aber *tant cordelliers que jacobins, carmes que capuchins* abdrucken lässt. — Von den beiden Varianten *le comte d'Aigremont* in B und *le comte d'Aiguemont* in S. M. tritt G. für die letztere ein mit der Motivierung: *Il s'agit du comte d'Egmont qui avait amené un corps d'etrangers au secours de la Ligue et fut tué à la bataille d'Ivry.*

Nun ist es wohl zweifellos, dass der Graf Egmont gemeint ist. Wenn man aber ins Auge fasst, dass die *Menippée*autoren, wo nur irgend möglich, ein malitiöses Wortspiel in Anwendung brachten (wir konnten dies oben beim Namen *Commelet* sehen!), so fällt jeder haltbare Grund weg, *d'Aigremont* zu verwerfen, obgleich auch der erweiterte Text der *Ménippée le comte d'Egmont* aufweist. — Aus eben demselben Grunde weisen wir es ab, wenn Ch. R. trotz des *Chancellier des desordres* in B. u. S. M. für *Chancellier des Ordres* eintritt und schliessen wir uns G. an, der den ersteren, recht witzigen Wortlaut acceptiert. — Entschieden zu billigen ist auch die Anname G.'s, dass die bei Ch. R. nach B. abgedruckte Textstelle: *Monsieur Bussy le Clerc, jadis Grand Penitencier du Parlement et Grand Econome spirituel de la ville et Chasteau de Paris! mettez vous aux pieds de Monsieur le Lieutenant, comme Grand Chambellan de la Lieutenance* lückenhaft sei, indem der Abschreiber des B., durch das sich wiederholende Wort *Lieutenance* verführt, die in S. M. wirklich vorkommenden Worte: *Monsieur de Saulsay pair et grand maistre de la lieutenance* etc. aus Versehen ausgelassen habe. — Hingegen scheint uns die Emendation des in B. und S. M. vorhandenen *Signor Camillo* in *Signor Cornelio* durch G., von fragwürdigem Werte, nach dem, was wir bereits über die Behandlung der Eigennamen durch die *Ménippée*autoren gesagt haben.

Der Namen lautete allerdings historisch Camillo! — Zwischen dem *servy de purée* in B. und *servy de Curée* in S. M. möchten auch wir (mit G.) uns für letztere Lesart entscheiden, obgleich auch die erstere nicht so unbedingt zu verwerfen sein wird. — Auch zwischen den abweichenden Stellen *plain de fort belles croix* in B. und *force belles croix* in S. M. die Wahl zu treffen, wird nicht schwer fallen und man wird mit G. (besonders mit Hinblick auf den gleichen Wortlaut in der erweiterten *Ménippée*!) für *force* eintreten; zu bemängeln ist dabei, dass G.'s t. pr. fälschlich *forces* aufweist. — Auffallend und entschieden zu verwerfen ist es, wenn Ch. R. anstatt des in B. und S. M. gleichlautenden (wir müssen uns hierin allerdings auf G. verlassen!) *et pour diviser attiedir et attedier* in seinen *t. pr. attiedir et atterir* aufgenommen hat, umsomehr als auch in der erweiterten *Ménippée* (und dies gilt uns als entscheidend) die Stelle lautet: *Et d'ailleurs c'est autant de division et d'atediement et atiedissement á noz ennemis etc.* Zu *attedier* notiert G.: *c'est à dire ennuyer et endormir en contant des sornettes.* — Nicht so leicht fällt die Entscheidung bei folgender Stelle, die in Ch. R.'s t. pr. lautet: *Je conjure donc ceste catholique Assemblée de tenir la main à ce que les Parisiens et autres villes prennent leur ruine et la mort en gré, quelles ne parlent point de paix et quelles nous laissent faire semblant. Nous brouillerons si bien les affaires de nos ennemys par nostre Catholicon que je leur prometz que devant qu'il soit trente ans, eux et leurs enfans ne verront une fin à ceste guerre, et qu'elle considere que, si la ville de Sainct-Denys demeure etc.* Die Negation *ne verront* hat Ch. R. vorgenommen, obgleich B. und S. M. *verront* bieten; er hat ferner den Plural *qu'elles considerent* des B. (S. M. hat *et qu'ils considerent*) wie man sieht, in den Singular verwandelt. Endlich ist gegenüber dem *eux et leurs enfans* des B. die Variante *eux ou leurs enfans* in S. M. zu erwähnen. Wir haben nun das Gefühl, dass der unbefangene Leser sich an *verront* stossen müsste und dass die Einfügung des *ne* durch Ch. R. wohl berechtigt erscheint. Wenn G. dagegen einwendet: *La négation n'existe pas dans les manuscrits, car la phrase est ironique,* so scheint uns diese Erklärung sehr gezwungen, da uns dieses *ne* die in der ganzen Stelle gelegene Ironie eher abzustumpfen als zu verschärfen geeignet dünkt, besonders wenn man das *eux et leurs enfans* in B. gegenüber dem *eux ou leurs enfans* in S. M. gelten lässt. Der Satz *et qu'elle considere* kann nur von dem allerdings etwas w entfernten Hauptsatz *je conjure donc ceste catholique Assemblée* abhängig sein und somit hat der Plural *et qu'elles considerent* keine Berechtigung, noch weniger das *qu'ils considerent* des S. M. Dass die ganze Construction etwas anakolut erscheint, wird den Kenner des t. pr. nicht allzusehr verwundern; jedenfalls wird die Sache nicht besser, wenn man mit G. nach *fin à ceste guerre* einen Schluss-

punkt setzt und einen neuen Satz beginnen lässt. — Ch. Read hat wohl erkannt, dass die Stelle in der Rede des Mr. le Legat: *Si voi altri commendamenti comme apprecetti del Spirito Sancto. Il quale si volete guadagnar Pardonnanze et Indulgenze, vi convien obedire a mei commendamenti comme apprecetti del Spirito Sancto, il quale, si come sapete etc.* verstümmelt ist. G. vermutet unseres Erachtens das Richtige, wenn er meint: *Plusieurs mots de cette phrase sont écrits deux fois dans le ms. B. Ch. Read a cru à une omission. Il y a plutôt anticipation c'est à dire que les mots commendamenti come etc. ne doivent venir logiquement qu'après ceux-ci: vi convien obedire a mei etc. . . D'ailleurs le copiste s'est aperçu lui même de son inadvertance et a rayé quelques mots faisant double emploi. S'il a oublié d'en effacer d'autres, la suite des idées n'en est pas moins visible. Il faut donc lire: Si voi altri volete guadagnar pardonnanze etc.* — Die Stelle des B.: *Ma de si, et quand ainsy seroit, et quelle à estre exterminée par feu, fer et faim catholique* in der nach *qu'elle* offenbar ein Wort weggefallen ist, emendiert Ch. Read durch Einschaltung des Wortes *viendroit;* dem S. M. zufolge lautete die Stelle *et quelle vint à estre.* — Das ausgefallene *faisons* in *que nous vous faire* des B. hat Ch. R., wie man dem S. M. entnimmt, richtig ergänzt. Dagegen ist bei der Stelle in Ch. R.'s t. pr.: *celle [qui] a faict [que],* die in B *celle qui a faict messieurs les* etc. lautet, nicht einzusehen, warum er das *qui* in die Zeichen der Parenthese gefasst hat. — Nicht einzusehen ist, warum G. in der Stelle *Ceux-là ont fort peu de merite et en danger de faire un jour banqueroutte à la saincte et catholique Espagne,* das von Ch. R. zwischen *et* und *en danger* eingeschobene *sont* ohne das die Stelle keinen Sinn giebt, nicht approbiert. — Zu dem in B. u. S. M. stehenden *Sainct Diego* notiert G.: *Il faut lire Jago (et peut-être Sant-Jago).* Dass dieser Heilige (*San Giacomo Postolo*) gemeint ist, steht sicher; nicht so ausgemacht aber ist, dass der Name *Diego* unzulässig sei; derselbe könnte sogar einen satirischen beabsichtigten Seitenhieb auf den oberwähnten *Don Diego* bedeuten. Bemerkt sei, dass auch in der erweiterten *Ménippée* die Stelle lautet: . . . *à debattre la presence avec Sainct Jago de Compostelle.* — Für das in B. u. S. M. *j'ai en signè* druckt G. *je eu signé,* Ch. R. aber *Je eus signé* ab. Bei Vergleichung mit dem Texte der erweiterten *Menippée* (den G. zu Rathe zu ziehen leider ganz vernachlässigte): *Mais depuis que j'eu signé la sainete Ligue,* wird man sich sofort für die Variante Ch. R.'s entscheiden. — Seiner Vorlage B folgend hat Ch. R.'s Text *touchant ma soeur*, was hat aber G. veranlasst das *touchant ma belle soeur* seiner S. M.-Vorlage in *ma seur* umzugestalten? Hätte er den Text der erweiterten *Ménippée* verglichen, der ebenfalls *ma belle-soeur* aufzeigt, hätte ihm das nicht zukommen können. —

Warum Ch. R. das in beiden Manuscripten stehende *tacher*

de narrer in *tacher d'enarrer* umwandelte, ist wirklich nicht leicht einzusehen. — Dagegen darf es befremden, dass G. trotzdem seine Vorlage S. M. *ruffiens* aufweist, sich für das B.'sche *tirefiens* entschieden hat, was um so weniger berechtigt ist, als auch die erweiterte *Ménippée* lautet: *les rufiens, de Montrouge et Vaugirard.* Es ändert an diesem Thatbestand nichts, dass wir selbst in unserer *Ménippée*-Ausgabe[1]) bemerkten: „Das ‚Kuppler' bedeutende ‚*rufiens*' will zu den ‚*vignerons et carreleurs*' nicht recht passen. Der t. pr. hat ‚*tirefiens*' = Mistgabeln, was hier mit Mistbauern zu übersetzen wäre und sich jedenfalls zu den anderen Subjecten besser einfügte." — G. hat Recht, wenn er gegenüber der Variante von B. (die auch Ch. R. übernahm): *et ne peut estre abolition* der von S. M.: *et ne peult cette abolition* den Vorzug giebt, auch darin, dass er Ch. R. vorwirft, die in keinem der beiden Manuskripte vorfindlichen Worte *car ne se peut* willkürlich vor *abolir et effacer* eingeschaltet zu haben. Mehr als seine ganze Begründung aber ist für uns massgebend, dass auch der erweiterte Text: *ne pouvant ladite abolition* lautet. Recht hat er unserer Meinung nach auch, wenn er den in beiden Manuskripten stehenden *pape Xiste* nicht (wie Ch. R.) in den *pape Sixte* umänderte, obzwar in der erweiterten *Ménippée le pape Sixte* vorkommt; aber gerade diese Stelle beweist kräftig das, was wir oben über die Behandlung der Eigennamen von Seiten der *Ménippée*autoren gesagt haben. — *Etiam discole* (B.) oder *etiam dischole* (S. M.) in (wie dies Ch. R. gethan hat) *et sans discole* umzuändern lag kein zwingender Grund vor, um so weniger, als auch die erweiterte *Ménippée etiam discole* aufweist.[2]) — Zu der in B. und S. M. gleichlautenden Stelle: *Encore pour le poinct d'honneur* notiert G. *Je présume qu'il faut lire Cancaro comme dans la Harangue du cardinal de Pellevé.* Ch. Read hingegen will zwar ebenfalls das *encore* nicht gelten lassen, er emendiert es aber in *sacré* (als Attribut zum letzten Worte des vorhergehenden Satzes *l'argent*). Beides leuchtet uns nicht sonderlich ein und der Beginn des nächsten Satzes: *Encor que je n'aye point leu* (B) macht es uns schwer, das *encore* vor *pour le poinct d'honneur* aufzugeben, wenn auch zugegeben werden soll, dass der Text in B. und S. M. irgendwie verderbt ist. Dagegen scheint uns die Conjectur Ch. Reads wenn er das in beiden Manuskripten stehende *Voila tout ce qui se peut rapporter par la souris des Estalz* in *le sang des Estatz* umwandelt allzukühn und wir schliessen uns, wenn auch nicht mit freudiger Ueberzeugung,

---

[1]) *Sat. Mén.* Kritisch rev. Text mit Einleitung und erklärenden Anmerkungen von Josef Frank, Oppeln 1884. (jetzt Berlin) p. 101 Cl. 4.

[2]) Vergl. übrigens meine Ausgabe p. 106, A. 7.

noch lieber G. an, der hierzu bemerkt: *Il faut lire la souris des Estats On disait également la souris du palais; et ces deux expressions s'entendaient du bruit commun, des rumeurs de la Salle, du dire des avocats ou des deputés.*

NIKOLSBURG. JOSEF FRANK.

Fest, O. *Der miles gloriosus in der französischen Komödie* vom Beginn der Renaissance bis zu Molière. [Münchener Beiträge z. Rom. u. Engl. Phil. H. XIII]. Erlangen u. Leipzig. G. Böhme. 123 S. Mk. 2.80.

Verfasser bespricht nach einem Ueberblicke der dramatischen Zeichnungen der Figur des *Miles gloriosus* im Altertum und Mittelalter die Wandlungen desselben im französischen Lustspiel von 1560 (Jacques Grévin, *les Esbahis*) bis einschliesslich Molière. Die französische Komödie des XVI. und XVII. Jahrhunderts verschmolz den *miles gloriosus* des römischen Lustspiels mit dem *capitano* der italienischen *commedia dell'arte*, mit dem *gracioso* des spanischen Theaters und mit den Originalen aus der eignen Zeit. Zunächst ist noch das antike Vorbild massgebend, so bei Grévin, bei Remy Belleau, der aus dem *miles gloriosus* einen Kapitän Rodomont machte, bei dem Plautus und Terenz-Uebersetzer Baïf. Der Einfluss der *commedia dell'arte* beginnt erst nach 1570 mit dem Auftreten der *comici gelosi*. Besonders wurde die verhasste spanische Soldateska durch die verzerrten Abbilder des italienischen *capitano* verhöhnt und als bettelarme, wie bettelstolze Prahlhälse hingestellt; zuerst in den *Napolitaines* des Fr. d'Amboise, 1584. Pierre Larivey verschmolz den italienischen *capitano*, bezw. den *miles gloriosus*, mit dem Parasiten der antiken Komödie, in welcher der *miles gloriosus* gewöhnlich als ein wohlhabender Mann erscheint. Als Corneille in der „*Illusion comique*“ den Prahler Matamore vorführte und auf den Dorante seines „*Menteur*“ manche Züge des *miles gloriosus* übertrug, wurde das herkömmliche Niveau in der Zeichnung dieser Figur verlassen. Selbst Dichter, wie Rotrou, Cyrano de Bergerac, Desmarets hatten nur unwesentliche Zuthaten beigesteuert und Scarron in seinem „*Jodelet ou le maître valet*“ (1645), in der Titelfigur ein Abbild des spanischen *gracioso*, neben den Prahler Don Gaspar gestellt. Völlig originell ist Molière in der Zeichnung seiner *marquis*, seiner possenhaften Figuren, wie Mascarille, Scapin, Sganarelle, Jourdain, Moron, (in der *Princesse d'Elide*), die freilich nur entfernt an die erwähnten antiken, italienischen und spanischen Vorbilder den *miles gloriosus*, den *capitano*, den *gracioso* erinnern. — Der fleissige Verfasser sieht vielleicht zuweilen Nachahmungen des *miles gloriosus* da, wo solche für

andere nicht recht sichtbar sind, z. B. in dem Teufel der Mysterien des Mittelalters in Adam de la Halle's Schäfer *Robin*, aber er hat den ausgedehnten Stoff mit Geschick gesichtet und urteilsvoll durchdrungen. Ein consequenteres Zurückgehen auf die unmittelbaren Quellen wäre wünschenswert gewesen. Warum z. B. wird für eine in den „*Boloeana*“ berichtete Aeusserung Molières über sein Verhältnis zu Corneilles „*Menteur*‘ nur auf Taschereau oder gar auf Brunetière verwiesen? (S. 116.)

R. Mahrenholtz.

Le Bibliographe moderne Courrier international des Archives et des Bibliothèques, publié sous la direction de **M. Henri Stein.** Paris 1897. 38, rue Gay-Lussac Frs. 10. Ausland 12.50.

Die Redaktion der vorliegenden Zeitschrift stellt sich die Aufgabe, zweimal monatlich über die Fortschritte auf dem Gebiete der Bibliographie Bericht zu erstatten.

Jedes Heft enthält in der Regel mehrere Aufsätze, in denen Fragen allgemeiner Art erörtert werden, insofern sie sich auf Bibliographie, auf Einrichtung von Bibliotheken, Archiven und Museen beziehen.

Unter der Rubrik *Actualités bibliographiques* bringt die Zeitschrift bibliographische Arbeiten kürzeren Umfangs, so z. B. Seite 33 eine Bibliographie der auf Franz Schubert bezüglichen Schriften, Seite 90—97 eine Zusammenstellung der Werke Alfred de Vigny's und der sich an den Namen des Dichters knüpfenden Litteratur.

Die letztere Arbeit ist freilich weder nach ihrer Anlage noch nach ihrer Ausführung als eine Musterleistung zu bezeichnen, wird aber trotzdem, so lange nichts Besseres vorliegt, gute Dienste leisten.

Des weiteren bringt die Zeitschrift eine *Chronique des Archives*, die über neue Einrichtungen in französischen und ausländischen Archiven, Erwerbungen, Anlage von Katalogen u. dgl. berichtet, eine *Chronique des Bibliothèques*, in der alle auf französischen und ausländischen Bibliotheken vorgehenden Veränderungen (mit Ausschluss der Personalien) verzeichnet werden und eine *Chronique Bibliographique*, die über die gegenwärtigen Bestrebungen auf dem Gebiete der Bibliographie Auskunft giebt. Diesen Berichten schliesst sich hin und wieder ein Nekrolog an. Den übrigen Teil jedes Heftes füllen *Comptes rendus et livres nouveaux*. Es wird unter dieser Rubrik der Inhalt der wichtigeren bibliographischen Journale aufgeführt, sodann erhält eine Anzahl neuer bibliographischer Werke eine aus-

führlichere Besprechung und schliesslich wird der Titel weiterer neuer Bücher verzeichnet. Der *Bibliographe moderne* bildet die Fortsetzung der *Revue internationale des Archives, des Bibliothèques et des Musées* (1895—1896), hoffentlich gelingt es der Direktion sich das Vertrauen zu erringen, das dem neuen Unternehmen ein längeres Leben sichert.

HALLE. F. HEUCKENKAMP.

Franz Beyer. *Französische Phonetik für Lehrer und Studierende.* Zweite verbesserte Auflage. Cöthen 1897. O. Schulze 8°. XVI. 222 S.

Als im Jahre 1888 die Beyer'sche Phonetik zum ersten Male erschien, entsprach sie ungefähr dem damaligen Wissensstande. Es fehlte dem Buche allerdings schon in dieser Ausgabe an rechter Einheitlichkeit des Aufbaues — besonders störte das polemische Schlusskapitel, das in ein zur Einführung bestimmtes Werk nicht hineingehörte, — die Sprache war manchmal weitschweifig und nicht genügend gefeilt; hin und wieder machte sich das Fehlen ausreichender sprachhistorischer Kenntnisse und einer genügenden Belesenheit in der der französischen Philologie gewidmeten Litteratur unangenehm fühlbar; endlich war das Beobachtungsfeld des Verfassers kein sehr ausgedehntes, und liess er sich wiederholt durch die Behauptungen anderer französischer Elementarphonetiker in die Irre führen. Auch warfen ihm seine Kritiker (s. Breymann, *Phonet. Litt.* S. 78) nicht mit Unrecht vor, dass er seine (und P. Passy's) Bedeutung für die französische Phonetik überschätzte (Techmer); dass er die nachlässige Umgangssprache allzu sehr in den Vordergrund stellte (Lange), dass es seinem Buche an systematischer Klarheit fehle, und — Undank ist der Welt Lohn — das er in ihm zu viel lobende Eigenschaftswörter verwendet habe (P. Passy). Aber trotz alledem konnte man und musste man die Beyer'sche Phonetik als ein willkommenes Werk begrüssen, und sie wird ihre geschichtliche Bedeutung als erster Versuch einer umfassenderen systematischen Darstellung des französischen Lautstandes von rein phonetischem Gesichtspunkte aus stets behalten.

Seit 1888 hat nun die allgemeine Phonetik sowohl wie die französische weitgehende Fortschritte gemacht. Die für Philologen und Sprachlehrer bestimmte und von ihnen angebaute Phonetik hat wieder eine festere Fühlung mit den Arbeiten der Physiker und Physiologen gewonnen, ja sie ist in der neu aufgeblühten Experi-

mentalphonetik eine innige Verbindung der Forschungsmethode des Linguisten mit der des Naturforschers eingegangen. Man ist es müde geworden, Artikulationen und deren Eintritt immer nur behaupten zu hören, ohne zu erfahren, auf Grund welches Materials, auf Grund welchen methodischen Verfahrens diese Behauptungen aufgestellt werden. Heute verlangen der Philologe und Sprachforscher, dass auch der Phonetiker, selbst der Elementar- und Schulphonetiker, sich bei Beschaffung und Beurteilung des zu untersuchenden Lautmaterials der bei ihnen üblichen wissenschaftlichen Methode bediene. Der Philologe und auch der Schulmann kann und darf nicht weiter dulden, dass, wie es in der um den *Maître phonétique* gescharten Jungphonetik geschieht, an einer beschränkten Anzahl beliebiger Individuen oft ungenügend beobachtete Artikulationen ohne Weiteres als normal ausgegeben und unter Verwechslung von Phonetik und Orthoepie als nachzuahmende Muster hingestellt werden, dass die Beurteilung des vorhandenen Lautmaterials ohne Berücksichtigung des historisch Gewordenen erfolge, endlich dass man in buntem Wirrwarr philologische, pädagogische und phonetische Betrachtungsweise durch einander menge und etwa um einer pädagogischen Schrulle willen die Aussprache der Pariser Pförtner in unsere Schulen einführe oder durch ungenügende Lautumschriften die Aussprache unserer Lernenden verfälsche oder auf Irrwege leite. Andererseits fordern heute die Vertreter der exaktwissenschaftlichen Forschung, dass auch in der Phonetik experimentell gesicherte Resultate und blosse unkontrollierte Empirie geschieden werden, dass man keine in der Naturwissenschaft (Physiologie und Akustik) gebräuchliche Methode unbenutzt lasse, sondern dass man unbekümmert um die praktische Verwendbarkeit des Gesagten und Gefundenen auch genau mit ihren Mitteln arbeite, ohne an der Umständlichkeit und Schwierigkeit des Verfahrens Anstoss zu nehmen. Selbstverständlich hat sich jeder Phonetiker ausserdem, und zwar in erster Reihe, mit den Ergebnissen der bisher betriebenen Phonetik bekannt zu halten, die sich anzueignen bei den zur Verfügung stehenden Handbüchern keine Schwierigkeit bereitet. Es erfordert demnach die Ausarbeitung eines Lehrbuches, wie es B. bezweckt, gegenwärtig ein wesentlich erweitertes Wissen gegenüber dem, womit man sich noch vor einem Jahrzehnt im Allgemeinen begnügte, und es lag B. die Verpflichtung ob, bei seiner Neubearbeitung nicht nur die von seinen früheren Beurteilern gerügten Schwächen nach Kräften zu vermeiden, sondern auch den neuen Anschauungen entsprechend den ganzen Standpunkt, das Niveau seines Werkes, auf eine höhere Stufe zu bringen. Leider müssen wir gleich hier feststellen, dass B. sich zwar redlich bemüht hat, dieses Ziel zu erreichen, dass es ihm aber doch nicht

gelungen ist, sein Buch in der neuen Auflage auf die Höhe des gegenwärtigen Wissensstandes zu bringen. Ihm standen, wie er selbst klagt, seine Amtspflichten hindernd entgegen, sie lähmten seine Arbeitskraft, und dieses Hinderniss hat es wohl hauptsächlich verschuldet, dass wir zu dem eben geäusserten Urteil gezwungen sind.

Da uns daran liegt, unsere Elementarphonetik, wenigstens soweit das Französische in Frage kommt, möglichst zu fördern, insbesondere sie von den Banden des Koteriewesens, das sie umgarnt, zu befreien, ihr die Fühlung mit der philologischen Forschung wieder zu gewinnen und sie an die exaktwissenschaftliche Forschungsmethode zu gewöhnen, so möge unser Urteil hier eine etwas ausführlichere Darlegung finden.

Wir entbehren zunächst bei B. eine hinlängliche Berücksichtigung der sprachhistorischen und philologischen, selbst nur der praktisch-grammatischen Arbeit unserer Zeit. Es fällt sofort auf, dass auch B. in seinem durch Breymann's *Phon. Litt.* übrigens entbehrlich gewordenen Litteraturverzeichnis (S. 206—14) dieselben Abhandlungen und Bücher nicht erwähnt, deren Nichtberücksichtigung ich auch Breymann (*Zs. f. fr. Spr.* XIX², 220 f.) zum Vorwurf machen musste. Es sind dies die neueren Studien der deutschen und französischen Orthoepiker, der französischen Vortragskünstler, der Orthographiereformer und metrischen Theoretiker. In den Schriften dieser Autoren findet man eine Fülle von Einzelbeobachtungen über die gegenwärtigen Aussprachsweisen verstreut, deren Beachtung niemand unterlassen darf, der über die heutige (hoch)französische Aussprache schreibt. B. hat diese ganze Litteratur nicht nur in seinem Verzeichnis übersehen, sondern sie auch in seinen Ausführungen völlig unberücksichtigt gelassen. Man sieht dies insbesondere an seiner Besprechung des tonlosen *e*, wo von der Polemik über die Aussprache dieses *e* im Verse keine Notiz genommen ist. Mehr noch: B. hat sich nicht einmal die Mühe genommen, Zeitschriften wie die *Zs. f. franz. Spr.* oder die *Revue de philologie française et provençale* durchzunehmen, in denen ihm manche Arbeiten und Beurteilungen neue Wege gewiesen hätten. Selbst Arbeiten von dem Umfange wie diejenige Harths (*Zs. f. franz. Spr.* VI, 11—112), die auch als Dissertation erschienen ist, sind ihm entgangen; und wenn er schon meine Aufsätze *Grammatik und Phonetik* (*ebd.* XII, 1—20) und *Zum tonlosen e* (*ebd.* XIII, 118—38) glaubte ausser Acht lassen zu dürfen, so hätte er doch wenigstens den Aufsatz Block's (*ebd.* XIV, 236—65) um ihrer Beispiele willen verwerten müssen. Harths Arbeit wie die von B. wohl genannte, aber nicht benutzte Arbeit Jägers *über die*

Quantität der betonten Vocale im Neufranzösischen fussen auf den Lautumschriften des Sachs'schen Wörterbuches; durch sie wäre wohl B. vielleicht auf die hohe Bedeutung der Lautangaben gerade dieses Werkes aufmerksam geworden, die bisher unübertroffen sind. B. nennt S. 208 Michaelis-P. Passy's eben erschienenes *Dictionnaire phonétique français* „das einzige bis jetzt existirende phonetische Wörterbuch der französischen Sprache." Diese Beurteilung ist ein schreiendes Unrecht gegen die im Sachs-Vilatteschen Wörterbuche niedergelegte Arbeit, ein Unrecht auch gegen den Franzosen Feline, der mit seinem 1851 erschienenen *Dictionaire de la prononciation de la langue française* genau dasselbe wollte, wie Michaelis und P. Passy. Der Umstand, dass die Worte nur bei diesen nach der in der phonetischen Umschrift sich ergebenden Lautordnung angeführt sind, giebt ihrem Wörterbuch nicht einmal einen Vorzug vor dem gleichfalls die Aussprache verzeichenden Wörterbuch von Darmesteter-Hatzfeld. Denn nur selten wird man in die Lage kommen, die Aussprache eines Wortes in einem Wörterbuche zu suchen, das die Kenntniss der Aussprache bereits voraussetzt. Und ob die Aussprachangaben von P. Passy oder von Hatzfeld gegeben werden, ist völlig gleichgiltig, so lange beide genau verfahren wie die Grammatiker des 16. und 17. Jahrhunderts und einfach ihre eigne oder die von ihnen aus rein persönlichem Empfinden für gut gehaltene Aussprache für die einzelnen Wörter verzeichnen, ohne vorausgehende methodische Untersuchung der herrschenden Gebrauchsarten, ohne Beachtung der Meinungen der Orthoepiker und ohne Berücksichtigung des aus der Sprachgeschichte zu Folgernden. Unbeachtet gelassen sind von B. ferner das grundlegende Werk von Thurot, *De la prononciation française*, das schon Vietor in seinen *Elementen der Phonetik* (und noch mehr ich in meiner *Grammatik der neufranzösischen Schriftsprache)* benutzte, und Clédat's *Grammaire raisonnée de la langue française*, aus der auch der Phonetiker mancherlei lernen kann. Das Studium des Thurot'schen Werkes ist schon darum für die Elementarphonetiker wichtig, weil sie aus ihm ersehen können, dass manche der von ihnen in Deutschland in Umlauf gesetzten, auch von B. nicht vergessenen Steckenpferde P. Passy's, z. B. die volkstümlichen *i* f. *il*, *ils* vor Cons, *kek* f. *quelque*, *st* f. *cet*, *stę* f. *cette* etc. schon seit Jahrhunderten entdeckt und in der Volkssprache verbreitet sind, ohne es bis jetzt dahin gebracht zu haben, die in Bann gethanenen gewählteren Ausspracheweisen zu verdrängen[1]). Da in Beyer-Passy's *Elementarbuch* und sonst ein *il y a*

---

[1]) Da Thurot's vergriffenes Werk nicht jedermann zugänglich ist, so mögen die folgenden Anführungen die obige Behauptung erläutern. Ueber *il*

gern als *i̯a* erscheint, was zu der Annahme veranlassen kann, *il y a* sei unmittelbar zu volkstümlichen *i̯a* geworden, so hätte man ferner irgendwo die historische Erläuterung zu lesen gewünscht, dass, wie gegenwärtig *ni̯* (*ny*) gelegentlich zu *ñ* wird, früher *ly* in *il y a* (= *il i̯ a*) zu erweichtem *l* und mit diesem in unserem Jh. zu *y* (*i̯*) geworden ist, und dass demgemäss aus einem aus *il y a* entwickelten *ila* ein *ii̯a i̯a* hervorgehen musste. Auch das bei unseren Lautschriftlern beliebte *i̯a pa* (*il n'y a pas*), das wahrscheinlich nicht aus *il n'y a pas,* sondern (*il*) *y a pas* mit volkstümlich weggelassener Negationspartikel hervorging, verdiente gelegentlich in rechte Beleuchtung gesetzt zu werden, wenn auch nur in einer Anmerkung. Das Kapitel der Sandhi-Erscheinungen war für solche Erläuterungen der rechte Ort. In ihm findet sich auch wirklich ein paar Mal ein Anlauf zu sprachhistorischer Erläuterung (S. 153 f.); aber leider zeigt sich dabei, dass der Verfasser nicht auf dem Laufenden ist. Seine dort gegebenen etwas urwüchsigen Erklärungen einiger alter Lautübergänge sind durch feinere Ausführungen in Wort und z. T. auch Druck überholt. Einem philologischen Leser genügt weiterhin auch nicht, was B. in seinem Vorwort S. X über die Auswahl sagt, die er aus der Fülle der in Frankreich vorhandenen Ausspracheweisen getroffen, um für seine Artikulationsbeschreibungen einen festen Anhalt zu besitzen. Es heisst dort einfach: „Als Aussprachestandard der zahlreichen im Text gebrauchten Wörter und Sätze wurden in der Regel die natürlichen Kolloquialformen gebildeter Pariser bezw. Nordfranzosen zu Grunde gelegt.“ Man fragt natürlich sofort, warum nicht die Formen des h ö h e r e n Vortrags, oder diese nicht wenigstens ständig n e b e n den Formen des Gesprächtones; welches war der Massstab

findet man Thurot II. 141 Folgendes: „Nous disons *dîne ti? ira ti?* é écriuons *dîne il? ira il?* é seroèt chose ridicule si nous les écriuions selon qu'ilz se prononcent“ Péletier (1549); „quelques-uns (et je serois volontiers de leur avis) prononcent l'*l* sans tenir compte de la consonne suivante, et disent, *il convient, il faut faire cela, il dit, il vient, qu'il dorme, ils disent*; cependant les courtisans ne prononcent pas l'*l* dans ce mot et les semblables: je ailsse le lecteur libre“ Saint Liens (1580); „je sais qu'il ne manque pas de gens qui dans *puis qu'i t'a pleu* ne prononcent pas l'*l* du mot *il*; mais cette prononciation, venu du peuple grossier, doit être absolument rejetée“ H. Estienne (1582); „*quanto vini statera,* quand au vin il se tastera“ Tabourot (1587); „*il* se prononce *i* devant des consonnes, et *il* devant des voyelles“ Van der Aa (1622): „la plupart prononcent à peine l'*l* de *il* devant une consonne“ Anonyme de 1624; „*l* est muette devant une consonne ou une pause“ Martin (1632); „*l* en . . *il* ne se doit iamais prononcer devant une consonne“ Oudin (1633); „le pronom *il* ne sonne point l'*l* devant les consonnes, comme *il dit,* prononcez *i dit,* ny aux interrogations, quoy qui suive: comme *que dit il?* lisez *que dit i? parlet'il à vous?* lisez *parle ti à vous?* Mais, hors de l'interrogation, il sonne l'*l* devant les voyelles, *il a, il aime*“ Chifflet,

für die Bestimmung, ob ein Pariser oder Nordfranzose noch zu den Gebildeten gehört oder nicht, welche Pariser und Nordfranzosen sind im Besonderen beobachtet worden, und nach welcher Methode u. dgl. Dass alle diese Dinge nicht gleichgiltig sind, hoffe ich in meinem *Parlers Parisiens*, die der Verfasser kannte, zu Genüge dargethan zu haben. B., der häufig mit den Ausdrücken kolloquial (einem übrigens recht schwerfälligen Fremdworte) und familiär arbeitet, hätte auch irgendwo eine genaue Begriffsbestimmung dieser Bezeichnungen geben müssen. Denn was dem einen noch familiär erscheint, ist dem andern bereits vulgär (und manche Vulgärformen werden von B. als familiäre gedeutet); was dem einen als übliche Gesprächform (kolloquial) erscheint, ist dem anderen bereits vernachlässigte Familiärsprache; endlich ist namentlich Rednern und Lehrern, die an sorgfältige Artikulation gewöhnt sind, manches Gesprächsform, was nach dem B.'schen Standpunkte als Vortragsfranzösisch anzusehen ist. Die Auffassung wechselt eben nach dem Stande und der Bildung der Bevölkerungsklassen, und darum war eine vorausgehende sorgfältige Begriffsunterscheidung und Quellenangabe auch für die mündlichen Zeugnisse nicht zu umgehen.

Eine Nichtberücksichtigung der philologischen Forschung liegt auch in der Wahl des Verfassers für seine Transcriptionsweise. Die Leser seines Buches sind ziemlich ausschliesslich Studirende der romanischen Philologie und romanistisch geschulte Lehrer. Für diese Kreise sind aber die Transcriptionssysteme Böhmers und Gilliérons die wichtigsten, weil sie allein in der romanistischen Fachlitteratur Anwendung gefunden haben und noch finden. Dem Schriftsystem des *Maître phonétique*, das nicht consequent einge-

Duez (1639); „on dit ordinairement *ce qui vous plaira,* en mangeant une *l*; il faut la faire sonner un peu" Buffet (1668); „l'*l* du pronom *il* ne se prononce pas ordinairement dans le discours familier, comme *il se promenoit* . . . Mais dans le discours soûtenu il est bien souvent necessaire de le prononcer, comme *où penses-tu qu*'il *faille* avoir semé son bien, etc. *ne scait ni ce qu*'il *veut ni ce qu*'il *ne veut pas.* Il *vaut mieux*, *s*'il *se peut*, *vous laisser l'oublier*, etc. Il y a pourtant des endroits où il me semble qu'il vaudroit mieux ne pas prononcer l'*l*; par exemple, quand ce pronom se rencontre devant un mot qui commence par une *l*, comme *et fût* il *louche ou borgne, est réputé soleil*, etc." (Hindret (1687); „plusieurs savans, et principalement ceux des provinces fort éloignées de celles où la pureté de la prononciation est en vogue, prononcent toujours *l* partout au singulier" (Milleran (1692); „on prononce dans la conversation *i parle* . . . *voit i aujourd'hui*" Dangeau (1694), De Soule (1698); „*il* suivi d'une consonne dans le discours familier ne sonne pas l'*l*, prononcez *i dit*" Buffier (1709); Antonini (1753); „*il* avant une consonne se prononce dans la conversation comme *i*. Pour evister des équivoques il, vaut mieux prononcer la lettre *l*" De Wailly (1763); „*l* sonne dans *il*" Domergue (1805)." In Wirklichkeit geht die Verstummung des *l* von *il*



führt zu haben B. sich entschuldigt, würde daneben nur dann eine Berücksichtigung zustehen, wenn es sich durch besondere Vorzüge vor denen Böhmers (das in einem deutsch-romanistischen Buche allein in Frage kommt,) oder Gilliérons auszeichnete. Dies ist jedoch in keiner Weise der Fall. Man braucht nur die Vocaltabellen des Böhmer'schen Systems, das, wie in dieser *Zschr.* VI[1] 1—10 ausgeführt, die zartesten Klangschattirungen zu bezeichnen gestattet, mit denen des *Maître phonétique* zu vergleichen, um sich davon zu überzeugen. Nach Böhmer werden die offenen Vocale rationell mit demselben (historisch gerechtfertigten) Zeichen, einem nach rechts offenen Häkchen (*ų*, *ǫ*, *ą*, *ę*, *į*), die geschlossenen durch einen untergesetzten Punkt (*ụ*, *ọ*, *ạ*, *ẹ*, *ị*), die halboffenen durch die Untersetzung von Häkchen und Punkte kenntlich gemacht, und lassen sich durch Doppelsetzung von Punkten und Häkchen grössere und geringere Geschlossenheit und Offenheit oder Artikulationsenge und -weite ausdrücken. Will man an Typen sparen, und kommt es nicht auf höchste Genauigkeit an, so kann man, wie ich es in *Parlers Parisiens* gethan, sich damit begnügen, die gewöhnlichen Vocalzeichen für die geschlossenen, die unterpunktierten für die halboffenen und die mit Häkchen versehenen für die offenen Vocale zu verwenden. Vergleicht man damit das im *Maître phonétique* befolgte und von Beyer etwas ergänzte und verbesserte System, so kommt man zu folgenden überraschenden Ergebnissen. Die Buchstaben *u*, *o*, *e*, *i* drücken hier geschlossene, *a* aber ein sog. offenes *a* aus. Die Offenheit der Vocale wird hier ausgedrückt: bei *u* und *i*, *y* (Böhmers *v* = *ü*) gar nicht; bei *o* durch ein umgekehrtes *c* (ɔ, Böhmers *ǫ*) bei *a* durch *ɑ*, bei *e* durch griechisches *ε* und bei *œ* durch *œ* (neben geschlossenem *ø*). Für mittleres *e* und *o* gebraucht Beyer die

---

vor Konsonant im selben Satzgliede bis in das 12. Jahrhundert zurück, in die Zeit, wo *l* im Wortinlaute nach *i* vor Cons. zu unsilbigem *u*, dann *ü* wurde, um dann, in der franzischen Mundart wenigstens, rasch (nach völliger Assimilation an vorausgehendes *i*) zu vertönen. Analogisch folgte dieser frühesten Entwickelung das Vertönen von *l* in *il* am Satzgliedschlusse (also in Frageform), wo *t'i* (*ti*) allmälich als Fragepartikel gefühlt wurde. Vor Vocal blieb *l* von *il* immer erhalten. Die Analogie zu *il* vor Vocal, die Erinnerung an das Schriftbild und oft das Bedürfnis nach Deutlichkeit erhielt daneben *il* mit gespr. *l* allezeit auch vor Cons., und es ist darum auch heut noch unrichtig, nur die eine Aussprache zu lehren. — Nicht minder interessant sind die alten Grammatikerzeugnisse für die Aussprache von *ils* bei Thurot *a. a. O.* II, 78 ff. Altfranzösisch lautete auch das Personalpronomen der 3. Pl. *il*, musste es also gleich dem der 3. Sg. je nachdem *i* oder *il* lauten. Die im Mittelfranzösischen eintretende Analogieform *ils* (*ilz*) muss zunächst auf die Schreibung beschränkt gewesen sein; wenigstens lassen die von Thurot *a. a. O.* angeführten Zeugnisse noch für das 16. Jahrhundert nur die Aussprachen *i* und *il* als vorhanden annehmen. Man vgl.: „*l* and *z* (von *ilz*) hath no sounde somtyme, as *ilz vont ensemble*, and sometyme, *l* hath

Böhmer'schen Zeichen *ę* und *ǫ*; mittlere *i*, *u*, *a*, *ü* sind bei ihm nicht vorhanden. Die Unzulässigkeit und Inconsequenz dieses Systems liegt auf der Hand. Unglücklich sind Böhmers und B.s System in der Bezeichnung von *ü*, das Böhmer mit griechischem *υ*, Beyer (und der *Mẹt fonetik*) mit *y* ausdrücken. Das griechische *υ* Böhmers gleicht im Cursivsatz einem *v* (vau); das B.'sche *y* hat in keiner romanischen Sprache (und auch sonst selten) den Lautwert *ü*. Nach dem Muster von *œ* wäre hier eine Ligatur von *u* und *e* zu empfehlen. Die halbkonsonantischen Laute *u̯*, *i̯* werden bei Böhmer durch *β* (stimmlos *φ*) und *y* ausgedrückt, bei Beyer durch *w*, das vorzuziehen wäre, und durch *j*, das in keinem romanischen Lande den gemeinten Laut bezeichnet. Für *ü̯* fehlt in Böhmers Tafel ein Zeichen. Beyer-P. Passy setzten ein umgekehrtes *h* (*ɥ*), eine Verlegenheitsbezeichnung. Hier dürfte eine Ligatur von *w* und *e* das angezeigteste sein, wenn man Havets *w* mit übergesetzten Punkten ebenso verschmäht wie die Vocalbezeichnungen *ö* und *ü*. Jedenfalls ist auch hier das von Böhmer Empfohlene durch nichts unzweifelhaft Besseres ersetzt. Aehnlich verhält sich die Consonantenbezeichnung beider Systeme. Die Böhmer'schen *š*, *ž*, die den Zeichen *s*, *z* entsprechen, sind durch ihre Verwendung in den slavischen Alphabeten allgemein bekannt; *ʃ*, *ʒ* B.s sind in keiner Orthographie in der ihnen beigelegten Bedeutung im Gebrauche. Böhmes *ñ* ist jedermann aus dem Spanischen bekannt, die Beyer'sche Ligatur von *j* und *n* muss erst gelernt werden. Ausserdem ist es natürlich ebenso bequem und richtig, ein einheitliches Erweichungszeichen für alle Consonanten zu besitzen, wie ein einheitliches Zeichen für Stimmaufgabe u. dgl. Kurz, mag auch das Böhmer'sche

---

his sounde and *z* leseth the sounde, whan *ilz* cometh before a worde begynnynge with a vowell, as *ilz ont fait*" Barcley (1521). Nach Saint-Liens (1580) kann man *l* in *ils disent* sprechen oder unterdrücken (also *i*). Beza (1584) lehrt: „*s* (in *il*) semper quiescit, sive sequatur vocalis seu consonans, ut *ils ont dit*, *ils disent*, quae sic efferuntur ac si scriptum esset *il ont dit* et *i disent*, etiam *l* quiescente"; und Du Val (1604): „il faut prononcer *il ont dit*, *il viennent*, *il donnent* et ainsi des autres." Nur Péletier (1549), der beständig *iz* für *il* schreibt, scheint auch ein *ils* mit gesprochenem *s* (phon. *z*) zu kennen. Sonst bringt nach unsern Quellen erst das 17. Jahrhundert das *s* von *ils* vor Vocal langsam zu lautlicher Geltung. Noch Van der Aa (1622) kennt nur *i* vor Cons. und *il* vor Vocal; De la Faye (1613) aber vor Vocal auch bereits *ils* mit gesprochenem *s* bei stummem *l* (phon. *i-z*) und mit gesprochenem *l* und *s* (phon. *il-z*). Der Anonymus von 1624 kennt noch *il ont* als geläufigere Aussprache; Giffard (1641) lehrt wieder in Uebereinstimmung mit De la Faye: „quelques-uns disent *ilz ont soupé*; d'autres *il ont soupé*; d'autres „*iz ont soupé*"; Duez (1639) bemerkt die Aussprache *i* (f. *ils*) auch in Fragestellung und lehrt für *ils* vor Vocal: „es wird (hier) auff zwo manieren ausgesprochen, nemlich *il* von dem gemeinen mann welcher das

System unvollkommen sein, dasjenige des Ansprüche auf Wissenschaftlichkeit hoffentlich nicht erhebenden *Me̜t fǫnetik* ist es jedenfalls in viel höherem Grade. Die in diesem Organ getroffene Zeichenwahl, deren einzige erkennbare Begründung in dem Wunsche gelegen haben muss, dem Drucker möglichst wenig neue Typen zuzumuten (daher die umgekehrten *c*, *h*, die *α*, *ε*, etc.) hatte in dem Augenblicke ihre *ratio* verloren, wo dennoch zu einer Reihe neuer Typen gegriffen werden musste.

Wie nach der philologischen Seite hin befriedigt B.s Buch auch nicht nach Seite der exakten Forschung. B. sieht ein, dass die Phonetik sich nicht damit begnügen kann, sich mit der „simple observation" und der „oreille attentive" zu begnügen, die nur ein sehr unvollkommenes Werkzeug bildet. Ich bin auch überzeugt, dass auf die Dauer B. sich auch der weiteren Ueberzeugung nicht verschliessen wird, dass die Phonetik wie jede andere Naturwissenschaft „versumpft" wäre, wenn sie andauernd sich nur der primitiven Beobachtungswerkzeuge bediente, die uns die Natur zur Verfügung stellt, wenn sie methodisch auch sonst keine neuen nennenswerten Fortschritte machte, und wenn sich in ihr Koteriewesen und ein unheilvolles Wirrwarr von pädagogischer und wissenschaftlicher Auffassung dauernd erhielt. B. ist auch zu klug, um sich der Experimentalphonetik grundsätzlich entgegenzustellen und dadurch, gleich anderen, den Lesern die Fabel von dem Fuchse, der die unerreichbaren Trauben sauer fand, wach zu rufen. Aber seine Erkenntnis von der Wichtigkeit experimenteller phonetischer Forschung ist eine platonische geblieben. Er erklärt in seinem Vorwort (S. IX), Rousselot's *Modifications phonétiques* seien ihm nicht direkt zugänglich gewesen, was völlig unverständlich bleibt. Das Buch

---

s auslässt; und *is* von den meisten gelehrten und von denen die in den schuhlen seind, welche das *l* verschweigen. Gleichwohl ist die erste weise die aller gedräuchlichste." Man sieht hier deutlich, wie das Volk an der überlieferten altfranzösischen Aussprache *il* vor Voc. festhält, und die neue Orthographie mit *s* zunächst in der Aussprache der Buchstabenmenschen Lautwert erobert. Erst seit Ende des 17. Jahrhunderts wird die alte Form *il*, die noch Mourgues (1685) ohne Widerspruch durchgehen lässt („on dit *ils ont* comme si on écrivoit *il ont*), durch die der Sprachgeschichte unkundige Grammatik in den Hintergrund gedrängt. Hindret (1687) behauptet: „l'*l* ne se prononce pas dans le discours soutenu", (vor Vocal): „on ne fait sonner que l'*s* . . *iz ont*, *iz esperent*, *iz honorent*. Dans le discours familier cet usage est fort partagé, car il y a bien des gens qui prononcent regulierement . . et il y en a d'autres, qui, trouant cette prononciation trop affectée, s'en tiennent à l'usage le plus commun, c'est-à-dire qu'ils mangent l'*s* finale et que, faisant sonner l'*l* . . ils prononcent *il ont* . . Cette maniere de prononcer est *bien autant irreguliere* (aussi ridicule et défectueuse) que celle de *j'avons*, *je ferons* . . . Ce mauvais usage n'a plus de cours aujourd'huy, et je ne doute pas que le mot *il* prononcé au lieu d'*ils* n'ait aussi quelque jour la mesme destinée."

ist doch durch jede Buchhandlung und sicher auch durch die Bibliotheken der Universitätsstadt München, in der B. lebt, leicht zu beziehen. Auch ist es keineswegs erforderlich, dass man, wie B. meint, um sich mit der Methode der Experimentalphonetik bekannt zu machen, ein Jahr lang nach Paris gehe, um bei und mit abbé Rousselot in seinem Laboratorium zu arbeiten. Einen Registrierapparat findet man auf jedem physiologischen Institute und dort auch Anleitung, sich seiner zu Forschungszwecken zu bedienen; die Aufnahmeapparate sind von mir (*Arch. f. d. Stud. d. n. Spr.* 88 Bd., S. 241 ff.) und anderen genügend beschrieben worden, und ebenfalls ohne allzu grosse Ausgaben zu beziehen oder herzustellen; Rousselot, der übrigens nun schon vier Mal bei Ferienkursen in Deutschland seine Apparate vorführte, verweigert auch niemand seinen schriftlichen Rat und legt Gewicht darauf, die mechanischen Hülfsmittel nach Kräften zu vereinfachen und zu verbilligen. Es war also für B. keineswegs ausgeschlossen, durch eigne experimentelle Untersuchung die Punkte aufzuhellen, die auch nach seiner Ueberzeugung nur auf diese Weise aufzuklären waren. Wenn B. wie S. 93, wo es sich um Quantitätsbestimmungen handelt, und wo er keinen ihm selbst genügenden Aufschluss geben kann, zu erkennen gibt, dass ihm der Weg zur Gewinnung sicherer Ergebnisse recht wohl bekannt ist, und er ihn doch nicht einschlägt, dann frägt man sich unwillkürlich, wie konnte nur der Verfasser sich mit einer halben Antwort begnügen, wo er doch weiss, wie man zu einer ganzen Antwort gelangen kann.

Je weniger B. sich auf experimentelle Forschung einlässt, um so wohlwollender verhält er sich gegen die ihm näher stehenden Elementar- und Jungphonetiker, deren Leistungen noch immer mit

---

Weniger kategorisch ist noch ein Jahrzehnt später (1696) Tallemant, der uns die Zweifel seiner Zeit über die drei Aussprachweisen: *il*, *iz*, *ilz* für *ils* vor Vocal ausführlich mitteilt: „Grande dispute au sujet de cette prononciation entiere dans le style soûtenu et dans les vers, *ils ont dit*, encore est-il quelqu'un qui réclame; aussi est-elle d'ailleurs entierement bannie du discours ordinaire, dans lequel on panche tousjours à retrancher; reste donc às çavoir s'il faut prononcer *il ont dit* ou *is ont dit*, car en écrivant il ne faut rien changer. Plusieurs ont traité de barbarisme en prononciation *is ont dit*, *is ont fait;* d'autres disoient que c'estoit le meilleur, et en alleguoient une raison tres naturelle, qui est qu'au singulier et mesme au pluriel quand il n'y a point de voyelle, *il* se prononce comme s'il n'y avait qu'un *i*, *i dit partout*, *i racontent qu'un jour*, et quand il se trouve une voyelle, cet *i* s'accompagne de l'*s* et on la prononce comme un *z*, de mesme qu'en tous les pluriels . . A ce raisonnement assés specieux on a répondu que l'*l* et l'*r*, et quelquefois l'*n*, qui sont des liquides, ne perdent point leur prononciation au pluriel quand elles sont finales, au lieu que les autres consones la perdent presque tousjours . . . Par consequent à *ils* il faut tousjours prononcer l'*l*, dans le discours familier, *il ont dit*, et dans le style soustenu, *ils ont dit.*“ Im

der von P. Passy an der ersten Auflage gerügten Ueberschwenglichkeit gefeiert werden. Da erfahren wir auf S. 5, dass Klinghardts *Artikulationsübungen* (s. *Zs.* XIX², 223 ff.) „eine Fundgrube lehrreicher Beobachtungen für den praktischen Neusprachler, der es mit seiner Aufgabe ernst meint, unentbehrlich“ sind, und wird auf S. 78 „wiederum eindringlich auf das früher erwähnte Klinghardt'sche Buch aufmerksam“ gemacht. Auf S. 100 wird Michaelis-P. Passy's *Dictionnaire phonétique* (s. o.) gefeiert, das „eine Fundgrube wertvollen statistischen (!) Materials bildet, und ausserdem berufen ist, in die Orthoëpie des heutigen Frankreich heilsame Klarheit zu bringen,“ und das darum B. „den Fachgenossen aufs wärmste“ empfiehlt. S. 204 wird auf die „fein umschriebenen ausgiebigen Texte“ der J. Passy-Rambeau'schen *Chrestomathie* verwiesen, „ein Werk, auf dessen Bedeutung B. die Aufmerksamkeit der neuphilologischen Kreise, zunächst an dieser Stelle, hinlenken möchte.“ S. 211 erhält J. Storm's *Englische Philologie*, „das berühmte Buch des nordischen Gelehrten“, ihr Lob, deren Verfasser „neben eminenter Sachkenntnis, die ihm einen weiten, klaren Blick gestattet, bewunderungswürdigen Scharfsinn in der eindringlichen Erforschung der schwierigsten Probleme“ zeigt. Seine „Beiträge gehören unzweifelhaft zu dem Bedeutendsten, was die französische Lautwissenschaft aufzuweisen hat. Für den Studierenden werden sie eine Fundgrube von Belehrung sein.“ Es ist das die dritte „Fundgrube.“ Zu diesen Lobpreisungen, die an den Buchhändlerkatalog erinnern, innerhalb der jungphonetischen Kreise aber etwas ebenso natürliches zu sein scheinen wie den Felibern ihre gegenseitige poetische Verherrlichung, gesellen sich zahlreiche überflüssige Anführungen und Berufungen auf die Aussprüche dieser und anderer gefeierter Mit-

---

Laufe des 18. Jahrhunderts ist dann endlich die altfranzösische Form *il* für *ils* vor Vocal ausser Gebrauch gekommen, so dass in unserm Jahrhundert für diesen Fall nur noch das der Vortragssprache angehörige *ils* (phon. *il-z*) und das der Umgangssprache angehörige *i-z* verbleiben, wie es schon Féraud (1761) für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts behauptete: „dans le discours soutenu on prononce l'*l* et l'*s*; dans la conversation on ne prononce que l'*s*.“ Es ist natürlich auch hier unrichtig, die eine Aussprache auf Kosten der andern als die mustergiltige oder allein übliche hinzustellen. — Wie bei *il* und *ils* beruht auch bei *quelque* die Aussprache bez. Nichtaussprache des *l* auf einem mittelalterlichen lautlichen Vorgange. *L* vor *qu* (*k*) werde gegen Mitte den 12. Jhr. zu unsilbigem *u* (*u̯*) und bildete mit dem vorausgehenden *e* den Diphthongen *eu*. Da *eu* der Regel nach in der Schrift bleibt, in der Aussprache zu *œ* wird, sollte man heute eine Form *queuque* (phon. *kœk*) erwarten. Aber die Erinnerung an alleinstehendes *quel*, an *quel . . . que* etc. störte die normale Entwicklung; das *u* des neugebildeten Diphthongen *eu* ging frühzeitig verloren, und so entstand schon in afrz. Zeit das heute durch die Elementar- und Schulphonetik wieder in Erinnerung gebrachte *kek* (*keķ*). Doch trat schon in

forscher. In einem Elementarbuch, das sich nicht den Nebenzweck stellt, den Lesern Anleitung zu selbständiger Weiterforschung zu gewähren, sind diese zahlreichen panegyrischen oder polemischen in Kleindruck beigegebenen Erläuterungen nicht an ihrem Orte. Das dort Vorgetragene war entweder in den Grundtext einzuarbeiten oder wegzulassen. Sollte aber das Buch des Verfassers eine Anleitung zur Weiterforschung gewähren und darum auch in den gegenwärtigen Stand von Streitfragen einführen, dann musste consequent nach jedem Capitel nach den dogmatisch vorgetragenen Elementen diese Einführung gegeben und die einschlägige Litteratur vollständig und ohne Parteinahme vorgeführt werden. Durch die mehr gelegentlichen, als Anmerkungen gegebenen Einschaltungen, die den Charakter des Werkes als eines Lehrbuches unterbrechen, ist dessen Einheit und Einheitlichkeit in der neuen Auflage noch mehr als in der ersten gestört worden. Und mit dieser mangelhaften Anlage des Werkes verbindet sich auch diesmal die gleiche Vernachlässigung des Stiles. Ein Lehrbuch sollte auch immer ein Muster von Knappheit und Klarheit des sprachlichen Ausdrucks sein. Dem Verfasser fehlt selbst eine consequente Terminologie, und er hält an Bezeichnungen (wie guttural für velar, palatal für laminar) fest, deren Nichtigkeit ihm unmöglich entgehen konnte. Die velaren *g*, *k*, χ sind nimmermehr Kehllaute (gutturales), und ein Phonetiker hat keine Verpflichtung, veraltete irrtümliche Grammatikerbezeichnungen fortzuschleppen. Man braucht auch nicht in den Purismus Trautmanns zu verfallen; aber ein deutscher Phonetiker sollte sich doch dessen bewusst sein, dass seine Wissenschaft wesentlich deutschen Ursprungs ist, und er sollte darum auch keine fremden Quellen anführen, wenn es an älteren deutschen Gewährs-

---

mittelfranzösischer Zeit mit diesem *kek* (mit geschlossenem oder offenem *e*) auch ein *quelque* mit analogisch oder um seiner Orthographie willen wieder gesprochenem *l* in Wettbewerb. Die von Thurot II. 263 angeführten Grammatikerzeugnisse zeigen, dass im 16. Jh. die *l*-lose Aussprache noch durchaus das Uebergewicht besass. Noch Lartigaut (1669) behauptete: „dans *quelque*, pour bien parler, on ne la (l'*l*) prononce jamês.“ Dafür erhielt er und seine Gesinnungsgenossen von Richelet (1680) die Zurechtweisung: „il se trouve des rafineurs qui soutiennent qu'il faut prononcer *kécun* et *kéque*. Ces messieurs les rafineurs sont de francs provinciaux, et il n'en faut pas davantage pour assurer quo'n ne prononcera point mal, quand on fera sentir la lettre *l* . . Tous les Parisiens qui parlent bien les prononcent ainsi et, par conséquent, tant pis pour ceux qui s'opiniâtrent sotement à les prononcer d'une autre façon“. Aber auch Richelet bleibt nicht ohne Widerspruch. Alemand (1688) hält ihm vor: „M. Richelet . . . décide un peu trop fortement contre ceux qui ne veulent pas qu'on prononce une *l* dans *quelqu'un*, *quelque*, *quelqu'une*, et qui disent *quéqu'un*, *quéque*, *quéqu'une*; car ces personnes ne sont point de francs provinciaux, comme il le dit: ce sont des personnes polies de la cour et de la ville, qui prononcent presque

männern nicht fehlt, und seine Sprache nicht mit unnützen fremdsprachlichen Flicken entstellen. Die Manie möglichst viele, wenn möglich ausländische Vertrauens- und Gewährsmänner mit oder ohne Epitheton ornans zu citieren, scheint eine Kinderkrankheit aller deutschen Jungphonetiker zu sein; die fremdländischen Phonetiker derselben Richtung sind darin unendlich zurückhaltender, namentlich ihren deutschen Gewährsmännern gegenüber. Man findet bei ihnen im Gegenteil eher eine gewisse Neigung, die deutsche Arbeit herabzusetzen oder mit Stillschweigen zu übergehen. Diese Sucht, sich für allgemein bekannte Dinge auf Autoritäten zu berufen und mit überflüssigen Personenanführungen herumzuwerfen, verringert zugleich das Vertrauen auf den Inhalt des gelesenen Werkes und bringt den Verfasser in Verdacht, entweder seiner Sache nicht recht sicher zu sein oder mit seiner Belesenheit und seinem Bekanntenkreise prunken zu wollen. Des Verfassers Vorliebe aber, englische Fachausdrücke entweder in Parenthese oder allein zu verwenden, ist eine Rücksichtslosigkeit gegen seine Leser, von denen manche gewiss kein Englisch kennen und die meisten kein Interesse an der englischen Terminologie nehmen, und hat ausserdem das missliche, dass sie ihn vom Suchen nach gleichwertigen deutschen Ausdrücken abhält, an denen kein Mangel ist. Unsere deutsche Sprache gibt uns vortreffliche Mittel, um ohne Anleihen auch *breath-groups*, *cheek-narrowing*, *cheek-rounding*, *final glides*, *off glides*, *inner rounding*, *level stress*, *pitch*, *stress*, *high front*, *back* etc. (s. das Sachgister des Verfassers) deutlich benennen zu können. Diese Anleihen sind namentlich dann geschmacklos, wenn es sich in ihnen nur um englische Uebersetzungen deutscher Fachnamen handelt. Und was

---

toûjours de la sorte, quoiqu'ils écrivent pourtant ces mots á la manière ordinaire. Et cet usage est si général que ce seroit se commettre que de le condamner. Je dis donc qu'il faut le souffrir." Auch im 18. Jh. hat *quèque* (*kek*) noch seine unbedingten Anhänger in Buffier (1709) und Restaut (1730), während Domergue zu Anfang des unsrigen (1805) ebenso unbedingt behauptet: „*l* sonne dans *quelque*, *quelqu'un*." Das Richtige gibt Thurot selbst für unsere Zeit und die Gegenwart: „aujourd'hui on prononce d'ordinaire *quèque*, *quèqu'un* dans le langage familier", aber natürlich *kelk*(*ə*) in der Vortrags- und besseren Umgangssprache. — Afrz. *cest*, *ceste* hatten ihr *s* in der Aussprache in der ersten Hälfte des 12. Jhs. verloren, waren also phonetisch vor Vocal zu *set*, *set'* mit zunächst geschlossenem oder offenem *e* geworden. Noch im 16.—17. Jh. scheint in ihnen geschlossenes *e* in Geltung gewesen zu sein: Péletier und Corneille (Thurot I, 209 f.) schrieben sie damit. Ramus (1562) kennt aber *cet* auch bereits mit dumpfen *e*, und dieses dumpfe *e* muss schon lange vor ihm selbst im Fem. *cette* üblich gewesen sein. Denn Péletier (1549) rügt bereits die Schreibweise: *ste femme*. *ste cause*, und Palsgrave, Baif, Saint-Liens und Du Val bezeugen für das 16. Jh. und früher eine Aussprache und selbst Schreibung *ast heure*. Saint Liens erwähnt auch *stome* (= *cet homme*). So bleibt es im 17. Jh., wo Richelet (1680)

sollen nun gar lange englische und schwedische Citate in einem für deutsche Anfänger bestimmten Buche! Sie erhöhen nur das Unbehagen, das ohnehin die auch sonst an entbehrlichen Fremdwörtern reiche, undeutsche Sprache des Verfassers nicht selten erweckt.

Es ist mir hier nicht möglich im Einzelnen auszuführen, wo ich mit dem Verfasser nicht einverstanden bin oder von ihm Ergänzungen und Aenderungen wünschte. Ich möchte nicht ein zweites Mal die Besprechung eines die französische Aussprache betreffenden Werkes zu einer Broschüre anschwellen sehen. So sei hier nur noch ein kleiner Punkt besprochen, der dadurch eine gewisse Wichtichkeit erlangt hat, dass hier die jungphonetische Umnennung einiger Laute Verwirrung in den Köpfen französisch Lernender anzurichten begonnen hat. Mit Staunen vernahm ich bei Gelegenheit der Greifswalder und Marburger Ferienkurse, dass es nicht nur Direktoren giebt, die ihre Lehrer und Schüler jedes französische hohe *a* als sehr tiefes *e* sprechen lassen, weil dies nach P. Passy's *Sons du français* und auch nach B.'s Neubearbeitung (S. 23) „dem englischen *æ* ähnelt,“ sondern auch dass andere Institutsvorsteher *nuit* ungefähr wie *nvi*, *pui* wie *pfi*, *noix* wie *nva*, *poids* wie *pfa* sprechen lassen, weil die in diesen Worten befindlichen *ü̯* und *u̯* nach den Beobachtungen der Phonetiker stimmlose oder stimmhafte Vollkonsonanten seien. Die Elementarphonetiker sind natürlich an diesen Verirrungen zunächst unschuldig; aber sie haben doch zu diesen Missverständnissen dadurch Veranlassung gegeben, dass sie die halbvokalischen (oder halbconsonantischen) *i̯*, *u̯*, *ü̯* durchaus als reine Konsonanten angesehen und wenigstens eine Zeit lang nach stimmlosen Lauten auch selbst völlig und regelmässig stimmlos

---

erklärt: „dans la prose et dans le langage ordinaire on supprime presque la lettre *e* . . et *cet esprit* se prononce presque comme *stesprit*, et *cette fille* comme *ste fille*“, und Th. Corneille (1687) bestätigt: „Dans le discours familier on prononce *st homme*, *ste femme*, et ce seroit une affection vicieuse de dire *cet homme*, *cette femme*, quoy que dans la chaire on doive prononcer ainsi ces mots. Il y a pourtant d'excellens prédicateurs qui prononcent *st'action*, *st'habitude*, mais la plûpart prononcent entierement *cet* et *cette*.“ Die gleiche Aussprache weisen (*st*, *ste* in der Umgangssprache neben *sət* [*se̜t*?] und *se̜t* in der Vortragssprache für *cet* und *cette*) werden für das 18. Jh. belegt durch die Grammatiker Billecoq (1711), Girard (1716), Restaut (1730), Dumas (1733), Antonini (1753); aber in der 2. Hälfte des Jhs. macht sich eine Wendung zu Gunsten von *se̜t* oder *sət* für das Masc. und *se̜t* für das Fem. bemerkbar, und Villecomte (1751) erklärt: „Les habiles gens dans la langue françoise condamnent avec raison la prononciation de *ste* pour *cette* et *cet* . . *ste porte*, *ste église*, *ste heure* . . *st'enfant*, *st'ami*, *st'appartement*.“ Gegenwärtig gilt für das Fem. die Aussprache *se̜t* allein für die gebildete auch in der Umgangssprache, während beim Masc. *cet* ein *st'* sich ziemlich häufig, namentlich beim raschen Tempo in der Verkehrssprache auch Gebildeter findet.

gesprochen wissen wollten. Auch B. legt Gewicht darauf, dass die genannten Laute als ganze Consonanten aufgefasst werden. Er schliesst die Schilderung der stimmlosen *u̯*- und *ü̯*- = (bei ihm *w*- und *y*-) Artikulationen, (die hier undiskutiert bleiben mag), mit den Worten: „Wodurch der Expirationsstrom, obwohl hier immerhin schwach, in Reibung versetzt, also Konsonant erzeugt wird" (S. 46); findet ebd. bei (stimmlosem) *i̯* (*j*) eine Reibung, von der schwer zu unterscheiden ist, ob sie erzeugt wird „durch Hebung der Mittelzunge bis zur Friktionsenge hinein, oder dadurch, dass die bei gewöhnlicher Expiration noch vokalische Zungenartikulation des hohen *i* infolge ‚harter' Laute kräftig angeblasen wird" (womit übrigens die halbvocalische Natur des Lautes vom Verfasser selbst eingeräumt wird); beobachtet (S. 49), dass bei stimmhaftem *i̯* (*j*) das Reibegeräusch viel weniger hervortretend ist als bei stimmlosem, unter Umständen so schwach, dass man zweifeln kann, ob hier überhaupt noch eine konsonantische Verengung vorliegt (vergl. auch Anm. 2 auf S. 50), und spricht sich dann S. 87 f. dahin aus: „Es gibt überhaupt in dieser (französischen) Sprache keine Diphthonge, auch keine solchen, bei denen der Druck auf dem zweiten Vocalkomponenten ruht; wenigstens wird man von solchen nicht sprechen können, wenn man, in Uebereinstimmung mit den besten französischen Phonetikern die einsilbig gebrauchten *j u̯ y̆* (*i̯ u̯ ü̯*) als wirkliche Konsonanten betrachtet." Auf die Gefahr hin, nicht zu den besten französischen Phonetikern gerechnet zu werden, möchte ich mir doch gegen diese Auffassung der Sachlage einige Einwendungen gestatten. Einmal ist die Unterscheidung von Vocalen und Spiranten überhaupt eine ziemlich willkürliche. Denn wenn zur Bildung oraler Vocale gehört, dass der Athemstrom durch eine weite oder enge Öffnung des Mundes entweicht, so gehört zur Bildung oraler Spiranten, dass bei ihnen die Luft durch eine Enge entweiche, die natürlich auch eine Oeffnung ist. Wenn man, wie es B. zu thun scheint, den wesentlichen Unterschied von Vocal und Spirant darin sehen will, dass bei letzterem infolge der Enge des Mundcanals eine Reibung der Luft an den Kanalwänden erfolgt, so ist dem gegenüber festzustellen, dass diese Reibung auch bei jedem Vocale, besonders natürlich den engen Vocalen, nicht ausbleibt und für den Vocalcharakter (mag er geflüstert oder laut gesprochen werden) nicht unwesentlich ist. Und wenn man endlich etwa nur dem „feinen Ohre" die Unterscheidung von Vocal und Spirant zuweisen will, so ist daran zu erinnern, dass dieses uns gerade bei der Bestimmung unserer Laute im Stiche lässt, und dass auf alle Fälle seine Unterscheidungen rein subjektiv und von Empfindungsgewohnheiten abhängig sind. Es ist ganz natürlich, wenn ein Franzose wie Havet, der übrigens noch zu den Phonetikern alten Schlages

gehört, einen Consonanten (Spiranten) für *i̯ u̯ ü̯* hört, wo wir Deutsche meist einen mehr vocalischen Laut vernehmen; es ist aber sehr unnatürlich, wenn für den Deutschen, der französisch lernt, nicht seine Lautauffassung, sondern die der Franzosen massgebend sein soll. Jedenfalls hat bei dem gegenwärtigen terminologischen Gebrauche ein Laut, der dem einen mehr vocalischen, dem andern einen mehr consonantischen (spirantischen) Klang zu haben scheint, und dessen Artikulationsbestimmung auch bei B. eine unsichere ist, ein Recht darauf, für einen halbvokalischen erklärt zu werden. Aber es bestehen in unserem Falle dafür noch andere Gründe. Ein französisches *i, u, ü* (geschr. *i, ou, u*) vor Vocal kann, in gelehrten Worten und wenn ursprünglich die beiden Vocale durch später verstummte Consonanten getrennt waren, im höheren Vortrag, namentlich im Versvortrage auch als besondere Silbe gesprochen werden. Darin liegt zweifellos doch vor, was man gewöhnlich Vocal nennt. Und diese von den Elementarphonetikern für die gesprochene Sprache mit Unrecht geleugnete gelegentliche Silbigkeit von *i, u, ü* (*i, ou, u*) im Hiat, oder wenigstens ihre vocalische Aussprache wird oder wurde auch von ihnen eingeräumt, ja (irrtümlich) als gesetzmässig hingestellt, wenn diesen Lauten oder Buchstaben Muta + *r* vorausgeht, also in Worten wie *prier*, *friand*, *prouesse* etc., oder wenn ein für die Grammatik zweisilbiges Wort wie *lier*, *nier*, *louer*, *nouer*, isoliert gesprochen wird. Unter rhetorischem Accent erhalten diese *i*, *ou* etc. hier sogar den Accent und werden dann noch deutlicher als Vocale artikuliert. Für diese Laute also: *i*, *ou*, *u* (phon. *i*, *u*, *ü*) im Hiat, die bald als silbige Vocale für sich, bald unsilbig in engster Verbindung mit einem folgenden Vocale artikuliert werden, giebt es also auch von historischen und grammatischen Standpunkte aus, keine bessere Bezeichnung als die: Halbvocale. Nun kann man allerdings vom phonetischen Standpunkte aus behaupten: in dem einen Falle (bei silbigen *i, u, ü*) liegen eben Vocale, im anderen Falle reine Consonanten vor. Dann müsste aber wenigstens vorher bestimmt werden, bei welcher, exakt anzugebender Mundstellung, und bei welchen unzweifelhaften akustischen Eindrücken noch Vocal oder bereits der benachbarte Consonant (Spirant) anzunehmen sei. Jeder Versuch nach einer solchen Feststellung dürfte sich wenigstens z. Z. als unausführbar erweisen, und da für die genannten Laute somit eine unanfechtbare Grenzbestimmung nicht zu finden ist, so wird auch der Phonetiker gut daran thun, es bei der hergebrachten Bezeichnung: Halbvocale oder Halbconsonanten einstweilen zu belassen und die unechten (steigenden) Diphthonge für das Französiche nicht völlig zu leugnen. So entgehen wir am besten auch den

citierten *nvi* etc., die mit den nicht minder schönen *pãnã* (f. *pendant*), *psi̯oe* (f. *monsieur*) u. a. jungphonetischen Schnurrpfeifereien die gute Sache der Phonetik ernstlich gefährden.

Trotz aller der gerügten Schwächen bietet das Beyersche Buch gegenwärtig immer noch die beste Belehrung über die französischen Lautartikulationen und steht es hoch über seinem einzigen Mitbewerber, den P. Passy'schen *Sons du français.* Es ist darum nach wie vor zur Einführung in das Studium der französischen Phonetik zu empfehlen; nur darf kein Leser ausser acht lassen, dass die darin gegebenen Belehrungen nicht als Dogmen anzusehen, und dass die vorgetragenen Urteile und Erörterungen durch die Brille eines Jungphonetikers gesehen sind. Ausserdem erfordert das Buch ein ergänzendes Studium mit Hülfe einiger das französische Lautsystem von anderen Gesichtspunkten aus betrachtenden Werke, am besten der Ploetz'schen, rein orthoepischen *Systematischen Darstellung der französischen Aussprache* und etwa noch meiner auch das Historische berücksichtigenden Brochüre *Zur Aussprache des Französischen* etc. Endlich lasse sich kein Leser des Buches damit genügen, nur die im Anhange und anderweitig gegebenen sog. phonetischen Umschriften in ein angenommenes normales Kolloquialfranzösich durchzunehmen, sondern er versäume nicht, auch einmal Transcriptionen wie die in meinen *Parlers Parisiens* gegebenen zu studieren, in denen es versucht wird, an documentierten Proben den Wechsel und die Vielgestaltigkeit der französischen Leseaussprache vorzuführen. Beyer, der sich u. a. S. 73 mit diesem Buche beschäftigt, ist mit seinem dort gegebenen Urteile insoweit im Rechte, als es in der That nicht für den ersten Anfang bestimmt ist und auch nicht entfernt versucht, ein (einstweilen auf echt wissenschaftlicher Grundlage noch nirgends aufgebautes) einheitliches Standard zu geben; aber es verlangt keine grössere Vorsicht, als irgend ein anderer transcribierter Text, und sein Studium ist, so lange nichts Besseres vorhanden ist, für jeden sicher von Nutzen, der nicht in dem Irrwahn befangen bleiben will, die Franzosen oder auch nur die Pariser besässen thatsächlich die Einheitlichkeit der Aussprache, die unsere Schul- und Elementarphonetiker aus pädagogischen Rücksichten zu lehren unternehmen. Und wer endlich das Beyer'sche Buch und die zum Ergänzungsstudium empfohlenen Schriften auch noch so gewissenhaft durchgenommen hat, der glaube ja nicht, wie so häufig geschieht, nun auch selbst ein „Phonetiker" zu sein; er ist dies ebenso wenig wie jemand nach dem Studium einer Elementargrammatik und einiger grammatischen Uebungsbücher den Anspruch erheben darf, ein „Grammatiker" zu sein.

E. Koschwitz.

Passy J. et **Rambeau A.** *Chrestomathie française.* Morceaux choisis de prose et de poésie avec prononciation figurée à l'usage des étrangers. Précédés d'une introduction sur la méthode phonétique. Paris Le-Soudier u. Librairie populaire 1897. 8°. XXXV. 250 S.

Diese neueste Sammlung französischer Lesestücke mit beigegebenen Lautumschriften giebt sich als eine Veröffentlichung der *Association phonétique internationale*, einer Gesellschaft, die, 1886 zunächst unter einem englischen Namen gegründet (*Phonetic Teacher's Association*), ihren gegenwärtigen Sitz zu Bourg-la-Reine, 11 r. de Fontenay, Seine (der Wohnung Paul Passy's) und zum Organ den *Maître phonétique* hat. Das Programm dieser Vereinigung, der eine grössere Anzahl deutscher Ober- und Volksschullehrer, Lehrerinnen und Studierende angehören,[1]) wird uns in dem vorliegenden Werke S. III ff. mit einigen Erläuterungen mitgeteilt. Man ersieht daraus, dass die Gesellschaft eigentlich unter unrichtigem Namen einhergeht; denn nicht die Phonetik bildet den Brennpunkt ihres Interesses, sondern ein pädagogisches Ideal: das Bestreben, die sog. Reform- oder natürliche Methode im Sprachunterrichte aller Länder zur Herrschaft zu bringen. Das Ziel des früheren sprachlichen Unterrichts lief gewöhnlich darauf hinaus, den Lernenden zum Verständnis eines fremdsprachlichen Litteraturtextes anzuleiten, ihn in die Möglichkeit zu versetzen, fremdsprachliche Texte in seine Muttersprache und umgekehrt leichte Texte der Muttersprache in die Fremdsprache zu übersetzen und ihn zu diesem Zwecke mit einem ausreichenden Vocabelschatz und einer hinlänglichen Kenntnis der Elementargrammatik auszustatten. Das Ziel der neuen Methode ist es, den Lernenden in erster Reihe zur Sprechfertigkeit heranzuziehen, was ganz ausserhalb des Planes der früheren pädagogischen Richtung lag. Aus diesem veränderten Ziele ergiebt sich die Notwendigkeit einer neuen Methode ganz von selbst. Zum mündlichen Beherrschen einer lebenden Sprache sind andere Mittel notwendig, als wenn es sich nur darum handelt, eine Fremdsprache lesen und bis zu einem gewissen Grade schriftlich gebrauchen zu können. Während in diesem Falle die Litteratursprache die Hauptsache ist, so besteht bei dem neuen Ziele der § 1 der *Ass. phonét.* zu Recht: „Ce qu'il faut étudier d'abord dans une langue étrangère, ce n'est pas le langage plus ou moins archaïque de la littérature, mais le langage parlé de tous les jours.“ War die Kenntnis der Aussprache bei dem früheren pädagogischen Ziele nur nebensächlich, so spielt sie natürlich bei dem neuen Ideale eine Hauptrolle, und

[1]) Nach der Reklamenummer vom Jan. 1897 sind es 270, ein Drittel fast der Gesammtzahl der Mitglieder (865).

darum verlangt § 2 der *Ass. phon.* ganz folgerichtig: „Le premier soin du maître doit être de rendre parfaitement familiers aux élèves les sons de la langue étrangère.“ Aber an diese Vorschrift schliesst das Programm der *Ass.* unmittelbar eine weitere, deren Folgerichtigkeit nicht ohne Weiteres anerkannt werden kann. Es fährt fort: „Dans ce but, il (le maître) se servira d'une transcription phonétique, qui sera employée à l'exclusion de l'orthographe traditionelle pendant la première partie du cours.“ Das beste und sicherste Mittel, um dem Schüler die Laute einer fremden Sprache vertraut zu machen, wird immer ausschliesslich die mündliche Unterweisung sein. Die sog. phonetische Lautumschrift ist und kann nur ein Notbehelf sein, und es giebt kein zwingendes Hindernis, das Verhältnis von Laut und Schrift gleichzeitig mit der herkömmlichen Rechtschreibung zu lehren. Im Gegenteil, bei Sprachen wie dem Französischen ist der Uebergang vom Laute (und der Lautschrift) zur herkömmlichen Orthographie schwieriger, verwickelter als der umgekehrte (s. unsere Ausführungen in der *Zschr. f. fr. Spr.* XII, 4 f.), und mit Recht ist daher der Versuch Beyer-P. Passy's, in ihrem *Elementarbuch des gesprochenen Französisch* mit der eben wiedergegebenen Programmvorschrift für das Französische Ernst zu machen, von der deutschen Lehrerwelt ziemlich einstimmig abgelehnt worden. Die folgenden Artikel des Programms der *Ass.* 3—8 enthalten die allgemein bekannten Leitsätze unserer Schulreformer (Notwendigkeit der Erlernung von Wörtern und Wendungen der Umgangssprache; Ableitung der Grammatik aus der Lektüre; möglichst direkte Verbindung von Begriff und Ausdruck ohne Vermittelung der Muttersprache; als schriftliche Uebungen zunächst Wiedergabe gelesener Texte, dann freie Wiedergabe nur gehörter Dinge etc.), deren Folgerichtigkeit wieder unanfechtbar ist, wenn man einmal das Grundziel billigt. Nur gegen eine im § 20 enthaltene Uebertreibung der Erläuterungen ist Einspruch zu erheben. Dort wird wieder mit den Beweisgründen des vielgefeierten Felix Franke *(Die praktische Spracherlernung)* operiert, mit grösserer Masshaltung übrigens, als man sie sonst in der pädagogischen Reformlitteratur zu finden gewöhnt ist. Aber — auch das muss einmal gesagt werden — die blendenden Ausführungen Frankes halten einer gründlichen psychologischen und logischen Kritik nicht stand. Es ist eine Thorheit, für die Spracherlernung eines deutschen erwachsenen Kindes die der Muttersprache in allen Punkten als Muster aufstellen zu wollen, und es wäre das Gegenteil von guter Pädagogik, von den bereits erworbenen Begriffsabstractionen und Ideenverbindungen des Kindes keinen nützlichen Gebrauch zu machen. Die Verweisung auf die Muttersprache und ihre Verwendung drängt sich überall da auf, wo damit eine Erleichterung des Verständ-

nisses erreicht werden kann, und da sich immer und überall bei Erlernung einer fremden Sprache die Gewohnheiten der Muttersprache einschleichen wollen, so ist es unvermeidlich, auf die Verschiedenheiten des fremden und eignen Idioms mehr oder minder systematisch hinzuweisen. Die Erlernung der fremden Sprache durch die fremde Sprache (wie sie die Berlitz'sche Methode anstrebt) ist zwar nicht unmöglich, aber sie bedarf anderer Bedingungen als der im Schulunterricht gegebenen, und schliesslich macht auch bei ihr jeder Lernende, auch wenn die Lehrstunde dies vermeidet, für sich jene Vergleiche mit seinem Idiom, die umgangen werden sollen. — Die „natürliche“ Methode hat in Bezug hierauf ihre ganz „natürlichen“ Grenzen.

Das Programm der *Association phonétique* lässt nach dem Angegebenen über ihre pädagogischen Ziele keinen Zweifel; befremdlich bleibt nur ihr Name. Denn wenn die Kenntnis der Elementarphonetik auch für jeden unentbehrlich ist, der nach der neuen Methode unterrichten will, und wenn die Beherrschung der Laute der zu lernenden fremden Sprache auch einen wichtigen Teil der Spracherlernung ausmacht, so ist doch „Phonetik“ etwas anderes als „Reform des Sprachunterrichtes“, und eine Gesellschaft, die an die Spitze ihrer Statuten den Satz stellt: „le but que poursuit l'Association est le développement de l'étude scientifique et pratique des langues parlées, en se servant des derniers résultats des recherches phonétiques et de l'expérience pédagogique“ musste sich eine „Gesellschaft zur Förderung der Sprachunterrichtsreform“ oder ähnlich nennen. Weniger irreleitend als der Name der Gesellschaft — von der neuerdings im Gegensatz zu ihren Statuten auch behauptet wird „son but comprend maintenant (1897) la Phonétique théorique et pratique avec toutes ses applications scientifiques et pédagogiques,“ wonach erst nachträglich die Gesellschaft darauf Bedacht nähme, ihrem Namen gerecht zu werden — ist der Name ihres Organes, des *Maître phonétique.* Wie ein *maître français* nicht ein *maître de français,* ein Lehrer des Französischen, sondern ein Lehrer von französischer Herkunft ist, so ist natürlich auch ein *maître phonétique* nicht etwa ein Lehrer der Phonetik, sondern ein phonetischer Lehrer, d. h. ein Lehrer, der — so weit er es eben nötig hat — ein Phonetiker ist. Uebermässig deutlich ist damit freilich nicht das deutsche Wort „Schulreformer“ zum Ausdruck gebracht, das der Sache nach dem französischen *Maître phonétique* entspricht. Die ungenaue, zum mindesten unzweckmässige Benennung von Verein und Vereinsorgan hat nicht wenig dazu beigetragen, Verwirrung in den Köpfen seiner Mitglieder (die sich auch Jungphonetiker nennen) zu erregen. Schulreform und die ihr dienende Schulphonetik (oder Elementarphonetik) werden in einen Topf



geworfen und durcheinander geschüttelt, wissenschaftliche Phonetik mit der Schulzwecken dienenden neueren Lautlehre verwechselt und schliesslich gar, wenn nicht explicite, so doch implicite die thörichte Ansicht vertreten, die wissenschaftliche Phonetik habe sich in Methode und Ziel der Schulphonetik der Reformlehrer unterzuordnen und befinde sich auf Irrwegen, wenn sie ihre Forschungen und Forschungsmethoden unbekümmert um ihre schulmässige Verwendung verfolge. Die notwendige Folge dieser Wirrnis war einerseits unter den Fachgelehrten eine ablehnende Haltung und Misstrauen gegen die um den *Maître* gescharte Phonetik, andererseits unter den *maîtres phonétiques* oder Schulreformern eine feindliche Haltung gegen die Vertreter der wissenschaftlichen Phonetik und Grammatik, die sich unter ihr Joch nicht beugen wollen und niemals beugen können.

Zu dem Misstrauen, mit dem man sich infolge der geschilderten Verhältnisse in den gelehrten Fachkreisen gewöhnt hat, die neuen Veröffentlichungen der *Association phonétique* entgegenzunehmen, bietet die vorliegende *Chrestomathie* weniger Veranlassung. Die beiden Verfasser, Jean Passy und A. Rambeau, die philologische Schulung besitzen und von denen Jean Passy auch bei Rousselot in die Schule der Experimentalphonetik gegangen ist, waren durch ihre wissenschaftliche Ausbildung davor geschützt, verschiedenartige Ziele durcheinander zu werfen. Sie wollten ein ihren pädagogischen Zielen dienendes Buch unter besonderer Berücksichtigung des amerikanischen Schüler- und Studenten-Publicums schreiben und haben diesen ihren Plan in verständiger und zweckmässiger Weise zur Ausführung gebracht. Sie geben ihren Lesern, denen sie in möglichster Kürze und in der offenbaren Annahme, dass niemand, der ihr Buch braucht, sich damit begnügen werde, einen Ueberblick über die Verschiedenheiten der französischen und englischen Lautartikulationen und eine Anzahl Texte in einer Lautumschrift, die dem entspricht, was ihnen als die normale Aussprache der gebildeten Bevölkerung von Paris, der Isle de France und der umliegenden Landschaften erscheint. Sie lassen deutlich erkennen, dass ihnen wohl bekannt ist, dass die von ihnen zum Vorbilde genommene Aussprache in Einzelheiten schwankend ist, sich nach Individuen, nach Sprachtempo und Gebrauchsweise ändert, und sie suchen, abgesehen vom individuellen Gebrauche, die verschiedenen Ausspracheweisen zur Darstellung zu bringen, immer mit dem pädagogischen Grundsatze, dass kleine Artikulationsverschiebungen, um nicht zu verwirren, besser verschwiegen bleiben, und dass man in einem praktische Zwecke verfolgenden Buche die *minima* zu übergehen habe. Ihr Buch ähnelt Beyer-P. Passy's *Elementarbuch* (s. o.), P. Passy's *Français parlé*, als dessen Fort-

setzung es sich ausgiebt und Andrés *Manuel de diction* (Lausanne 1893), das ungerechtfertigter Weise nirgends genannt wird. Es unterscheidet sich von meinen *Parlers Parisiens* dadurch, dass es nicht wie ich die Aussprache bestimmter Individuen, sondern eben eine Normalaussprache geben will, und dass es der Regel nach darauf verzichtet, feinere Schattierungen (wie offene oder halboffene, oder anders gesagt, nachlässig gesprochene [geschlossene] *e*, *i*, *u*, *ü*, *ɹ* u. dgl.) zu verzeichnen. Auch wird der gesuchte Standard der Umgangsaussprache möglichst nahe gebracht, während ich, der ich nur vorgelesene oder frei vorgetragene Texte transcribierte, nur Proben der Lese- oder Vortragssprache gab und geben konnte. Während mein Zweck war, Studierenden und Philologen die Möglichkeit zu geben, gerade von den Schwankungen der Aussprache, von der Vielgestaltigkeit der Ausspracheformen auch der Gebildeten eine Vorstellung zu gewinnen und sich die Gesetze und Normen dieser Aussprachewandlungen aus einwandfreien Quellen abzuleiten, ist bei P. R. bereits eine Wahl getroffen, und soll nur die als musterhaft angenommene Aussprache gelehrt und vorgeführt werden. Man kann also R. P.'s Buch, das sich durch Sorgfalt der Umschrift, Berücksichtigung ständiger wichtigerer Schwankungen und eine ausgedehntere Typenwahl (d. i. Lautberücksichtigung) vor den Büchern Beyers, P. Passy's und Andrés vorteilhaft auszeichnet, als eine Art Vorstufe oder Uebergangsstufe zu den *Parl. Par.* bezeichnen, deren Inhalt auf die P. R.'sche Veröffentlichung nicht ohne Einfluss geblieben ist. Die Verfasser, von denen Rambeau die Umschrift geliefert, J. Passy sie revidiert hat, bezweifeln, dass ihr Buch für Anfänger geeignet sei. Ich möchte es gerade Anfängern, die vorher natürlich eine französische Elementarphonetik studiert haben müssen, empfehlen. Für philologische Uebungszwecke ist es nicht ausreichend.

Im einzelnen lässt sich selbstverständlich manches besser wünschen, und es hat den Verfassern nicht immer zum Vorteile gereicht, dass sie auf die *Association phonétique* eingeschworen sind. Wer eine fremde Sprache lernt, wird selten dabei stehen bleiben wollen, nur die gesprochene Sprache zu kennen, er wird auch ihre Klassiker und modernen Schriftsteller lesen wollen. Und da bei diesen die historischen Perfecta und Impf. Conj. noch immer eine Rolle spielen, so ist es (S. III) eine arge Uebertreibung, wenn die Verfasser ausrufen: „Rien de plus fatigant que de les (die Schüler) voir s'embrouiller dans les passés définis et les passés du subjontif, temps absolument morts dans le parler de l'Ile de France, et dont il est par conséquent plus qu'inutile(!) de charger leur mémoire, etc." Nicht minder hyperbolisch ist das Dictum auf S. VIII: „les grammaires courantes sont incapables d'enseigner grand' chose de bon.



On y trouve, à côté de quelques observations justes, des lacunes considérables, un immense amas de subtilités inutiles, parfois fausses; et le peu qui concerne la langue y est noyé dans une sauce abondante de chinoiseries orthographiques.“ Die Verfasser (hier wohl J. Passy), die G. Paris bei dieser Stelle als Eideshelfer heranziehen, haben offenbar nur an die in Frankreich erschienenen französischen Grammatiken für Franzosen gedacht. Mit unseren deutsch-französischen Schulgrammatiken steht es wohl nicht ganz so schlimm, und wenigstens die von *maîtres phonétiques*, alias Schulreformern, hergestellten hätten wohl ein etwas milderes Urteil von seiten ihrer Gesinnungsgenossen verdient. Uebertrieben ist glücklicherweise auch S. X die Behauptung, dass das Transcriptionssystem des *Maître phonétique* est presque universellement adopté par les phonéticiens de tous les pays. Vielleicht kann man dies für die Schulphonetiker zugeben; es wäre aber mehr wie traurig, wenn sich die wissenschaftlichen Phonetiker zur Annahme eines solchen Systems entschliessen könnten, dessen Princip die Systemlosigkeit zu sein scheint. Die philologischen Vertreter der neueren Sprachen haben sich bisher mit Recht von dieser Transcriptionsweise fern gehalten. Es gehörte seitens der Verfasser eine wunderliche Voreingenommenheit dazu, nicht zu sehen, dass sie namentlich bei der Vocalbezeichnung mit der von ihnen empfohlenen Transcriptionsweise in die Brüche geriethen, und es ist bedauerlich, dass unsere Schulmänner, statt sich an das ihnen von ihren (romanistischen) Universitätslehrern Gebotene zu halten, sich einem buntscheckigen, wiederspruchsvollen Transcriptionssystem zuwenden, das, soweit es neues und eignes giebt, von unglaublicher Gedankenlosigkeit zeugt. Im Grunde genommen ist es ja gleichgiltig, welcher Art die gewählten Lautzeichen sind, aber wenn man die Wahl hat, so sollte man das Minderwertige nicht dem Besseren vorziehen. P. R. hätten bei ihrer Quantitätsbezeichnung wenigstens die Besserung Beyers annehmen sollen, der Halblänge mit einem Punkte (z. B. *a.*, *e.*, *i.*, etc.), ganze Länge mit Doppelpunkte (*a:*, *e:*, *i:*) bezeichnet. Bei ihnen muss der Doppelpunkt sehr verschiedene Längen veranschaulichen. Von ihren musikalischen Zeichen, mit denen doch nicht viel zu erreichen ist, haben sie mit Recht nur spärlichen Gebrauch gemacht (nur in einem Stücke). Der Umstand, dass auch in Tonstellung (vor Cons.) *u*, *i*, *ü* eine laxere Artikulation (*ù*, *ì* etc.) haben können und oft haben, ist von den Verfassern hoffentlich nur aus pädagogischen Gründen ausser acht gelassen worden; denn ich setze voraus, dass Rambeau sein früheres Staunen über meine offnen und halboffnen französischen *u*, *i*, *ü* auch in dieser Stellung inzwischen aufgegeben hat. Zwischen *p*, *b*; *t*, *d*; *k*, *g*; *f*, *v* liegt nicht der einzige Unterschied in dem Hinzutritt und Fehlen von Stimme, wie man nach S. XX, § 44 glauben

müsste. Wenn das der Fall wäre, woher kämen denn dann der Verfasser (ganz oder teilweise) stimmlose *b*, *d*, *g*, *v* und stimmhafte *p*, *t*, *k*, *f*? Es liegt hier eine Unachtsamkeit vor, die die Verfasser mit sich selber (s. S. XXIV) in Widerspruch setzt. Von den Lauten *w*, *ɥ*, *j*,̩ (*u̯*, *ü̯*, *i̯*,) erfahre ich S. XXIII zu meiner Freude, dass es „sont les consonnes qui ressemblent le plus aux voyelles. La différence entre elles et *u*, *y*, *i* (*u*, *ü*, *i*) est simplement que la langue est un peu plus élevée vers le palais". Es fehlt. nur noch die Bemerkung, dass die Grenze zwischen *w* und unsilbigem *u* etc. schwer oder gar nicht zu ziehen ist, und dass man diese Consonanten darum auch Halbkonsonanten oder Halbvocale nenne, und die Angabe wäre vollkommen. Die S. XXIV gegebenen Gesetze für die Silbenabgrenzung sind allzu unvollständig und unvollkommen; um so richtiger ist dafür die Bemerkung: „ces questions sont quelquefois très délicates" und die Beobachtung, dass dabei auch persönliche Gepflogenheiten eine Rolle spielen (S. XXV). Doch ist letzteres nur im geringen Grade der Fall. Die *Caractères généraux* der französischen und englischen Laute (S. XXVI f.) wären wohl besser ihrer Einzelschilderung vorausgegangen. Die Betrachtungen über den französischen Verscharakter (S. XXVIII f.) mit ihrem Widerspruch zwischen §. 1⁰ und 2⁰ blieben ohne Schaden weg So summarisch lässt sich diese schwierige Frage nicht behandeln. Sehr unglücklich formuliert ist S. XXIX die Bemerkung: „Il est bon de remarquer que deux accents forts consécutifs ne comptent habituellement que pour un seul [sauf le cas où il y a une pause entre eux]." Dafür lehrte schon Lubarsch viel Besseres.

Auf die Textwahl haben die Verfasser bei ihrer Chrestomathie offenbar kein besonderes Gewicht gelegt; wir wollen über sie um so weniger urteilen, als uns das amerikanische Publikum, das Rambeau vor allem befriedigen wollte, gänzlich unbekannt ist. Ich verstehe aber nicht, wie der erste Teil als *Textes en double transcription* bezeichnet werden konnte, während doch nur ein paar diesem Abschnitte angehörige Texte in doppelter Umschrift (für langsames und schnelles Tempo) geboten werden. Für die beiden Aussprachewеisen hätte sich Interlineardruck ev. mit Angabe nur des bei schnellerem Tempo Abweichenden für Beobachtungszwecke bequemer gestaltet. Nach meinen Beobachtungen entspricht einem *mes*, *tes*, *ses*, *les* mit geschlossenem *e* in demselben Munde fast immer auch ein *est* mit demselben *e*-Laute. In unseren Umschriften finden sich *mes*, *tes*, *ses* etc. mit geschlossenem *e* und *est* mit offenem *e* neben einander. Das kommt wohl vor, normal ist es schwerlich. Die afr. Umschriften *frãntseĭs*, denen keine *paĭẽns* (sondern *paĭens*; auch mit geschlossenem *e*?) entsprechen, *remẽmbrer* u. dgl. haben für mich nicht die geringste Wahrschein-

lichkeit trotz alledem, was gegenwärtig unsere historischen Grammatiker lehren. — Die Hervorhebung der Tonsilben durch Fettdruck ist zwar, trotz der dadurch entstehenden Unruhe der Texte für das Auge, besser als die Beyer-P. Passy'sche Setzung eines Acuts vor die Tonsilbe, aber sie hat den Nachteil, auf stärkere und schwächere Tonstärke keine Rücksicht zu nehmen und führt dadurch leicht zu Irrungen. — Im allgemeinen aber entsprechen die Umschriften den Zielen, die sich die Verfasser steckten, und ein paar Stichproben, die ich dadurch nahm, dass ich die betreffenden Texte von einer jungen Pariserin aus guter Familie lesen liess, ergaben, dass die angesetzte Normalaussprache der Verfasser, die ja auf grössere Feinheiten nicht Rücksicht nehmen will, sich in Summa genommen als solche vertheidigen lässt.

E. KOSCHWITZ.

Michaelis H. & Passy P. *Dictionnaire phonétique de la langue française.* Hannover 1897. C. Meyer (G. Prior). 8° XVI, 320 S.

Das vorliegende Werk erschien nach dem vollständigen Titel gleichzeitig auch in Athen, Berlin, Christiania, Kopenhagen, London, Madrid, Paris, Rom und Stockholm. Voraus geht ihm ein Vorwort keines Geringeren als G. Paris, der darin dem Buche, das er noch nicht fertig kannte, die besten Seiten abzugewinnen sucht.[1]) Es wird ferner vorgeführt als erster Band einer „Bibliothek phonetischer Wörterbücher" und ist der *Association phonétique internationale* gewidmet, deren Statuten (s. *Zeitschr.* S. 176) auf S. 318 abgedruckt werden. Bei der bekannten Vorliebe, die die *maîtres phonétiques* für einander haben, hat es von dieser Seite her auf die sympathischste Aufnahme zu rechnen. Endlich versäumten die um den Erfolg ihres Buches so energisch bemühten Verfasser auch nicht, den Zweck ihres litterarischen Unternehmens selbst in das beste Licht zu setzen. Nach ihnen beklagen sich die Sprachforscher (*le monde linguistique*) schon längst über das Nichtvorhandensein von phonetischen Wörterbüchern, in denen die Wörter nach ihrer wirklichen Aussprache geordnet angeführt würden, während die landläufige Orthographie nur daneben gegeben werde. (Wir haben von diesen Klagen nie etwas gehört). Das Französische verdiente,

---

[1]) Auch Recensent wurde von den Verfassern um ein Geleitwort ersucht, musste aber darauf schon deshalb verzichten, weil mit diesem Antrage der liebenswürdige Vorschlag verbunden wurde: „Als Gegendienst würden wir Ihre beiden Werke „*Les Parlers parisiens*" und „*Zur Aussprache des Französischen*" in unserem Vorwort mit empfehlen.

führen sie weiter aus, den Reigen dieser Wörterbücher zu eröffnen, weil es ihnen am besten bekannt sei (was nicht jedermann als zureichender Grund erscheinen wird), nächst dem Englischen die verwickeltste Rechtschreibung und ausserdem den grössten Schatz an phonetischen Umschriften besitze. Ihr Werk bestätige und befestige die grundsätzliche Berechtigung der gesprochenen Sprache (bei den Verfassern etwas orakelhaft: „il constitue l'affirmation d'un principe: le principe de l'existence légitime de la langue parlée, indépendante de la langue écrite, et même supérieure à la langue écrite, qui n'en est que la reproduction plus ou moins bien réussie“), die wohl noch niemand bestritten hat; es gestatte eine Vorstellung von dem wirklichen Bau der Sprache (die man wohl auch schon früher besass), ermögliche deren anatomisches und physiologisches Studium, (das indess auch ohne das vorliegende Wörterbuch nicht nur möglich, sondern auch recht weit vorgeschritten ist); es löse orthoepische Zweifel (dies geschieht aber nur für den, der P. Passy's Aussprache als unanfechtbaren Typus der „guten Aussprache“ annimmt), erlaube den (seltenen) Individuen, die wohl die Aussprache, aber nicht die Orthographie kennen, diese zu finden (unglücklicherweise benutzen orthographisch ungeschulte Individuen meist überhaupt keine Wörterbücher, und die zu zählenden Schüler, die Beyer-P. Passy's Elementarbuch benutzen, finden darin ein für ihre Zwecke ausreichendes Wörterbuch), endlich könne es vielleicht den Setzern Dienste leisten, die einmal nach den Aufzeichnungen der (durch den Phonographen mehr oder minder überflüssigen) zukünftigen Stenographiermaschine setzen sollen.

Unsere Zwischenbemerkungen zeigen, dass wir den Verfassern in der Wertschätzung ihrer Arbeit nicht ganz zu folgen vermögen. Wir begreifen schlechterdings auch nicht, wie zur Ausführung des vorliegenden Werkes eine sechsjährige Arbeit erforderlich gewesen sein soll. Selbst wenn wir jedem der beiden Verfasser nur drei Jahre zuweisen, der Ausarbeitungszeit auch die Zeit einrechnen, wo sie sich mit den Lehren der Elementarphonetik bekannt machten, und die Zeit, wo der immerhin schwierige Satz des Werkes ausgeführt wurde, würden die Verfasser immer noch recht langsam gearbeitet haben. Denn sie haben sich damit begnügt, in ihrer verhältnismässig einfachen, ihnen geläufigen Umschrift, die nichts als eine vereinfachte Rechtschreibung ist, die Aussprache P. Passy's und die Ausspracheabweichungen seines Bruders Jean und der Fräulein G. Paul und A. Halter (von denen man weder Herkunft noch Alter erfährt) für die isolierten Wörter der französischen Sprache aufzuzeichnen. Das ist keine so ungeheure Arbeitsleistung. Die drei Seiten lange „Liste des principales classes de divergences de prononciation rapportées à la prononciation de P. Passy

comme norme" fiel dabei ganz von selbst ab, und was von diesen divergences nicht bei der Ausspracheaufzeichnnng gefunden wurde, fand man in den auf S. XI verzeichneten 11 Schriften, von denen 5 von P. Passy selbst herrühren oder ihn zum Mitarbeiter hatten. Der „Coup d'œil sur la prononciation française" (S. 307—14), eine kurze Wiederholung des von P. Passy in seinem *Sons du français* wiederholt Vorgetragenen, erforderte selbstverständlich auch keine längere Arbeitszeit, und sonst findet man in dem Buche nur noch den üblichen Abdruck einer Zeichnung der menschlichen Sprachorgane (Querdurchschnitt), der ohne Zusammenhang mit dem Texte bleibt und dessen Buchstaben und Ziffern keine Erklärung finden, das 6 Seiten lange Vorwort, dessen Hauptinhalt wir bereits wiedergaben, und eine $2^1/_2$ Seiten einnehmende Erklärung der „Signes et Abréviations".

Auch mit der ebenso vorsichtigen wie wohlwollenden „Werthschätzung von G. Paris" in dessen Préface können wir uns nicht ganz einverstanden erklären. Nach ihm wird das Buch vor allem den Ausländern nützlich sein, „que nos dictionnaires, même ceux qui marquent plus ou moins exactement la prononciation, laissent si souvent dans l'embarras, et qui trouveront ici pour tous les mots de la langue une notation réfléchie, systématique et en même temps parfaitement simple et claire". Versteht man unter „nos dictionnaires" nur die in Frankreich erschienenen französischen Wörterbücher, so ist diese Behauptung nur dann unanfechtbar, wenn man von Darmesteter-Hatzfeld's noch nicht beendetem *Dictionnaire général* absieht. Für Ausländer geschriebene französische Wörterbücher giebt es allerdings in Fülle, die ihre Benutzer mit ihren Aussprachebezeichnungen im Stiche lassen; aber die Deutschen haben an Sachs ein Wörterbuch, das auch in dieser Beziehung durch das neue *Dictionnaire* nicht übertroffen wird. Dort hat jedes Wort seine Aussprachebezeichnung zur Seite; diese Bezeichnungen sind ebenfalls wohl überlegt, systematisch und klar. Sie haben ausserdem den Vorteil auf dem Urteil einer ganzen Kommission von Franzosen und Deutschen zu beruhen, bei schwierigen Fällen auch die Ansichten der älteren französischen Orthoepiker in weitem Umfange anzuführen, und auf feinere Ausspracheschattierungen einzugehen, als P. P.-Mich. Für Deutschland wenigstens war also das Bedürfnis nach einem neuen französischen Aussprachewörterbuch (etwas anders ist das vorliegende Werk nicht) nicht vorhanden; denn jeder Deutsche und sonstige Ausländer wird nach wie vor ein Werk vorziehen, das ihm neben der Aussprache die Uebersetzung bringt. Von ihrer Bedeutung nach bekannten Wörtern pflegt man auch die Aussprache zu kennen. Der Vorteil des M.-P.'schen Wb. wird sich darum in dieser Beziehung darauf beschränken müssen,

dass ausländische Verfasser von französischen Wörterbüchern damit in Zukunft eine neue Unterlage für ihre Aussprachebezeichnungen besitzen werden. Auch dem zweiten von G. Paris angegebenen Vorteil des neuen Wb.'s können wir nur mit Einschränkung zustimmen. Es giebt gewiss auch gebildete Franzosen, denen die Aussprache einzelner seltener Wörter nicht erinnerlich ist, und die sich in diesem Falle irgendwo unterrichten müssen; aber schwerlich werden diese dann dazu ein Wb. gebrauchen, das die Wörter nicht an erster Stelle in der gewöhnlichen Orthographie bringt. Um den Zweifel an der Richtigkeit oder besser Gebräuchlichkeit dieser oder jener Aussprache zu lösen, wird niemand, der nicht durch seinen Beruf dazu genötigt ist, erst Elementarphonetik studieren wollen. Einen Nutzen des Werkes für die Wissenschaft sieht G. Paris endlich darin, dass es Wiederspruch hervorrufen und dadurch zu neuen Erkenntnissen führen wird. Selbst dieses bescheidene, negative Lob kann man dem Werke nicht uneingeschränkt gönnen. Denn es ist zweifelhaft, ob der Verfasser Ausspracheangaben zu vielen Erörterungen Anlass geben werden. Sie verzeichnen ja nur, unter Uebergehung kleinerer Lautschattierungen, die Aussprache P. Passy's und Abweichungen der Aussprachen J. Passys, des Fräulein Paul (das, wenn wir recht unterrichtet sind, auch der Familie Passy angehört oder ihr nahe steht), des Fräulein Halter und einiger Nordfranzosen. (S. X.) Da die Kritiker diese Sprachzeugen meist nicht zur Verfügung haben werden, so bleibt ihnen nur übrig, das über ihre Aussprache Behauptete auf Treu und Glauben hinzunehmen, so lange sich in den Aufzeichnungen keine auffälligen Abnormitäten finden. Die Verfasser glauben zwar damit die Aussprache d e r gebildeten Nordfranzosen fixiert zu haben, erkennen aber doch an, dass man auch anders sprechen könne und verfallen also nicht in den unhaltbaren Anspruch, auf Grund ihres Materials eine unter allen Umständen festzuhaltende Normalaussprache zu liefern. Da aber ihre Gewährsmänner den gebildeten Ständen angehören, so ist nichts dagegen einzuwenden, wenn Ausländer das Gebotene nachahmen wollen. Sie sind nur zu ermahnen, das Gelernte nicht als allein giltig anzusehen, bei der Interpretation der Transcription keine Irrungen zu begehen, sich vor Nachahmung der P. Passyschen allzu volkstümlichen Steckenpferde [*stəplę*, (*s'il te plaît*) *sṷi* (*celui*), *pãnã* (*pendant*) etc.; der vulgären *ȩsprȩ* etc. u. ä.: der *psi̯œ* (*monsieur*) fehlt diesmal] zu hüten und ferner darauf zu achten, dass die ohne Erläuterung verzeichneten Aussprachenvarianten meist von besonderen Umständen abhängen, das isolierte Wort im Satzzusammenhang vielfach seinen Lautstand verändert, die verzeichneten Ausspracheweisen also schon darum keine Allgemeingiltigkeit und ausnahmslose Anwendung beanspruchen

können. Es ist auch aus diesen Gründen kaum der Mühe wert, mit den Verfassern über diese und jene Ausspracheangabe ihres Werkes zu diskutieren.

Die verwendete Transcription ist wieder die unglückliche der *Association phonétique* (s. o. S. 176 f.) von der mit Stolz behauptet wird, sie sei bereits für 150 Sprachen und Dialekte angewendet und auf dem Wege universell zu werden. Die angenommene Vorzüglichkeit der Transcription verhindert nicht, dass sie immer wieder, je nach Bedarf, neue Aenderungen, und damit gewöhnlich Verschlechterungen erleidet. Ein tiefes *e* = *ε* vertrug sich mit tiefem *a* = *α*, und man wünschte nur, wenn einmal die unschöne Alphabetmischung eingeführt werde, auch tiefes *o*, *u*, *i*, *ü* mit griechischen Buchstaben bezeichnet zu finden. Das frühere *α* ist aber wieder durch *a* (neben a) ersetzt und damit die unruhige Buntheit des Systems (wenn man von einem solchen überhaupt sprechen kann) vermehrt worden. Neben _ˊ als Zeichen für Tonstärke erscheint _ˋ als Zeichen für weite Artikulation; neben anders bezeichnetem *ñ* ein umgekehrtes *y* für erweichtes *l* u. s. f. Anzuerkennen ist, dass in dem Wb. sog. Halblänge und Länge (durch Punkt u. Doppelpunkt) geschieden sind. Die Anordnung bei der Aufzählung der Wörter ist im allgemeinen zweckmässig; doch wundert man sich, nur beim Adj. (u. Adv.) die Bindeformen angeführt zu finden, und vermisst man eine Aufzählung der Lautformen der regelmässigen und sog. unregelmässigen Verba. Die Vorzüge der Anführung der Adj. unter ihrer Femininform und der Verba unter ihrer Stammform sind nicht ohne weiteres einleuchtend und bedurften einer Rechtfertigung. Der kurze Ueberblick über den französischen Lautstand bietet nur zu wenigen Bemerkungen Veranlassung. Bei der Konsonantentafel (S. 308) sind 1) die plosiven, 2) die nasalen, 3) die lateralen, 4) die gerollten, 5) die spirantischen Konsonanten derselben Gattung untereinander gestellt. Diese Anordnung ist jedenfalls der herkömmlichen (1) plosive, 2) spirantische, 3) laterale, 4) gerollte, 5) nasale Konsonanten) nicht überlegen; nach dem Verschluss folgt am besten die Enge und dann erst die anders gearteten Artikulationsweisen. Auch die neue Bezeichnung von geschlossenen *e*, *o*, *œ* als voyelles mi-fermées, und von offenen *e*, *o*, *œ* als voyelles mi-ouvertes ist keine empfehlenswerte. Halboffen und halbgeschlossen sind bisher mit Recht als identisch betrachtet worden und sind in anderer Verwendung üblich, als der hier gebrauchten. Die Regel: „Pourtant après ou avant consonne soufflée, et surtout avant la fin des mots, elles (d. i. *i̯*, *u̯*, *ü̯*, *ñ*, *n*, *m*, *l*, *r*) sont soufflées" ist selbst in einer so summarisch gehaltenen Phonetik nicht duldbar; höchstens *peuvent être* soufflées oder dgl. Von *l*, *d* heisst es (S. 309) richtig: sont formées „avec la pointe ou la face de la langue et les

gencives ou les dents" ähnlich für *s*, *z*, auf S. 310; denn die in andern französischen Phonetiken zu findende Aussage, dass im Französischen bei diesen Lauten die Zungenspitze durchaus an die Innenfläche der Oberzähne gelehnt werden müsse, entspricht nicht der Wahrheit. Dass alle Nordfranzosen *p*, *t*, *k*, „schneidig" (wie unsere deutschen Schulphonetiker es mit Vorliebe nennen), ohne folgenden Hauch bilden, dürfte auch keine allgemein giltige Wahrheit sein. Schwer verständlich sind ebd. die Bezeichnungen: La nasale bilabiale correspond exactement à *p*, *b*; besser „a la même articulation orale que . . . etc. Unsern vollen Beifall findet das S. 310 über *i̯*, *u̯*, *ü̯* Gesagte, das mit unseren hier geäusserten Ansichten übereinstimmt. Die Ansicht (S. 312), an der die Anhänger des *Mętr fǫnetik* beharrlich festhalten, die Vocale *i*, *u*, *ü* blieben auch in unbetonter Stellung eng (tendues), wird durch die Häufigkeit ihrer Wiederholung nicht richtiger; es wäre auch wunderbar, wenn eine Sprache, die vortonische geschlossene *o*, *a*, *e*, *œ* offen (weit) werden lässt, bei *i*, *u*, *ü* nicht dieselbe Tendenz bethätigen sollte. Es ist nur einzuräumen, dass bei diesen Vocalen sich diese Tendenz noch nicht in gleichem Umfange geltend macht. Bei *ã*, *ẽ*, *õ* (ebd.) liegt natürlich nicht die „Tilde" des spanischen *n* (*ñ*), sondern der alte „Sicilicus" vor, eine Unterscheidung, die merkwürdigerweise den Jungphonetikern allgemein entgeht. Die flüchtigen Quantitätsgesetze (S. 313) sind nicht sehr praktisch; mit einer Regel . . (in den und den Fällen) „la voyelle peut être longue ou brève" ist nicht viel anzustellen. Man sollte nur sichere Längen und Kürzen der Silben anzugeben suchen, alles übrige der Mittelzeitigkeit zuweisen, aus der allenfalls die Halblänge der Verf. (S. 314, B), für die eine bessere Bezeichnung zu wählen wäre, ausgeschieden werden kann.

Das wichtigste Kapitel des Buches hätte der Abschnitt über die Ausspracheschwankungen (im Einzelworte) sein können oder auch sein müssen; es ist im embryonischen Zustande geblieben. Die drei Seiten, mit denen dieser für den Philologen und wissenschaftlichen Orthoepisten interessanteste Teil der heutigen Aussprachelehre abgethan wird, sind von geradezu verblüffender Anspruchs- und Harmlosigkeit. Sowohl die im Wb. verzeichneten, als auch die nicht minder beachtenswerten, darin nicht verzeichneten Aussprachevarianten, die auf diesen Seiten angeführt werden, sind in der That sämtlich vorhanden und übrigens auch sämtlich bereits (mehr oder minder gut) beobachtet worden; aber was man vor allem wissen möchte, ist: in welchem Umfange, unter welchen Bedingungen, seit welcher Zeit und aus welchen Ursachen sind diese Ausspracheweisen vorhanden. Und davon erfährt man nichts oder so gut wie nichts. Nur die lakonischen Bemerkungen: Archaismus, Neologismus

und ein paar unbestimmte Ortsbezeichnungen (Osten, Süden, Norden, Schweiz, Belgien etc.) werden dem Leser auf den Weg gegeben. Aber da unglücklicherweise das, was den Verfassern als Neologismus erscheint, unter Umständen älteren oder ebenso alten Ursprunges und Gebrauches ist, als was sie als Archaismus bezeichnen, da auch ihre allgemeinen Ortsbestimmungen durchaus ungenügend sind, so ist mit diesen Wegweisern nicht viel anzufangen. Die angeblichen Neologismen *ĕksprȩ, pa̧rskə, sillab* (oder soll man *ĕsprȩ, pa̧skə, sila̧b* als Neologismen ansehen?) haben ein ebenso achtenswertes Alter wie etwa die Archaismen *pi̯ĕž, ãkōr* und *œ̃r* (mit geschlossenem *e, o, œ*), die man, vom altfranzösischen Standpunkte aus, ebenfalls als Neologismen bezeichnen könnte. Schwanken hier schon die Begriffe der Worte Neologismus und Archaismus derart, dass man sie gelegentlich für einander setzen kann, so wird die Verwirrung dadurch noch grösser, dass Archaismus manchmal auch gleich Dialekterscheinung gesetzt werden kann. Denn die für den Süden in Anspruch genommenen Archaismen *portə, sivizmə* (mit nicht verstummten auslautenden tonlosen *e*, das übrigens dem nordfranzösischen ə̮ nicht völlig gleicht), *mõnte* (*monter*), *tõmbe* (*tomber*) etc. und *fil̃*(ə) (*fille*), *mul̃e* (*mouiller*) sind nur in bestimmten Gebietsteilen erhalten und werden dort natürlich noch als aktuelle, nicht als veraltete Aussprachеweisen gefühlt. Gerade auf diesem Gebiete thut Belehrung not, hier waren Lorbeeren zu ernten, und ein auf wissenschaftlicher Basis arbeitender Orthoepiker musste durch Anbau dieses Kapitels sich für seine Aufstellungen eine gefestigte Grundlage verschaffen. Aber diese Arbeit war mühevoll, sie verlangte ausgedehnte historische und dialektische Kenntnisse — und die beiden Verfasser wollten offenbar der Wissenschaft nur indirekt dienen, nicht ein gelehrtes, sondern ein Schulreformern oder *maîtres phonétiques* für ihre praktischen Zwecke genehmes Buch schreiben. Legt man diesen Massstab an, dann kann man den Verfassern, die beide philologischer Erziehung zu entbehren scheinen, immerhin bestätigen, dass ihre Veröffentlichung nützlich sein kann, aber keineswegs in dem Umfange, wie sie es in utopischer Ueberschätzung ihrer Arbeit anzunehmen scheinen.

KOSCHWITZ.

Schumann, P. *Französische Lautlehre für Mitteldeutsche, insbesondere für Sachsen.* 2., veränderte Auflage. Leipzig 1896. Teubner 8⁰. 42 S.

Die Brochüre Schumanns hat in dieser *Zeitschrift* (XIX [2], 91) bereits eine Anzeige und in ihr die gebührende Anerkennung ge-

funden. Auch ich selbst hatte bereits bei ihrem ersten Erscheinen Gelegenheit, dem Verfasser meinen Beifall und gleichzeitig die nur in sehr beschränktem Masse erfüllte Hoffnung auszusprechen, dass er für andere deutsche Mundartgebiete Nachfolger finden möge. Wenn ich hier noch einige Bemerkungen zu der neuen Ausgabe beisteuere, so geschieht es ausschlieslich, weil ich mit ihnen der Sache und dem Verfasser nützen möchte, der hoffentlich recht bald in der Lage sein wird, eine dritte Auflage erscheinen zu lassen.

Vorwort. Darin, dass Schumann die Anwendung einer Lautschrift für seine Broschüre ablehnte, stimme ich ihm völlig bei, aber er hätte diesem seinem Grundsatze durchweg treu bleiben sollen. S. 37 ff. wendet er ∾ für velares *n* an. Warum dies ungewöhnliche Zeichen statt des gebräuchlichen (Böhmer'schen) η, das in jeder Druckerei zu finden ist? S. 18 findet man ausserdem a^3, das sich vermeiden liess, und S. 34 ein irrthümliches š. In der sonst durch ihre Einfachheit empfehlenswerten Figur 1 ist der so wichtige Giesskannen- (oder Stell-) Knorpel nicht markiert. — Einleitung. S. 2. Die Norddeutschen sind allerdings vielfach „Zweisprachler" d. h. sprechen hochdeutsch und plattdeutsch, doch sind sie nicht so häufig auch, worauf es hier ankommt, „Zwei-Aus-Sprachler". Auch bei ihnen übertragen sich die Artikulationen ihrer mundartlichen Laute auf das gesprochene Hochdeutsch. Das Verhältnis des Plattdeutschen und des Mitteldeutschen zu dem (nur im Ideal vorhandenen) mundartfreien Hochdeutsch ist so verschieden, dass der vorgenommene Vergleich besser unterbliebe. — S. 3. „Gewohnheitsmässig geübte Bewegungen von Gaumen, Zunge, Lippen" u. s. w. Besser: . . von Lippen, Zunge, Gaumensegel. — S. 4. Wozu das (indirekte) Citat aus Sweet, das nur nachsagt, was Deutsche längst vorher gesagt haben, und das in seinem letzten Teile wohl in England, aber nicht in Deutschland zutrifft? — S. 5 spricht S. von den vorzüglichen Erfolgen, die er mit seinem Verfahren gehabt habe. Ich bezweifle diese Erfolge nicht; aber soll die in der Sturmperiode der Reformer aufgekommene und damals entschuldbare Mode, dass Schulmänner ihre eigenen Erfolge rühmen, nicht wieder erlöschen? Es gilt doch wohl auch für sie der Spruch: das Werk soll den Meister loben. — Die S. 6 f. angeführte Stelle ist nicht in musterhaftem Deutsch geschrieben. Die „kleine erhabene Wölbung" der Alveolen, und der „nach innen hohlgewölbte" harte Gaumen (es handelt sich um eine Wölbung „nach innen", und eine „nach oben"), das „Continuum" von Mund- und Nasenraum, dem zwei „kommunizirende" Hohlräume entsprechen (warum nicht von einem gemeinschaftlichen und mit einander in Verbindung stehenden Hohlräumen sprechen!) werden gewiss nicht jedermann gefallen. — S. 7. Der „unveränderliche" Nasenraum

bleibt doch wohl in Wirklichkeit nicht so ganz unverändert. — In dem letzten Satze des zweiten Abschnitts müssen entweder die Kommata vor und nach „wie die Mundöffnung“ oder das Schlusswort „können“ gestrichen werden. Sonst glaubt man, der Verfasser meine wirklich, die Nasenlöcher könnten (überhaupt) nicht geschlossen werden. — S. 8. „Durch die Stimmritze, welche erweitert und stufenweise . . verengt werden kann“. Es ist wohl besser, „erweitert und“ fortzulassen. — Ebd. und im ganzen ersten (älteren) Teile schreibt der Verfasser „tönende“ und „tonlose“ Konsonanten, in dem neuen Teile (der Lehrprobe) „stimmhafte“ und „stimmlose.“ Da tonlos auch gleich „unbetont“ (von Vokalen) gebraucht wird, und natürlich Einheitlichkeit der Terminologie angestrebt werden muss, ist es vorzuziehen, die letztere Bezeichnungsweise durchweg anzuwenden. — S. 9 2) Die Definition: „Verschliesst man den Mund durch die Zungenspitze und die obere Zahnreihe, so ertönt bei der Lösung des Verschlusses *d* oder *t*“ ist nicht ausreichend. Auch im Französischen findet oft der Verschluss an den Alveolen oder selbst an den Vorderteilen des harten Gaumens statt. — S. 10. Die Beschreibung: „der Stimmton macht sich bei *b* scheinbar als ein vorausgehendes leises *m*, bei *d* als ein ebensolches *n*, bei *g* als ein ebensolches *ng* geltend,“ ist nicht recht glücklich. — S. 13, Z. 10 ist nicht klar ob mit *j* deutsches *j* (engl. *y*) oder französisches *j* (*ž*) gemeint ist. Im letzteren Falle ist es mit *g* (= *ge*, *gi*, *gea*, *geo* d. i. *ž*) zusammenzustellen, wie *c* (= *ç*) mit *s*. Soll nicht auch gesagt werden, dass dem Französischen der Laut *χ* (- i*ch* - Laut) nicht unbekannt ist? — S. 14 u. Die Bezeichnungen weich (= lenis) und scharf (= fortis) würde ich für stimmhaftes und stimmloses *s* nicht mehr gebrauchen, nachdem diese Ausdrücke einmal erklärt sind. — S. 16 sind *digne*, *campagne* schlechte Beispiele für *j* (*y*), da in ihnen eben *ñ* vorliegt. Die Zungenspitze ist bei der *j*-Bildung nicht notwendig gegen die untere Zahnreihe „gepresst“; die folgende Beschreibung des *ñ* ist, in ihrem Schlusse wenigstens, verunglückt. Es folgt dem *n* in *ñ* kein dumpfes *i*; das richtige Verhältnis von *nj* zu *ñ* s. Rousselot, *Modifications* S. 26. — Ebd. Auch dem Verfasser ist gewiss bekannt, dass bei *l* nicht immer beide Zungenränder gesenkt sind, die Luft also nicht immer zu beiden Seiten zwischen Zunge und Zähnen entweicht. — S. 17. Der *n*-Verschluss liegt wieder nicht regelmässig „zwischen Zungenspitze und Zähnen“;[1]) — S. 18 Anm. liest man: „Kurzes *u* wird in der Volkssprache zu *o* vor *r* und *l*: . . *Vulk* statt *Volk*.“ Hier wird doch *o* zu *u*. — S. 20,3. „Zwischen *é* und *ê* liegt das halboffene *e*, welches man erreicht, wenn man

[1]) S. 37 heisst es: „zwischen Zungenrücken und oberer Zahnreihe!“

in der *ä*-Stellung *e* spricht“ ist mir völlig unklar. Der geschilderte Laut, der die Mitte zwischen hohem *e* und sehr tiefem *ê* einnimmt, soll wohl der gewöhnliche offene Laut sein, der mittelzeitig in *reine* und kurz (und dann mit höherem Klange) in *bel, belle* (die häufig ganz gleich gesprochen werden) vorliegt. Das ist aber kein halboffenes *e.* — S. 22. Auch das Französiche hat fallende oder echte Diphthonge (s. meine Gramm. der neufranz. Schriftspr. I, 47), wenn schon die Elementarphonetik sie häufig ignoriert. — Das *a* der Lautverbindung *ụa* (*ộa*) in geschrieb. *oi* neigt S. nach *è* hin. Aber *ụę̣* (*ouè*) war ja der Vorfahr von heutigem *ụa̧*, *ua*. Es muss also altes *e* hier zu hohem und tiefem *a* hin geneigt haben, um den gegenwärtigen Zustand zu erreichen. — Was soll heissen: „*oui* (= *ụi*), dagegen: „*Louis*? Soll man in *Louis* niemals *ụi* sprechen dürfen? — „Er, (der Sachse) hört nicht mit dem Ohre, sondern mit dem Verstande“ ist etwas krass ausgedrückt. Es sollte wohl heissen: „nicht nur mit dem Ohre, sondern auch mit dem Verstande.“ Das thun freilich auch die Nicht-Sachsen. — „Da nun der Sachse schlecht hört, so spricht er auch schlecht.“ Für „schlecht“ wohl besser „ungenau“ und für „spricht“ „spricht . . aus.“ Bei *in Khram* scheint etwas zu fehlen. Soll es nicht heissen *in'n* oder *iñ*? — Was soll Seite 25 Z. 17 Italien? — S. 31. Bei Unterscheidung von *s* und *z* (stimmlosen und stimmhaften *s*), ebenso bei der von *f* und *v* (*w*), *š* und *ž* (französ. geschrieb. *ch* und *j* etc.) dürfte es sich empfehlen, die Schüler die Hand vor den Mund halten zu lassen. Der stärkere Luftstrom bei den stimmlosen Spiranten wird auf der Handfläche deutlich empfunden. — S. 32. Warum als Beispiele die seltenen Worte *riser, Ozier*? — S. 34. Z. 4/5 ist nicht recht verständlich; *sch* und *š* sind doch identisch. Es soll heissen *ž*. — S. 35. In *Thal* und *Tag* liegen wohl für die meisten Deutschen zwei verschiedene *a* vor. — S. 36. Was ist ein „eleganter“ Knall und warum soll die hauchlose Lösung eines Verschlusses „eleganter“ sein als die aspirierte? Das Wort „Eleganz“ gehört überhaupt nicht hierher. — S. 38 u. und S. 39 o. ist die Ausdruckweise nicht recht geschickt. Man kann doch nicht sagen: die französ. Nasenlaute (zu denen auch *m* und *n* gehören) sind Vokale etc. Das Beispiel *un homme*, das man auch *œ̨-n-ọm* oder selbst *ü-n-ọm* lesen kann, ist unvorteilhaft, selbst wenn man die Aussprache *œ̃-n-ọ̧m* im Auge hat, weil in diesem Falle die Nasalierung von *œ̃* sehr schwach ist. Also: *un chien* oder dgl. Der Verfasser widmet zum Schluss dem „Knackgeräusch“ ein neues Kapitel, offenbar durch das Vorbild von Quiehl, *Franz. Aussprache und Sprachfertigkeit*, und Klinghardt, *Artikulations- und Hörübungen*, u. a. angeregt, die ebenfalls diesem Geräusche ihre besondere Aufmerksamkeit zuwandten. Es sei uns vergönnt, dieser

neuen Kultur des Knacklautes die ketzerische Ansicht gegenüberzu stellen, dass man seiner im Schulunterricht nach wie vor völlig entbehren kann. Der „Knacken“ kommt für gewöhnlich nur bei der Flüstersprache zum Gehör, die auf der Schule nicht kultiviert wird. Der wesentliche Unterschied zwischen deutscher und französischer Artikulation besteht in den in Frage kommenden Fällen darin, dass der Franzose bei uns auslautende Konsonanten als Anlaut zu sprechen gewöhnt ist, und dass er auch bei an der Wortgrenze zusammenstossenden Vocalen insofern bindet, als er den Stimmton dabei nicht wie die Deutschen unterbricht.

KOSCHWITZ.

Berg, Sven, *Bidrag till frågan om det attributiva adjektivets plats i modern franska.* [Aus *Från filologiska föreningen i Lund.* Språkliga uppsatser. Lund 1897. E. Malmströms boktryckeri. Seite 105—121].

In dem vorliegenden Aufsatz giebt der Verfasser einen Beitrag zur Stellung des attributiven Adjektivs im Neufranzösischen. Er unterscheidet in seinen Ausführungen zwei Teile. Der erste, ausführlichere trägt die Ueberschrift: „Bedeutung des Adjektivs, wenn es dem Substantiv vorangeht“, der zweite handelt über den Chiasmus.

Nachdem der Verfasser gesagt hat, die bisher aufgestellten Regeln für die Stellung des attributiven Adjektivs im Neufranzösischen könnten vielleicht für den praktischen Gebrauch hinreichend sein, eine wissenschaftliche Lösung der Frage sei bisher aber nicht gefunden worden, wendet er sich zu Gröbers Ausführungen im Grundriss I, 214.

Dort weist Gröber mit Recht darauf hin, man müsse bei der Erklärung syntaktischer Verhältnisse die psychologischen Faktoren, welche die sprachliche Gedankendarstellung bedingen, aufsuchen; dann ergäben sich allgemeine Formeln statt einer Menge äusserlicher Regeln. Diese Ausführungen finden unsers Verfassers Zustimmung, nicht aber die Art, wie Gröber seine Forderung auf die Stellung des attributiven Adjektivs anwendet. Gröber sagt: „Das dem Substantiv vorangestellte Adjektiv attribuiert affektisch, das nachgestellte dagegen enthält eine verstandesgemässe Distinktion.“ Diese Regel, führt Sven Berg aus, finde wohl ihre Bestätigung, wenn sie auf die in den gewöhnlichen Grammatiken aufgeführten Beispiele angewandt werde. Unzweifelhaft sei es, dass in den meisten Fällen das nachgestellte Adjektiv eine Distinktion enthalte; unhaltbar aber sei die Regel, sowie sie auf einen beliebigen französischen Schriftsteller angewandt werde; denn man stosse auf stark affektische Ausdrucksweise, wo das Adjektiv h i n t e r dem Substantiv

stehe. In dem Sardou'schen Stücke „La famille Benoîton" stehe der Ausruf „*Dieu juste! Juste Dieu!*" wo es kaum wahrscheinlich sei, dass im ersten Fall logisch distinguiert werde, der Sprechende dann aber in den Affekt verfalle und das Adjektiv vor das Substantiv stelle. Uebrigens dürfe es kaum psychologisch richtig sein, einen solchen ständigen Wechsel zwischen Affekt und Affektfreiheit anzunehmen, der vorausgesetzt werde, um als Prinzip für die Bestimmung der Stellung des attributiven Adjektivs im Französischen dienen zu können. Wenn ein Affekt entstehe, so könne er sich nicht augenblicklich wieder legen. Wer Michelets Schilderung der Aufhebung des Edikts von Nantes gelesen habe, müsse sich ohne Zweifel des gewaltigen Affekts erinnern, mit dem die Dragonaden in Schauder erregender Weise geschildert werden, und der sich unwillkürlich dem Leser mitteilen müsse. Da könnte man annehmen, dass in dieser Schilderung das Adjektiv gern vor seinem Substantiv stehe. Das sei jedoch nicht der Fall. Nur gegen Schluss der Schilderung erscheine ein Berücksichtigung verdienendes Beispiel: *la brûlante histoire des martyrs.*

Absichtlich sind die Ausführungen des Verfassers in dieser Breite wiedergegeben worden; denn sie zeigen, dass er die Aufstellungen Gröbers nicht begriffen hat. Gröber spricht a. a. O. nur von affektischer und logischer Attribuierung eines Adjektivs zu einem Substantiv, zieht aber nicht in Betracht, wodurch ausserdem in der Rede auf die Empfindung oder das Gemüt gewirkt wird. Wenn die obige auf das Gemüt wirkende Schilderung Michelets fast keine affektische Attribuierung zu einem Substantiv enthielte, so wäre es ein Beweis dafür, dass der Schriftsteller in verstandesmässiger Rede objektiv berichten wollte, ohne seine subjektive Empfindung zum Ausdruck zu bringen; er hielte sein Urteil vollkommen zurück. Und wenn er zum Schluss seiner Ausführungen das Werk des Pastors Léger „la brûlante histoire" nennt, so würde er damit auch nur die Wirkung obiger Geschichte auf seine Empfindung ausdrücken; er spräche nicht von einer Art Geschichte, machte keine logische Distinktion, sondern spräche eine Wertschätzung derselben aus, was durch den Ausdruck „affektische Attribuierung" gesagt ist.

Nun ist aber bekannt, dass Michelet in seiner *Histoire de France*, wie überhaupt in seinen Werken, sehr subjektiv gefärbt schreibt; es wäre demnach wirklich wunderbar, wenn sich gerade in der Schilderung der Dragonaden keine oder doch nur belanglose Beispiele subjektiver Attribuierung vorfänden. Unser Verfasser meint zwar nur ein einziges der Beachtung würdiges gefunden zu haben. Lesen wir die Kapitel XIX-XXIII des XV. Buches (Paris, Librairie Abel Pilon, A. Le Vasseur, successeur éditeur, S. 261—329), die von

den Protestantenverfolgungen handeln mit Aufmerksamkeit und Verständnis durch, so wird uns bald die subjektive Schreibweise Michelets, auch in den vorangestellten attributiven Adjektiven, auffallen; letztere Stellung des Adjektivs nimmt mit der Grauenhaftigkeit des Geschilderten zu, und ziemlich oft erscheinen dann auch Fälle des Chiasmus. Besondere Fälle der Voranstellung des Adjektivs sind: S. 266 *hideuse exécution*, *le violent commis Seigneley*, *très indigne fils de Colbert*; S. 267 *l'humble traité*, *un ferme caractère;* S. 268 *les primitifs casuistes*, *sa monstrueuse grandeur;* S. 270 *altier mépris*; S. 273 *cette désagréable infirmité*; S. 274 *ce sinistre mariage*, *l'entrée du terrible hiver des supplices et des fuites;* S. 281 *la Bible*, *la sombre histoire des fléaux de Dieu;* S. 292 *la complète histoire des héros*, *le funèbre moment*, *le droit chemin du devoir;* S. 294 *de rudes femmes du Rhône*; S. 295 *les saints forçats;* S. 296 *ces chers et précieux témoignages*, *la charmante naïveté du récit*, *l'angélique douceur*, *une énorme voûte circulaire* (dagegen 4 Zeilen weiter des *poutres énormes*); S. 297 *horrible sifflement;* S. 298 *ces furieux danseurs*, *la chétive nourriture*; S. 306 *aux dures et sales maisons des Filles repenties*, *l'atroce discipline*, *la hideuse société*, *d'horrible sous-entendu*, *cette profonde mer*; S. 310 *profondes oubliettes*, *le froid régime*, *un vilain trou*, *un brusque changement*, *ces aigres nonnes*, *rudes béguines*, *les pieuses tendresses*; S. 311 *le mystérieux pavillon;* S. 312 *ces heureuses contradictions*, *un ingénieux sophiste;* S. 313 *sa brillante facilité*, *la vitale question*, *leur sérieuse éducation;* S. 314 *le cher enseignement*, *ses intimes amis*; S. 315 *le charmant jardin*, *de cruels souvenirs*, *le pauvre cœur*; S. 316 *les nobles mariages*, *son jeune sein*, *ces brusques passages*, *la spéciale protection*, *l'agréable uniforme;* S. 317 *un sage mari*, *cet habile homme;* S. 318 *notre orageuse patrie*; S. 319 *la stoïque devise*; S. 320 *de bizarres déguisements*, *la pauvre brebis*, *un pénible voyage*, *en plein hiver*, *un affreux verglas*, *une simple barque;* S. 321 *la plus raide saison*, *le mauvais temps*, *la blanche dune d'Angleterre*, *une mâle pudeur de soldat*, *cette lourde et nombreuse couvée*, *ces pauvres familles*; S. 322 *un beau et terrible récit*, *un cruel accès de goutte*, *d'atroces douleurs;* S. 323 *un pieux mensonge*, *sa courageuse femme*; S. 324 *énorme effort*, *excessive dépense*, *nos braves paysans;* S. 325 *complet bouleversement*, *ces pauvres inconnues*, *ces furieux torrents*, *le cruel hiver;* S. 326 *ses vieux mauvais remparts*, *l'intéressant mémoire*, *ce doux pays*, *son ingénieuse hospitalité*; S. 327 *la plus excellente hospitalité*, *excellents organisateurs*, *de nombreux établissements*, *une noble attention*, *le doux ménage*; S. 328 *cette terrible révolution*, *l'antique église*, *les hauts sommets*, *l'intrépide pasteur*; S. 329 *cette charmante bonté*, *les affreux glaciers*, *une opulente maison*, *la brûlante histoire.* Fälle des Chiasmus in den angegebenen Kapiteln sind: S. 265 *il avait des côtés honnêtes*, *voulait être honnête homme;* S.

282 *l'état habituel et le constant recours*; S. 283 *les résistances courageuses de la libre conscience;* S. 296 *ces chers et précieux témoignages, reliques vénérables des martyrs de la conscience*; S. 299 *ils furent les très cruels persécuteurs des forçats protestants*; S. 310 *les pieuses tendresses de femmes séduisantes;* S. 315 *transplanté de ce sol ingrat dans le charmant jardin des fleurs malades;* S. 319 *le terrible danger d'une séparation éternelle;* S. 329 *son antre est maintenant une opulente maison, un nid chaud; on le sent à son livre, à cette œuvre admirable, la brûlante histoire des martyrs.*

Auch in der oben angeführten Stelle aus Sardou's La famille Benoîton *Dieu juste*! *Juste Dieu*! (Seite 7 der Calman Lévy'schen Ausgabe) liegt der Fehler der Auffassung eben darin, dass unser Verfasser den Ausdruck „affektische Attribuierung" nicht richtig verstanden hat. An der erwähnten Stelle, an der es sich um ein älteres Fräulein handelt, das sich höchst auffallend jugendlich kleidet, in der Hoffnung dadurch leichter noch einen Mann zu finden, sagt Clotilde zu ihr: *Prenez un cerceau, tenez, courez aux Tuileries, tous les jeunes gens vont vous suivre! Vous serez mariée dans huit jours et je n'aurai plus à m'occuper de vous. Dieu juste! Juste Dieu!* Gott wird in einer seiner Eigenschaften als der gerechte (vgl. *Dieu tout-puissant*) angerufen, worauf mit affektischer Attribuierung *Juste Dieu*! heischend hinzugefügt wird, nachdem durch das vorhergehende *Dieu juste* der in der bestimmten Eigenschaft hier angerufene Gott bekannt ist.

Scharfes Gericht hält Sven Berg darauf über Cron, der in seiner Dissertation: „*Die Stellung des attributiven Adjektivs im Altfranzösischen*" die Ansicht Gröbers weiter ausgeführt und ihre Geltung für das Altfranzösische und das Lateinische erwiesen hat. Da unser Verfasser in das Verständnis auch dieser breiteren Ausführungen nicht eingedrungen ist, so sind auch hier seine Einwendungen hinfällig.

Freundlicher geht er dagegen mit dem Niederländer Robert um, der in seinen „*Questions de grammaire et de langue françaises*" über die Stellung des attributiven Adjektivs sich folgendermassen ausdrückt: „Wenn das Adjektiv eine subjektive oder relative Eigenschaft bezeichnet, so steht es vor seinem Substantiv; wenn es eine objektive und absolute Eigenschaft bezeichnet, so steht es nach dem selben." Diese Regel giebt in anderen Worten, nur nicht so genau, ungefähr das wieder, was Gröber, ohne verstanden worden zu sein, deutlicher ausgesprochen hat. Giebt es denn eine subjektive Eigenschaft? Hätte Robert die nichtssagenden Worte „subjektiv und relativ" und „objektiv und absolut" genauer bestimmt, so würde seine Regel sich mit der von Gröber aufgestellten decken. In seinen Ausführungen zu Roberts Regel bemängelt es unser Verfasser, dass *jeune* als eine subjektive, relative Eigenschaft bezeichnet

sei: ein Neunzigjähriger könne seinem sechzigjährigen Sohn das Attribut „jung“ beilegen; nicht dasselbe sei es aber, wenn man zu jemand sage: „Hier ist ein junger Mann, der Sie zu sprechen wünscht“, einen solchen Ausdruck würden ein Neunzigjähriger und ein Zwanzigjähriger auf ungefähr dieselbe Weise wiedergeben. Mit „*jeune*“ werde seiner Ansicht nach objektiv attribuiert. Das ist nicht richtig; denn „*jeune*“ ist ein Schätzungs-, ein Zahlbegriff, der Zahlbegriff ist verschieden von dem Artbegriff, der hinter dem Substantiv seinen Platz hat, folglich steht „*jeune*“ wie das Zahlwort vor dem Substantiv.

Endlich zieht Sven Berg in den Bereich seiner Untersuchung noch des Schweden Carl Svedelius Aufsatz „*Sur la place de l'adjectif qualificatif français auprès du nom*“ (abgedruckt in „*Mélanges de philologie romane, dédiés à C. Wahlund.* Mâcon 1896. S. 75 ff.). Wenn unser Verfasser bei seinen Ausführungen Svedelius drei bezw. vier Fälle oder Gruppen von Adjektiven unterscheiden lässt, so scheint mir dies den Thatsachen nicht zu entsprechen. Denn S. 77 und in der Zusammenfassung S. 92 unterscheidet Svedelius zwei Fälle, indem er sagt: *L'adjectif qualificatif peut remplir deux fonctions, essentiellement différentes, qui sont:* 1) *de fournir au nom* (richtiger *[nom] substantif*) *un complément nécessaire*; 2) *de caractériser le nom d'une certaine manière.* Der letztere Ausdruck ist sehr vage und undeutlich. Was Svedelius damit auszudrücken meint, ersehen wir S. 78, wo es als Erläuterung zu dem zweiten Falle heisst: *Celui qui parle, désire qu'on voie tel objet comme il le voit lui- même*; *il désire que l'objet éveille chez autrui des sentiments analogues aux siens* (vgl. Gröber's *affektische Attribuierung*). Damit würde Svedelius sich Gröber's Auffassung im allgemeinen anschliessen, nur hat er sich nicht mit derselben Klarheit und Bestimmtheit ausgesprochen. Die Ausführungen unseres Verfassers über Svedelius' Ansicht ergeben aber dieses Bild nicht, besonders da er, worauf es doch bei Svedelius anzukommen scheint, von dem „désir d'éveiller chez autrui des sentiments analogues aux siens“ nicht spricht und damit bei dem Leser seines (Sven Berg's) Aufsatzes eine durchaus falsche Meinung hervorruft.

Indem der Verfasser zur Darlegung seiner eigenen Ansicht über die Stellung des attributiven Adjektivs übergeht, meint er zunächst, die bisher aufgestellten Regeln litten an dem gemeinsamen Fehler, dass sie zu eng gefasst seien. Es sei zwar wahr, dass die attributiven Adjektive, die die Empfindung des Redenden im Verhältnis zum Substantivbegriff ausdrücken (siehe Gröber), sehr oft vor dem Substantiv stehen; doch stünden bisweilen wenigstens solche Adjektive auch nach. Als Beispiel hierzu dient das oben bereits angeführte ‚*Dieu juste*‘, das aber von unserem Verfasser unrichtig

aufgefasst ist (s. oben). Richtig sei gleichfalls, dass subjektive Attribute (vgl. Gröbers affektisch attribuierte d. i. subjektiv attribuierte Eigenschaften) vor das Substantiv treten; doch könnten diesen Platz auch objektive Attribute einnehmen. Hierzu wird als Beispiel *le jeune homme* angeführt, das aber ebenfalls unrichtig aufgefasst ist (s. oben). Der Verfasser meint dann weiter, man müsse, um eine Formel zu finden, die eine allgemein giltige Antwort auf die Frage nach der Bedeutung des vorangestellten Adjektivs gebe, sich klar werden, dass in gewissen Fällen ein Adjektiv sowohl vor als hinter dem Substantiv stehen könne, ohne dass die Bedeutung des Ausdrucks sich wesentlich ändere. Die zum Belege dieser Behauptung angeführten Beispiele sind jedoch alle der Art, dass bei der Nachstellung des Adjektivs der Schriftsteller zum Gattungsbegriff einen Artunterschied fügen, also eine Artunterscheidung, eine logische Distinktion geben will (Beispiel: *Ma conversation militaire avec Julie devait avoir des conséquences déplorables* — es giebt beklagenswerte Folgen); in den Beispielen hingegen, wo das Adjektiv dem Substantiv vorangeht, will der Redende seine subjektive Wertschätzung ausdrücken, in solchem Zusammenhang soll und kann das Adjektiv nicht distinguierende Bedeutung haben (Beispiel: *Je vais essayer de me rappeler les termes de cette conversation qui a dû lui donner de moi une si déplorable idée* — für mich, nicht für jedermann). Unser Verfasser räumt indessen ein, dass in den von ihm angeführten Beispielen die Adjektive nicht vollkommen gleichbedeutend seien, wenn sie vor oder hinter dem Substantiv stehen (sehr richtig!); doch sei der Unterschied nicht so gross (sic!), und sicherlich könne dieser Unterschied nicht in den Regeln der oben angeführten Verfasser ausgedrückt liegen (?).

Mit diesen Worten geht Sven Berg zur Darlegung seiner eigenen Auffassung der Stellung des attributiven Adjektivs über. Man denke sich, führt er aus, einen Substantivbegriff z. B. Kirche oder Pferd. Beim Versuche dieses Ding zu denken, werde es nicht gleich zu der begriffsmässig festgestellten, von zufälligen Bestimmungen freigemachten Vorstellung. Der Begriff „Kirche“ trete gewissermassen konkret vor die innere Anschauung und schliesse eine Gesamtheit der Vorstellungen ein, die für das erste, unreflektierte Denken unzertrennlich damit verknüpft seien. Wolle man nun diese Vorstellungen sprachlich ausdrücken, so müsse man ausser dem Worte Kirche adjektivische Attribute anwenden: eine grosse, schöne, alte u. s. w. Kirche. Aber trotz solcher Attribute verbleibe die Vorstellung einheitlich. Eine solche Gesamtvorstellung nenne er eine Einheits- oder Totalvorstellung (zu deutsch Benennung der Gattung, Gattungsname). Vor die Benennung eines solchen Ausdrucks trete im Französischen das Adjektiv. Der Verfasser meint

also, dass im Falle der Voranstellung des Adjektivs der Redende sich nicht die einzelnen den Begriff bildenden Merkmale vergegenwärtige, der Substantivbegriff trete vielmehr als Ganzes, als Einheit in seinem Vorstellen auf.

Bei der Beilegung solcher Attribute, d. h. bei der Voranstellung des Adjektivs, habe der Redende sich aber die eigentliche Beschaffenheit des in Frage stehenden Substantivbegriffs nicht vergegenwärtigt. Diese Vergegenwärtigung erfolge erst entweder durch eine nähere Untersuchung des Substantivbegriffs selbst, indem man sich klar zu machen suche, in welchem Verhältnis die aufgefassten Eigenschaften bei demselben zu einander stehen, oder sie ergebe sich dadurch, dass man den durch das Substantiv bezeichneten Gegenstand mit andern derselben oder verschiedener Art vergleiche. Dadurch gewinne der Ausdruck eine „verstandesmässige Klarheit", zugleich aber gehe die „Einheit in der Allgemeinvorstellung" verloren, man erhalte einen aus verschiedenen Teilen zusammengesetzten Begriff. „Wenn auf diese Weise ein Vergleich zwischen verschiedenartigen Gegenständen oder zwischen verschiedenen Eigenschaften bei demselben Gegenstande stattfinde", so stünde im Französischen das Adjektiv hinter seinem Substantiv. „Durch diesen Vergleich könne man wirklich verstehen, wie beschaffen das Substantiv sei."

Dieser langen Auseinandersetzung Sinn ist in einfachen Worten, dass in dem Beispiel „*un beau cheval*" der Substantivbegriff in seiner Totalität gedacht werde, bei „*un cheval blanc*" dagegen eine Zerlegung des Begriffs in seine Merkmale stattgefunden habe. Es handelt sich hier aber doch nicht darum, den Umfang eines Substantivbegriffs logisch festzustellen, sondern darum, in welchem Sinne zu einem Substantiv ein Adjektiv gesetzt wird. Aus der psychischen Lage des Redenden ist die Frage zu beantworten. In beiden Fällen, in „*un beau cheval*" und „*un cheval blanc*" wird von der Gattung Pferd gesprochen, nur wird im zweiten Falle durch das nachgesetzte Attribut „*blanc*" ein Pferd in die Klasse der mit weisser Farbe behafteten gesetzt, d. h. der Gattungsname wird Artname, man distinguiert verstandesmässig.

Der Verfasser hat also die Aufgabe, die er sich gestellt hat, gar nicht gelöst. Er spricht von Umfang und Modifikation des Substantivbegriffs, wo er die Bedeutung des dem Substantiv vorangestellten Adjektivs *(adjektivets betydelse, när det föregår substantivet)* erörtern wollte; das hat er nicht gethan. Was richtig an seiner Auffassung ist, liegt in der kurzen Fassung Gröbers.

In dem Teile, der über den Chiasmus handelt, polemisiert er gegen die Ansicht Crons bezw. Gröbers, die sagen, dass auch in der Kreuzstellung das Adjektiv immer nur gemäss

seiner Bedeutung als art- beziehungsweise wertbezeichnend stehe, also auch im Chiasmus das wertbezeichnende Adjektiv dem Substantiv nicht nachfolge und das logisch distinguierende ihm nicht vorangehe. Daraus glaubt der Verfasser entnehmen zu müssen, dass für sie der Chiasmus unbeabsichtigt und nur eine sekundäre Erscheinung sei. Das ist von Cron mit keiner Silbe gesagt worden. Gröber wie Cron sind unzweifelhaft der Ansicht, dass die Kreuzstellung als rednerische Figur beabsichtigt ist, wenn es auch m. E. nicht ausgeschlossen ist, dass nicht der Zufall einmal einen unbeabsichtigten Chiasmus aus der Feder fliessen lässt. Die Hauptsache aber ist und bleibt, dass in solchen Fällen die Stellung des Adjektivs an sich dem Sprachgebrauche immer entspricht.

Welches ist nun das Ergebnis obiger Untersuchung? Der Verfasser hatte sich vorgenommen, über die Bedeutung des Adjektivs in seiner attributiven Stellung vor dem Substantiv zu sprechen. Er hat uns aber nur gesagt, wie sich die Logik zum Umfang des Substantivbegriffs verhält, die Frage aber, die er sich gestellt, nicht beantwortet. Dafür hat er sich gestattet, in vorlauter Art über Wohldurchdachtes zu reden, weil er sich nicht die Mühe gegeben hat, die aufgestellten Formeln Gröbers und die weiteren Ausführungen Crons zu verstehen; denn sowohl affektisch attribuierend als auch logisch distinguierend sind ihm ein Rätsel geblieben; er verwechselt beständig **affektisch reden** und **affektisch attribuieren**, und **Begriffsbildung** mit **Artbezeichnung**. Ausserdem hat er beiden Meinungen untergeschoben, die sie an keiner Stelle ausgesprochen haben. Wir glauben demnach, ohne ungerecht zu erscheinen, im vollen Rechte zu sein, wenn wir uns gestatten, die absprechenden Worte über Cron auf ihn selbst anzuwenden und zu sagen: „Jemand, der, ohne selbst eine ordentliche Untersuchung über eine Materie angestellt zu haben, den Stab über alles bricht, was frühere ernste Forscher gesagt haben, verdient keine andere Behandlung (*En person, som, utan att själf ha verkställt ordentliga undersökningar i ämnet, bryter stafven öfver allt, hvad föregående, allvarliga forskare sagt, förtjänar icke mera*).

C. This.

Richard Mentz, *Französisches im mecklenburgisehen Platt und in den Nachbardialekten.* Teil I. Progr. des Realgymnasiums zu Delitzsch. 1897. 4°. 27 S.

Den in den letzten Jahren in Programmbeilagen erschienenen Zusammenstellungen von französischen Lehn- und Fremdwörtern in heutigen deutschen Mundarten[1]) schliesst sich ein alphabetisches

[1]) J. Leithäuser, *Gallicismen in niederländischen Mundarten.* Progr. Barmen. I. 1891 (vgl. die Besprechungen von Leitzmann in dieser *Zs.*

Verzeichnis französischer Wörter im Mecklenburger Dialekt an. Mentz führt in der vorliegenden Abhandlung nur Fremdwörter vor (von *a* bis *k*), die im Schriftdeutschen nicht in derselben Form und Bedeutung vorkommen. Nur gelegentlich werden Fremdwörter aus der älteren Litteratur nachgewiesen. Auf Erörterungen in Bezug auf Zeit und Art der Entlehnung, Bedeutungsinhalt, Lautgestalt der fremden Wörter lässt sich der Verfasser fast nie ein. Den französischen Wörtern des Dialektes werden einfach die Entsprechungen der französischen Schriftsprache zur Seite gestellt. So bietet also diese Arbeit nur Material für die Forschung, und zwar Material, das nicht immer ohne Kritik zu verwerten ist.

ailen (Grannen an den Aehren des Korns) wird aus frz. *aile* abgeleitet — eine ganz unmögliche Zusammenstellung! Weder Form noch Bedeutung von dial. *ailen* und frz. *aile* lassen sich in Einklang bringen; noch weniger kann das von Mentz aus dem Havelland beigebrachte *achln* auf dem frz. Wort beruhen. Es ist vielmehr nichts anderes als nhd. *achel*, ahd. *ahil*, das mit *Aehre* (ahd. *ahir*, *ah*) verwandt ist. — Auch *ess* für *ass* ist kaum französischen Ursprungs, sondern wohl = mhd. *esse*, dem lat. *assis* zu Grunde liegt.

Der Verfasser stellt eine Fortsetzung seiner Untersuchungen in Aussicht. „Eine spätere Arbeit wird sich mit der Frage beschäftigen, auf welchen Sachgebieten der Einfluss der französischen Sprache wirksam gewesen ist, sie soll die Frage nach der Uebernahme systematisch behandeln und auch die weitere Verbreitung der einzelnen Fremdwörter in modernen deutschen Dialekten berücksichtigen."

GIESSEN. WILHELM HORN.

Französisches Real-Lexikon. Unter Mitwirkung von Aymeric-Leipzig, Becker-Elberfeld, Böddeker-Stettin, Boerner-Dresden, Cosack-Bremen, Dickmann-Köln, Engwer-Berlin, Foss-Schöneberg b. Berlin, Gundlach-Weilburg, Huth-

---

14,54, von Nörrenberg in der *deutschen Literaturzeitung* 12, 1689, von Brenner in *Bayerns Mundarten* 1, 448). II. 1894 (vgl. meine Besprechung *Litbl. f. germ. u. rom. Phil.* 18, 302). — Ph. Keiper, *Französische Familiennamen in der Pfalz und Französisches im Pfälzer Volksmund.* Progr. Zweibrücken 1891. 2. Aufl. Kaiserslautern 1891 (vgl. Behaghel *Litbl.* 14,5; Leitzmann in dieser *Zs.* 14,54; Brenner *Bayerns Mundarten* 1,448). — L. Florax, *Französische Elemente in der Volkssprache des nördlichen Roergebietes.* Progr. Viersen. 1893 (vgl. Brenner *Bayerns Ma.* 2, 296). — Ph. Lenz, *Die Fremdwörter des Handschuhsheimer Dialektes* [bei Heidelberg]. Progr. Baden-Baden. I. 1896, S. 14—20 französische Fremdwörter, dazu Nachtrag II. 1897, S. 3 (vgl. meine Besprechung *Litbl.* 18, 302.)

Stettin, Kasten-Hannover, Kluth-Elberfeld, Köcher-Altenburg, Krebs-Oxford, Kressner-Kassel, Krüger-Berlin, Krüger-Brandenburg, Leitritz-Stettin, Mahrenholtz-Dresden, Mann-Leipzig, Peschier-Konstanz, Pfotenhauer-Rostock, Rolfs-Köln, Rossmann-Wiesbaden, Sahlender-Bautzen, Stolze-Elberfeld, Voges-Stettin, Vorberg-Rostock, Werner-Bremerhaven, Wershoven-Tarnowitz, Wirtz-Elberfeld, herausgegeben von **Dr. Clemens Klöpper.** Leipzig, Rengersche Buchhandlung 1897. 1.—5. Lieferung, S. 1—S. 480.

Die zunehmende Vertiefung der philologischen Forschung, wie sie durch die neuere Methodik des Studiums der modernen Sprachen angestrebt wird, macht eine erweiterte Kenntnis der Realien für den Kommentar selbst der bescheidensten Schulausgabe unentbehrlich; um wieviel mehr für jeden Studierenden, der sich nicht mit der elementaren Belehrung eines guten Wörterbuches begnügen kann, und dem nicht immer sofort eine genügende Bibliothek der Quellen zur Verfügung steht, abgesehen davon, dass ihre rechte Benutzung und kritische Wertschätzung oft durch mühsame und zeitraubende Vorstudien erschwert wird. Ein auf Grund kritischer Quellenforschung angelegtes Reallexikon, ausgestattet mit einer möglichst reichhaltigen Auswahl von Realien, aber in compendiöser Fassung, wird daher allerwärts und von allen Neusprachlern mit Freuden begrüsst.

Die Schwierigkeit der Aufgabe wird nicht verkannt: Umfang und Inhalt eines solchen Lexikons sind für die lebende Sprache immer auf Zuwachs anzulegen, und daher viel weiter, als ein ähnliches Werk z. B. für das Griechisch-Lateinische. Die Belehrungen von dem lebenden Volke werden, je mehr sie Zustände und Erscheinungen der Gegenwart betreffen, desto ausführlicher gegeben werden müssen, ohne daneben frühere und früheste Zeiten seines Culturlebens zu kurz kommen zu lassen. Das zu erwartende Lexikon ist daher mit 25—30 Lieferungen zu ungefähr 100 Seiten, im Ganzen also etwa 3000 Seiten gross Lexikon 8°, gewiss nicht zu breit veranschlagt. Das vorliegende erste Heft lässt schon im Allgemeinen erkennen, wie das Ganze durchgeführt werden soll. Es enthält eine ausführliche Zusammenstellung der von der Grenze des römischen Zeitalters bis auf die Gegenwart üblichsten Abkürzungen, unter dem Titel *Abréviations*, (S. 1—18) und den Buchstaben *A* bis *Sainte-Agathe*. (78 S.)

Nach einem kurzen geschichtlichen Ueberblick über die Abkürzungen, an dessen Fusse die zugehörige Litteratur angeführt wird, kommen in 21 Abschnitten die gekürzten Zeichen mit Erklärung zur Darstellung; nämlich: 1. Allgemeine Abkürzungen;

dann abgekürzte Fachausdrücke in 12 Abschnitten. Ihnen folgen (14.) afr. numismatische Zeichen; (15.) die Abkürzungen der römischen Epigraphik, mit zahlreichen Belegen; (16.) die zur Bezeichnung geheiligter Formeln und Ausdrücke; (17.) die auf Inschriften, Manuscripten und Urkunden; (18.) Abkürzungen im internationalen Autographenverkehr; (19.) die im Buchhandel üblichen; (20.) Verschiedenes; (21.) Abkürzungen in der Argotsprache, mit besonderer Quellenangabe. Der Abschnitt „Verschiedenes" enthält die Zifferzeichen für September bis December, die schon im 1. Abschnitt aufgeführt sind, in unnötiger Breite.

Nicht angeführt sind die Abkürzungen, die die Mitarbeiter im Text des Lexikons aus Raumersparnis haben eintreten lassen, und die der Leser ohne Mühe entziffert: ber. = „berühmt" oder „berüchtigt"; v. d. = „von dem, von der, von denen" u. s. w.

Im Wörterbuch erscheinen unter A gute Artikel mannigfachen Inhaltes; bei ausführlicherer Besprechung eines Gegenstandes, mit Angabe der Entlehnung und der den Gegenstand betreffenden Litteratur. Wer also die Quellen befragen will, findet alsbald wünschenswerte Nachweise. Die Artikel *Administration, Cours d'Adultes, Affiches* verdienen wegen ihrer sachlichen Gründlichkeit und Kürze alle Anerkennung. Der Artikel *Abbaye* (10½ S.) macht die Sonderartikel nicht entbehrlich; aber der Nutzen der Uebersicht, die er gewährt, mag seine Länge entschuldigen. Bei den Artikeln *Académiciens* und *Académie*, (S. 44—57) liessen sich vielleicht Vereinfachungen vornehmen, ich meine, durch eine Zweiteilung, nämlich in rein wissenschaftliche und staatlich unterstützte Anstalten und in private und Liebhabervereinigungen. Franqueville, *Le premier siècle de l'Institut de France*, Paris 1895 (J. Rothschild), der wegen der pragmatischen Ueberlieferung des Urkundenmaterials und des Personenstandes der staatlichen Akademieen Berücksichtigung verdient, scheint nicht benutzt zu sein. — Zu *Baguette d'Aaron* ist zu bemerken, dass Aarons Stab Num. 17,8 und Ebr. 9,4 durch ein göttliches Wunder blühend erscheint, und dass sich darauf nicht ohne Wahrscheinlichkeit die Bezeichnung der Wünschelrute als *Baguette d'Aaron* zurückführen lässt.

Warum sind *Accommoder*, *Accord*, *Adonis* mit gewöhnlicher Bedeutung, die in jedem Handwörterbuch zu finden ist, und ohne weitere Erläuterung, aufgeführt?

Unerwähnt soll nicht bleiben, dass neben anzuerkennender Verwertung des Raumes auch unnötige Breite erscheint. So könnten *Acolytat* und *Acolyte* in einen Artikel vereinigt sein; ebenso *Affolez-Affollement — Affolures*; *Advest, Advestre, Advesture*; auch *Affrêtement*, dessen seerechtliche Bedeutung von der kaufmännischen getrennt wird; endlich *Adam de la Halle* und *Le jeu d'Adan.*

Nach alphabetischer Ordnung gehört *Affranchi* hinter *Affouillement*.

Zu Lieferung 2—3 ist zu bemerken:

Es ist nicht zu verkennen, dass die Mitarbeiter eifrig bemüht sind, die Belehrung, die das Lexikon giebt, einem möglichst weiten Leserkreise nutzbar zu machen und Bereicherung an mannigfachem Wissen zu geben. Die vorliegenden Hefte 1—5, die wohl eine Vorstellung der gesamten Physiognomie des Werkes ermöglichen, lassen 2 Arten von Artikeln unterscheiden: 1) solche, die die Kenntnis von Realien unmittelbar der Gegenwart vermitteln; 2) solche, die dem historisch-philologischen Studium dienen wollen.

Zu den ersteren rechnen z. B. die Artikel vom Zeitungs- und Annoncenwesen; ‚Agence Havas‘ u. ä., ‚Annonces‘ und Verwandtes. Hier giebt Klöpper vielfach praktische Belehrung, die frischweg verwertet wird. Referent fand vor einiger Zeit z. B. den Artikel ‚Agence de Renseignements‘ verbotenus in einer vielgelesenen deutschen Zeitung abgedruckt. Ohne grosse Mühe wird, glaub ich, auf diesem und verwandten Gebieten, die Hülfe von Klöppers Reallexikon nachzuweisen sein. Die 2 Artikel ‚Album‘ zählen Encyclopädien, Zeitungen und Zeitschriften dieses Namens in reichlicher Menge auf. Dasselbe ist der Fall bei einer ganzen Reihe von Artikeln über Zeitungen, deren Titel mit ‚Ami . . .‘ beginnt; ausführlich besprochen sind die bekanntesten: (Marat's) ‚Ami du Peuple‘ (S. 234.) und (Royou's) ‚Ami du Roi‘ (S. 236.). Die Verfasser citieren als Quellen ‚Hatin, Histoire du journal; Histoire politique et littéraire de la Presse en France'. — Ebenso ausführlich sind die Beiwerke des Zeitungswesens bedacht: Börse, Ackerbau, Landesprodukte, in Artikeln wie 'Agio, Agiotage; Aloi. — Agriculture, Ecoles nationales d'Agriculture', Colonat agricole, Chimie agricole, Institut national agronomique, mit Fachzeitungen und Statistik; desgleichen 'Alcool, Alcoolisme, Alcoolomètre, Alcooloscopie'. — Ferner wissenschaftliche und gemeinnützige Vereinigungen und Gesellschaften unter den Artikeln ‚Alliance‘, mit besonderen Zeitschriften; ferner ‚Almanach‘ mit ausführlicher Litteratur und Aufzählung von Arten. Auch sind hier zu nennen geschichtliche, geographische und geschichtlich-geographische Artikel, als: ausführliche Schilderung von Städten, Landesteilen, Land- und Wasserstrassen, mit ihren Verwaltungsformen, Verkehrswegen, Erzeugnissen, Handelsbeziehungen und statistischen Nachweisen über dieselben; oft nach Hellwalds trefflichem Werk, vielfach nach besonderen Quellen: so ‚Ain, Aisne, Alençon'; ausführlich 'Alger und Algérie', (S. 168—177); 'Allier, Alpes, (5. Artikel mit Zeitschriften); 'Amiens; Angers und Anjou'. — Rein geschichtliche Artikel sollen ganz besonders sorgfältig nach den Quellen und dem gegenwärtigen Stande der Forschung gegeben

werden. Ich finde s. v. ‚Agnes Sorel' wenig mehr als man bei der Lecture von Schillers ‚Jungfrau von Orléans' kennen zu lernen pflegt. Auch der Artikel ‚Albigeois' hätte grössere Ausführlichkeit verdient. Dagegen finde ich brauchbare, kurze Belehrung z. B. in den Artikeln ‚Invasion des Allemands', ‚Alsace'. — Auch die Beiwerke der allgemeinen Geschichte und der Geographie, Regierungsformen, politische Beamte und Parteien, Landesregierung, verwaltungsstatistische Nachweise über staatliche Institutionen, wie Schulen, Krankenhäuser, Gefängnisse; ferner: Sitten und Gebräuche der Gesellschaft oder einzelner Stände, kommen zu ihrem Recht; z. B. in den Artikeln: 'Agent diplomatique, Ambassade und Ambassadeur, (S. 217 — 23, Litteratur S. 220); Anarchie, Ancien Régime; les Allemanistes. — Aliénés, (Behandlung der Irrsinnigen,) nach Block's Verwaltungswerk; Alimentation des Détenus, nach Haussonville; Alimentation en eaux potables, (die wichtige Frage des Trinkwassers). — Allemagne, (Nachweis der deutschen Zeitschriften, die sich mit Frankreichs Kultur beschäftigen;) Ecoles allemandes en France; Allemands en France et à Paris. — Amphithéâtres; Ampulla Remensis. — Amour und Amoureux; Jour de l'an; Ane, Animaux; Allumettes; Jeu des allumettes; Enfilons aiguille', (Kinderspiel), u. s. w. Auffällig gut ist hier die vornehmlich nach Souvestre und Hersart de la Ville marqué geschilderte Bretagne weggekommen, mit ausführlicher Erzählung von Gebräuchen, Sagen, Balladen, namentlich aus dem Barzaz-Breiz, in den Artikeln: 'Ahès, Aiguille ailée, Pierre à aiguiser, Aire neuve, Mauvais air, Allumer la paille, Ajournement du mauvais esprit, les morts ajournés, Alain, Ame'. — Unter ‚Airée' auch ein provenzalisches Märchen. — 'Anglais' und Verwandtes, 8 Artikel, geben eine ausführliche Zusammenstellung englischen Einflusses auf Sprache, Sitten, Gewohnheiten der Gegenwart, (S. 267—75.). Endlich Sachliches zur Grammatik und Rhetorik findet sich s. vv. 'Allégorie, Alléluia, Anagramme', wenn man sie nicht anders klassifizieren will.

Die zweite Art von Artikeln setzt keine Kenntnis des Afr. voraus, auch nicht des Provenzalischen, wenig Latein, fast kein Griechisch. Sie giebt also auch dem Anfänger mühelose Belehrung. Wie die bretonischen Citate französisch gegeben sind, so ist auch hier das Afr. gemieden worden. Das veranlasst mich zu der Bemerkung, die für die Qualität des Werkes im ganzen entscheidend wird, wie sie sich aus dem Studium der unter der ersten Art aufgeführten Artikel ergiebt: es ist als Hülfsmittel vornehmlich für den praktischen Gebrauch der Gegenwart bestimmt. Die Realien der Gegenwart sind reichlicher behandelt als die älteren, erstere freilich zum Teil mit historischer Entwickelung, so dass der Anfänger manche nützliche Belehrung als Untergrund für zukünftige, gründlichere Studien der Vergangenheit gewinnen kann. Aber ein Hülfs-

mittel für diese letzteren scheint es mir nicht zu werden. Ich finde auch hier geschichtliche, geographische, rechtsgeschichtliche Erklärungen. Der Code Napoléon und die Pandectes françaises sind viel citiert, auch in brauchbaren Artikeln. Doch vermisse ich für die ältere Geschichte, namentlich z. B. seit der Berührung der Gallier mit römischer Kultur, genauere Nachweise und Quellencitate, sowie eine kritische Durchdringung des Stoffes. Artikel wie ‚Agnel' über afr. Geld, ‚Alleux‘ über Allodialbesitz, sprachlich und geschichtlich, ‚Allobroges‘, geschichtlich und geographisch, sind schätzbar; doch die blosse Angabe kleiner und kleinster Völker aus Caesar, ohne weitere belehrende Zusätze, sogar ohne Citat der Stelle, wo sie erscheinen, halte ich für entbehrlich; denn der leicht Jedem zugängliche Index einer der vielen Caesarausgaben bietet dieselbe Belehrung und sogar Citate. Ebenso entbehrlich ist die blosse Aufzählung afr. Familiennamen oder geographischer Bezeichnungen aus der Heldendichtung oder Prosawerken, wenn nichts weiter berichtet wird, als was die alten Texte selbst an irgend welcher Stelle sagen. Auch erwähne ich hier, obgleich es nicht streng zur Sache gehört, Citate, wie ‚Saint-Agil‘ und ‚Amanvillers‘ aus dem Deutschen Generalstabswerk 1870—71, die auch nur das enthalten, was der Leser ohne Reallexikon erfährt; wer die Geschichte im Zusammenhang liest, braucht diese Belehrung nicht, höchstens eine gute Karte. — Aus der afr. Dichtung finde ich zahlreiche Inhaltsangaben, so unter ‚Aimeri de Narbonne‘, ‚Alexander in der afr. Litteratur‘; ‚Aliscans‘, (Wilh. v. Aquitanien); ‚Amadis de Gaule; Amaury, (Huon); Ameline; Amis et Amiles‘; die Angaben vornehmlich nach Léon Gautier ‚Les épopées françaises‘.

Noch einige Bemerkungen über die Form der Artikel. Ueberflüssig sind Angaben, wie ‘Air = Arie’; ‘Aiguillat = Dornhai’; ‘Aiguail = Morgenthau’; sie finden sich so, ohne weitere Belehrung, schon in den gebräuchlichsten Wörterbüchern. Die ausführliche Sacherklärung, z. B. die Interpretation der Rechtsbegriffe ‚Aliénation‘, ‚Alluvion‘ ist brauchbar; aber die einfache Worterklärung, z. B. in ‚Allotissement‘, giebt wieder nur das, was schon im Wörterbuch zu finden ist. Die 3 Artikel ‚Allotement‘, ‚Allotissement‘ und ‚Allotissement temporaire‘ könnten ohne Schaden in einen zusammengezogen sein. Ebenso ‚Aigage, Aiguage, Aiguerie’. — Die Artikel ‚Aix‘ und Zusammensetzungen müssen mit Recht getrennt bleiben, weil sie sehr verschiedenen Ursprung haben; aber dieselben über ‚Aide‘ könnten kürzer und übersichtlich zusammengefasst werden, namentlich die Substantivzusammensetzungen, die eine Menge überflüssiger Hinweise auf andere Artikel enthalten. Eine passende Zusammenfassung beobachte ich z. B. an ‚Aiguillette‘, nur dass die einzelnen Abschnitte durch passenden Fettdruck geschieden und kenntlich gemacht werden

müssten. — Warum in einem besonderen Artikel ,Ajour', gesagt vom ,Buchhalter, der seine Bücher bis auf den laufenden Tag in Ordnung hat', aufgeführt wird, ist nicht ersichtlich; es gehört ins Wörterbuch unter ,jour', wenn man es nicht, wegen der äussern Aehnlichkeit, zu ,percé à jour', und ,il est tout à jour', die das Dictionnaire de l'Academie zusammenstellt, hinzufügen will.

Zu Lieferung 4 und 5 ist zu bemerken:

Die hinsichtlich der Beschaffenheit des Ganzen bei Lieferung 2/3 gemachten Beobachtungen wiederholen sich hier: die Belehrung die die Artikel geben, beschränkt sich im Wesentlichen auf Realien der Gegenwart, die linguistischen Nachweise setzen weder eine wissenschaftliche Vorbildung bei der Benutzung des Buches voraus noch vermitteln sie eine solche. Ihrem Inhalte nach sind es die schon in den vorangehenden Heften eingeführten Gebiete des Culturlebens, über deren Institutionen uns, manchmal recht eingehend, berichtet wird, was ausdrücklich anerkannt werden soll. Ja, mir will es scheinen, als wäre in manchen Artikeln nicht des Guten zuviel, aber sicher ein Uebriges bei der Belehrung geschehen. So finde ich unter 'Certificat d'Aptitude' auf ziemlich 8 Spalten Nachweise über eine ganze Reihe von Lehrplänen mit bestimmten Lehrzielen und dazu gehöriger Prüfungsordnung. Gewiss eine dankenswerte Zusammenstellung, aber zu ausfürlich für den Gesichtspunkt eines Nachschlagebuches mit allgemeiner Belehrung, und nicht ausführlich genug, um dem, der sich über diese Anforderungen erschöpfend unterrichten will, völlig zu genügen. Dasselbe ist von ,Architecture Française' zu sagen, die auf 18 Spalten mit reichen Litteraturnachweisen behandelt wird. Aber ich bezweifle, dass, wer sich eingehender über Architektur belehren will, zum Reallexikon greifen wird. Hier wird ein Bilderatlas mit besonderem Text, also ein besonderes Lehrbuch, unentbehrlich sein. — Und nun gar die Armee und die Waffenlehre! Die Artikel ,Armée' und ,Armes' geben, ersterer auf 26 Spalten, 1) Organisation, 2) Ecoles, 3) Historique, 4) Argot, 5) Journaux, der letztere auf fast 20 Spalten in 2 Hauptabschnitten: 1) Wappen, 2) Waffen, eine sehr fleissig zusammengetragene Belehrung mit reichen geschichtlichen Nachweisen bis auf die Gegenwart. Aber da beide Gegenstände betreffen, die einem steten Wechsel unterliegen, sind die heut über den gegenwärtigen Zustand gegebenen Notizen morgen schon nicht mehr richtig, in kurzer Zeit ist vielleicht die ganze mühevolle Aufstellung wertlos oder behält nur noch ein historisches Interesse und ist dann zu ausführlich. Also kürzen! Ausserdem werden, bei eingehenderem Studium, hier ebenso wenig wie bei der Architektur, Abbildungen mit Text zu umgehen sein. Oder man müsste, wie die aufgezählten Fälle vielleicht nahe legen, in der Ausführ-

lichkeit noch einen Schritt weiter gehen und, wie in Conversationslexicis, den noch ausführlicheren Artikeln dieser Art Abbildungstafeln beigeben, was wegen der Möglichkeit der oben angedeuteten plötzlichen Entwertung vielleicht ausgeschlossen scheint. — Fleissig sind auch die Artikel: ‚Associations‘, auf 16 Spalten 10 Abschnitte, von denen der letzte einen wertvollen Ueberblick über die Entwickelung des Vereinswesens seit 1789 bis zu seiner gegenwärtigen gesetzlichen Regelung vom 22. XII. 1888, enthält; ferner ‚Archives‘ mit 8 Spalten, ‚Arts‘ mit 7, ‚Assemblée‘ mit 6; die ‚Archives‘ besprechen in 10 Abschnitten die öffentlichen Sammlungen und geben in einem 11. noch eine Uebersicht von Zeitungen und Zeitschriften die den Titel ‘A.’ führen; bei jedem Abschnitt die zugehörige Litteratur. — Die ‚Arts‘ geben eine Zusammenstellung aus Kunst, Gewerbe, Handel, Industrie, Litteratur, Zeitungswesen, Schulwesen, (namentlich Handfertigkeitsunterricht nach Vuibert, ‘Annuaire de la jeunesse’); endlich Einzelheiten. — Der Artikel ‚Assemblée‘ berichtet von 7 verschiedenen Arten von Versammlungen und zwar: politischen, religiösen, richterlichen, akademischen, journalistischen, (Aufzählung nur von Zeitungen, die im Titel ‚Assemblée‘ führen), militärischen und colonialen; die Nachweise vornehmlich nach Hatin, ‘Histoire du Journal en France’, und Challamel, ‘Les clubs contre-révolutionnaires’. — Eine sorgfältige antiquarische Studie und Zusammenstellung numismatischer Berichte von der Zeit der griechischen Cultur in Gallien bis auf die Gegenwart enthält in 10 Spalten der Artikel ‚Argent‘, vornehmlich nach Chevalier, ‘La Monnaie’, Ch. Robert, ‘Monnaies Gauloises’; De la Saussaye, ‘Numismatique de la Gaule Narbonnaise’.

Gut sind ferner eine ganze Reihe kürzerer geschichtlich-geographischer Artikel, neben denen ein längerer ‚Antilles Françaises‘, enthaltend Geographie, Geschichte, Verwaltung, Bevölkerung, Städte, Produkte, Handel und Verkehr dieser Inseln, sorgfältig bearbeitet, nicht übergangen werden soll, so wie die ausführliche Beschreibung von ‚Avignon‘, die diese merkwürdige Stadt sicher verdient. Von den kürzeren nenne ich z. B. ‚Arras‘. Hier darf nicht verschwiegen werden, dass sich auch in diesen Heften eine ganze Reihe entbehrlichster Notizen befinden, die Raum verbrauchen, ohne zu nützen! Dazu rechne ich Orts-, Familien- und Völkernamen, die ohne weitere Bedeutung für irgend eine Begebenheit der Welt- oder Kulturgeschichte aus ihrer Vergessenheit gerissen werden, und von denen wir absolut nichts weiter wissen noch erfahren, als dass sie an irgend einer Stelle einmal vorkommen. Gewiss ist an sich nichts Derartiges unbedeutend, auch nicht die geringste Notiz; aber sie gehört in ein Kollektaneum, nicht in ein Reallexikon, wenigstens nicht eher, als bis etwas Nutzbares darüber mitgeteilt werden kann.

Dazu gehören antike gallische Völkernamen, die man ohne Schwierigkeit in den Sonderverzeichnissen der Schriftsteller finden kann; ferner verschollene oder immer unbekannt gebliebene kleine und kleinste Flecken, Dörfer, Klöster, und mit ihnen verknüpfte Personen- und Familiennamen, zu denen nichts weiter hinzugefügt ist, sogar nicht einmal die Stelle, wo der Sammler sie gelesen hat. In ‚Les Antiques‘ ist wenigstens noch archäologisch Merkwürdiges zu verzeichnen’ und die Stelle aus Mistral, Miréio, zugefügt, aus der der Verfasser des Artikels schöpfte; aber was nützen Artikel wie ‚Anselme‘, ‚Les Apôtres‘, ‚Arzillières‘, und viele ähnliche! Gefechtsberichte aus dem Generalstabswerk 1870—71 müssen eine ganze Reihe von Artikeln versorgen, z. B. ‚Arbois, Les Arches, Arcey, Artenay, Moulin d’Anvillers, Baccarat, Baccon, Bagneux, Baigneaux‘. — Zu den wertlosen Artikeln zähle ich auch Wort- oder Sacherklärungen mit einfach vocabelmässiger Angabe, ohne erklärenden Zusatz; sie gehören ins Wörterbuch und sind da meistens schon zu finden. So halte ich ‚Appui, Appuyer, Approbateur, Apprêteur, Aplet, Appli, Apport de pièces’ für entbehrlich, auch ‚Appartis‘ in der vorliegenden Gestalt, und viele andere.

Stoffe der älteren Heldendichtung, sowie mundartliche Dichtungen erscheinen nur im Auszug aus Gautier, ‘Ep. Frç.’ aus Souvestre und Villemarqué für das Bretonische. Bemerkenswert sind Artikel wie ‚Arthur, Armoire, Arzonnais, Armor, Armorique,‘ weil sie auch die Bedeutung der bretonischen Namen erklären.

Von Artikeln welt-, sitten- und kulturgeschichtlichen Inhalts ist fast nur Gutes zu berichten; hier ist die Auswahl guter Quellen offenbar leichter, ihre Verwertung nicht mit Schwierigkeiten verknüpft. Eine Reihe kürzerer Artikel belehrt über eine Menge regelmässig erscheinender oder periodischer Druckschriften, bei denen namentlich die Litteratur seit 1789 und von dieser wieder die Revolutionslitteratur am besten weg kommt. Dann sind zu erwähnen rein geschichtliche Artikel, soweit ich beurteilen kann, für jedes Jahrhundert der neueren und neuesten Geschichte sorgfältig und nach den Quellen gegeben. Endlich sind Artikel vorhanden über wichtige Erscheinungen des modernen Culturlebens, mit ausführlicher Entwickelungsgeschichte bis zum gegenwärtigen Stande. Die Revolutionslitteratur ist meist gegeben nach Hatin ‚Bibliographie de la presse périodique frçse.‘ Von den geschichtlichen Artikeln mag erwähnt werden ‚Antoine Arnaud‘, von culturgeschichtlichen ‚Antialcoolisme, Antiquaires de Paris‘, ebenso ‚Société des A—‘; ‚Antrustiones, Arausio‘; ‚Arbalète‘; ‚Arc de Triomphe‘; ‚Asile‘, sehr ausführlich in sehr verschiedenen Beziehungen; ‚Article‘ ausführlich in 3 Abschnitten; ebenso ‚Appel‘; ‚Assignat‘ nach Duruy und Taine; ‚Assurance, Atelier, Aveugles‘ nach Block,

‚Apprentissage, Ecoles d'Application' nach Vuibert; ‚Baccalauréat', sehr ausführlich, mit reichlicher Quellenlitteratur.

Für Recht, Rechtsgeschichte, Gerichtsverfahren sind meistens die Pand. Frç. und der Code Napoléon benutzt worden. Ausführlich sind die Artikel: ‚Avocat, Avoué, Assises'; dazu ‚Audience, Auditeur, Assistance judiciaire, Assistance publique' nach Biran, ‚Principes de l'ass. publ. en France.' Sehr ausführlich, nämlich in nicht weniger als 30 Abschnitten, wird ‚Bail' behandelt. Auch erb- und kirchenrechtliche Beziehungen werden gelegentlich erörtert, unter ‚Apanage, Antichrèse, Anticipation, Approbation, Appropriances.' — ‚Archidiacre' nach Théry, 'Histoire de l'Education en France'; ‚Armateur', wie die meisten andern Artikel dieser Art, nach den Pand. Frç.

Was die Oekonomie des Stoffes betrifft, so muss ich nach reiflicher Uebersicht über den Inhalt der vorhandenen Hefte bekunden, dass mir keines der in Betracht zu ziehenden Gebiete zu auffällig auf Kosten der andern bevorzugt, andererseits auch keines zu Gunsten anderer zu stiefmütterlich behandelt zu sein scheint. Durch die alphabetische Anordnung mag es bedingt sein, dass in dem bis jetzt veröffentlichten Teile des Werkes rein litterarische und geographisch-geschichtliche Artikel überwiegen. Das Plus wird unter andere Anfangsbuchstaben wahrscheinlich nach anderen Richtungen gravitieren.

Hinsichtlich der Aufstellung eigner Artikel muss ich wiederholen, was oben schon angedeutet: durch vereinfachende Subsumtion ist grössere Kürze und Raumersparnis zu erzielen. Warum ist z. B. ‚Repas de St. Antoine' = ‚Wasser und Brot' von dem Artikel ‚Saint-Antoine' getrennt? Hinwiederum sind Hinweise von einem Teilbegriff nach seinem Hauptbegriff unerlässlich. Ich würde also z. B. bei ‚Balastre' nicht schreiben, wie hier in besonderen Artikel geschehen, ‚Zweig des Hauses Aumale', sondern ‚s. Aumale', weil die ohne Zusammenhang gegebene Note wertlos ist; unter ‚Aumale' aber müssten Geschlecht und Seitenlinien vollständig aufgeführt sein, was hier freilich nicht der Fall ist. Auch selbst wenn die kurzen Noten Richtiges enthalten, entbehren sie der übersichtlichen Klarheit, die nur eine Besprechung im Zusammenhang geben kann. So lese ich unter ‚Apollon' 2: ‚früher: Kurzer Schlaf- und Hausrock'. Die Note bekommt erst Wert in einem aufzählenden Vergleich mit anderen Kleidungsstücken. Ein solcher ausführlicher Artikel müsste aufgestellt und auf ihn verwiesen werden.

Im deutschen Ausdruck der Artikel vermisse ich öfter die nötige Sorgfalt. Anzuerkennen ist, dass man sich im allgemeinen der Kürze befleissigt, in der freilich die eingeführten Abkürzungen gewisser Wörter das Verständnis erschweren; doch sind mir hier eigentlich

bedenkliche Fälle nicht begegnet. Dagegen dürfte es sich empfehlen, z. B. den Artikel ‚Aperçus Littéraires' zu verdeutschen oder, da er offenbar französisch geschrieben war, ursprachlich abzudrucken. Und warum nicht? Werden doch lateinische Citate massenhaft wörtlich abgedruckt. Auch die Stelle aus dem Figaro unter ‚Antony' hätte französisch bleiben können. In demselben Artikel ist ‚Sie widerstand mir' kein Deutsch. Gemeint ist: ‚Sie leistete mir Widerstand.'

Ohne die Bemerkungen unnütz auszudehnen, notiere ich noch, dass Wiederholungen, wie sie die Artikel ‚Baigneurs' und ‚Bains' bringen, zu meiden sind.

Schliesslich bekenne ich gern, dass die Sammlung und Vergleichung mancher Quellen, die die Verfasser bei der Fertigstellung des bedeutenderen Teiles ihrer Arbeit benutzt haben, mir ihre fleissige Umschau auf mannigfachen Gebieten beweisen, sowie eine verständnisvolle Benutzung einer reichen Litteratur.

CHARLOTTENBURG. GEORGE CAREL.

Banner, Max. *Pädagogische Aphorismen und Aufsätze.* Leipzig und Frankfurt a. M. (Kesselring'sche Hofbuchhandlung [F. v. Mayer]) v. J. (1897). 116 SS. kl. 8.

Der Verfasser des vorliegenden Büchleins führt eine gewandte Feder: rasch ist sie ihm über das Papier dahingeglitten, und ein schlank gebauter Satz nach dem anderen ist ihr entflossen. Die Schreibweise des Verfassers verdient alles Lob, sie ist die Schreibweise eines Mannes, welcher begeistert ist für die Sache, die er verficht, und dem eben diese Begeisterung natürliche Beredtsamkeit verleiht. Der Leser wird unwillkürlich gefesselt durch die innere Wärme, mit welcher der Verfasser seine Anschauungen vertritt, und lässt es sich gern gefallen. wenn der Verfasser an so mancher Stelle gar zu heissblütig vorgeht und ein Pathos entfaltet, zu welchem begründeter Anlass nicht vorlag. Der Verfasser hat aus seinem Herzen herausgeschrieben, und eben deswegen kann er auch Herzen für sich gewinnen, freilich nur so lange, als die nüchterne Vernunft nicht dazwischen tritt, um die dem Gefühle entquollenen Sätze auf ihren sachlichen Inhalt hin zu prüfen. Dann allerdings wird der Zauber zerstört, und ungern gewahrt man, dass der Verfasser das zündende Pulver seiner Worte zumeist im Kampfe gegen Windmühlen verschwendet hat.

Der erste Aufsatz ist eine feurige Lobpreisung der „neuen" Methode des französischen Unterrichts. Nach des Verfassers Anschauung hat erst diese „neue", auf Gewinnung der Sprechfertigkeit und guter Aussprache gerichtete Methode den französischen Unter-

richt belebt und vergeistigt, würdigen Inhalt ihm gegeben und hohe Ziele ihm gesteckt. Die „neue" Methode ist eine Erlösung gewesen, Heil und Segen hat sie gebracht, denn nun giebt es „kein stumpfsinniges Hinbrüten, kein gedankenloses Träumen, kein mechanisches Herplappern von Formen, kein mühseliges Aneinanderreihen von Worten mehr." Das klingt ja wunderschön —, ob es aber auch wahr ist?

Es kommt mir hier nicht in den Sinn, die „neue" Methode bekämpfen zu wollen; auf eine Prüfung ihres inneren Wertes will ich mich hier überhaupt gar nicht einlassen, ich will mich mit einigen Bemerkungen über die Zweckmässigkeit ihrer Anwendung im Gymnasialunterrichte begnügen. Ich stelle mich dabei auf einen Standpunkt, den der Verfasser gewiss gutheissen wird: der Spruch „non scholae, sed vitae discimus" soll mir massgebend sein.

Auch die „neue" Methode entlastet Lehrer und Lernende nicht von Arbeit und Mühe, sie erheischt vielmehr von beiden eine sehr erhebliche Kraftanstrengung, wenn die erstrebten Ziele des Unterrichts — Aneignung der Sprechfertigkeit und der „guten" Aussprache — erreicht werden sollen.

Ist es nun zweckmässig, im Gymnasialunterrichte — eben nur von ihm soll hier die Rede sein — eine solche erhebliche Kraftanstrengung gerade dem Französischen zuzuwenden?

Ich kann das nicht glauben.

Der Verfasser wird gewiss mit mir einverstanden sein, wenn ich von der Voraussetzung ausgehe, dass auf dem Gymnasium die Sprechfertigkeit nur in einer lebenden Sprache erstrebt werden kann. Mehr zu wollen, das hiesse die durchschnittliche Leistungsfähigkeit der Schüler noch überschätzen. Kein verständiger Schulmann wird dieses Fehlers sich schuldig machen.

Wenn dem aber so ist, dann muss gefragt werden, welche lebende Sprache soll Gegenstand des auf Gewinn der Sprechfertigkeit gerichteten Gymnasialunterrichtes sein?

Vom Standpunkte praktischer Erwägung aus — und dieser kann hier allein in Betracht kommen — ist selbstverständlich zu antworten: diejenige moderne Kultursprache, welche am weitesten verbreitet ist und folglich für den internationalen Verkehr die grösste Bedeutung besitzt.

Diese Sprache aber ist, wie männiglich bekannt, nicht die französische, sondern die englische. Wer das Französische beherrscht, kann sich mit etwa dreissig Millionen Menschen verständigen, wer des Englischen mächtig ist dagegen mit etwa hundert Millionen. Welcher Unterschied!

Es heisst also recht unpraktisch handeln, wenn man die Schüler des Gymnasiums die Sprechfertigkeit im Französischen,

nicht aber im Englischen erwerben lassen will. Gar mancher frühere Gymnasiast empfindet im praktischen Leben die Folgen dieser Verkehrtheit recht bitter.

Die im Vergleich zu dem Englischen bevorzugte Stellung, welche das Französische im Gymnasialunterrichte einnimmt, entspricht den gegenwärtigen Kulturverhältnissen nicht mehr; sie ist ein Erbteil aus einer Vergangenheit, für welche die Verhältnisse wesentlich anders lagen. Es muss Wandel geschaffen werden zu Gunsten des Englischen. Man verstehe mich jedoch nicht falsch! Ich beantrage nicht etwa die Abschaffung des französischen Unterrichtes. Das sei ferne! Was ich fordere, ist, dass auf dem Gymnasium Französisch und Englisch gelehrt werde und dass, wenn in einer der beiden Sprachen Sprechfertigkeit das Unterrichtsziel sein soll, das Englische diese Sprache sei.

Ist nun aber die Sprechfertigkeit — sei es im Englischen oder im Französischen — ein für das Gymnasium würdiges und berechtigtes Unterrichtsziel? Ganz gewiss, und zwar keineswegs nur wegen des praktischen Nutzens, den der Besitz der Sprechfertigkeit gewähren kann, sondern und namentlich auch wegen der geistigen Schulung, welche aus dem Streben nach praktischer Beherrschung einer Sprache sich ergiebt. Früher, als man auf dem Gymnasium noch Latein sprach, fand man diese Schulung im Latein; jetzt, wo — sehr zum Schaden der geistigen Durchbildung — das Lateinsprechen nicht mehr beliebt wird, muss man, wenn es möglich ist, Ersatz in einer lebenden Sprache suchen. Ich sage: „wenn es möglich ist“, denn ich glaube, dass es meist nicht möglich ist, und dann sollte man lieber darauf verzichten, als Kraft und Zeit in dem Streben nach dem Unmöglichen vergeuden. Mit einigen Worten werde dies erläutert.

Der auf Erreichung der Sprechfertigkeit und Aneignung einer „guten“ Aussprache hinstrebende Unterricht sei es nun im Französischen oder im Englischen oder in sonst welcher lebenden Sprache kann Erfolg nur dann haben, wenn er von einem die betr. Sprache praktisch in jeder Beziehung voll beherrschenden und pädagogisch besonders begabten Lehrer erteilt wird. Das ist ja selbstverständlich. Wie viele solcher Lehrer giebt es aber? Bis jetzt nur verhältnismässig sehr wenige. Ihre Anzahl wird gewiss sich etwas steigern, wenn den Kandidaten der Neuphilologie der ihnen so notwendige Aufenthalt im Auslande mehr noch, als es bis jetzt geschieht, durch Staatsbeihilfe erleichtert werden wird, und wenn die Schulbehörden recht nachdrücklich die jüngeren Lehrer der neueren Sprachen zur Beteiligung an Ferienkursen und ähnlichen Einrichtungen veranlassen werden. Aber sehr gross wird die Zahl der zu erfolgreichem Sprechunterrichte voll befähigten Lehrer nie werden, jedenfalls nie

so gross, dass an jedem Gymnasium solcher Unterricht erteilt werden könnte. Die entgegenstehenden Hindernisse sind zu erheblich. Es genüge daran zu erinnern, dass die Studierenden, die Kandidaten und die Lehrer der neueren Sprachen keine Kinder mehr sind, deren geschmeidige Sprachwerkzeuge fremden Lauten sich leicht anzubequemen vermögen, sondern dass sie mehr oder weniger voll entwickelte Männer sind, deren gefestigte Sprachorgane nur schwer — oft überhaupt nicht mehr — zu ihnen ungewohnten Bethätigungen angeleitet werden können. Man bedenke auch, dass wissenschaftlich gebildete und zumal philologisch geschulte, an Selbstbeobachtung und Selbstbeurteilung gewöhnte Männer selten den leichten Muth besitzen, der es einem Nichtgelehrten oder wenigstens nicht philologisch Gelehrten ermöglicht, eine fremde Sprache, wenn es sein muss, frischweg zu radebrechen, mag er auch anfangs noch so viele und noch so fette Böcke dabei schiessen, und gerade durch diesen kecken Wagemuth sich der Sprache in verhältnismässig kurzer Zeit in einem für praktische Zwecke leidlich ausreichendem Masse zu bemächtigen. Philologen sind zu solchem Beginnen gar nicht die geeigneten Leute, im Gegenteile die ungeeignetesten, weil sie sich gewöhnt haben, die Sprache von der wissenschaftlichen Seite anzuschauen und über sprachliche Dinge nachzudenken. Haben sie vollends — was an sich recht löblich — eifrig Lautphysiologie und theoretische Phonetik getrieben, so sind sie für die Praxis meist vollends verdorben, denn sie haben sich dann eine buchmässig korrekte Aussprache angequält, welche zu der natürlichen sich etwa so verhält, wie die Bewegungen einer Gliedergruppe zu denen des lebendigen Leibes. Will man durchaus für jedes Gymnasium neusprachliche Lehrer haben, welche den Schülern „gute“ Aussprache und Sprechfertigkeit beizubringen befähigt sind, so rufe man doch Franzosen und Engländer herbei —, die müssen es am besten verstehen, und soviel deutsch, als sie unbedingt nötig haben, werden sie hier schon lernen; dass sie gründlich deutsch lernen, ist nicht einmal wünschenswert. Oder auch: man schicke alljährlich eine Anzahl deutscher Knaben in das Ausland, lasse sie auf Staatskosten die dortigen höheren Schulen besuchen und gebe ihnen schliesslich, wenn sie bacheliers oder bachelors geworden sind, in einzurichtenden Seminarien einige pädagogische und philologische Dressur. Das liesse sich ja Alles machen, zumal da man dann die Universitätsprofessuren und -seminarien für romanische und englische Philologie als zwecklos abschaffen und das so ersparte Geld für besagte Zwecke verwenden könnte.

Ganz sicherlich aber schaudern auch die eifrigsten und überzeugtesten Anhänger der „neuen“ Methode vor solchen Vorschlägen und der durch sie dem deutschen Gymnasium eröffneten Zukunftsfernschau entsetzt zurück.

Ja, wenn man aber weder ausländische Sprachmeister noch systematisch dressierte und trainierte Sprachlehrer deutscher Herkunft für das Gymnasium verwenden mag, wenn man Lehrer von gründlicher philologischer Durchbildung, wie jetzt, so auch fernerhin zu haben wünscht, dann fordere man nicht, dass ein jeder derselben einen Unterricht mit vollem Erfolge erteilen könne, vermöge dessen die Schüler in den Besitz der Sprechfertigkeit und der „guten“ Aussprache gebracht werden. Einzelne besonders begabte oder durch ihre Lebensverhältnisse besonders begünstigte Persönlichkeiten, welche zu solchem Unterrichte voll befähigt sind, werden ja unter den Kandidaten der Neuphilologie stets zu finden sein, und das Gymnasium, welches eine so hervorragende Lehrkraft für sich gewinnt, mag sich Glück wünschen zu der ihm gebotenen Möglichkeit, die Stätte eines auch in Hinsicht auf Aussprache und Sprechfertigkeit fruchtbringenden Unterrichtes zu werden. Bezüglich der Gymnasien aber, für welche ein die Fremdsprache praktisch voll beherrschender Lehrer nicht beschafft werden kann, wird man sich damit begnügen müssen, dass den Schülern eine gewisse Fertigkeit im Lesen und Schreiben der Fremdsprache und einige Anleitung zu deren mündlichem Gebrauche überliefert werde. Es ist das nicht eben ein ideales Unterrichtsziel, aber doch auch kein allzu niedriges, ein immerhin annehmbares; der Schüler, der es erreicht, erhält eine unverächtliche Mitgabe für seinen Studienweg und auch für das sogenannte praktische Leben.

Denn man wolle bei der ganzen Sache noch Eins erwägen.

Sprechfertigkeit in einer Fremdsprache ist für den, der sie besitzt, praktisch verwendbar und verwertbar nur dann, wenn er mit Angehörigen des betreffenden Auslandes in persönlichen Verkehr tritt. Nur in diesem Falle wird die Sprechfertigkeit ein lebendiges Gut, sonst ist sie ein todtes Kapital. Wer also auf der Schule sich die Sprechfertigkeit z. B. im Französischen erworben, aber in seinem ganzen späteren Leben (z. B. als Landpfarrer oder Landarzt) nie Anlass zum Französischsprechen gefunden hat, der hat etwas in praktischer Hinsicht Nutzloses gelernt. Angenommen nun, alle Gymnasialabiturienten besässen die Sprechfertigkeit im Französischen, so würde diese für einen beträchtlichen, vielleicht sogar für den grösseren Teil derselben ein Besitz sein, den sie nie oder doch nur recht selten praktisch gebrauchen könnten, vermutlich sogar in Folge des Nichtgebrauchs nach einigen Jahrzehnten oder schon früher wieder verlieren würden. Wer kann zählen, wie viele deutsche Geistliche, Rechtsanwälte, Richter, Verwaltungsbeamte, Aerzte etc. etc. ihren Lebensweg zurücklegen, ohne dass sie jemals wirkliche Gelegenheit zur Verwendung ihrer etwaigen Sprechfertigkeit im Französischen finden? Denn nach Frankreich reist man von Deutsch-

land aus bekanntlich seit 1870 viel weniger häufig, als z. B. nach Italien, das so recht das Reiseland der Deutschen geworden ist. Paris wird allerdings von Deutschen noch leidlich viel besucht, aber gerade dort — und ebenso in der französischen Schweiz — kann, wer Französisch nicht sprechen mag, auch ohne das so ziemlich auskommen, denn an Gasthäusern, wo man deutsch spricht, ist kein Mangel, und Landsleute, welche Dolmetschdienste übernehmen, findet man in Fülle. Kann man also, wenn man es will, den Franzosen in ihrem eigenen Lande aus dem Wege gehen, so kommen sie uns in unserem Lande nicht eben oft in den Weg, Deutschland wird nicht gerade von reisenden Franzosen überschwemmt. Also es kann sehr wohl geschehen, dass ein Deutscher, der das Gymnasium durchgemacht hat, sein ganzes Leben lang Gelegenheit zum Französischsprechen nicht findet, namentlich wenn er sie gar nicht sucht. Wo bleibt da der praktische Nutzen der Sprechfertigkeit?

Dagegen kommt ein Deutscher gar leicht in die Lage, ein französisches Schriftstück — einen Brief, eine gerichtliche Urkunde — verstehen, vielleicht auch abfassen zu sollen, in letzterem Falle kann er also die Schreibfertigkeit, wenn er sie besitzt, praktisch verwerthen.

Und vollends das Lesen französischer Bücher, Zeitschriften und Zeitungen ist ja jür jeden Deutschen, der sich mit Wissenschaft, mit Kunst, mit Technik, mit Politik berufsmässig befasst, geradezu eine Notwendigkeit. Daher besitzt die Lesefertigkeit eine ungleich grössere praktische Bedeutung, als die Sprechfertigkeit, und ebendeshalb muss, wer den französischen Unterricht auf dem Gymnasium aus Rücksicht auf das praktische Leben betrieben wissen will, wünschen und fordern, dass die Erreichung möglichst grosser Lesefertigkeit das Hauptziel des Unterrichtes sei. Höchst unpraktisch wäre es, über Sprechübungen das Lesen zu vernachlässigen.

Wer eine fremde Sprache zu reden vermag, ist dadurch befähigt, mit den Angehörigen des betreffenden Volkes in mündlichen Gedankenaustausch einzutreten. Man vergesse aber nicht, dass man nur von einem Lebenden angesprochen werden und nur eines Lebenden Rede erwiedern kann. Mit den Toten ist eine Unterhaltung nicht möglich. Indessen die Toten können wenigstens zu uns sprechen: sie thuen es durch ihre sie überlebenden Schriften, falls wir diese lesen können und wollen. Dies bedeutet, auf den vorliegenden Fall angewandt, dass wir es nicht nur mit der französischen Rede der Gegenwart, sondern auch mit derjenigen der Vergangenheit zu schaffen haben, d. h., dass wir französische Schriften der Vorzeit zu lesen verstehen müssen. Verstehen wir das nicht, so ist uns die französische Gedankenwelt der Vergangenheit verschlossen, wenigstens insoweit, als sie nicht durch Uebersetzungen zugänglich ge-

macht ist, und das ist doch nur in sehr beschränktem Umfange der Fall. Und überdies bietet selbst die beste Uebersetzung nur ein unvollkommenes Abbild des Urtextes dar.

Die eben angedeutete Erwägung hat übrigens in weiter Ausdehnung auch für den Verkehr unter Lebenden Gültigkeit. Nicht die mündliche, sondern die schriftliche Rede ist vorwiegend die Vermittlerin des Gedankenaustausches zwischen den verschiedenen Völkern angehörigen Zeitgenossen, ja auch zwischen Zeitgenossen, welche einander zugleich Volksgenossen sind. Selbstverständlich muss es so sein, denn die mündliche Rede ist nur so weit verwendbar, als der Schall der Stimme des Redenden vernehmbar ist; die schriftliche Rede dagegen lässt für jede räumliche Entfernung auf der Erdkugel sich brauchen. Und ferner: die mündliche Rede verhallt schon wenige Augenblicke nach ihrer Erzeugung; die schriftliche Rede aber beharrt oder kann doch beharren für alle absehbare Zeit, und eben deshalb ist sie — bis jetzt wenigstens — die einzige Rede, mit welcher die Vergangenheit zur Gegenwart, die Gegenwart zur Zukunft spricht.

Was folgt aus alledem? Nichts anderes, als dass der schriftlichen Rede eine grössere praktische Bedeutung zukommt, als der mündlichen. Diese Thatsache muss gebührend beachtet werden bei Feststellung der Ziele eines jeden Sprachunterrichtes, zumal auf dem Gymnasium, d. h. in derjenigen Schule, welche die Schüler zum Verständnis der Gedankenwelt der Vorzeit — und zwar der fernen sowohl wie der nahen — anleiten soll. Für das Gymnasium wäre es grundverkehrt, der Sprechfertigkeit höhere praktische Wichtigkeit beizumessen, als der Lesefertigkeit; es muss im Gegenteile vor allem die Erreichung der letzteren angestrebt werden. Handelsschulen, Gewerbeschulen und dergleichen Anstalten dürfen und sollen beim Sprachunterrichte den Hauptnachdruck auf die Sprechfertigkeit legen —, das Gymnasium darf und soll es nicht. — —

In dem zweiten Aufsatze spricht der Verfasser über die „Errungenschaften und Wünsche des höheren Lehrerstandes". Mit den Gehaltsverhältnissen, wie sie jetzt geregelt sind, scheint er leidlich zufrieden zu sein, und das ist recht erfreulich. Dagegen gefallen ihm die Titel der Gymnasiallehrer und Realgymnasiallehrer nicht ganz: er möchte, dass die Hülfslehrer „Gymnasial-" und „Realdozenten", die jüngeren ordentlichen Lehrer „ausserordentliche", die älteren „ordentliche Professoren" genannt würden, damit alle Welt „klipp und klar" erkenne, dass die Lehrer der höheren Schulen den Universitätslehrern in Bezug auf Vorbildung und wissenschaftliche Leistungsfähigkeit gleich stehen. Den Grund mag man gern gelten lassen, die Parallelisierung der Titel aber muss als sachlich falsch zurückgewiesen werden. „Docenten" ist die gemeinsame Be-

zeichnung aller Universitätslehrer, folglich müssten auch alle Gymnasiallehrer „Gymnasialdocenten“ heissen. Der Verfasser will aber diese Benennung auf die Hülfslehrer beschränkt wissen, offenbar, um sie den „Privatdocenten“ gleichzustellen. Das ist aber ganz verkehrt, denn Lehrer in der Stellung von Privatdocenten giebt es eben am Gymnasium nicht, wenigstens sind die Hülfslehrer nicht den Privatdocenten vergleichbar, allenfalls, aber auch nur mit Vorbehalt, könnte man das von den Probelehrern behaupten. Und was würde die Scheidung zwischen „ausserordentlichen“ und „ordentlichen“ Professoren am Gymnasium für einen Sinn haben? Ein Gymnasiallehrerkollegium ist doch keine Fakultät. Würde es aber nach Art einer Fakultät eingerichtet werden, so hätten die „ausserordentlichen“ Gymnasialprofessoren auszuscheiden aus dem von den „ordentlichen“ Professoren gebildeten Kollegium, würden mit den „ordentlichen“ Professoren nicht gleichberechtigt sein. Und noch anderes, was wenig angenehm wäre, würde daraus folgen, namentlich der Wegfall des Anspruchs auf das Aufrücken in eine höhere Stelle bei befriedigender Amtsführung. Ein „ausserordentlicher“ Universitätsprofessor kann, wenn die Verhältnisse ihm nicht günstig sind, trotz aller Tüchtigkeit sein ganzes Leben lang „ausserordentlich“ bleiben —, ist das eine so beneidenswerte Stellung, dass man um der Gerechtigkeit willen einen Teil der Gymnasiallehrer in sie versetzen müsste? Ich glaube nicht, dass der Verfasser die Frage zu bejahen Lust verspürt.

Der Verfasser wird von dem Argwohne gequält, dass die Universitätsprofessoren mit heimlicher Verachtung auf die Gymnasiallehrer herabschauen, sie nicht für ihnen ebenbürtig erachten. Er möge sich beruhigen. Wir „Herren von der Universität“ sind solche Narren nicht, wir legen auch kein „besonderes Gewicht“ darauf „Universitätsprofessoren“ genannt zu werden —, wie sollten wir so thöricht sein, auf einen schlichten Amtsnamen uns etwas einzubilden? Und übrigens nennt man uns, ausser etwa auf Briefadressen, immer nur „Professoren“, womit wir wirklich ganz zufrieden sind. Es giebt unter uns sogar „Geheime Räthe“, welche im ausseramtlichen Leben diesen Titel weder brauchen noch von anderen sich beigelegt wissen wollen, sondern einfach „Professor“ genannt zu werden wünschen. Also Herr Banner, machen sie uns nicht so schlecht oder vielmehr beschuldigen Sie uns nicht kindischer Eitelkeit! Wollen Sie uns auch nicht des schweren Unrechtes anklagen, dass wir „von den wissenschaftlichen Bestrebungen eines Gymnasiallehrers nicht sehr hoch denken“. Das sei ferne von uns! Wo solche Bestrebungen sich zeigen — und das ist ja recht häufig der Fall, wenn auch vielleicht nicht so häufig, wie es an sich möglich und wünschenswert wäre —, da erkennen wir sie freudig an und fördern sie nach

Kräften. Dass von einer Geringschätzung der Gymnasiallehrer seitens der Universitätslehrer gar keine Rede sein kann, wird doch wohl hinlänglich durch die Thatsache bewiesen, dass oft genug Gymnasiallehrer auf Vorschlag der Fakultäten zur Uebernahme von theologischen und philosophischen Professuren berufen werden.

Der Verfasser steht übrigens mit seinem Misstrauen gegen die Universitätsprofessoren keineswegs allein, es scheint dasselbe vielmehr leider recht verbreitet und eingewurzelt zu sein. Das ist tief bedauerlich. Möge es bald anders werden!

Dem Verfasser scheint das, was die Gymnasiallehrer gegenwärtig wissenschaftlich leisten, nicht recht zu genügen. Wenigstens meint er, dass die Leistungsfähigkeit der Gymnasiallehrer nach der wissenschaftlichen Richtung hin gehoben werden müsse, damit sie den Wettbewerb mit den Universitätslehrern ehrenvoll bestehen können. Das soll durch eine Abänderung der Prüfungsordnung erreicht werden: man solle mit dem Zweifachsystem brechen, die Erteilung des vollgültigen Lehrerzeugnisses solle auf Grund „der Erwerbung der für alle Klassen ausreichenden Lehrbefähigung in einem Fache" (also z. B. im Französischen) erfolgen; dafür solle dann aber auch in diesem einen Fache „die Beherrschung aller einschlägigen Disziplinen gefordert werden", überdies „die Gegenwärtighaltung aller Zweige des Schulwissens in dem Grade ungefähr, in dem sie von einem Abiturienten oder auch von einem angehenden Primaner verlangt wird", denn das „würde eine ausgiebige Verwendung der Kandidaten auch in andern Fächern genügend verbürgen." Es würde demnach ein Kandidat, der die volle Lehrbefähigung z. B. im Französischen besässe, in Geschichte und Germanistik aber nicht mehr wüsste, als ein Abiturient oder gar als ein angehender Primaner dennoch auch in diesen letzteren Fächern unterrichten dürfen. Oder ein Kandidat, der im Deutschen die volle Lehrbefähigung sich erworben und im Französischen Primanerkenntnisse nachgewiesen hätte, würde als Lehrer des Französischen auftreten können. Eine nette Wirthschaft das! Solche Reformvorschläge sind überhaupt nicht diskutierbar. Schwer begreiflich ist es aber, wie sie überhaupt vorgebracht werden können. Es zeigt sich eben hier, wie an mancher anderen Stelle des Büchleins, dass der Verfasser sich die reifliche Durchdenkung der Fragen, die er zu behandeln wagt, erspart hat. So leicht darf es sich einer aber nicht machen, der mit Weltverbesserungsplänen an die Oeffentlichkeit tritt.

Sehr überflüssig ist der dritte Aufatz, dessen Gegenstand „das Extemporale" ist. Es kommt bei der breitspurigen Erörterung, im Laufe deren zwei alte Schulanekdoten zur mässigen Erheiterung des Lesers wieder aufgewärmt werden, gar nichts pädagogisch Greifbares heraus. Das war auch nicht wohl möglich; es verhält

sich mit dem Extemporale eben wie mit vielen anderen Schuleinrichtungen: unter Leitung eines verständigen Lehrers können sie sich sehr segensreich erweisen, während sie, wenn von einem untüchtigen Lehrer gehandhabt, schweren Schaden anzustiften vermögen. Es kommt in der Pädagogik gar oft weniger auf das was, als auf das wie an.

Ziemlich zwecklos ist auch der vierte, „Unsere Realgymnasien“ überschriebene Aufsatz: die wichtigsten pädagogischen Tagesfragen — die Berechtigung des Realgymnasiums neben dem Gymnasium, die Neugestaltung des gymnasialen Stundenplanes, die Erfolge der Reformschule — werden in ihm gestreift, keineswegs aber eingehend behandelt, noch weniger irgendwie ihrer Lösung entgegenführt. Der Verfasser steht den schwierigen Problemen rathlos gegenüber. Das kann man ihm gewiss nicht übel nehmen —, aber wozu musste er über Fragen schreiben, zu deren Entscheidung er nichts beizutragen vermochte?

Gelegentlich wird in diesem Aufsatze einmal bemerkt, dass die Gymnasiallehrer „eine Zwitterstellung zwischen Universitätsgelehrten und A-B-C-Schulmeistern“ einnehmen. Wie kann nur der Verfasser von seinem eigenen Stande so gering denken! und wie kann er, ein Lehrer, einen anderen Lehrer, den Volksschullehrer, hochmütig als „A-B-C-Schulmeister“ bezeichnen! Das ist wahrlich nicht schön.

Im fünften Aufsatze erörtert der Verfasser das Verhältnis des neusprachlichen Unterrichtes zur Phonetik. Man findet darin manche recht verständige und ansprechende Bemerkung, jedenfalls ist dieser Aufsatz der verhältnismässig beste von allen, die das Büchlein enthält. Aber auch hier fordert doch mancher Satz zum entschiedenen Widerspruch heraus. So verlangt der Verfasser von dem neusprachlichen Lehrer, dass er durch das „gewissenhafteste Studium aller einschlägigen Disciplinen“ sich für die Erteilung des phonetischen Unterrichtes vorbereitet habe. Es soll also der künftige Lehrer der neueren Sprachen Anatomie und Physiologie der Sprachorgane, Experimentalphonetik, Akustik, Psychophysik, allgemeine und spezielle Lautgeschichte gründlichst studieren. Recht schön und gut! Wo bleibt aber da die Philologie? Weiss der Verfasser nicht, dass ein derartig ausgedehntes Studium der Phonetik Jahre erheischen und die ganze Arbeitskraft des Studierenden in Anspruch nehmen würde? Nebenbei sei bemerkt, dass zu einem derartigen Studium, das im Wesentlichen ein naturwissenschaftliches sein würde, eine eigenartige Begabung erfordert wird, und dass, wer diese besitzt, wohl ein tüchtiger Arzt oder auch ein Universitätsdozent für Phonetik werden könnte, schwerlich aber zum Gymnasiallehrer sich eignen würde.

Der sechste und letzte Aufsatz handelt über die neueste Schulreform in Frankreich. Ich habe ihn, obwohl die Sache mir bereits bekannt war, doch mit grossem Interesse gelesen, denn er ist klar und verständig geschrieben und enthält manche feinsinnige Bemerkung.

Zwischen die einzelnen Aufsätze sind pädagogische „Aphorismen" eingestreut; zum Teil sind es beherzigenswerte Sprüche, zum Teil aber ganz gewöhnliche Gedankenspäne, die besser nicht erst gesammelt worden wären.

Mein Gesamturteil über das Büchlein fasse ich so zusammen: der Verfasser ist erfüllt von dem edelsten Streben, aber seine Gedanken über pädagogische Dinge sind zur Zeit noch nicht genügend ausgereift und geklärt.

KIEL. G. KÖRTING.

Miszellen.

Noch einmal zu Ramsay's Rousseau-Portrait.

Zurückkommend auf meinen Artikel im vorigen Jahrgange dieser *Zeitschrift* über das von Ramsay gemalte Bildnis J.-J. Rousseau's möchte ich mitteilen, dass Herr Buffenoir in Paris nach vorhergegangener Kenntnisnahme von jenem Artikel nunmehr in der *Revue des Revues* vom 1. Januar 1898 S. 34 eine offenbar sehr gelungene Nachbildung obigen Portraits, das man so lange für verschollen hielt und das sich in der Edinburger Gallerie befindet, veröffentlicht hat. Hierdurch finde ich das, was ich über den Corbuttschen Stich gesagt habe, vollauf bestätigt, indem der Unterschied zwischen dem eben genannten Stiche und dem von Ramsay's Hand herrührenden Originale ein ganz gewaltiger ist: das letztere zeigt uns ein edles Gesicht mit regelmässigen Zügen, sehr fein geschnittenem Munde und überaus anziehenden, tiefblickenden Augen. Der Ausdruck ist zwar schwermütig, vielleicht etwas düster zu nennen, hat aber nichts von der Wildheit, fast möchte man sagen Roheit, welche man auf dem Corbuttschen Stiche wahrnimmt, mit dem derjenige Martins vermutlich grosse Aehnlichkeit haben wird. Man fühlt sofort, dass Ramsay's Bild ganz naturgetreu ist und das Rousseau i. J. 1766 wirklich so ausgesehen hat.

BERLIN. O. SCHULTZ-GORA.

Zu Zeitschrift XIX², 247.

Zu unserer Besprechung des *Guide de l'étudiant étranger à Paris* teilt uns F. Brunot, der eigentliche Leiter der Pariser Ferienkurse, mit, dass dieses Elaborat, dessen *éreintement* wohl verdient sei, das Werk eines Unterbeamten ist, der es auf eigne Hand ausarbeitete und in Verkehr brachte, und dass die *Alliance Française* für diese Veröffentlichung keine Verantwortung zu übernehmen habe. — Hoffentlich duldet die A. F. nicht ein zweites Mal, dass eine so schlechte Ware von einem untergeordneten Organe mit ihrem Namen gedeckt oder an ihn angeschlossen werde.

KOSCHWITZ.

Novitätenverzeichnis.

(Abgeschlossen am 7. Juli 1898.)

---

1. Bibliographie und Handschriftenkunde.

Betz, Louis P., Essai de bibliographie des question de littérature comparée (suite et fin) [In: Rev. de phil. fr. et de litt. XI, S. 241—274; XII, S. 45—64].

Jordell, D., Catalogue annuel de la librairie française pour 1897. Donnant la nomenclature de tous les livres français parus en France et à l'étranger pendant l'année 1897. (5e année.) In-8° à 2 col., 312 pages. Paris, Per Lamm. 3 fr. 50.

Schulze, A., Bibliographie 1894. [Zs. f. rom. Phil. Supplementheft XIX (XIX. Bd. 5. Heft). VII, 250 S. 8°. Einzelpreis 8 Mk., Abonnementspreis 4 Mk.].

Marais, P. et *A. Dufresne de Saint-Léon.* Catalogue des incunables de la bibliothèque Mazarine. Supplément, additions et corrections. (1897.) 2e *édition.* In-8°, p. 753 à 893. Paris, Welter.

Martin, J. B. — Incunables de bibliothèques privées. In-8°, 25 pages Paris, Leclerc et Cornuau. [Extrait du Bulletin du bibliophile.]

Assier, A. Pièces rares ou inédites, relatives à l'histoire de la Champagne et de la Brie. X. l'Imprimerie en Champagne de 1600 à 1650, suivie de pièces curieuses tirées de la Bibliothèque nationale. In-12, 60 p. Beauvais, Impr. professionnelle. Paris, Lechevalier. [Nouvelle Bibliothèque de l'amateur champenois.]

Claudin, A. Les Origines de l'imprimerie en France. Premiers essais à Avignon en 1444. In-8°, 19 p. Claudin. [Extrait du Bulletin du bibliophile.]

— Les Origines et les Débuts de l'imprimerie à Poitiers. Nouvelles recherches. In-8°, 28 p. Paris, Claudin. [Extrait du Bulletin du bibliophile.]

Braunholtz, E., Neues Fragment der Cambridger Aliscanshandschrift. [In: Zs. f. rom. Phil. XXII, S. 250 f.]

Herlet, B., Ein provenzalisches Fragment auf der Kgl. Bibliothek zu Bamberg. [In: Zs. f. rom. Phil. XXII, S. 294 f.]

Meyer, P., La traduction provençale de la légende dorée. [In: Romania XXVII, S. 93—137].

Omont, H., Catalogue général des manuscrits français de la Bibliothèque nationale; par Henri Omont. Avec la collaboration de C. Couderc, L. Auvray et Ch. de la Roncière. (Ancien Saint-Germain français.) I : 15370—17058 du fonds français; par Lucien Auvray. In-8°, XI—654 p. Paris, Leroux.

— Nouvelles acquisitions du département des manuscrits de la Bibliothèque nationale pendant les années 1896—1897. Inventaire sommaire. In-8°, 57 pages. Paris. Leroux. [Extrait de la Bibliothèque de l'Ecole des chartes (t. 59, 1898, p. 81—135)].

Uerkvitz, W., Tractate zur Unterweisung in der anglo-normannischen Briefschreibekunst nebst Mitteilungen aus den zugehörigen Musterbriefen. Greifswalder Dissert. 46 S. 8°.

2. Encyclopädie, Sammelwerke, Gelehrtengeschichte.

Bulletin des parlers normands publié sous le patronage de la Société des Amis de l'Université de Normandie. Red. en chef. *M. Ch. Guerlin de Guer.* Paraissant tous les deux mois. Abonnement: 3 fr. par an. 2me Année. — Nouvelle Série No. 1. Caen, E. Lanier. No. 2. Caen, Jouan et E. Lanier.

Festschrift zum 8. allgemeinen deutschen Neuphilologentage in Wien, Pfingsten 1898. Hrsg. v. *J. Schipper.* Wien, W. Braumüller. 5.— Darin Zur romanischen Philologie: Aphorismen zur französischen Grammatik. Von Prof. Dr. *W. Meyer-Lübke* in Wien. — Zweihundert altspanische Sprichwörter. Gesammelt von Prof. Dr. *Julius Cornu* in Prag. — Beitrag zur Phraseologie von *da* im Rumänischen. Von Prof. Dr. *Joh. Urban Jarnik* in Prag. — Die Ashburnham-Handschrift des „Songe d'Enfer" von Raoul de Houdenc. Mitgeteilt von Prof. Dr. *M. Friedwagner* in Wien. — Ueber das Verhältnis des Lustspiels „Les Contents" von Odet de Turnèbe zu „Les Ebahis" von Jacques Grévin und beider zu den Italienern. Von Prof. Dr. *Kawczynski* in Krakau.

Vollmöller, K., Erstes Beiheft zu Ueber Plan und Einrichtung des Romanischen Jahresberichtes. — Erlangen, Fr. Junge 1897. [86 S. 8°.]

Pelaez, M., Per la storia degli studi provenzali. [In: Miscell. nuziale Rossi-Teiss S. 315—327].

Gautier. — Mort de M. Léon Gautier. (25 août 1897.) Notices. In-8°, 103 pages. Tours. imprim. Mame.

Renan. — La Vie *d'Ernest Renan;* par *Mary-James Darmesteter.* In-18 jésus, 334 p. Paris, C. Lévy. 3 fr. 50.

3. Sprachgeschichte, Grammatik, Lexicographie.

Neumaun, F., Verzeichnis der auf Aussprache und Rechtschreibung bezüglichen Eigentümlichkeiten in den Inschriften aus Gallia Narbonensis. Progr. Pola 1897. 25 S. 8°.

Parodi, E. G., Del passaggio di *V* in *B* e di certe perturbazioni delle leggi fonetiche nel latino volgare [In: Romania XXVII, S. 177—244].

Pirson, J., Le style des inscriptions latines de la Gaule. [In: Le Musée Belge II, S. 97—125].

Salvioni, C., L'elemento volgare negli Statuti latini di Brissago, Intragna e Malesco. Colombi 1897, 40 S. 8. [Aus: Bolletino Storico della Svizzera Italiana, t. XIX].

Brandon, Edgar E., A. French colony in Michigan. [In: Mod. lang. notes XIII, Sp. 242—248].

Deschanel, E., Les Deformations de la langue française. In-18 jésus, 299 p. Paris. C. Lévy. 3 fr. 50.

Dubray, G.: Gentillesses de la langue française. Wien, Gerold & Co. M. 1.

Houdremont, A., Histoire de la langue française comme langue administrative du pays de Luxembourg. Luxembourg, impr. Ch. Praum 1897. 60 S. 8⁰.

Mentz, R., Französisches im mecklenburgischen Platt und in den Nachbardialekten. II. Progr. Delitzsch 1898. 33 S. 4⁰.

Weill A. — Etude comparative de la langue française avec l'hébreu, le grec, le latin, et principalement avec l'allemand et l'anglais. In-8⁰, XXVI-100 pages. Paris, Sauvaître; l'auteur, 11, rue du Faubourg Saint-Honoré. 2 fr. 50.

Constans, L., La langue du Roman de Troie 82 S. 8⁰. [In: Rev. des Universités du Midi IV.]

Wandschneider, W., Sprachgebrauch bei Alphonse Daudet. Wortstellung und Verb. Progr. Wismar 1898. 34 S. 4⁰.

Désormaux, J., Finales atones en *az*, *ez*, *oz*, *uz*. [In: Rev. de phil. fr. et de litt. XII, S. 76 f.].

Duvau, L. — Remarques sur la conjugaison française. In-8⁰, 6 pages. Paris, Impr. nationale. [Extrait des Mémoires de la Société de linguistique de Paris (t. 10).]

Ernst, G., La flexion des substantifs, des adjectifs et des participes dans le Roland d'Oxford. Diss. Lund. 132 S. 8⁰.

Gauchat, L., Encore *manducatum* = *manducatam*. [In: Romania XXVII, S. 270—286].

Körting, G., Die starken Perfekta auf *-c* im Altprovenzalischen. [In: Zs. f. rom. Phil. XXII, S. 258 f.].

Lindström, A., L'analogie dans la déclinaison des substantifs latins en Gaule II. V, 112 S. 8⁰. Upsala, Almquist & Wiksells.

Lindquist, G., Quelques observations sur le développement des désinences du présent de l'indicatif de la première conjugaison latine dans les langues romanes. Thèse. Upsala, Almquist & Wiksells. 159 S. 8⁰.

Matzke, J. E., The question of free and checked vowels in gallic popular latin. 41 S. 8⁰. [In: Publications of the Mod. Lang. Assoc. of America XIII, 1].

Mussafia, Ad., Enclisi o proclisi del pronome personale atono qual oggetto. [In: Romania XXVII, S. 145—146].

— *fecerunt* in francese. [In: Romania XXVII, S. 290 f.].

Paris, G., Maurice Grammont, La dissimilation consonantique dans les langues romanes. [In: Journal des Sav. Février 1898, S. 81—97].

Piquet F. — De vocabulis quæ in duodecimo seculo et in tertii decimi principio Gallis Germani assumpserint (thèse). In-8⁰, 103 pages. Paris, Leroux.

Schneegans, H., Die affektische Diphthongierung in den roman. Sprachen. [In: Verhandl. d. 44. Versammlung deutscher Phil. und Schulmänner in Dresden].

Walberg, E., *est*: *me(s)t*. [In: Romania XXVII, S. 146—148.]

Braune, Th., Neue Beiträge zur Kenntnis einiger romanischer Wörter deutscher Herkunft (Fortsetzung). [In: Zs. f. rom. Phil. XXII, S. 197—216].

Ducamin, Notes étymologiques. [In: Bullet. de la Soc. des parlers de Fr. I, S. 290—294].

Foerster, W., Frz. Etymologien. Die Herkunft des frz. *biblot*, *bibelot*, *bimbelot* und die Verdoppelung in der Kindersprache. — *brimborion*. —

andare. — *Gironde.* — *jojau.* — deutsch *Juwel.* — anglon. *medler.* — engl. *bauble.* [In: Zs. f. rom. Phil. XXII, S. 263—273].

Goldschmidt, M., Zu französischen Wörtern: 1. *emblauer*, 2. *esclistre*, 3. *garde*, *garder*, *garer*, *garnir* u. a. [In: Zs. f. rom. Phil. XXII, S. 259—261].

Parodi, E. G. Etimologie. [In: Miscellanea nuziale Rossi-Teiss.]

Salvioni, C., Quisquiglie etimologiche. [In: Miscellanea nuziale Rossi-Teiss. S. 401—420].

Schuchardt, Hugo: Romanische Etymologieen. I. [Aus: „Sitzungsber. d. k. Akad. d. Wiss." gr. 8⁰. (82 S.) Wien, C. Gerold's Sohn in Komm.]

Ulrich, J., afrz. *astre*, *aistre*, gemeinrom. *catastrum.* [In: Zs. f. rom. Phil. XXII, S. 261 f.].

— prov. *issarratz.* [In: Mod. Lang. Notes XII, Sp. 380 f.].

Bastin, J., Seul à seul. [In: Rev. de phil. fr. et de litt. XI, S. 72—75].

Clédat, L., Etudes de syntaxe française: le conditionnel. [In: Rev. de phil. fr. et de litt. XI, S. 245—308].

— Etudes de syntaxe française: *seul.* [In: Rev. de phil. fr. et de litt. XII, S. 65—71].

Haase, A., Syntaxe française du XVIIe siècle traduite p. *M. Obert*, avec l'autorisation de l'auteur. Avec préface par M. L. Petit de Julleville. XVIII, 479. S. 8⁰. 9 fr.

Lindberg, L., Les locutions verbales figées dans la langue française. Dissertation, Upsala, II, 117 S. 8⁰.

Suchier, H. und *Tobler, Ad.*, Das Geschlecht von frz. *aire.* [In: Arch. f. d. Stud. d. neueren Spr. C., S. 169 f.].

---

d'Ovidio, Francesco, *Talento* nei suoi varii valori lessicali. Memoria letta alla R. Accademia di scienze morali e politiche della Società Reale di Napoli. 1897. 29. S. 8⁰.

Schultz-Gora, Zur Geschichte des Ausdruckes *Belle âme.* [In: Arch. f. d. Stud. d. neueren Spr. C., S. 163—168].

Stöcklein, J., Untersuchungen zur Bedeutungslehre. Diss. München 1897. 59 S. 8⁰.

Galtier, E., *Berrie*: arabe *Barriyya.* [In Romania XXVII, S. 287.]

Blondel. J. E. — Phonologie esthétique de la langue française. In-8⁰, 296 p. Paris, Guillaumin et Ce. 4 fr.

Hirschfeld, H., Ueber die Natur der Vokale. Diss. Königsberg 1898. 31 S. 8⁰.

Lloyd, R. J., Huit voyelles, françaises et anglaises. Conférence faite devant l'Alliance littéraire française de Liverpool, 2 mars 1897. [In: Phonetische Studien IX (N. F. III), S. 25—39.]

Favre, L. — Observations préliminaires sur la réforme de l'orthographe française. In-18 jésus, 37 pages. Mesnil (Eure), imp. Firmin-Didot et Ce. Paris, libr. de la même maison. [Extrait des Préliminaires du Dictionnaire de la prononciation française.]

Freymond, E., Die französische Orthographie und ihre Reform. [In: Der Bund. Eidgenössisches Centralblatt. 1898. No. 142. 143. 144.]

Bouillerce, J. — Manuel lexicologique (étymologie, synonymie, idéologie). Spécimen. Première partie de la lettre A. In-18, IV-12 pages. Pau, imprimerie Tonnet.

Delboulle, A., Notes lexicologiques. [In: Rev. d'Hist. litt. de Fr. V, S. 287—306.]
Godefroy, Frédéric, Lexique de l'Ancien Français publié par les soins de MM. *J. Bonnard* et *Am. Salmon*. Première Livraison ou pages I à 80 (col. I à 240). Prix de souscription à l'Ouvrage complet, payable d'avance 15 francs. Paris, Leipzig, H. Welter, 1898.
Hatzfeld, A., A. Darmesteter, A. Thomas. — Dictionnaire général de la langue française du commencement du XVIIe siècle jusqu'à nos jours. Fascicule 23. In-8⁰ à 2 col., p. 1745 à 1824. Paris, Delagrave.

Beauvais, A. E.: Grosse deutsch-französische Phraseologie. 2. [Titel-]Aufl. 2 Bde. gr. 8⁰. (IV, 976 u. 956 S.) Frankfurt a/M. (1883.84), Jaegers Verl. Mk. 15.—

4. Metrik, Stilistik, Rhetorik.

Aubertin, Ch., La Versification Française et ses nouveaux théoriciens, les Règles classiques et les Libertés Modernes. Librairie classique Eugène Belin. Belin Frères, Paris. 3 fr.
Delaporte, P. V. — De la rime française: ses origines, son histoire, sa nature, ses lois, ses caprices. In-8⁰, 233 p. Lille. Desclée, de Brouwer et Ce.
Noack, F., Der Strophenausgang in seinem Verhältnis zum Refrain und Strophengrundstock in der refrainhaltigen altfranzösischen Lyrik. Diss. Greifswald 1898. 58 S. 8⁰.

5. Moderne Dialekte und Volkskunde.

Fourès, M., Notes sur le parler créole d'Haïti. [In: Bullet. de la Soc. des parlers de Fr. I, S. 295—299.]
Geddes, Jr., James, American-French dialect comparison. [In: Mod. lang. notes XIII, 88—97. 210—224. 271—283.]
Grammont, M., Le patois de la Franche-Montagne, et en particulier de Damprichard (Franche-Comté) (suite). [In: Mém. de la soc. de linguist. X, S. 167—206.]
G[uerlin de Guer], Ch., Coutume rythmée dans le patois de Fontenay-le-Marmion. Commentaire phonétique. [In: Bulletin des parl. norm. Avril. S. 79—83.]
— Patois de Dozulé (Calvados) et de ses environs. [In: Bullet. des parl. norm. Avril. S. 87—89.]
Pelen, F., Des modifications de la tonique en patois bugiste (suite). [In: Rev. de phil. fr. et de litt. XI, S. 309—316.]
Teulié, H., La limite de *c*, *g* explosifs devant *a* dans le Lot et l'est de la Dordogne. [In: Bull. de la Soc. des Parl. de Fr. I, S. 254—275.]
Thomas, A., La limite de *c*, *g* explosifs devant *a* de Puynormand (Gironde) à Cendrieux (Dordogne). [In: Bull. de la Soc. des Parl. de Fr. I, S. 238—253.
— La limite de *c*, *g* explosifs devant *a*, en Haute-Auvergne. [In: Bullet. de la Soc. des Parl. de Fr. I, S. 221—237].
Vignon, L., Les patois de la région lyonnaise: le pronom *on* et ses représentants. [In: Rev. de phil. franç. et le littérature XII, S. 1—43.]

Armanac mount-pelieirenc. Publicat per lou „Félibrige latin". (Annêes 1897-1898.) In-8⁰, XIII-324 p. avec grav. Montpellier, imprim. Hamelin frères. 50 cent. (1897.)
Bongarçon, E. — La Parabolo dóu bouen pastour. In-8⁰, 8 pages. Avignon, impr. Aubanel frères.

Boudin, J. L. — Flour d'Argenço (vers). Avec traduction française du même auteur. In-8°, 99 p. Nîmes. Gervais-Bedot. 2 fr.
Brule-Mason. — Si l' bon Dieu étot bon garchon (chanson lilloise). In-plano à 3 col., 1 p. avec grav. Lille, imp. Vandroth-Fauconnier.
Chanson nouvelle en patois; par un groupe de jeunes gens d'Hénin-Liétard. In-plano, 1 p. Lille, imp. Dubar et Ce.
Chopes et Cigares, chanson nouvelle en patois; par le Parti ouvrier. In-plano à 2 col., 1 page. Lille, imp. Lagrange. 5 cent.
Dauzat, A., Chansons des parlers de Vinzelles, d'Issoire et des Martres-de-Veyre (Puy de Dôme) [In: Bulletin de la Soc. des Parl. de Fr. I, S. 276—289].
Delmas, E. — Lou Proucès de dona Gargamella, reina dau carnaval clapassié de 1898. Seguit de l'Anôuncia de l'arrivada de Sa Majestat à Mount-Pelié, lou 19 de febrié 1898, pèr Charle Gros. In-8°, 16 p. avec grav. Montpellier, impr. Boehm. 20 centimes.
Jeunes (les) Dévoués, chanson en patois de Lille. In-plano à 2 col., 1 p. Lille, impr. Lagrange.
Labaig-Langlade. — Poésies béarnaises. Deuxième partie. In-8°, 56 p. Pau, imprimerie Dufau. (1897.) [Extrait des Etudes historiques et religieuses du diocèse de Bayonne et du Bulletin de l'escole Gaston-Febus.]
Marcellus. — Biografia poulitica de Raiberti, en poesia nissarda. In-8°, 8 pages. Nice, imp. Ventre et Ce.
Méri d'Exilac, Lou riou pouetsicou (fragment nouvau). [In: Rev. d. l. rom. XLI, S. 77—90].
Trouiet, E. — La Parabolo dou bon pastour. In-8°, 16 pages. Avignon, imprimerie Aubanel frères.

Bergeret, E. — Légendes, Contes et Dialogues de la veillée, en patois bourguignon. In-8°, 83 p. Beaune, impr. Batault. (1897) [Extrait des Mémoires de la Société d'histoire et d'archéologie.]
Bressan, D. Petits contes populaires de la Bresse et du Bugey, accompagnés de quelques chansons patoises. In-16, 80 pages. Bourg, imprim. du Courrier de l'Ain. 25 cent. (1897.)
Orain, A. — Folk-lore de l'Ille-et- Vilaine. De la vie à la mort; par Adolphe Orain. 2 vol. petit in-16. T. 1er II-306 p.; t. 2, 340 p. Paris, Maisonneuve. [Les Littératures populaires de toutes les nations (t. 33 et 34)].
Sébillot, P., Littérature orale de l'Auvergne. Paris, Maisonneuve. 8°. Fr. 5.

6. Litteraturgeschichte.

a. Gesamtdarstellungen.

Bouchet, E. — „Histoire de la langue et de la littérature française des origines à 1900, publiée sous la direction de M. Petit de Julleville. e Bibliographie par Emile Bouchet. In-8°, 11 p“ Arras. Sueur-Charruey. [Extrait de la Revue de Lille (août 1897).]
Droz, E. — Sur le sentiment de la nature dans la littérature française. In-8°, 15 pages. Besançon, imprimerie Dodivers.
Faguet, E. — Drame ancien; Drame moderne. In-18 jésus, 279 p. Paris, Colin et Ce.
Fouillée, A. — Psychologie du peuple français. In-8°, IV-395 pages. Paris, F. Alcan. 7 fr. 50. [Bibliothèque de philosophie contemporaine].
Histoire de la littérature française. Troisième partie. In-16, 227 pages. Beaune, imp. Batault.

Histoire de la langue et de la littérature française, des origines à 1900, ornée de planches hors texte en noir et en couleur, publiée sous la direction de *L. Petit de Julleville*. T. 6: XVIII[e] Siècle. Fascicule 47. In-8°, pag. 161 à 240 et grav. Colin et C[e]. [L'ouvrage complet formera 8 volumes.]

Wilson, P., Leaders in Literature, being short Studies of great Authors in the Nineteenth Century. *Edinburgh*, 1898. 8°. 286 pp. 4,20 M.

Anglade, J., Les troubadours, leur vie, leur oeuvre. Troubadours limousins. Brive. 1898, 33 S. 8°.

Becker, Ph. Aug., Der südfranzösische Sagenkreis und seine Probleme. gr. 8°. (V, 81 S.) Halle, M. Niemeyer. Mk. 2.

Foerster, W., Ein neues Artusdokument. [In: Zs. f. rom. Phil. XXII, S. 243—248].

Kluge, Fr. und *Baist, G.*, Der Venusberg, München 1898. 36 S. 8°. [Sonderabdruck aus der Beilage zur Allgem. Zt. No. 66 und 67 vom 23. und 24. März 1898.]

Lage, B. von der, Studien zur Genesiuslegende. I: Progr. der Charlottenschule zu Berlin. 40 S. 4°.

Newell, W., King Arthur and the Table Round: Tales chiefly after the Old French of Chrestien of Troyes, with an account of Arthurien Romance and notes. Boston, Houghton, Mifflin & Co. 2 vol.

Norden, Ed., Die antike Kunstprosa vom VI. Jahrh. vor Chr. bis in die Zeit der Renaissance. 2 Bde. Leipzig, Teubner. 969 S. 8°.

Paris, G., La légende de Tannhaeuser. [In: Rev. de Paris. 15 Mars.]

Warren, F. M., Notes on the Romans d'Aventure. [In: Mod. lang. notes XIII, S. 339—351].

Wechssler, E., Die Sage vom heiligen Gral. Halle, M. Niemeyer. Mk. 2.50.

Wilmotte, M., Les passions allemandes du Rhin dans leur rapport avec l'ancien théâtre français. Paris. E. Bouillon. 113 S. 8°. 3 fr.

Benoist, A. — Essais de critique dramatique (George Sand; Musset; Feuillet; Augier; Dumas fils). In-18 jésus, 390 p. Paris, Hachette et Ce.

Berthelot, La sépulture de Voltaire et de Rousseau. [In: Journal des Savants. Février 1898, S. 113—125.]

Blümlein, C., Zur Geschichte der maccaronischen Poesie. [In: Ber. d. freien deutschen Hochstiftes zu Frankf. a. M. N. F. XIII, S. 215—244.]

Bötjer, H., Zwei Dichter des Lyonnais. I. Progr. Eilbeck 1898. 26 S. 4°,

Broc, de. — Propos littéraires (l'Héroïsme dans les tragédies de Corneille. le Sentiment religieux chez Racine; les Servantes de Molière; les Victimes de Boileau; le Rôle du renard dans les fables de La Fontaine; la Bibliothèque de M[me] de Sévigné; Trois moralistes: La Rochefoucauld, La Bruyère, Vauvenargues; Femmes instruites et Femmes pédantes] Perrault et ses contes; les Fables de Florian; le Sentiment de la nature aux XVII[e] et XVIII[e] siècles; la Poésie de la mer). In-18 jésus, VII-287 p. Paris. Plon, Nourrit et Ce. 3 fr. 50.

Brunetière, F. — Etudes critiques sur l'histoire de la littérature française. 4[e] série : Alexandre Hardy; le Roman français au XVII[e] siècle, Pascal; Jansénistes et Cartésiens; la Philosophie de Molière; Montesquieu; Voltaire; Rousseau; les Romans de M[me] de Staël. 3[e] *édition.* In-16, 387 pag. Paris, Hachette et Ce. 3 fr. 50. [Bibliothèque variée.]

Carel, George, Voltaire u. Goethe als Dramatiker. II. Ein Beitrag zur Litteraturgeschichte. Progr. 4°. (28 S.) B., R. Gaertner.

Chevrier, E., Honoré d'Urfé et Michel Servet. [In: Rev. chrétienne. 1. Avril.]

Gidel, C. —Histoire de la littérature française depuis 1815 jusqu'à nos jours (deuxième partie). In-18 jésus, 463 pages. Paris, Lemerre. 3 fr. 50.

Janet, P., Geoffroy et la critique dramatique sous le Consulat et l'Empire p. M. Charles des Granges. [In: Journ. des Sav. Janvier 1898, S. 5—19.]

Maigron, L. — Le Roman historique à l'époque romantique. Essai sur l'influence de Walter Scott. In-8°. XV-447 p. Paris, Hachette et Ce.

Oelsner, Dr. Herm., Dante in Frankreich bis zum Ende des XVIII. Jahrh. (VII, 106 S.) [In: Berliner Beiträge zur germ. und roman. Philol. Veröffentlicht von Dr. Ebering. XVI.]

Pergameni, H., L'Evolution du théâtre franç. au XIXe siècle. [In: Rev. de l'Université de Bruxelles IV, 6].

Peter, A., Des Don Francisco de Rojas Tragödie „Casarse por vengarse" und ihre Bearbeitungen in den anderen Litteraturen. Progr. Dresden 1898. 51 S. 4°.

Potez, H., L'Élégie en France avant le Romantisme (De Parny à Lamartine) 1778—1820. Paris, C. Levy. fr. 3,50.

Sorel, A. — Nouveaux essais d'histoire et de critique (Vues sur l'histoire; les Sciences politiques; les Sciences sociales; Taine; le Duc d'Aumale; la Papauté au moyen âge et au dix-neuvième siècle; la Jeunesse de Richelieu; le Père Joseph; la Jeunesse de Frédéric; la Guerre des Calabres; Norvins; le Roi de Rome; le procès du maréchal Ney; Souvenirs de 1871). In-18 jésus, 314 p. Paris, Plon, Nourrit et Ce. 3 fr. 50.

Toldo, P., La comédie française de la Renaissance (suite). [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. V, S. 220—264].

Voigt, Jul., Das Naturgefühl in der Litteratur der französischen Renaissance III, 130 S. [In: Berliner Beiträge zur germ. und rom. Phil. Veröffentlicht v. Dr. E. Ebering XV].

Zyromski, E., De l'influence de la pensée allemande sur l'esprit français au XIXe siècle. [Revue des universités du Midi 1898. 1].

b. Monographien.

d'Aubigné. — *H. Warnery*, Un soldat poète au XVIe siècle, Théodor Agrippa d'Aubigné. [In: Bibl. universelle et Rev. suisse 1897—23.]

Boileau. — Les Victimes de *Boileau.* L'Abbé de Cassagnes; par *E. Buisson.* In-8°, 34 pages. La Chapelle-Montligeon, imp. Notre-Dame-de-Montligeon. [Extrait de la Quinzaine.]

Bourdaloue inconnu. Prédication; Correspondance. Lettre inédite au grand Condé; Eloge funèbre d'Henri II de Bourbon-Condé; Oraison funèbre du grand Condé; par le P. Henri Chérot. In-8°, 164 p. et heliogravure. Paris, impr. Dumoulin et Ce.

La Vie et les Poésies de *Jean de Boyssonné*, professeur de droit à Toulouse et à Grenoble, conseiller au Parlement de Chambéry (XVIe siècle); par *François Mugnier.* In-8°, 509 p Paris, Champion.

Calvin. — Treize sermons de Calvin retrouvés récemment, „traitans de l'élection gratuite de Dieu en Jacob et de la rejection en Esaü" (thèse); par *Eugène Forget.* In-8°, 51 p. Marseille imp. Barlatier.

Chateaubriand et Madame de Duras. [In: Rev. de Paris 1. Févr.]

Destouches. — *P. Arend*, Einiges über Destouches in Deutschland. [In: Neuphil. Centralblatt XII, S. 65—71. 131—134. 161—166. 218—221.]

Diderot. — La Tragédie domestique et bourgeoise de Diderot; par M. l'abbé Eugène Roupain. In-8°, 64 p. [Extrait de la Revue de Lille. (1897-1898).]
Dorat, Jean. — A propos d'un autographe de Jean Dorat (1575). [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. V, S. 265—270.]
Du Bellay. — Ueber die Sonette des Joachim Du Bellay nebst einer Einleitung: Die Einführung des Sonetts in Frankreich von *M. Pflänzel.* Diss. Leipzig 1898. 85 S. 8°.
A. Dumas fils II. L'auteur dramatique et le moraliste. [In: Rev. d. deux mondes Avril.]
Fénelon. — *J. Boulve,* De l'hellénisme chez F. Thèse. Paris, Fontemoing 8°. LVI, 312 S.
Le troubadour *Guilhem Montanhagol.* Préface, étude sur sa vie et son oeuvre, ancienne biographie provençale, poésies, *texte et traduction,* notes, appendice et glossaire. Toulouse, É. Privat. 250 S. 8°. Pr. 5 fr. [Bibliothèque méridionale 1[re] série, t. VI.]
Hugo, Victor, L'Homme et le Poète. Les Quatre Ages; Les Quatre Cultes; les Quatre Inspirations; l'Expression dans Hugo; par Ernest Dupuy. *Nouvelle édition,* revue et augmentée. In-18 jésus, 409 p. Oudin et C[e]. Paris. 3 fr. 50. (1898). [Nouvelle Bibliothèque littéraire.]
— *Rigal,* Un prétendu plagiat de Victor Hugo. [In: Rev. d. l. rom. XII (1897), S. 573.]
Frau v. La Fayette, e. französische Romanschriftstellerin des 17. Jahrh. von *E. Scheuer.* Diss. gr. 8°. (123 S.) Bonn, (O. Paul).
de La Motte. — Un poète philosophe au commencement du XVIII[e] siècle: Houdar de La Motte (1672—1731) (thèse); par Paul Dupont. In-8°, 324 p. Hachette et C[e].
Marivaux. — Les Soubrettes de Marivaux; par *Edmond Sambuc.* Petit in-16, v-153 p. Barcelonnette, imp. Astoin.
Marot. — *Roedel, A.,* Studien zu den Elegien Clément Marots. Diss. Leipzig 1898, 106 S. 8°.
Un romantique oublié: *Antonin Moine* (1796-1849); par J. B. Galley. In-16, 317 pages. Saint-Etienne, imprimerie Menard.
Molière. — *Rossmann, G.,* Der Aberglaube bei M. Progr. Burg 1898. 20 S. 4°.
— *Scheffler,* Ueber M.'s Bühne und das Komödienhaus am Kursächsischen Hofe. [In: Verhandl. d. 44. Versammlung deutscher Philol. und Schulmänner in Dresden.]
— v. *N. Erdmann.* Stockholm, Wahlström & Widstrand. 260 S. 8°.
— jugé par Stendhal; par *Henri Cordier.* In-8°, XLV-143 p. Evreux, impr. Hérissey. Paris, tous les libr.
Montaigne und die Alten von *J. Bruns.* Gel. Kiel 1898. 20 S. 8°.
Musset. — *R. Marvasi,* Alfredo de Musset. Napoli, R. Marghieri di Giuseppe. 46 S. 16°. L. 1.
Un *poète normand* de la fin du XII[e] siècle; par le comte *de Marsy.* In-8° 8 p. Evreux, imp. Odieuvre.
Rabelais', Stellung zur Reformation von *H. Schneegans.* [In: Beil. zur Allgem. Zt. Nr. 128.]
— *Pietro Toldo,* L'arte italiana nell' opera di Francesco Rabelais. [In: Arch. f. d. Stud. d. neueren Spr. C. Band, S. 103—148.]
Racine; par *Gustave Larroumet.* In-16, 207 p. et portrait. Paris, Hachette et C[e]. 2 fr. [Les Grands Ecrivains français.]
— *Bonnefon, P.,* La bibliothèque de Racine. [In: Rev. d'Hist. litt. de Fr. V, S. 169—219.]
Raoul de Houdenc, sa vie et ses oeuvres (1170—1226) p. *L. Vuilhorgne.*

Beauvais. 45 S. 8°. [Aus: Mémoires de la Société académique de l'Oise, t. XVI (1896), 2e partie, p. 487—526.]

Rousseau, J. J. — *M. Liepmann*, Die Rechtsphilosophie des J. J. Rousseau. Berlin, Guttenberg, 8°. M. 3,50.

— *F. Haymann*, Jean Jacques Rousseau's Sozialphilosophie. Leipzig, Veit. XI, 403 S. 8°.

Le Seneschal d'Eu, poète du XIVe siècle, sa famille, ses exploits et ses ballades p. E. Léger. Neufchâtel-en-Bray, impr. Coeurderoy frères, 1897. 69 S. 8°.

Textor. — *Vodoz, J.*, Le théâtre latin de Ravisius Textor 1470—1524. Winterthur, Geschwister Ziegler. 174 S. 8°.

Tristan, L. Hermite. — *Hofmann Dr. Ernst*, François Tristan L'Hermite, sein Leben u. seine Werke. II. Tl.: Tristans Werke. gr. 8°. (88 S.) L., Buchh. G. Fock.

Voltaire und einige seiner neueren Kritiker v. P. Sakmann. [Beilage z. Allgem. Zeitung Nr. 261.]

— avant et pendant la guerre de Sept Ans; par le duc de Broglie. In-18 jésus, 274 p. Paris, C. Lévy. 3 fr. 50.

— et Calas. Une erreur judiciaire au XVIIIe siècle; par *Raoul Allier*. In-16, 56 p. Paris, Stock. 50 cent. [Etude parue dans la Revue de Paris du 15 janvier 1898.]

— Attinenze fra il teatro comico di Voltaire e quello del Goldoni p. *P. Toldo.* [In: Giorn. stor. della letter. ital. XXXI, S. 343—360.]

— et l'Italie; par *Eugène Bouvy.* In-8°, 372 p. Paris, Hachette et Ce.

7. Ausgaben. Erläuterungsschriften. Uebersetzungen.

Chrestomathie du moyen âge. Extraits publiés avec des traductions, des notes, une introduction grammaticale et des notices littéraires par MM. *G. Paris* et *E. Langlois.* Petit in-16, XCIII-354 p. Paris, Hachette et Ce. 3 fr. (1897). [Classiques français.]

Palinodz- Chantz royaulx Ballades Rondeaulx et Epigrammes a lhonneur de limmaculee Conception de la toute belle mere de dieu Marie (Patrone des Normans) presentez au puy a Rouen Composez par scientifiques personnaiges desclairez par la table cy dedans contenue. Imprimez a Parie. Ilz se vendent a Paris a lenseigne de lelephant a Rouen deuant sainct Martin a la rue du grand pont Et a Caen a froide rue a lenseigne Sainct Pierre. [Réimpression sur papier grossier en caractères spécialement fondus pour cet ouvrage. 1 vol. in-12, car. gothiques (feuill. I à LXXVI) et romains (LXXVII à fin), relié en parchemin. Tiré à 50 exempl. pour les membres de la Société des Bibliophiles normands, et à 30 exempl. pour le commerce, dont 15 retenus et 15 mis en vente.] Paris H. Welter. Prix. 50 fr.

Pièces rares ou inédites relatives à l'histoire de la Champagne et de la Brie. Publiées par *Alexandre Assier.* XIII: Documents sur le XVIIIe siècle. II : Voltaire à Cirey et à Scellières; Necker à Troyes; les Députés de l'ancienne Champagne en 1793; Fête de l'Etre suprême; Messe des sans-culottes; Pièces curieuses. In-12, 60 p. Paris, Claudin; librairie Champion, librairie Martin. [Nouvelle Bibliothèque de l'amateur champenois.]

Poesie musicali francesi de' sec. XIVe e XV tratte da Mss. italiani p. p. *F. Novati.* [In: Romania XXVII, S. 138—144.]

— *Récits extraits* des poètes et prosateurs du moyen âge, mis en français moderne par Gaston Paris. Petit in-16, VIII-232 pages. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 50. [Classiques français.]

Recueil de poésies françaises depuis le moyen âge jusqu'au XIX[e] siècle; par Un professeur de rhétorique. In-12, 487 p. Paris et Lyon, Delhomme et Briguet.

Anseïs. — *Voretzsch, C.*, Sur Anseïs de Cartage (fin). [In: Romania XXVII, S. 245—268.]

Aucassin and Nicolette. An Old French love story. Edited and translated by *Francis William Bourdillon.* 2nd. ed. 12°. 302 S. London Macmillan.

Disticha Catonis. — *Rud. Tobler*, Die altprovenzalische Version der Disticha Catonis. 104 S. 8°. M. 2,40. [In: Rom. Stud. veröffentlicht v. E. Ebering. 3. Heft.]

Benoit de Sainte-Moore. — Schumann, Ueber mittelalterliche Illustrationen zu Benoît's de Sainte-Moore Roman de Troie als Vorbilder zu Wandteppichen. [In: Verhandl. d. 44. Versammlung deutscher Phil. u. Schulmänner in Dresden.]

Estoire de la Guerre Sainte di Ambrogio, Note critiche p. *Ad. Mussafia.* [In: Romania XXVII, S. 292—297.]

Froissart, J. — Chroniques de J. Froissart. Deuxième livre publié pour la Société de l'histoire de France par Gaston Raynaud. T. 9 (1377—1380, depuis la prise de Bergerac jusqu'à la mort de Charles V). In-8°, CXI-373 p. Paris. Laurens. (1894.)

Gauthier de Belleperche. — *Everlien, H.*, Ueber Judas Machabee von Gauthier de Belleperche. 1897. 70 S. 8°.

Gormond et Isembard p. *F. Lot.* [In: Romania XXVII, S. 1—54.]

Guillaume Alexis. Prieur de Bucy, Oeuvres poétiques p. p. A. Piaget et E. Picot I. 360 S. 8°. [Soc. d. anc. textes fr.]

Guillaume d'Orange. — *Weiske, Johs.*: Die Quellen des altfranzösischen Prosaromans v. Guillaume d'Orange. Diss. gr. 8°. (93 S.) Halle, (M. Niemeyer).

Les *Lapidaires* de l'antiquité et du moyen âge, ouvrage publié sous les auspices du ministère de l'instruction publique et de l'Académie des sciences; par F. de Mély. T. 2. 1[er] fascicule: les Lapidaires grecs. Texte avec la collaboration de M. *Ch.-Em. Ruelle.* In-4°, XVII-226 p. Paris, Leroux.

Ueber *Macé de la Charités* französische Bibelübersetzung von *E. Herzog* 10 S. 8°. [Anzeiger der phil. histor. Classe der K. K. Akademie vom 1. Dec. 1897, No. XXV.]

Guillaume de Machaut. — *Hanf, G.*, Ueber Guillaume de Machaut's *Voir Dit.* [In: Zs. f. rom. Phil. XXII, S. 145—196.]

Mahieu le Juif, Une imitation d'Albert de Sisteron p. p. *A. Jeanroy.* [In: Romania XXVII, S. 148—150.]

Péan Gatineau. — *Mussafia, Adf.*: Zur Kritik u. Interpretation romanischer Texte. 4. Beitrag. [Aus: „Sitzungsber. d. k. Akad. d. Wiss."] gr. 8°. (84 S.) Wien, C. Gerold's Sohn in Komm. M. 1.90.

Pflanzenglossen, mittelenglische und altfranzösische veröffentlicht von F. Holthausen. [In: Arch. f. d. Stud. der neueren Spr. Bd. C., S. 158—163.]

Philippe de Vitri, Le chapel des fleurs de lis p. p. A. Piaget. [In: Romania XXVII, S. 55—92.]

Di un poemetto francese inedito del secolo XV (*Le procez du banny a jamais du jardin d'amour contre la volenté de sa dame*). [In: Miscellanea nuziale Rossi-Teiss. S. 371—388.]

Raoul de Houdenc. — Die Ashburnham-Handschrift des *Songe d'Enfer.* Mitgeteilt von *M. Friedwagner.* Graz. Im Selbstverlag des Verfassers. 16 S. 8°. [Separat-Abdruck aus der Festschrift zum VIII. allgemeinen deutschen Neuphilologentage.]

Robert de Saint-Marien d'Auxerre. — Notice sur un abrégé en français de la chronique universelle de Robert de Saint-Marien d'Auxerre p. *L. Delisle.* [In: Bibl. de l'École des Chartes LVIII (1897), S. 526—353.]
Zu *Sordel* ed. de Lollis von *E. Lévy.* [In: Zs. f. rom. Phil. XXII, S. 251—258.]
G. de Tudèle. — *Cabié, E.*, Sur un passage du poème de la croisade contre les Albigeois; p. *G. de Tudèle.* [In: Annales du Midi X, S. 85—92.]

Boissonade. Sur deux lettres inédites de *Boissonade* et de *Lamennais* à Chateaubriand p. *V. Giraud.* [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. V, S. 273—286.]
Bossuet. — Une œuvre inédite de Bossuet; par l'abbé Théodore Delmont. In-8°, 43 p. Arras, Sueur-Charruey. Paris, lib. de la même maison. [Extrait de la Revue de Lille (octobre-novembre 1897).]
— Méditations choisies sur l'Evangile. Compositions et dessins de P. R. Reparlier et Félix Lacaille; gravure sur bois de L. Van de Put. In-16, 387 p. Paris, Leuillier.
Chateaubriand. — Génie du christianisme. In-8°, VIII-358 p. avec portrait. Tours, Cattier.
Cyrano de Bergerac. — Œuvres comiques, galantes et littéraires de Cyrano de Bergerac. Nouvelle édition, revue et publiée avec des notes par P. L. Jacob. In-18 jésus, VIII-475 p. Paris, Garnier frères.
Dumas fils A. — Théâtre complet. T. 8: Notes inédites. In-18 jésus, 396 pages. Brodard. Paris, C. Lévy. 3 fr. 50.
Hugo, V. — Correspondance (1836—1882.) T. 2. In-8°, 392 p. Paris. C. Lévy; Lib. nouvelle. 7 fr. 50.
— Lettres de Bruxelles 1851—1852 II. [In: Rev. de Paris 1. Févr.]
Lamennais. — Lettres indites de Lamennais à Montalembert. Avec un avant-propos et des notes par Eugène Forgues. In-8°, XII-403 pages. Paris, Perrin et Ce.
Forges-Maillard. — Une épitre inconnue de *des Forges-Maillard* à *J.-B Rousseau* p. p. P. B[onnefon]. [In: Rev. d'Hist. litt. de Fr. V, S.271—272.]
Marot. — Poésies inédites de Clément Marot; par *Gustave Macon.* In-8°, 35 pages. Paris, Leclerc et Cournuau. [Extrait du Bulletin du bibliophile.]
— Lettres de *Prosper Mérimée* à un provincial (lettres inédites); par Marcel Sellier. In-8°, 29 p. Paris, Soye et fils. [Extrait du Correspondant.]
Michelet, J. — Œuvres complètes. Histoire de la Révolution française. Edition définitive, revue et corrigée. 3 vol. in-8°. T. 3, 572 p.; t. 4, 507 p.; t. 5, 528 p. Paris, Flammarion. [Chaque volume, 7 fr. 50.]
Molière. — Œuvres complètes T. l^er. In-16, XXIV-475 pages Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 25. [Œuvres des principaux écrivains français.]
Montaigne, M., Essays, Ins Deutsche übertragen v. W. Dyhrenfurth (Blondel). Neue Folge. Breslau, E. Trewendt. VII, 270 S. 16°. M. 3.
Montesquieu. — *Gäbler, H.*, „Studien zu Montesquieus Persischen Briefen". Progr. Chemnitz 1898. 34 S. 4°.
Musset, A. de. — Lorenzaccio, drame. Mis à la scène, en cinq actes, par Armand d'Artois. In-18 jésus, 190 p. Paris, Ollendorff. (1898.) [Première représentation à Paris, sur le théâtre de la Renaissance, le 3 décembre 1896.]
Pons (de l'Hérault). — Additions et variantes au texte des souvenirs et anecdotes de P. de l'H. p. *G. Pélissier.* [In: Rev. d. l. rom. XLI, S. 1—76].
Prévost, M. — Œuvres. Chonchette. Petit in-12, II-339 p. Paris, Lemerre. 6 fr. [Petite Bibliothèque littéraire (auteurs contemporains).]

Racine. — *Harczyk, J.*, Erläuterungen zu Racines Phädra. II. Progr. Breslau 1898. 24 S. 8⁰.
Saint-Simon. — *Wallon*, Mémoires de Saint-Simon, nouvelle édition etc. p. A. de Boislisle. [In: Journal des Sav. Avril 1898, S. 249—258].

8. Geschichte und Theorie des Unterrichts.

Beckmann, E.: Die Behandlung französischer u. englischer Schriftwerke. (VIII, 38 S.) M. 1.— [In: *Abhandlungen*, neusprachliche, aus den Gebieten der Phraseologie, Realien, Stilistik u. Synonymik unter Berücksicht. der Etymologie. Hrsg. v. Dr. Clem. Klöpper-Rostock. VI. Hft. gr. 8⁰. Dresden, C. A. Koch.]
Dressler, M., Die Kurse der Alliance française. Progr. Leipzig 1898. 12 S. 8⁰.
Enseignement de la langue française. Résumé des conseils donnés dans les conférences pédagogiques. (1896-1897.) In-8⁰, 20 p. Saint-Quentin, imp. Poette. (1897.) [Inspection primaire de Saint-Quentin.]
Fassbender, Die fremdsprachlichen Lehrbücher auf den höheren Mädchenschulen. Progr. Altona, 1898. 21 S. 8⁰.
Génin, Lucien, et *Jos. Schamanek*: Description des tableaux d'enseignement d'Ed. Hölzel à l'usage des écoles. Méthode d'enseignement intuitif. 8⁰. (64 S.) Wien, Hölzel. M. 0,80.
Jenrich, Zur französischen Schullektüre am Gymnasium. Progr. Rossleben 1898. 32 S. 4⁰.
Kaibel, Geo.: Wissenschaft u. Unterricht. Rede. Lex. 8⁰. (19 S.) Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
Martinak, Dr. *E.*: Zur Psychologie des Sprachlebens. Mit einigen Anwendungen auf die Unterrichtspraxis. [Aus: „Ztschr. f. d. österr. Gymn."] gr. 8⁰. (22 S.) Wien, C. Gerold's Sohn in Komm. M. 0.80.
Schädel, O., Sprachgeschichte in der Höheren Mädchenschule. Progr. Worms 1898. 13 S. 4⁰.
Schwarz, H., Die neusprachlichen Lehrbücher in den höheren Schulen Preussens. Nach den Programmen von Ostern 1896 zusammengestellt. Progr. Halle 1898. 19. S. 8⁰.
Seeger, A., Zur Sprechfertigkeit der neusprachlichen Lehrer und motivierter Antrag auf Errichtung staatlich subventionierter Sprechzirkel. [In: Zs. f. d. Realschulwesen XXIII, S. 321—330.]
Seyvon, Mme *C.* — Tableau des quatre conjugaisons. In-plano, recto et verso. Paris, Guérin, Nicolle et Ce.
Tendering, F.: Molières „femmes savantes" im Unterricht der Prima. Progr. gr. 4⁰. (18 S.) Hamburg, (Herold).
Tirner, R.: Kleine Behelfe zur Belebung des französischen Unterrichtes an österreichischen Bügerschulen und verwandten Lehranstalten. 12⁰. (VIII, 132 S.) Wien, J. L. Pollack. M. 1.45.
Traugott, F., Darstellung und Kritik der Methode Gouin. Ein Beitrag zur Methodik des fremdsprachlichen Unterrichts. Diss. Jena 1898. 64 S. 8⁰.
Traunwieser, J., Die Psychologie als Grundlage der Grammatik vom wissenschaftlichen und pädagogischen Standpunkte aus kurz bearbeitet. Progr. Mähr-Trübau 1897. 30 S. 8⁰.
Veyssier, E. — De la méthode pour l'enseignement scolaire des langues vivantes. In-18 jésus, 204 p. Belin frères. Paris, 1898.
Wernicke, A., Zur Frage der sprachlich-logischen Schulung. [In: Zs. f. d. Realschulwesen XXIII, S 193—197.]
Winkler, A., Hat die analytisch-directe Methode die Lehrerschaft befriedigt? Vortrag, gehalten am 8. allgemeinen Neuphilologentag in Wien. Mähr.-Ostrau, R. Papauschek. 24 S. 8⁰.

9. Lehrmittel für den französischen Unterricht.

a. Grammatiken, Uebungsbücher etc.

Abrégé de grammaire française, ou Extrait de la Grammaire française; par les Frères des écoles chrétiennes. Petit in-18, 76 pag. Paris, Poussielgue.

Bierbaum, Jul., Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache nach der analytisch-direkten Methode f. höhere Schulen. Verkürzte Ausg. III. (Schluss-) Tl. Mit 2 Plänen v. Paris u. Umgegend gr. 8°. (VIII, 280 und 8 S.)

— u. *Hubert, Bernh.*, Sammlung deutscher Uebungsstücke zum Uebersetzen ins Französische im Anschluss an die systematische Repetitions- und Ergänzungs-Grammatik. 8°. (VII, 68 S.) Ebd. —,80.

Bilderhefte f. den Sprachunterricht. Französisch. 1. u. 2. Hft. Lex. 8°. L., R. Voigtländer. à —,80. 1. Ayrolle, C. A.: De Bayonne à Toulouse Excursions de vacances. Avec 21 gravures et 1 plan. (61 S.) — 2. Moulin, A., Le long de la mer bleue à Bicyclette. Lettres de voyage. Avec 29 gravures et 1 plan. (58 S.)

Boerner's, Otto, französisches und englisches Unterrichtswerk, nach den neuen Lehrplänen geordnet. Französischer Tl. v. Dr. Otto Boerner. Boerner, Gymn.-Oberlehr. Dr. Otto: Oberstufe zum Lehrbuch der französischen Sprache. Mit besond. Berücksicht. d. Uebgn. im mündl. u. schriftl. freien Gebrauch der Sprache. Ausg. C. Mit e. Hölzelschen Vollbild: „Die Stadt“ u. 8 Abbildgn. v. Paris. Hierzu in Tasche: Französisch-deutsches u. deutsch-französ. Wörterbuch. gr. 8°. (VIII, 232 u. 125 S.) Ebd. 2,60.

Borel, Eug., Grammaire française. Corrigé des thèmes allemands. Rédigé sur les textes de la 20. éd. et publié à l'usage exclusif des professeurs et des institutrices par Gymn.-Prof. Dr. Otto Schanzenbach. 8°. (V, 140 S.) St., P. Neff Verl. 2.50

Cours d'analyse grammaticale et logique; par les Frères des écoles chrétiennes. Livre de l'élève. In-12, 76 p. Paris, Poussielgue.

Cours intermédiaire d'orthographe, ou Dictées et Exercices en rapport avec l'extrait de la Grammaire française; par F. P. B. Livre du maître. In-18 jésus, VIII-336 p. Paris, Poussielgue.

Elementarbuch der französischen Sprache. II. Tl. Für das 2. Schulj. (Alt. von 9—10 Jahren.) Nach dem durch e. Kommission des Lehrerkonvents der k Realanstalt in Stuttgart aufgestellten Programm bearb. v. K. Assfahl. 4 Aufl. gr. 8°. (IV, 108 S.) St., J. B. Metzler's Verl.

Fonsny, Jwan, Grammaire française (langue française comparée aux langues allemande, néerlandaise et anglaise, à l'usage de l'enseignement moyen). Namur, Wesmael 47 S.

Heinrich, Paul, Französische Genusregeln in Versen für den Schulgebrauch u. den Selbstunterricht. Suppl. zu jeder Schulgrammatik. Mit e. Anh., enth. weitere Versregeln üb. die wichtigsten Gebiete der französ. Syntax. gr. 8°. (24 S.) Strassburg, J. Singer. —,40

Kunst, die, der Polyglottie. (Bibliothek der Sprachenkunde.) Eine auf Erfahrg. begründete Anleitg., jede Sprache in kürzester Zeit u. in Bezug auf Verständnis, Konversation u. Schriftsprache durch Selbstunterricht sich anzueignen. 57. Thl. 12°. Wien, A. Hartleben. 57. *Frank, A.*, Praktisches Lehrbuch der modernen französischen, deutschen u. rumänischen Conversation m. systematischem Vocabularium. (VIII, 182 S.)

Larousse, P. — Grammaire littéraire. Explications suivies d'exercices

sur les phrases, les allusions, les pensées heureuses empruntées à nos meilleurs écrivains, etc. Livre de l'élève. 5e *édition*. In-12, 336 p. Paris, Larousse. 2 fr. [La Lexicologie des écoles. Cours complet de langue française et de style.]

Münster, Karl, u. *Adf. Dageförde,* Elementarbuch der französischen Sprache f. das praktische Leben. 2. Aufl. gr. 8°. (260 S.) B., L. Oehmigke's Verl. 1,80.

Plattner, Ph., Kurzgefasste Schulgrammatik der französischen Sprache. Mit e. Lese- u. Uebungsbuch in zusammenhäng. Lesestücken, Umbildgn. u. Uebersetzungsaufgaben. 2. Aufl. gr. 8°. (VI, 392 S.) Karlsruhe, J. Bielefeld's Verl. 3,60.

Püttmann u. *Rehrmann,* Proff. DD., Lehrgang der französischen Sprache. 2 Tl. gr. 8°. B., E. S. Mittler & Sohn. 2. Püttmann, Französisches Lese- u. Uebungsbuch. Unter besond. Berücksicht. des Kriegswesens. 4. Aufl. (XV, 215 S. m. 1 Kartenskizze.) 3,—

Roden, A. v., Die Verwendung von Bildern zu französischen und englischen Sprechübungen. Progr. Elberfeld 1898. 47 S. 4°.

Rose, M., Cours de langue française. Namur, Wesmael-Charlier 3 fr.

Seelig, M., Französisches und englisches Vokabularium zu den Hölzel'schen Anschauungsbildern (Frühling, Sommer, Herbst, Winter, Bauernhof, Gebirge, Wald, Stadt, Paris bezw. London). Progr. Bromberg 1898. 91 S. 8°.

Stollreither, Eug., Aufgaben aus der Haupt-Prüfung der Lehramtskandidatinnen f. neuere Sprachen in Oberbayern. gr. 8°. (61 S.) München, Piloty & Loehle.

Strien, G., Lehrbuch der französischen Sprache. II. Tl. Ausg. B.: Für Gymnasien u. Realgymnasien. gr. 8°. (VIII, 206 S.) Halle, E. Strien.

Suès, S., Exercices pratiques sur les gallicismes et locutions usuelles de la langue française avec traductiou allemande en regard. 2 éd. A. u. d. T.: Gallicismen u. Redensarten aus der französ. Umgangssprache. 2. Aufl. 8°. (VIII, 322 S.) Genf, R. Burkhardt. 2,50.

Weiss, M., Französische Grammatik f. Mädchen. I. Tl. Mittelstufe. 3. Aufl. Neu bearb. nach den Bestimmgn. vom 31. V. 1894. gr. 8°. (VIII, 189 S.) Paderborn, F. Schöningh. 1,80.

Wilde, Johs., Die französischen Konjugationen u. die unregelmässigen Verba, leicht fasslich dargestellt f. Eltern, Lehrer u. Schüler. Fol. (3 S. u. 1 S. in 8°.) Frankfurt a. M., Mahlau & Waldschmidt. —,20.

b. Litteraturgeschichte, Schulausgaben, Lesebücher.

Herckenrath, C. R. C., Précis de littérature française. 2e édition. Groningue, Noordhoff 1896. 32 S. 8°. f. 0,50.

Nauheimer, Anne, Grundriss der französischen Litteraturgeschichte, in französischer Sprache aus Dictaten zusammengestellt. 8°. (47 S.) Mainz, J. Diemer Verl. 1,—.

Praz, F. — Une leçon de littérature, dialogue pour garçons. In-8°, 4 p. Paris, imprim. Dupré; Pinatel, 18, rue du Faubourg-Poissonnière. 50 cent. [Les Joyeusetés de l'école.]

Gresset, V. — Petit Traité de versification française, à l'usage des jeunes poètes. In-32, 76 p. Paris, Daniel-Chambon, 12, rue Daval. 1 fr.

Petit Système métrique, par les Frères des écoles chrétiennes. Cours moyen. Deuxième partie. Petit in-18, 72 pages avec fig. Paris, Poussielgue. (1897.)

Beaux, *Thdr. de*, Lehrbuch der französischen Sprache. Stufenweise geordnete Lesestücke zusammenhäng. Inhalts. III. Stufe. gr. 8°. L., M. Hesse. III. Syntax des Zeitworts. (VIII, 314 S.) Geb. 2.50.

Conteurs Modernes. Contenant un choix de leurs Meilleurs contes, précédés de notices littéraires et accompagnés de notes explicatives par *E. E. B. Lacomblé*, Professeur à l'école moyenne d'Arnhem. P. Noordhoff, Groningue G. E. Schulze, Leipzig: 1. François Coppée. Contes Choisis. 2. Alphonse Daudet. Contes Choisis. 3. André Theuriet. Contes Choisis. 4. Émilie Zola. Contes Choisis. 5. Guy de Maupassant. Contes Choisis. 6. Contes Choisis de Jules Claretie et autres. Preis jedes Bändchens fl. 0,60=1 Mk.

Damour, *C. W.*, Französisches Lesebuch f. die Schüler der mittleren Klassen höherer Schulen. I. Tl. Mit Wörterbuch. 12°. (VIII, 128 u. 55 S.) L., Freund & Wittig. 1,50.

Ebray, *Valérie-E.*, Livre de lecture contenant 20 anecdotes pour les leçons de conversation et de nombreux morceaux choisis en prose et en vers suivi d'un vocabulaire. Braunschweig und Leipzig. G. Reuter. IV, 68 S. 8°. Preis 1 Mk.

Gerhard's französische Schulausgaben. Nr. 5. 2 Tle. 6. 12°. L., R. Gerhard. 5. Gréville, Henry, Perdue. Im Auszug f. den Unterricht hrsg. u. m. Anmerkgn. versehen von Lehrerin Meta v. Metzsch. 2. durchgeseh. Aufl. 1 Tl.: Text und Anmerkgn. im Anh. (VII, 167 u. 7 S. 1,30; kart. 1,50; 2. Tl.: Wörterbuch. (28 S.) —,25. Ponsard, François: Charlotte Corday. Drame en vers. Für den Unterricht hrsg., sowie m. Anmerkgn. u. Wörterbuch versehen v. Gymn.-Oberlehr. a. D. Doc. Dr. Otto Weddigen, I. Tl.: Text, (VI, 138 S.) Kart. 1,40; II. Tl.: Anmerkungen u. Wörterbuch. (35 S.) —,25.

Hartmann's K. A. Mart., Schulausgaben (französischer Schriftsteller). Nr. 6, 10, 20. 12°. L., Dr. P. Stolte, Kart. 6. Thiers: Bonaparte en Égypte et en Syrie. Mit Einleitg. u. Anmerkgn. hrsg. v. K. A. M. Hartmann. 2. Aufl. (XVI, 88 u. 78 S. m. 4 Karten.) 1,40. 10. Theuriet, André: Ausgewählte Erzählungen, m. Einleitg. u. Anmerkgn. hrsg. v. Gerh. Franz. (X, 92 u. 31 S.) 1,—. —,20. Michelet, Jules: Tableau de la France. Mit Einleitg., Anmerkgn. u. 1 Karte hrsg. v. K. A. Mart. Hartmann. (XIII, 78 u. 54 S.) 1,20.

Jacobs, Brincker, Fick, Lesebuch f. den französischen Unterricht. Anfangsstufe. 3. Aufl. gr. 8°. (X, 144 S.) Hamburg, G. W. Seitz Nachf. 1,80

Kron, *R.*, Le petit Parisien. Pariser Französisch. Ein Fortbildungsmittel f. diejenigen, welche die lebend. Umgangssprache auf allen Gebieten des tägl. Verkehrs erlernen wollen. Nebst e. systemat. Frageschule als Anweisg. zum Studium. 4 Aufl. 12°. (VIII, 184 S.) Karlsruhe, J. Bielefeld's Verl. 2,40.

Lamartine. — L'Œuore d'A. de Lamartine. Extraits choisis et annotés à l'usage de la jeunesse, avec une notice sur la vie et les œuvres de l'auteur, par *G. Robertet.* 3e *édition.* In-16, XX-480 p. avec portrait. Paris, Hachette et Ce. 3 fr.

Leja, *P.*, Augiers Lustspiel „Le Gendre de Mr. Poirier" als Schullektüre Progr. Neustadt 1898. 22 S. 4°.

Livre, premier de lecture française et de traduction pour les enfants sachant lire l'allemand. — Erstes französ. Lese- u. Uebersetzungsbuch f. Kinder, welche des Deutschlesens kundig sind. 2. Aufl. 8°. (64 S.) Gebweiler, J. Boltze. M. 0,60.

Lovera, Prof. *R.*, Lectures et exercices français. Französisches Lese- u. Sprechbuch. Für die Mittelklassen höherer Lehranstalten bearb. Mit e. nach Lectionen u. e. alphabetisch geordneten Wörterverzeichnis. 8°. (83 S.) St., Muth. M. 1.

— dasselbe. Livre du maître. Schlüssel. Nebst exercices supplémentaires f. die Hand des Lehrers. 8°. (52 S.) Ebd. M. 1.80.

Perthes' Schulausgaben englischer u. französischer Schriftsteller. No. 2—4. 8°. Gotha, F. A. Perthes. Geb. 2. Molière: Les femmes savantes. Comédie (1672). Für den Schulgebrauch bearb. v. Gymn.-Oberlehrer J. Mosheim. (XXII, 136 S.) M. 1.50. — 3. Coppée, Franç.: Ausgewählte Erzählungen. Für den Schulgebrauch bearb. v. A. Rohr. (VIII, 126 S.) M. 1.40; Wörterbuch. (20 S.) M. 0.20. — 4. Erckmann-Chatrian: Histoire d'un conscrit de 1813. Für den Schulgebrauch bearb. v. Realgymn.-Oberlehr. Dr. Karl Holtermann. (V, 116 S. m. 1 Karte.) M. 1.40.; Wörterbuch. (26 S.) M. 0.20.

Prosateurs français. Ausg. A. m. Anmerkgn. zum Schulgebrauch unter dem Text. Ausg. B. m. Anmerkgn. in e. Anh. 111—114. Lfg. 12°. Bielefeld, Velhagen & Klasing. Geb. 111. Krause, Arnold: A travers Paris. Aus Orig.-Texten zusammengestellt. Mit 18 Abbildgn. i. Text, 1 Plan v. Paris u. 1 Uebersichtskärtchen der Umgebg. v. Paris. Ausg. B. (VI, 193 u. 77 S.) M. 1.30. — 112. Taine, H.: Napoléon Bonaparte. In Auszügen hrsg. v. Jul. Sahr. Mit 1 Bildnis. Ausg. B. (IX, 82 u. 79 S.) M. 1. — 113. Sandeau, Jules: La roche aux mouettes (Der Möwenfels). Im Auszuge hrsg. v. Karl Strüver. Ausg. B. (VIII, 60 u. 25 S.) — M. 0.75. — 114. Guerre de 1870/71. Récits mixtes. Par Chuquet, Hérisson, Bézier, Halévy, Mme. Boissonnas, Doussaint. In Auszügen hrsg. v. Arnold Krause. Mit 1 Uebersichtskärtchen. Ausg. B. (V, 118 u. 46 S.) M. 1.

Rambert, Eug., Les cerises du vallon de Gueuroz. La batelière de Postunen. Für den Schulgebrauch hrsg. v. Max Pfeffer. I. Tl.: Einleitung u. Text. II Tl.: Anmerkungen u. Wörterverzeichnis. 8°. (X, 201 S. m. 2 Abb. u. 2 Karten.) L., G. Freytag. M. 1.60.

Sammlung französischer u. englischer Textausgaben zum Schulgebrauch. XVI. u. XVII. Bd. 8°. L., Renger. In Leinw. kart. XVI Prosa, ausgewählte, des XVII. u. XVIII. Jahrh. Mme. de Sévigné. — Le Sage. — Montesquieu. — Voltaire. (110 S.) M. 0.90. — XVII. Prosa, ausgewählte, des XVIII. u. XIX. Jahrh. 1 Tl. J. J. Rousseau. — B. de St. Pierre. — X. de Maistre. — Mme. de Staël. — R. de Chateaubriand. — A. de Lamartine. — A. de Vigny. (95 S.) M. 0.80.

Saure, Heinr., Französische Lesestoffe als Unterlagen zur Uebung i. mündlichen Ausdruck. Sep.-Abdr. aus des Verf. Lesebüchern. 3. Aufl. gr. 8°. (V, 152 S.) Frankfurt a/M., Kesselring. M. 1.40.

— Französisches Lesebuch f. höhere Mädchenschulen und Lehrerinnen-Bildungsanstalten. nebst Stoffen zur Uebg. im mündl. Ausdruck 2. Tl, 4. Doppel-Aufl. gr. 8°. (XVI, 582 S.) M. 3.60.

Schulausgaben englischer u. französischer Schriftsteller. 4. Bdchn. 8°. Bremen, G. Winter. Geb. 0.80. *Bremer, A.*, 40 französische Gedichte. Für den Schulgebrauch hrsg. 2. Aufl. IV, 55 S.

Schulbibliothek, französische u. englische. Hrsg. v. Otto E. A. Dickmann. Reihe A: Prosa. 114. Bd. 8°. L. Renger. Geb. in Leinw. 114. Wershoven, F. J.: Lectures historiques. Mit 4 Karten u. 2 Plänen. Für den Schulgebrauch ausgewählt u. erklärt. (VI, 113 S.) M. 1.30.; Wörterbuch (40 S.) M. 0.40.

— dasselbe, Reihe A: Prosa. 39., 45., 56., 69. Bd. 8°. Ebd. Geb. in Leinw. 39. Thiers, Louis-Adolphe: Campagne d'Italie en 1800. Mit 1 Karte u. 2 Plänen. Für den Schulgebrauch bearb. v. Aug. Althaus. 2. Aufl. (XII, 115 S.) M. 1.50. — 45. Dhombres, G., u. Gabr. Monod: Biographies historiques. Für den Schulgebrauch erklärt v. H. Bretschneider. 5. Aufl. (VIII, 81 S.) M. 1. — 56. Daudet, Alph.: Tar-

tarin de Tarascon. Für den Schulgebrauch bearb. u. erklärt v. Jos. Aymeric. 3. Aufl. (X, 100 S.) M. 1. — 69. Conteurs modernes. Ausgewählte Erzählgn. v. Simon, Theuriet, Révillon, Moret, Richebourg. Für den Schulgebrauch erklärt v. Jos. Vict. Sarrazin. 2. Aufl. (VIII, 88 S.) M. 0.90.

— dasselbe. Reihe A: Prosa. 10., 14., 18., 51., 59 u. 73 Bd. 10. Michaud, Jos.-François: Moeurs et coutumes des croisades (aus: Histoire des croisades). Mit 5 Abbildgn. Für den Schulgebrauch erklärt v. Frz. Hummel. 3. Aufl. (X, 114 S.) 1.20. — 14. Thiers: Expédition de Bonaparte en Égypte (aus: Histoire de la révolution française und Histoire du consulat et de l'empire.) Mit 3 Kartenskizzen. Für den Schulgebrauch erklärt v. Otto Klein. 5. Aufl. (X, 124 S.) 1,50. — 18. Lamartine, A. de: Captivité, procès, mort de Louis XVI et de sa famille (aus: „Histoire des Girondins"). Mit 2 Plänen und 2 Abbildgn. Für den Schulgebrauch bearb. v. Bernh. Lengnick. 3. Aufl. (XII, 121 S.) 1,30. — 51. Erckmann-Chatrian: Waterloo. Suite du Conscrit de 1813. Für den Schulgebrauch erklärt v. Jos. Aymeric. 3. Aufl. (IX, 125.) 1,40. — 59. Sarcey, Francisque: Le siège de Paris. Impressions et souvenirs. Auswahl. Mit 1 Plane v. Paris u. 1 Karte der Umgegend. Für den Schulgebrauch erklärt v. U. Cosak. 4. Aufl. (X, 156 S.) 1,50. — 73. Lamé-Fleury: Histoire de France de 406—1328. (aus: Histoire de France). Für den Schulgebrauch bearb. v. J. Hengesbach. 2. Aufl. (VI, 98 S.) 1,—

Referate und Rezensionen.

Lindström, A, *L'analogie dans la déclinaison des substantifs latins en Gaule.* Upsala, Almquist & Wicksells 8°. I. Thèse pour le doctorat. 1897. 324 u. XI s. II. 1898. 115 u. VI S.

Lindström sucht an der Hand der ältesten Texte ein Bild jener analogischen Strömungen zu geben, die aus der lateinischen Deklination die französisch provenzalische gemacht haben. Er stellt zunächst das gesamte Wortmaterial in Tabellen zusammen und bespricht die lautliche Form namentlich der nachtonigen Wortteile im ersten Teil, woraus dann im zweiten die Schlüsse gezogen werden. Ein schwerer methodischer Einwand scheint sich mir zunächst an die Auswahl der Texte zu knüpfen, besonders der französischen. Es sind dieser „ältesten Texte“ viel zu wenige, um aus ihnen hinreichenden Stoff zur Behandlung strittiger Punkte zu gegewinnen; es zeigt sich das namentlich bei den Substantiven der 3. Deklination — Leodegar und Sponsus beweisen für das franz. nichts, da der Schreiber oder Dichter nicht in das eigentlich französiche Sprachgebiet gehört, bei den Eiden, Eulalia, Jonas kommen zu der geringen Ausdehnung noch die korrekt- oder verkehrt-latinisierenden Schreibungen, beim hohen Lied die bekannten Grillen des Kopisten, die besonders dem Wortauslaut schaden. Es bleiben also als wirklich zuverlässige Texte nur die Reimpredigt und Alexis, zwei kurze Texte, die noch dazu ungefähr derselben Gegend angehören, so dass also gar nicht unterschieden werden konnte, was spezifisch westliche Eigentümlichkeit, was dem gesamten franösischen Sprachgebiet angehört.

Ein Zweites. Tabellen sind ja dort sehr am Platz, wo es sich um rasches Übersehen komplizierter Vorgänge, widersprechender und mannigfaltiger Formen handelt. Wozu aber diese langen, vollständigen Tabellen, wo die Dinge so klar vor unsern Augen liegen, wie etwa bei der 1. Dekl.? Die konsequente Durchführung hat denn auch den Verfasser z. B. dazu verleitet, beinahe eine Seite darüber zu verlieren, ob das Wort *coroaa,* das sich in einer provz. Urkunde in einer Aufzählung findet, Nomin. oder Akkus. ist (I. 37f.)

Eine einfache Aufzählung der Formen wie sie Stengel *Ausg. Abh.* I s. 245—248 für das Französische giebt, hätte jedenfalls genügt.

Es scheint mir auch zweifelhaft, ob es ratsam war, die Adjektive gänzlich von einer derartigen Untersuchung auszuschliessen, nachdem doch zwischen Adjektiv- und Substantivdeklination der engste Zusammenhang besteht.

Es ist nach dem Gesagten recht begreiflich, dass die Ergebnisse der Arbeit nicht im angemessenen Verhältnis zu dem grossen Aufwand von Fleiss, Kraft, Zeit und Papier stehen. Die neuen Momente, oder jene, die Verfasser nachdrücklicher betont als es bis jetzt geschehen war, sind hauptsächlich die drei folgenden:

1. Er weist auf die Verschiedenheit hin, die die Einwirkung von *-u* und *-i* zwischen Nom. Plur. und Akk. Sing. der 2. Dekl. auf den Stamm hervorrufen musste und geht den unsichern Spuren dieser Verschiedenheit nach (I, 181; II 50 ff.) 2. Das Endungs-*s* hat die Tendenz, die Mouillirung des vorhergehenden Konsonanten aufzuheben. Verfasser erklärt damit die Differenz zwischen *-l'us* und *l'u*, die sich auf weitem Gebiet teils durch das Fehlen des *i*, teils durch *l* > *u* bei ersterer Endung nachweisen lässt (I. 159—166). Eine beachtenswerte Annahme, bei der es sich nur frägt, wie alt dieser Schwund der Mouillierung sei. Ihn für die ältesten Denkmäler anzunehmen, fehlt, wie ich glaube, der Grund. Der Schreiber der Eul. hat *melz* ohne *i*, aber ebenso *conselliers*. Alex. L. schreibt zwar *velz*, *melz* neben *conseil*, aber *oilz* wie *oil*, so dass die Vermutung nahe liegt, dass die Verbindung *lz* schon zur genüge die Mouillirung des *l* andeutete. In den andern beiden Fällen, in denen Verfasser mit diesem Moment operiert, halte ich die Deutung für verunglückt. Er sucht es nämlich zu einer neuen Lösung der *-arius*-Frage zu verwerten, nachdem er Staaff's Theorie zu widerlegen gesucht hat (I 217 f. und dazu Staaff, *LfgrPh.* 1897 s. 410 f.). Er stellt auf: *-arius* >*-ers*, *-ariu* >*-e(i)r*; *iarius*, *-crius* >*-iers*, *-iariu*, *-eriu* >*ir*; *ie* wäre entweder zuerst in die Reflexe von *-arius* oder in die von *-iariu*, *-eriu* eingedrungen und hätte dann allmählich auch den Vokal der anderen Formen verdrängt. Man versteht namentlich nicht, wie gerade hier der nom. masc. dazu kommt, den Vokal des Akk. und Fem. zu verdrängen und — ein Mangel den die Theorie des Verfassers allerdings mit manchen andern teilt — warum die Formen, die bei palatal berechtigt waren, so ganz und gar die andern verdrängt haben. In späterer Zeit hat ja *-ier* ein anderes *-er* allmählich ersetzt, aber damals war *-ier* ein unendlich oft, *-er* ein selten vorkommendes Suffix; in unserm Fall wäre beides im besten Fall gleich häufig gewesen. Endlich sucht Verfasser seine Theorie zur Erklärung der ver-

schiedenen Schreibungen von *factus*, *factu* etc. im prov. *fach*-Gebiet auszunützen. Er stellt auf: *factos* > *faitz*, *factu*, *facti* > *fach*, dann gegenseitige Angleichung. Staaff a. a. O. hat ihm schon gelegentlich einer ähnlichen Theorie fürs *fait*-Gebiet *peiz* (< *pectus*) entgegengehalten und dieses Wort entscheidet auch hier zu Ungunsten des Verfassers (vgl. noch App. *Chr.* 68, 14: *pechs*). Nun hat Verfasser allerdings diesem Vorwurf die Spitze abzubrechen versucht, indem *piech* als analog zu *fach* nach *fatz*: *pietz* erklärt wird. Aber es ist im höchsten Grade unwahrscheinlich, dass in der frühen Zeit, wo noch die Typen *fach*, *fatz* rein erhalten gewesen wären, gerade nur im *fach*-Gebiet sich dieser Einfluss geltend gemacht hätte. Und dann, warum wirkt die Analogie nur auf *pietz* und nicht auf die grosse Menge anderer Wörter, die im Nom. *-tz* hatten? Und wenn man sagen wollte, dass *pratz*: *pra* ohnehin verschiedene Formen hatte und deshalb eine Distinction nicht erst herbeigeführt zu werden brauchte, warum wirkte sie dann nicht auf Wörter wie *bratz*, *solatz*, *pretz*, *votz*, etc.? Verfasser wird doch wohl nicht behaupten wollen, dass speziell die ähnliche Lautgestalt des Partiz. *despietz*: *despiech* die Differenzierung hervorgerufen habe? 3. Ein drittes Moment ist die verschiedene Einwirkung von *us* und *ōs*. Es war schon verwendet worden, um die Entwickelung der Wörter auf *-ŏcus* zu erklären und Verfasser beruft sich darauf, um, wieder im *fach*-Gebiet, den Grund der Abweichung von *faitz*, *fatz* zu erklären: *factus* > *fatz*, *factos* > *faitz*, begründet durch die Zeitdifferenz zwischen dem Ausfall des *o* und des *u*. Natürlich ist *pectus* hier ein noch stärkeres Argument, um die Hypothese Lindströms zu entkräften. Die verschiedenen Schreibungen erklären sich wohl am besten durch die Ratlosigkeit, in der die Schreiber der Wiedergabe eines palatalen Lautes durch das lateinische Alphabet gegenüber standen. Nehmen wir an, es sei im Akk. *fat'* oder *fać* gesprochen worden; man bezeichnete den Palatal mit *h* wie *l'* mit *lh*, also *fach* (nicht *fath*, weil *th* aus den griechischen Wörtern als mit *t* gleichbedeutend bekannt war), man bezeichnete ihn mit vorangehendem *i* wie *l'* mit *il*, also *-it* (nicht *ic*, weil sonst *c* am Ende als *k* gesprochen wurde); man bezeichnete ihn mit *g*, weil dies vor *e* und *i* den entsprechenden tönenden Laut bezeichnete und hier keine Gefahr vorhanden war, dass *g* gelesen würde, da dies am Ende provz. Wörter nicht vorkam;[1]) man bezeichnet ihn manchmal auch gar nicht (*fat*), wie auch gelegentlich *l*, *n* für *l'*, *ń* geschrieben wurde. Ebenso wurde dann geschrieben, wenn noch *z* hinzutrat, nur dass die Schreibungen ohne *i* hier häufiger sind, wohl weil *z* an und für sich palatalen Wert haben konnte: *vetz*,

[1]) Ausserdem lag diese Schreibung durch Fälle wie *sorg* = *sortz* (surgit) nahe.

conselz u. s. w. In der „*fait*"-Gegend wurde vermutlich der Palatal ein weniges weiter vorn artikuliert als in der „*fach*"-Gegend, weshalb die Schreibungen mit *ch* fehlen. —

Einzelne Mängel wurden bereits von Staaff a. a. O. Sp. 409 ff. hervorgehoben. Hier eine weitere Auswahl von Bedenken.

I 36. *Compainhie* est certainement faite sur *compainhe.* Und warum nicht *compań* + *ie*? Wenigstens hätte begründet werden sollen, warum diese Möglichkeit ausgeschlossen ist.

I 45. Dass *somonsus, -a* schon lateinisch war, ist mir sehr wahrscheinlich; das *n* hätte zwar schwinden müssen, hat sich aber durch den Einfluss der anderen Formen gerettet. Wenn ich den Verfasser recht verstehe, so behauptet er, dass vom Part. submonsus und dem Partic.-Substantiv im Französischen keine regelmässige Form vorhanden sei[2]), vgl. *semuns Lais* M. d. Fr. 34 $_{747}$, 193 $_{212}$ (R) *Jos.* 1443, *En.* 3571, *Rusteb.* 111 $_{91}$ *Jeh. de Condé* ed. Tobler IV 1092 (*semonse*), V 137 (R), VI 110; noch *Farces* edid. Picot VI 35. Für das Subst. Beispiel bei Littré s. *semonce.* Godefroy enthält natürlich kein Beispiel, da Subst. und Verb noch neufrz. sind. Provz. auch die regelmässige Form *semos* M L. II 378.

I 96 f. *senz* im Leodeg. und wohl auch *senz* im Boece (Additions et corr. s. X.) gehen vermutlich nicht auf *sensus*, sondern auf das german. Wort zurück.

I 136. Das *r* in *trésor* wie jenes in *tremprer* zu erklären geht wohl nicht an, da eine derartige „anticipation" doch nur da stattfindet, wo muta + liquida vorliegt. Das *r* ist thatsächlich durch Anlehnung an das präfix *tré*=*trans* entstanden, da sehr viele Worte dieses hatten, aber nur wenige die unbetonte Silbe *te.*[3]) Die Körting'sche Annahme, das man *très or* gefühlt hätte, braucht man deshalb noch nicht zu acceptieren.

I 150. prov. *amig(s)* beweist natürlich noch gar nicht, dass man auch so gesprochen habe. *g* kann orthographische Reminiszenz an *amiga, amigal* u. s. w. sein.

I. 195 eine Reihe *vadunt* > *vad'n* > *van* anzunehmen halte ich für unnötig; *van* beruht wohl auf Analogie nach *estan, dan.*

Zu Beginn des zweiten Teils stellt Lindström in grosser Ausführlichkeit die Typen des Ascoli'schen Dreicasus-Systems auf, um dann schliesslich zu dem Schluss zu kommen (S. 13), dass wir gar keinen Grund haben, das Fortbestehen des Abl. in Gallien anzunehmen. Dagegen nimmt es sehr wunder, dass von einem andern kas. obl. nicht die Rede ist, dessen Fortbestehen durch das Rumän., durch die Pronominalflexion, durch *gent payenor* und vielleicht

[2]) Verfasser fasst die Erhaltung des *n* nicht als Unregelmässigkeit auf, wie man aus dem provz. Beispiel *somonsa* ersieht.

[3]) G. Paris in *Rom.* XIX. 120.

durch den präpositionslosen Dativ im Altfrz. recht wahrscheinlich wird, eines kas. obl. der aus dat. sing. und plur. zusammengesetzt war.

II. 43 f. sucht Verfasser durch die Formen *aital*, *aitant*, *caitiva* und *gitar* nachzuweisen, dass *ct* sich im *fach*-Gebiet vortonig zu *it* entwickelt habe; die widersprechenden Formen seien analogisch. Ich bestreite nicht die Möglichkeit dieses Verhaltens; aber die vom Verfasser angeführten Fälle sind völlig unzureichend, es zu beweisen. *Caitiva* muss solange aus dem Spiel bleiben, als wir die Etymologie nicht ermittelt haben; *aital*, *aitant* stehen unter Einfluss von *tal*, *tant*; bei *gitar* haben wir eine entsprechende Unregelmässigkeit im Franz., wo wir aus *jectare* (nicht mit Stern anzusetzen,[4]) *geitier* erwarten, aber, wenige Ausnahmen abgerechnet, *geter* im Reime mit *amer* u. s. w. finden. Wir haben offenbar Dissimilation auf der Stufe *d'et'ar* (> *d'etar*).

Die Untersuchung über den Nomin. Sing. der 3. Dekl. hätte, wie auch der Verfasser selbst einsieht (II. 78), auf der Basis eines viel reicheren Materials durchgeführt werden müssen. Der Verfasser hat das Seinige noch unnötig durch Ausschluss aller gelehrten Wörter vermindert. Es ist klar, dass für die Morphologie ein *iniquite* ebensoviel beweist als *clarte*. Vollständig verfehlt ist die Annahme eines Nomin. *homene* (II 80), der erst durch den Vokatif wieder verdrängt wurde. Erklärt Verfasser ital. *uomo* auf dieselbe Weise? S. 72 war es verfehlt *fin* Alex. 460 [92e] unter die Beispiele aufzunehmen, da L *fins* hat. Der Verfasser eines kritischen Textes wird natürlich eine gewisse Gleichförmigkeit anzustreben haben, aber der Grammatiker hat auf die Form der Handschrift zurückzugehen.

EUGEN HERZOG.

Thomas, A. *Essais de philologie française.* Paris. Librairie Emile Bouillon. 1898. VIII, 441 S. 8. Preis 7 frcs.

Das vorliegende Buch enthält unter den Überschriften *Mélanges philologiques* und *Récherches étymologiques* neunzehn Studien zur französischen und provenzalischen Sprachgeschichte[1]), eine Abhandlung

---

[4]) *Ind. F. Anz.* II p. 35.

[1]) Sur la formation du nom du pays de Comenge. — La loi de Darmesteter en provençal. — Les noms de rivières en *ain*. — Les noms composés et la dérivation. — La dérivation à l'aide des suffixes vocaliques atones. — L'origine du parfait provençal en *et*. — Le celtique *broga* en roman. — Le dram de „Glaizé“ et le cadenas“ du Lot. — D'un comparatif roman et d'une prétendue peuplade barbare. — Le „plomb“

über G. Paris und hundert Beiträge etymologischen Inhaltes. Es folgen ein Anhang, in dem über einige italienische Wörter französischen Ursprungs gehandelt wird und ein 31 Seiten umfassender Wortindex. Die meisten *Essais* waren früher in der *Romania*, einige andere in den *Annales de la Faculté des Lettres de Bordeaux*, den *Annales du Midi*, der *Revue Celtique*, den *Annales de géographie* und der *Revue encyclopédique Larousse* bereits erschienen. Neu hinzugekommen sind eine Abhandlung *Sur la signature de la reine Anne de Russie*, einige etymologische Artikel und der Anhang. Auf den reichen Inhalt der zu einem stattlichen Bande vereinigten wertvollen Aufsätze, welche von sorgfältiger Beobachtung des Sprachlebens und gründlichen, umfassenden Studien seitens ihres Verfassers Zeugnis geben und überdies in eine gefällige Form gekleidet sind, soll hier nicht ausführlich eingegangen werden. In verhältnismässig wenigen Fällen wird man die Ergebnisse des Verfassers ablehnen müssen oder mit den Ausführungen desselben wenigstens nicht ohne weiteres sich einverstanden erklären können. Letzteres ist z. B. der Fall, wenn Th. S. 295 f. in Bezug auf franz. *flaquière* die Angaben Savary's im *Supplément* seines *Dictionnaire de commerce* und späterer Lexikographen, wonach dieses Wort von einer Art Kopfputz des Maulthieres *(les trois plaques de cuivre rondes qui couvrent le chanfrain et les deux côtez de la tête du mulet)* gebraucht werde, als irrig zurückweist und darin *falquières* (nfrz. *fauchères,* das Schwanzholz am Saumsattel) vermuthet. Hier darf zur Stütze der von Savary und anderen überlieferten Auffassung darauf hingewiesen werden, dass das Niederdeutsche und Niederländische *flabbe flabke flabbken* (daneben *flebbe flebke flebbken),* worauf sich *flaquière* zurückführen lässt, in den Bedeutungen Stirnbinde, Kopftuch, dreieckiges Läppchen, Stirnband mit bis auf die Augen herunterhängendem Spitzenbesatz kennen. Vergl. ten Doornkaat Koolmann *Ostfriesisches Wörterbuch* I, S. 493, wo, unter Hinweis auch auf Diez *Etymol. Wörterb.* IIa *fiappo,* über die Verbreitung und Bedeutung der germanischen Wörter Angaben sich finden. Hinsichtlich der Beurtheilung des franz. Wortes lässt sich eine endgültige Entscheidung nicht treffen, so lange weitere Belege desselben nicht gefunden werden. *Vilebrequin* wird von Th. im Gegensatz zu früheren Aufstellungen mit ndl. *wimpelkin*, engl. *wimble*, dän. *wimmel* in etymologischen Zusammenhang gebracht. Es sei gestattet, seinen an-

---

du Cantal. — Les Juifs et la rue „Joutx-Aigues“, à Toulouse. — De quelques emprunts du basque au gascon. — Sur la formation du nom de la ville d' Arles. — L'influence du gascon sur la langue française. — La langue du Dauphiné septentrional. — Le patois de Cellefrouin (Charente). — La langue de Bernard Palissy. — La signature de la reine Anne de Russie. — La sémantique.

regenden und wie mir scheint überzeugenden Ausführungen hier ein paar ergänzende Bemerkungen hinzuzufügen. Unter den germanischen Entsprechungen waren auch fläm. *wemel* (De Bo, *Westvlaamsch idioticon*), mnd. *wemel*, *wimel* (Schiller u. Lübben) heran zu ziehen. Die Erhaltung des Nasals zeigen noch heute norm. *vinberquin* (Joret, *Le patois norm. du Bessin* s. v.) und, mit anderer Endung, *vinbllé* (ib.), *vimblet* (Du Bois-Travers, *Glossaire*), *guimbelet* (ib.), *vymbllet* (Fleury, *Essai*), Haut- Maine *guinblet*. Volksetymologische Angleichung an *virer* zeigen ausser den von Littré verzeichneten Formen auch Clairvaux *virebeurquin* (Baudouin, *Glossaire*), Troyes *virebrequin* (Grosley, s. Baudouin *l. c.*), Yonne *vir'beurquin* (Jossier, *Dictionnaire*), Beaune *virebrequin* (Bigarne, *Patois et Locutions* s. v. *virette*), Petit Noir *virbrokèn* (Richenet), Saintonge *virebrequin* (Eveillé, *Glossaire*). Schriftfrz. *vilebrequin* ist nach Th.'s ansprechender Deutung aus *virebrequin* mit Dissimilation der beiden *r* entstanden. Ebenso erklären sich wohl mit dissimilatorischem Schwund des ersten *r* *viberquin* in Blois (Thibault, *Glossaire*) und, unter Assimilation des Silbenanlauts, pik. *biberkin* (Corblet). Letztere Bildung mag dem verkürzten *brequin* unmittelbar vorangegangen sein, woraus dann durch Agglutination des unbestimmten Artikels *ein* in Mons *einberquin* (Sigart) entstehen konnte. Verschmelzung des Anlautes liegt vor in lothring. *louibriquin* (in Landremont, s. Adam *Pat. lorr.* pg. 267), dem im Pat. de la Meuse (Labourasse pg. 404) das ursprünglichere *ouilbriquin* entspricht, und vielleicht auch in den von Jouancoux und Devauchelle *Études* S. 134 verzeichneten pikard. Formen *liberquin*, *luberquin* neben *viberquin* und *hiberquin*.

D. Behrens.

Dauzat, A. *Études linguistiques sur la Basse Auvergne. Phonétique historique du patois de Vinzelles* (Puy-de-Dôme). Précédé d'une préface de A. Thomas. Paris 1897. F. Alcan. 175 S. 8°. Preis 6 fr. [Bibliothèque de la Faculté des lettres de l'Université de Paris].

Der Vorrede, welche A. Thomas der Arbeit seines Schülers vorangestellt hat, entnehmen wir die Bemerkung: *Les facultés des lettres exigeaient jusqu'à ces derniers temps des candidats à la licence quatre compositions écrites, d'un caractère purement scolaire. Un récent décret a autorisé le remplacement d'une de ces compositions par un travail personnel, sous la seule réserve que le sujet rentre dans l'enseignement de la faculté où doit se passer l'examen et qu'il soit approuvé d'avance par le professeur compétent. C'est comme travail en vue de la licence ès lettres que le mémoire de*

M. Albert Dauzat a été composé et présenté à la Sorbonne. Möchte die hier erwähnte Neuerung im französischen Unterrichtswesen, die gewiss als ein wesentlicher Fortschritt bezeichnet werden darf, recht viele so nützliche und tüchtige Untersuchungen im Gefolge haben, wie diejenige des Herrn Dauzat es ist. Die mit guter Methode und anscheinend grosser Sorgfalt ausgeführte Arbeit ist um so freudiger zu begrüssen, als bei der wissenschaftlichen Durchforschung der französischen Patois diejenigen der Auvergne bislang besonders schlecht weggekommen waren. Nach den Ausführungen des Verfassers nimmt das von ihm behandelte Patois von Vinzelles, mit dem dasjenige zweier benachbarter Ortschaften, Bansat und Ferrussat, annähernd übereinstimmt, zwischen den nordfranzösischen und südfranzösischen Mundarten eine Art Mittelstellung ein, doch so, dass es mehr dem letzteren sich nähert. Leider fehlen für die betreffende Gegend ältere Denkmäler in der Vulgärsprache fast ganz, so dass die Bezeichnung *phonétique historique* des Titels nicht viel mehr besagen will als eine Darstellung des gegenwärtigen Lautstandes aut vulgärlateinischer Grundlage. Hat sich hiermit dem Verfasser bei der Bearbeitung seines Themas eine unfreiwillige Beschränkung ergeben, so hat er andererseits selbst eine Beschränkung insofern sich auferlegt, als er nur die dem lateinischen Erbwortschatz angehörenden und die frühzeitig latinisierten Sprachelemente, sowie in Kürze die aus dem Lateinischen eingedrungenen Lehnwörter behandelte, dagegen die auf späterer Beeinflussung durch das Germanische und durch die französische Schriftsprache beruhenden Veränderungen der Mundart von der Behandlung ausgeschlossen hat. Verfasser wird die Absicht haben, diese Lücke durch eine spätere Studie auszufüllen, wie wir denn auch nach einer Mitteilung der Vorrede (S. VI) eine Darstellung der Morphologie, der Syntax, sowie die Ausarbeitung eines vollständigen Glossars von ihm erwarten dürfen. Die vorliegende Erstlingsarbeit lässt für diese Fortsetzungen, das beste erhoffen.

D. Behrens.

Stier, Georg, *Französische Syntax. Mit Berücksichtigung der älteren Sprache.* Wolfenbüttel. J. Zwissler 1897. VIII, 475 S. 8°. Mk. 6.

Jede neue Erscheinung auf dem Gebiete der französischen Syntax erregt des Referenten besonderes Interesse; hofft er doch, dass endlich einmal eine Arbeit erscheinen möchte, die das ausgetretene Geleise verlässt, um auf neuem Wege zu gehn.

Vorliegendem Buch ist das Motto „C'est peu d'être concis, il faut être clair“ vorgedruckt. In dem Vorwort, in dem der

Verfasser die Vorzüge seines Werkes vor den schon vorhandenen hervorhebt, sagt er: „Bei der Darstellung kam es dem Verfasser zunächst darauf an, unter Wahrung der wissenschaftlichen Form eine klare, einfache Sprache zu reden. Sodann wurde versucht, die einzelnen Regeln unter einem gemeinschaftlichen Gesichtspunkt zusammenzufassen, auf ein inneres Sprachgesetz zurückzuführen, denn nur dann wird die Sprache nicht als ein Conglomerat von einzelnen, mechanisch aneinander gereihten Regeln erscheinen, sondern als ein lebendiges, organisches Ganze.“ Mit diesem Grundgedanken ist der einzig richtige Weg angedeutet, der zur Erkenntnis der Sprache führen kann. Es ist derselbe Gedanke, den Gröber im *Grundriss* I Seite 212 ff ausgesprochen hat. Verfolgt der Verfasser diesen Weg, so wird er unzweifelhaft zu Ergebnissen gelangen müssen, die uns mit Befriedigung erfüllen.

Stier hat die bereits erschienenen Arbeiten verglichen und benutzt; mehr als 90 Grammatiken haben ihm vorgelegen, von denen er 10 namentlich aufführt, denen er am meisten verdankt. Doch trotz Benutzung der vorhandenen Werke, meint der Verfasser in seiner Vorrede weiter, sei seine Syntax nicht eine einfache Kompilation, sondern eine selbständige Arbeit mit vielen neuen Gedanken; dass er dabei keiner Schwierigkeit aus dem Wege gegangen sei, dürfe, seiner Meinung nach, schon ein flüchtiger Blick in das Buch erkennen lassen.

Referent hat das Buch mit Aufmerksamkeit gelesen, hat Fälle, die ihm bei seiner französischen Lektüre als interessant aufgefallen waren, meistenteils in dem Buche verzeichnet gefunden. Er kann sagen, dass der Verfasser so ziemlich alles in sein Buch aufgenommen hat, was des Aufnehmens wert erscheint. Die Fülle des zusammengetragenen Stoffes darf als zufriedenstellend bezeichnet werden. Leider lässt sich dasselbe nicht immer von der Verarbeitung des Stoffes sagen.

Wir greifen zunächst das Kapitel über die Modi und Tempora heraus, denen 100 Seiten gewidmet sind. Dies Kapitel wird mit der Angabe eingeleitet, die französischen Grammatiker stimmten hinsichtlich der Anzahl der Modi nicht überein; einige nähmen 3, andere 5 beziehungweise 6 an. Unser Verfasser selbst entscheidet sich für drei Modi, den Indikativ, den Konjunktiv und den Imperativ. Wir hätten erwartet, da er nun einmal diese Frage angeschnitten hatte, von ihm auch seine Gründe für die Annahme von 3 Modi zu hören. Statt dessen geht er sofort zur Darstellung der Modi über, jedoch nur des Indikativs und des Konjunktivs, indem er eine Betrachtung des Imperativs ausschliesst, da dieser in beiden Sprachen, der deutschen und französischen,

übereinstimme. Dem widerspricht aber der Abschnitt über den „Gebrauch des Futurs statt eines Imperativs“ (S. 99).

Es wird als Definition des Indikativs gesagt, er sei der Modus der Wirklichkeit, er stelle den Inhalt des Satzes als wirklich, als thatsächlich hin. Das ist für *je viens*, *je venais* ganz recht. Aber wie verhält es sich doch mit *je viendrai* oder *je viendrais*? Ist hier der Inhalt des Satzes als thatsächlich hingestellt? Wir glauben nicht. Entweder ist also die Definition des Indikativs nicht richtig, oder aber sie ist richtig, und dann gehören Formen wie *je viendrai* und *je viendrais* nicht dazu.

Der Verfasser erläutert seine Tempora des Indikativs in sehr ausführlicher Weise. Am längsten verweilt er beim Imperfekt im Indikativ, kurzweg imparfait genannt, und dem passé défini. Nachdem zunächst das Gemeinsame derselben, dass sie nämlich unvollständige Zustände und Handlungen der Vergangenheit bezeichneten, welche in ihrer Wirkung nicht bis in die Gegenwart hineinreichen, angegeben ist, sucht der Verfasser dasjenige festzustellen, worin sie sich unterscheiden. Er findet es darin, dass das Imperfekt Zustände und Handlungen von unbegrenzter Dauer, das passé défini dagegen solche von begrenzter Dauer bezeichne; zu letzterem wird gleich als Anmerkung hinzugefügt, auf die Länge der Dauer komme es nicht an, dieselbe könne Minuten betragen, Hauptsache sei, dass sie begrenzt sei. Was soll das alles heissen? Soll damit der zeitliche Unterschied zwischen diesen beiden Verbformen festgestellt werden? In dem Satze *Hier il fut malade* wird der Gebrauch des défini d. h. die begrenzte Dauer damit erklärt, dass die Krankheit höchstens 24 Stunden gedauert habe; oder in *A cinq heures il alla à Potsdam, et il revint à dix heures* sei Anfang und Ende bezeichnet, also begrenzte Dauer. Ist das nicht gesucht? Soll wirklich das Wesen des défini in dieser Erklärung liegen? Wenn man nun sagt, *A cinq heures il allait à Potsdam, et il revenait à dix heures*? Der Verfasser wird zugeben, dass dieser Satz auch möglich ist. Soll hier die begrenzte Dauer zu einer unbegrenzten geworden sein, wo doch nur die Verbform eine Aenderung erfahren hat, während alles Übrige stehen geblieben ist? Wie soll diese Unterscheidung noch aufrecht erhalten werden? Die in Anmerkung 2 auf Seite 86 für diesen Gebrauch des Imperfekts gegebene Erklärung genügt nicht; denn wir können nicht glauben, dass man beim Gebrauche des Imperfekts recht lebhaft erzählen wolle; eine Erklärung darf nicht so subjektive Wertschätzungen enthalten. Es dürfte doch wohl der Unterschied zwischen diesen beiden Verbformen kein zeitlicher, sondern ein anderer sein. Aus obiger Unterscheidungsregel werden alle Fälle des Gebrauchs des défini erläutert; wie uns scheint, waren dabei oft Schwierigkeiten

zu überwinden. Wenn Seite 80 zu den Adverbien, die als Bestimmung von begrenzter Dauer gelten sollen, auch *court* gerechnet wird, z. B. in dem Satze *Le déjeuner fut court*, so ist das wohl nur vom Verfasser übersehen worden.

Seite 87 heisst es, im realen Bedingungssatze stehe das passé défini; denn die im Bedingungssatze ausgesprochene Voraussetzung sei wirklich vorhanden, also real; und dann weiter: „Im irrealen Bedingungssatze steht das imparfait; denn die ausgesprochene Voraussetzung ist eine blos gedachte, nicht wirkliche, also irreale.“ Ja, wo bleibt da die Konsequenz? Es wurde uns gesagt, der Unterschied zwischen imparfait und défini liege in der unbegrenzten bezw. begrenzten Dauer; hier ist davon gar nicht mehr die Rede. Ausserdem wurde (Seite 75) gesagt, das imparfait, als Zeit des Indikativs, stelle den Inhalt des Satzes als wirklich hin, während hier (S. 88) genau das Gegenteil davon behauptet wird.

Aber auch den Bemerkungen über das Verhältnis von passé défini zu passé indéfini können wir unsere volle Zustimmung nicht geben. Hier tritt in den Regeln fast immer können auf; damit wird eigentlich die Geltung einer Regel aufgehoben. Es heisst: „Das passé défini bezeichnet eine Handlung, die in der Vergangenheit stattfand und deren Wirkung sich nicht auf die Gegenwart erstreckt. Das passé indéfini kann eine solche Handlung ebenfalls bezeichnen.“ Die eben gegebene Erklärung für das passé défini ist Seite 77 auch für das imparfait gegeben worden. Setzen wir also für passé défini im Obigen imparfait ein, so erhalten wir, das passé indéfini könne auch dasselbe bezeichnen wie das imparfait. Nun, ebensowenig wie das Imperfekt dasselbe bezeichnen kann wie das passé indéfini, ebenso wenig kann es auch das passé défini. Der Verfasser sagt weiter, man könne daher ohne Unterschied sagen *Hier il fut malade* und *Hier il a été malade* oder *La guerre commença* oder *a commencé en 1618.* Aber, heisst es gleich weiter, „man kann zwar ohne Unterschied der Bedeutung stets das passé indéfini für das passé défini eintreten lassen, nicht aber umgekehrt; denn das passé indéfini bezeichnet auch eine Handlung der Vergangenheit, deren Wirkung sich bis auf die Gegenwart erstreckt.“ Zweierlei drückt also das passé indéfini aus. Wer sagt mir aber, wann in dem Satze j'ai longtemps espéré die Wirkung sich bis auf die Gegenwart erstrecken soll, und wann nicht?

Bei dem über Plusquamperfekt im Indikativ und passé antérieur Gesagten fällt uns (Seite 96) auf, dass était faite und était finie sogen. Plusquamperfekte und fut faite und fut finie sogen. passés antérieurs sein sollen.

Das Futur wird (Seite 97) als eine zukünftige Handlung bezeichnet. Da nun aber das Futur zum Indikativ gerechnet ist,

also eine Handlung als thatsächlich hinstellen soll, so kann obige Erklärung nicht ganz richtig sein. *Tu ne tueras pas.* Soll diese Handlung wirklich als thatsächlich hingestellt sein? Der Konditional ist ja nach der Annahme des Verfassers ebenfalls eine Zeit des Indikativs, er stellt also auch eine Handlung als thatsächlich, wirklich hin. Wie stimmt dazu S. 104 ff., wo es im Gegensatz hierzu heisst, der Konditional drücke eine Annahme, eine Vermutung, eine unsichere Behauptung, eine höfliche (!) Frage aus?

Wir gehen zum Konjunktiv über. Es heisst Seite 111: „Der Konjunktiv ist der Modus der Nichtwirklichkeit, d. h. er giebt den Inhalt des Satzes nicht als geschehen an, sondern dass man die Verwirklichung desselben wünscht oder als möglich bezweifelt.“ Als Hauptregel für den Konjunktiv wird nach obiger Erklärung folgende aufgestellt: „Der Konjunktiv drückt einen Wunsch oder eine zweifelhafte Behauptung aus.“ Der Verfasser bemerkt dazu in seiner Vorrede (S. IV): „Der vom Schüler so gefürchtete (!) Konjunktiv gestaltet sich demnach sehr einfach, es giebt nicht mehr so viele Konjunktive als betreffende Verben vorhanden sind — wie es nach der Darstellung in den meisten Lehrbüchern (!) der Fall ist.“ Wie werden nun die einzelnen Fälle, wo der Konjunktiv eintritt, unter diese allgemeine Regel gebracht? Greifen wir nur einige Fälle heraus. In dem Satze *Qui que ce puisse être, c'est un habile homme* drückt nach der Ansicht des Verfassers *qui que ce puisse être* einen Wunsch aus. Wir vermögen keinen darin zu finden und glauben auch nicht, dass dies leicht plausibel gemacht werden kann. *La plus forte dépense qu'on puisse faire est celle du temps.* Der Konjunktiv drückt in dem Relativsatze eine zweifelhafte Behauptung aus. Zu diesem Falle wird Tobler (*Vermischte Beiträge zur französischen Grammatik, zweite Reihe S. 14 ff.*) herangezogen. Wir glauben aber nicht, dass Tobler in seinem Artikel dieser Auffassung hat huldigen wollen; denn inwiefern soll eine zweifelhafte Behauptung sich in obigem Satze ausgesprochen finden? Ebenso wenig wird man einsehen können, dass eine solche Behauptung vorliege in dem Satze *Il n'y a pas de règle si générale qui n'ait son exception.* Die Behauptung scheint sogar sehr bestimmt ausgesprochen zu sein. Und weiter. Welche Verben und Ausdrücke werden nicht als solche bezeichnet, die einen Wunsch ausdrücken! *Je comprends qu'il soit malade.* Da der Verfasser hier mit dem besten Willen k e i n e n direkten Wunsch herauslesen kann, so konstruiert er einen i n d i r e k t e n. „Ich finde es begreiflich, dass er krank ist“ ist darnach gleich „Ich wünsche indirekt, dass er krank sei.“ Dass auch die Verben des Affekts einen Wunsch ausdrücken, war zu erwarten. Ist aber denn *Je me*

réjouis qu'il soit venu gleich *je désire qu'il soit venu* oder etwas Aehnlichem? Doch wohl nicht.

Der Konjunktiv nach den Verben des Sagens und Denkens wird allgemein als Ausdruck einer zweifelhaften Behauptung bezeichnet. Dazu heisst es S. 141: „Eine zweifelhafte Behauptung kann nur dann ausgedrückt werden, wenn die Verben des Denkens und Sagens verneinend, fragend oder bedingend gebraucht sind.“ Nun fügt Stier aber gleich hinzu: „Doch kann trotz Verneinung, Frage und Bedingung eine Thatsache ausgesprochen werden, und dann steht natürlich der Indikativ.“ Damit wird das Vorhergesagte aufgehoben. Zu den Ausdrücken der Verneinung werden *à peine*, *peu*, *difficilement*, *rarement* mit Unrecht gezählt; der Verfasser that es wohl nur der Einfachheit halber. Wir müssen es uns versagen, auf die einzelnen Fälle einzugehen, wo der Konjunktiv immer als Ausdruck einer zweifelhaften Behauptung hingestellt wird, und beschränken uns auf ein einziges Beispiel: „*Je ne croyais pas qu'il fût si tard.*“ Will ich denn damit sagen, dass ich es bezweifelte, dass es so spät sei? Nein, ich wusste es einfach nicht. Wenn das Andere der Fall wäre, so hätte ich doch irgend einen Ausdruck gebraucht, mit dem ich einem wirklichen Zweifel Ausdruck gegeben hätte.

Die Wortstellung in einem Satze wie *J'ai donné une bague à ma soeur* bezeichnet Stier als die logische oder natürliche, um aber gleich darauf sich nur des Ausdrucks „regelmässige Wortstellung“ zu bedienen. Wenn sich über den Gebrauch des Wortes „Wortstellung“ streiten lässt und mit Recht, so dürfte man aber ganz besonders die Ausdrücke „logische“ oder „natürliche“ Wortstellung beanstanden. Die Sprache an sich hat mit der Logik nichts zu thun; wir können in der fehlerlosesten Sprache das unlogischste Zeug reden. Logisch denken müssen wir. Was wir verlangen, ist, dass unsere Gedanken logisch aufeinander folgen; diese unsere Gedanken müssen wir so ausdrücken, dass sie für den Hörer verständlich, klar, eindeutig werden. Soll mit logischer Wortstellung im Französischen die deutsche Wortfolge etwa als unlogisch bezeichnet werden? Gewiss nicht. Ebenso wenig ist es auch gestattet, von einer natürlichen Wortstellung zu reden, wo „natürlich“ doch nur soviel als „selbstverständlich“ bedeuten kann. Leider hat man sich bei der Sprache, d. h. bei der Art, wie wir unsere Gedanken in Worte kleiden, daran gewöhnt, Dinge hineinzumischen, die mit ihr nichts zu thun haben. Logisch, philosophisch will die Sprache nicht angeschaut werden. Es gilt die psychologische Radix, wie Gröber es bezeichnet, für jede sprachliche Erscheinung zu suchen; dies allein vermag uns eine Erklärung für sprachliche Vorgänge zu geben. Und so müssen bei der Erklärung sprachlicher Erscheinungen alle subjektiven Wert-

schätzungen oder reine Aeusserlichkeiten bei Seite gelassen werden. Es darf also nicht heissen, dass bei verschiedenartigen Objekten die „erhebliche oder weniger erhebliche Länge“ (S. 4) eines Objektes für die Stellung derselben massgebend sei. Ferner darf auch nicht gesagt werden, dass, wenn bei Adverbien wie *à peine*, *aussi* u. s. w. die regelmässige Wortfolge stehe, der Satz an Eleganz (S. 18) verliere. Uebrigens sollte diese Regel doch wohl des Ausdrucks „fakultativ“ entraten können. Uns scheint es vielmehr, dass bei sogen. regelmässiger Wortstellung eine Nüancierung des Gedankens erfolgt. Wir vermissen übrigens die Erörterung von Fällen wie folgenden: *Aussi les Italiens, dont les alpini ont été créés à la fin de 1872, ne se sont-ils pas fait faute de revendiquer l'idée première de troupes spéciales de montagne et ne se sont pas montrés peu fiers de voir les leurs copiées par nous.* In voller Uebereinstimmung finden wir uns mit dem Verfasser darin, dass die Stellung der Modaladverbien und die des attributiven Adjektivs in Beziehung zu einander gebracht werden müssen (S. 22). Doch darf dann nicht der Wohllaut als von Einfluss auf die Stellung derselben angesehen werden; denn derartige Bemerkungen sind lediglich subjektive Ansichten der Grammatiker.

„Die Stellung des Adjektivs“, heisst es Seite 418, „wird bedingt in erster Linie durch das logische Princip d.i. durch die natürliche Wortfolge, in zweiter Linie durch den Wohllaut und den Sprachgebrauch.“ Nach unseren obigen Ausführungen besagen diese Worte nichts Klares. Die Stellung des attributiven Adjektivs hinter dem Substantiv wird als die natürliche Stelle des Adjektivs bezeichnet, da das Adjektiv vom Substantiv abhängig sei; denn ohne ein Substantiv sei die betreffende Eigenschaft unverständlich. Für die Stellung des attributiven Adjektivs vor dem Substantiv lesen wir Folgendes: „Nun kann das Adjektiv aber auch Eigenschaften bezeichnen, welche mit dem Gegenstande eng verknüpft sind, die ihm anhaften, die in seiner Natur, in seinem Wesen liegen, die ihm inne wohnen, die ihm unter allen Umständen zukommen. Der Honig ist z. B. immer süss; Nero denken wir uns stets grausam; Sokrates weise u. s. w. Die Eigenschaft ist in diesem Falle eine für den Gegenstand wesentliche, sie ist eins mit ihm, gleichartig mit ihm. Der Franzose stellt daher dies Adjektiv — als nicht abhängig vom Substantiv — nicht hinter, sondern vor das Substantiv.“ Zunächst heisst es, das Adjektiv sei abhängig vom Substantiv, nachher, es sei nicht abhängig vom Substantiv. Wovon soll es denn abhängig sein? Auf jeden Fall gehört es zu dem betreffenden Substantiv; denn es kongruiert ja mit ihm. Und dann, mit welchem Rechte dürfen wir sagen, dass die Eigenschaft grausam mit Nero eng ver-

knüpft, mit ihm eins, gleichwertig sei? Dürften wir denn kein anderes Adjektiv in dieser Stellung mit Nero verknüpfen? Wenn ja, sind diese Eigenschaften dann auch eins mit Nero? Könnte man z. B. nicht sagen „*le brave Néron?*“ In seiner weiteren Ausführung entwickelt der Verfasser aus dem wesentlichen Merkmal durch die Stufe des schmückenden Beiworts, das gebraucht werde, um lebhafte oder weniger lebhafte Gefühle zum Ausdruck zu bringen, den Begriff des persönlichen, subjektiven Urteils. Dann sagt er (Seite 421): „Das vorstehende Adjektiv bezeichnet also ein wesentliches Merkmal (le sage Socrate); sodann drückt es ein persönliches, ein subjektives Urteil aus; denn was ich schön, gut, herrlich finde, kann ein anderer unschön u. s. w. finden.“ Dabei hebt er hervor: „Nicht zu vergessen ist, dass das Adjektiv nur dann vorstehen kann, wenn die Eigenschaft in der Natur des Gegenstandes liegt, wenn sie wesentlich ist oder in dem betreffenden Falle als wesentlich angenommen wird. Es muss zwischen Adjektiv und Substantiv stets eine enge Verbindung bestehen.“ Darnach müsste also jede subjektive Attribuierung ein wesentliches Merkmal zu dem Gegenstande bezeichnen.

Wie gezwungen die Erklärung ist, zeigen die oft sehr naiven Erläuterungen des Verfassers. „Man kann“, heisst es, „nicht ohne weiteres(!) sagen *un agréable homme*, wohl aber *une agréable femme*; denn das Angenehme liegt mehr in der Natur der Frau als in der des Mannes (cf. Xanthippe). Man kann nicht ohne weiteres sagen un sage homme; denn die Weisheit liegt nicht notwendig in der menschlichen Natur. Man kann dagegen sagen: *un sage magistrat*, weil die Weisheit eine notwendige Eigenschaft des Richters ist oder doch sein soll (sic!) Man kann nicht ohne weiteres sagen: *un frais pain*, *un rassis pain*; denn dies sind nur zufällige Eigenschaften des Brotes; man sagt aber: *un bon pain*, die Güte wird beim Brote stets vorausgesetzt.“ Nun aber heisst es auf der folgenden Seite 422: „Wie schon oben erwähnt, ist auch der Wohllaut und der Sprachgebrauch von Einfluss auf die Stellung des Adjektivs, z. B. man müsste sagen: *un grave juge*, *un impartial juge*, *un incorruptible juge*; denn ein Richter soll ernst, unparteiisch, unbestechlich sein; des Wohllauts halber sagt man jedoch: *un juge grave* u. s. w. Man müsste sagen: *un léger enfant*; denn Kinder sind von Natur leichter Sinnesart; man sagt jedoch: *un enfant léger.*“ Wir haben absichtlich den Verfasser wörtlich citiert, um zu zeigen, welcher Mittel er sich oft bedienen muss, um seinen Regeln einen festen Stand zu geben. — Wie steht dies alles im Einklang mit seiner Vorrede, in der er sagt, er habe versucht die

einzelnen Regeln auf ein inneres Sprachgesetz zurückzuführen? Passen hierzu Ausdrücke wie „Wohllaut“, „lebhafte Gefühle“, „weniger lebhafte Gefühle“ u. s. w.?

Noch andere Erklärungen erregen Kopfschütteln. Seite 287 heisst es z. B.: „Nach de fällt der Teilartikel aus.“ (Wann wird endlich einmal der sogenannte Teilartikel, der kein Artikel ist, zu Grabe getragen werden?) Auf derselben Seite: „Nach de fehlt der Teilartikel, weil sonst de zweimal stehn und de du, de de la, de des schlecht klingen würde.“ Das ist doch keine Erklärung!

Trotz unserer ziemlich bedeutenden Aussetzungen gestehen wir unumwunden zu, dass schon lange keine neue Erscheinung auf dem Gebiete der französischen Syntax unser Interesse in dem Masse wie vorliegendes Werk gefesselt hat, und dass wir das Buch, da es eine grosse Fülle von Anregendem enthält, gern zur Hand nehmen. Dabei kommen wir immer mehr zur Ueberzeugung, dass gerade die Fülle des Materials, das hier zusammengetragen worden ist, der Einheitlichkeit der Verarbeitung geschadet und manchen guten Ansatz beeinträchtigt hat.

STRASSBURG i. E. C. THIS.

Lebierre, Joseph, *L'Art de traduire.* Wissenschaftliche Abhandlung zum Jahresbericht des Gymnasiums zu Mühlhausen i. E. 1896. 49 S., 4°.

Gleich Eingangs seiner Abhandlung schränkt der Verfasser das auf dem Titelblatte stehende allgemeine Thema auf die Kunst hauptsächlich in französische Verse zu übersetzen ein. Wenige sind so berufen wie er, sich darüber zu äussern, ist er doch selber Meister in der französischen Verskunst und haben seine Gedichte von keinem Geringeren als von Victor Hugo und anderen hervorragenden Dichtern und Kritikern lobende Aufnahme gefunden. Diese Dichtungen, sowohl die originalen als auch die aus alten und neueren Sprachen übersetzten, gehören zu den feinsten und vollkommensten, welche die französische Sprache aufzuweisen hat. Der Vergleich mit anderen, hauptsächlich deutschen versifizierten Uebersetzungen, war unumgänglich, und derselbe giebt dem Verfasser Gelegenheit, die Schwierigkeiten zu betonen, für französische Uebersetzer die klassischen Werke des Altertums und der Neuzeit so meisterhaft wiederzugeben wie die deutschen, so dass z. B. Homer und Shakespeare in Deutschland sozusagen Nationaldichter werden konnten. Der Reimzwang, der Mangel an Blankversen steht dem Franzosen bei jedem Schritt und Tritt hindernd im Wege. Im Fortgange seiner Ausführungen weist L. nach einem kurzen Ueber-

blick über die verschiedenen Uebersetzer von Du Bellay bis Delille, dessen Verdienste gebührend hervorgehoben werden, dann später bis Alfred de Vigny, Sully-Prudhomme u. s. w., an mehreren Uebersetzungen aus Virgil, die Uebersetzungsmanier der erörterten Dichter-Uebersetzer nach. Auf Seite 17 finden wir beherzigenswerte Ratschläge für den gewissenhaften Uebersetzer, und bei dieser Gelegenheit verurteilt L. mit Recht den verfehlten Versuch Sabatier's den Faust in demselben Metrum wie das Original wiederzugeben, wobei er alle Regeln der französischen Versification über den Haufen wirft und doch sehr prosaisch und ungenau übersetzt.[1]) Der beschränkte Raum gestattet es uns nicht, auf die im weiteren Verlaufe der Arbeit gegebenen knappen und richtigen Anweisungen einzugehen, wie L. die Kunst, französische Verse zu übersetzen, versteht, allein wir können es nicht unterlassen, das Lesen der geschickt ausgewählten Proben von Uebersetzungen verschiedener Horazischen und Anakreontischen Gedichte, welche die Dichter beinahe aller Völker zur Wiedergabe gereizt haben, aufs angelegentlichste zu empfehlen. Aus diesen Uebersetzungen sieht man, welche Schwierigkeiten der französische Dichter im Vergleiche zu den Dichtern anderer Völker zu überwinden hat. Die geringe Geschmeidigkeit der Sprache, der Reimzwang, die lästige Regel über den Hiatus und anderes sind Fussangeln, die nur anderen als französischen Dichtern unbekannt sind. Die Abhandlung schliesst mit einem Anhang, in welchem Lebierre zusammenstellt, was die meisten französischen Autoren über den Reim gesagt haben, den die Dichter immer reicher und vollkommener gestalten, und giebt zuletzt Auskunft über die Rolle, welche das *e sourd* im französischen Verse spielt.

Es sind viele gute Worte auf den wenigen Seiten zusammengedrängt, die gewiss von allen Fachleuten beherzigt und in Werken über französische Verslehre wohlverdiente Aufnahme finden werden. Dabei ist das Ganze, wie nicht anders zu erwarten war, in glänzendem und musterhaftem Französisch geschrieben.

L. Zéliqzon.

Jeanroy, A. *Montaigne. Principaux chapitres et extraits des „Essais“* publiés avec notices et des notes. Paris. Hachette et Cie. 1897. XXXV + 379, Seiten in kl. 8°.

Dem Studium französischer Schriftsteller des sechszehnten Jahrhunderts stellen sich auch für den, der Alt- und Neufranzösisch in gleicher Weise beherrscht, noch so grosse Schwierig-

[[1]) Vergl. diese *Zeitschrift* XVI², S. 9 f. Der Hrsgb.]

keiten entgegen, dass man jeder Bemühung, die zum leichteren Verständnis frz. Texte jener Zeit beitragen will, dankbar sein darf. Die Auswahl, die Jeanroy aus dem immerhin recht umfangreichen Werke Montaignes zusammengestellt hat, darf als durchaus glücklich bezeichnet werden, und dass der Herausgeber die Orthographie des 16. Jahrhunderts nicht beibehalten hat, wird ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden können. Der Wert der Auslese liegt hauptsächlich darin, dass der Herausgeber es sich zur Aufgabe gemacht hat, alle der Erklärung bedürftigen Stellen in Fussnoten zu erörtern. Am Ende des Buches findet man in einem *Index alphabétique* die Wörter und Wendungen, von denen in den Anmerkungen die Rede war, noch einmal alphabetisch verzeichnet, und in einer gewandt geschriebenen Einleitung werden wir über Leben, Charakter und Ideen Montaignes, sowie über die Komposition und den Stil der *Essais* belehrt. Eine *Note bibliographique* fasst alles in bibliographischer Hinsicht Wünschenswerte kurz zusammen.

Eine besonders wertvolle Beigabe bildet der Essai *Du pédantisme*, den Jeanroy in textkritischer Form vorlegt. Man kann nur wünschen, dass es dem Herausgeber gelingen möchte, einmal die sämtlichen *Essais* in solcher Weise zu behandeln.

Ueber seinem Commentar wird der Verfasser gewiss selbst wachen, um ihn mit der Zeit so vollständig und zutreffend als möglich zu machen; ich beschränke mich auf die Kritik weniger Seiten. Eine Erklärung für die Stelle (p. 30,7) *Je trouve que notre principal gouvernement est entre les mains des nourrices* scheint mir überflüssig zu sein. Seite 337 Anmerkung 3 ist zu lesen *παιδεύειν*; 338 Anm. 6 lies *cf. p. 204, n. 8.* Die Nachweise zu p. 339 Anm. 3 und 4 und anderen Stellen sind ausführlich zu geben (Autor, Herausgeber, Jahr, Band, Seite); im Index vermisse ich *coup* (cf. 30,4); *marri* steht nicht 195,9. In einer zweiten Auflage würde der Herausgeber, glaube ich, gut thun, dem Text einen kurzen grammatischen Abriss vorauszuschicken, in dem insbesondere die Syntax des 16. Jahrhunderts dargestellt sein müsste. Die Einleitung könnte um ein litterarhistorisches Kapitel vermehrt werden, das vom „*Essai*“ und seiner litterarhistorischen Entwickelung zu handeln hätte, endlich würde ein zweiter auf den Inhalt bezogener Index gewiss Vielen erwünscht sein. Mit diesen Wünschen soll dem Ansehen des Buches in seiner gegenwärtigen Form kein Abbruch gethan werden, ich möchte es im Gegenteil schon jetzt allen Freunden der älteren französischen Litteratur, besonders den Studierenden französischer Philologie, angelegentlichst empfehlen.

HALLE. F. HEUCKENKAMP.

Dyhrenfurth, Waldemar, *Uebersetzung von Montaignes Essays.* Neue Folge. Verlag von Ed. Trewendt, Breslau 1898. XII u. 268 S. 12°.

Der geistvolle Franzose, der so sehr die Zurückgezogenheit liebte, wird jetzt, 300 Jahre nach seinem Tode nicht nur bei uns in Deutschland, sondern auch in England wieder an die Oeffentlichkeit gezogen. Während jenseits des Kanals dem Publikum der Neudruck der ersten englischen Uebersetzung vom Jahre 1603 geboten wird, hat bei uns im vorigen Jahre Herr Dyhrenfurth eine zeitgemässe Verdeutschung von 20 Kapiteln der interessanten *Essays* veröffentlicht (vergl. *Ztschr.* XVIII. p. 85), denen er nunmehr 19 weitere folgen lässt, die er ebenfalls ausgewählt hat. In dieser zweiten Reihe ist es Herrn Dyhrenfurth sehr wohl gelungen, die veraltete Ausdrucksweise des Franzosen in ein neues, den Leser anziehendes Gewand zu kleiden. Er hat es diesmal verstanden, die zuweilen sehr ausgedehnten Perioden des Montaigneschen Stiles zu vermeiden und dabei doch die Gedanken des Autors treu wiederzugeben. Es ist zu billigen, dass er einige Derbheiten weggelassen hat. Diese Stellen sind durch Striche kenntlich gemacht. So wird denn diese neue Folge gute Dienste leisten, einen hervorragenden Geist unseres Nachbarvolkes bei uns bekannt zu machen. Lernt man doch durch diesen mittelbar auch das Altertum kennen und schätzen, denn in den zahlreichen Citaten, die Montaigne einflicht, stossen wir oft auf Gedanken, die jetzt als neu ausgegeben werden, und die doch schon vor Jahrhunderten geäussert worden sind. Solche Beobachtungen stärken den historischen Sinn des Volkes halten von Ueberschätzung der Gegenwart ab und bewahren vor Ueberhebung.

Einwendungen gegen die Uebersetzung sind nur wenige zu machen. Auf p. 28 ist *gourmer* mit stossen übersetzt worden, während Durchprügeln besser in den Zusammenhang passen würde. Auf p. 99 ist die Veränderung des Tempus *beweint* in *beweinte* weder dem franz. Texte entsprechend, noch nötig. Im Schlusssatze des 37. Kap. des 1. Buches wird *devoir* etwas frei mit *Rolle* wiedergegeben, während es sich doch mehr um eine Pflicht des Timoleon handelt. Man könnte den Satz vielleicht sinngemässer ausdrücken: Der eine Teil seiner Pflicht ist erledigt, lassen wir ihn nun sich dem anderen hingeben. Auf der letzten Zeile des Textes von p. 101 ist andern wahrscheinlich ein Druckfehler für andere. Auf p. 124 ist der Uebersetzer durch Hinzufügen eines Possessivs zu einer falschen Auffassung gelangt; der Umstand, dass von Cicero die Rede ist, hat ihn vielleicht verleitet, *parlerie* mit Redegabe zu übersetzen. Es muss aber heissen: aus dem Klatsch (*caquet*) und

der Rederei (*parlerie*). Auf p. 132 in der 5. Zeile von unten ist das im Zusammenhang ganz unmögliche Wort *trocken* zu streichen. Das vierte Kapitel des 3. Buches hat der Uebersetzer betitelt „Von der *Zerstreuung*"; der Inhalt aber weist darauf hin, zu sagen: Von der *Ablenkung*. Auf p. 265 ist zwischen dem Schlusse des Absatzes und dem Beginn des Folgenden die richtige Beziehung zu vermissen (des Menschen .... Ihre guten Eigenschaften).

Der Druckfehler sind wenige, so p. 19, 31, 87, 96 (hier ist die Seitenzahl falsch gesetzt und in der Anmerkung ist vor *Sologne* „der" ausgefallen).

Es ist zu wünschen, dass der vorurteilsfreie Franzose, der es mit sich und der Welt ehrlich meint, fleissig gelesen werde; wird man doch kaum irgendwo eine innigere Freundschaft dargestellt finden als in dem 27. Kapitel des ersten Buches seiner *Essays*, und seine feinen Bemerkungen über die Gewohnheit, über die geistigen Genüsse, über das Wesen der Einsamkeit, über byzantinische Gesinnung und zahlreiche andere Dinge werden auch heute noch den denkenden Leser anregen und erfreuen.

LEIPZIG. ERNST LEITSMANN.

Dupont, Paul, *Un poète-philosophe au commencement du dix-huitième siècle. Houdar De La Motte* (1672—1731). Thèse présentée à la faculté des Lettres de l'Université de Paris. — Paris, Hachette et Cie, 1898. 318 S. gr. 8⁰.

Das Epigonentum La Motte's ist gelegentlich schon von La Harpe, von Sainte-Beuve, von Villemain, Rigault, Jullien u. a. mit mehr oder weniger interessanten Streiflichtern berührt worden, aber ein Gesamtbild seiner dichterischen, kritischen und philosophischen Bestrebungen ist vor Dupont's ausführlichem Werke noch nirgends geboten worden, obwohl die Wirksamkeit dieses nur allzu fruchtbaren Schriftstellers auf alle Fälle ein kritisches Moment in der Litteraturgeschichte Frankreichs umspannt. Denn wenn sich die Summe namentlich der dichterischen Leistungen La Motte's bei genauer Prüfung nicht allzuhoch beziffert, so gehört doch auch dieses ziemlich geringfügige Facit zur allgemeinen Bilanz, um so mehr als die Atmosphäre, die diesen Dichter-Philosophen umgiebt, überall als besonders eigenartig in Betracht gezogen werden muss. Sie ist aus stark gährenden Elementen zusammengesetzt: aus den mannigfachen Gewölken, welche die letzten Regierungsjahrzehnte Ludwig's XIV. verdunkeln, gleitet sie durch die mannigfachen Krisen der *Régence* hinüber zu Voltaire's skeptischem Zeitalter.

Der Schwerpunkt einer ausführlichen Studie über La Motte liegt demzufolge eigentlich nicht in der Ergründung seines persönlichen Wertes für den Litterarhistoriker, sondern in der Erforschung der Zeitverhältnisse, von denen der sonst unverständliche Zwiespalt seiner Theorie und Praxis bedingt ward. Es lag daher auch mit Recht in der Absicht Dupont's, La Motte als *homme de transition* nach allen Richtungen hin zu kennzeichnen und dagegen seine Biographie, seine Werke, das Ansehen, dessen er sich bei seinen Zeitgenossen erfreute, naturgemäss mehr in den Hintergrund treten zu lassen. Sein Standpunkt ist durchaus zu billigen. Immerhin wird ihm der Vorwurf nicht erspart bleiben dürfen, dass sein interessantes Werk in dem ersten ziemlich ausführlichen Abschnitte S. 1—99) La Motte den Dichter nicht immer in das richtige Licht gestellt hat. Es soll nicht etwa mit aller Schärfe behauptet werden, dass Dupont die poetischen Verdienste La Motte's viel zu niedrig veranschlagt hätte. Im grossen Ganzen ist seine Abschätzung des Dichters richtig ausgefallen, denn zufällig sind einige nicht erwähnte Mängel andererseits durch Nichtbeachtung wirklicher Vorzüge hinlänglich aufgewogen worden. Aber betont muss werden, dass gerade in diesem ersten Abschnitte Dupont seiner eigenen Maxime untreu geworden ist, in dem er den nahe zur Hand liegenden Vergleich mit zeitgenössischen Leistungen (wie ihn z. B. *Oedipe* bot) öfters ganz ausser acht gelassen hat. Die drei Seiten (79—81), die den *Comédies* gewidmet sind, berühren nicht einen einzigen der vielen wichtigen Punkte, die eine sorgfältige Darstellung als Beitrag zur Entwicklung eines ganz bestimmten Genre's des französischen Lustspiels zusammenfassen musste. Eine rein aesthetische, d. h. subjektive Kritik der Dichtungen La Motte's ist fast zwecklos, nur die historisch-vergleichende Methode kann bei den hier obwaltenden Verhältnissen wirklichen Gewinn an psychologischen Resultaten zu Tage fördern.[1])

Der zweite, die übrigen beiden Drittel des Gesamtwerkes umfassende Teil ist La Motte, dem Philosophen gewidmet. Die vier ersten Abschnitte dieses zweiten Buches, von denen der erste die Philosophie ums Jahr 1720 charakterisiert, der zweite die litterarische Kritik zu Anfang des 18. Jahrhunderts, der dritte die Feinde, der vierte die Freunde La Motte's schildert, bilden eine ebenso einsichtsvolle als geistreiche Vorbereitung auf sein System, dessen Aufstellung zahllose Schwierigkeiten entgegenstehen. An Klarheit, Uebersichtlichkeit und Eleganz lässt diese vierfach gegliederte einleitende Darstellung der Zeitverhältnisse nichts zu wünschen

---

[1]) Diese etwas flüchtig gehaltene Beurteilung des ersten Abschnittes des vorliegenden Werkes wird an anderer Stelle näher motiviert werden.

übrig. Dieser Teil seines Werkes ist dem Verfasser entschieden am besten gelungen und sichert seiner Studie einen dauernden Wert. La Motte ist kein Philosoph im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Um das Jahr 1720 wird der sogenannte „litterarische" Philosoph zur Zunft gerechnet. Der Horizont desselben ist ziemlich eng begrenzt: Fragen religiöser und politischer Art geht er behutsam aus dem Wege, die wichtigsten Probleme des Daseins üben keine Anziehungskraft auf seine Wissbegier aus. Er rüttelt nicht am religiösen, nicht am staatlichen, sondern am litterarischen Autoritätsglauben. Wenn er mit einer lästig gewordenen Tradition brechen, veraltete Vorurteile abschütteln will, richtet er seine Angriffe nicht gegen die eigene Nation, sondern gegen Griechenland und Rom, nicht gegen Boileau und Racine, sondern gegen Homer und Aristoteles. *Le philosophe de 1720, en continuant Descartes, prépare Voltaire* (S. 102). La Motte nimmt fünfundzwanzig Jahre lang einen hervorragenden Platz als *philosophe de la Poésie et des Belles Lettres* ein. Fontenelle, der sich mehr und mehr, einer Strömung der *Régence* folgend, der Vulgarisation der Wissenschaft widmet, hat ihm denselben bereitwilligst eingeräumt. Litterarische Debatten fesseln das gesamte Publikum der Zeit. Die hier in gewissem Sinne angestrebte Geistesfreiheit findet Anklang; sie bildet eine der vielen Zwischenstufen zu dem Skepticismus Voltaire's. Diderot, d'Alembert, Marmontel und Voltaire werden auch La Motte zu den ihrigen zählen. Der bescheidene zaghafte Denker hat sie in rein litterarischen Fragen sogar überflügelt und erntet deshalb vorläufig ihren ausdrücklichen Tadel für sein Rütteln an den Regeln des Classicismus. Auf allen übrigen Gebieten aber ist er ihnen zu konservativ. Er ist nicht devot, aber die Kirche so wenig wie die absolute Monarchie reizt ihn zu offener Opposition. Immerhin regt sich hie und da in seinen Oden und Fabeln schon ein leiser Anfang berechtigten Grolls gegen die oberste Staatsleitung. Mit Recht bezeichnet Dupont z. B. die Ode *La Paix* als den Ausfluss einer nicht bloss christlichen sondern rein menschlichen, philosophischen Verurteilung der Kriegsgreuel. Auch in der Fabel: *le conquérant et la pauvre femme* erfolgt eine wie auf Ludwig XIV. gemünzte scharfe Geisselung massloser Eroberungsgelüste. Namentlich die Oden bieten eine reiche Quelle für die Erkenntnis der philosophischen Ideen La Motte's. Er schöpft mit vollen Händen bei Pascal, La Rochefoucauld, Fontenelle u. a. Trotzdem wahrt er sich eine gewisse Originalität. Die Vernunft über den blinden Instinkt triumphieren zu sehen, wäre sein höchstes Ideal. Mit Resignation sieht er die Hoffnungslosigkeit dieses Wunsches ein, um sich dafür wie zum Ersatze an eine andere für sein Zeitalter charakteristische Illusion zu klammern. Er glaubt fest, dass das mögliche Endziel

ernster redlicher Forschung zur absoluten Wahrheit führe. In diesem Sinne ist auch die grosssinnige Schlussstrophe seiner: *Ode à la louange de Mme Dacier* aufzufassen:

> *Dans notre lutte poëtique*
> *Du seul vrai, le zèle héroïque*
> *Avoit enflammé notre coeur.*
> *Eh! qu'importoit à notre gloire,*
> *Qui de nous deux eût la victoire,*
> *Pourvû que le vrai fût vainqueur?*

Le zèle héroïque, von dem La Motte in seiner Ode spricht, war nun freilich nicht gerade seine starke Seite in litterarischen Fehden. Im Streite mit Mme Dacier zeigt er mehr die witzelnde Art seines Freundes Fontenelle, der es bekanntlich mit keiner Ueberzeugung je sehr ernst genommen hat. Mme Dacier hingegen ist ein seltenes Bild von Ueberzeugungstreue. In den drei Kapiteln, in die Dupont seine Betrachtung der litterarischen Kritik zu Anfang des 18. Jahrhunderts zerspalten hat (er spricht von der *critique érudite*, *humoristique*, *ironique*), verdient der Platz, den er Mme Dacier eingeräumt hat, unsere ganz besondere Aufmerksamkeit. La Motte hat die ihr mangelnde Schärfe des Urteils im ersten Teile seiner *Réflexions sur la critique*[2]) mit nicht misszuverstehender Deutlichkeit bloss gestellt, andererseits aber, namentlich in den Oden, den Vorzügen seiner Gegnerin hohes Lob gespendet. Auch spätere, wie Rigault und Sainte-Beuve sprechen rückhaltlos ihre Anerkennung der Verdienste der tapfern Gelehrten aus, aber Keiner hat bis jetzt verstanden, so einsichtsvoll in aller Kürze ihre Mängel und ihre Vorzüge zu beleuchten wie Dupont. Er nennt Mme. Dacier *un des derniers représentants de cette critique superbe et pédantesque, qu'on pourrait appeler la „Critique héroïque."* Diese Streiterin ist grob aber ehrlich. Nur schade, dass ihre Begeisterung für Homer *est sans réserve et sans nuance.* Sie proklamiert die Unfehlbarkeit dieses grössten aller Dichter des Altertums. Das ungeschickte Rüstzeug ihrer Partei, die sich statt hinter Gründe nur hinter die Autoritäten dreier Jahrtausende verschanzt, flösst den skeptischen Gegnern eine unverhohlene Geringschätzung ein. Neben der *morgue pédantesque représentée par l'honnête Mme Dacier* findet sich aber auch *la médiocrité d'esprit*, *tâtillonne*, *tracassière* d'Olivet's

---

[2]) Die von Dupont nicht beachtetete Stelle (t. III. p. 11) lautet: *Si, p. ex. un homme qui sçait plusieurs Langues, qui entend les Auteurs Grecs et Latins, qui s'élève même jusqu'à la dignité de Scholiaste, si cet homme venoit à peser son véritable mérite, il trouveroit souvent qu'il se réduit à avoir eu des yeux et de la mémoire . . . . . Il y a une grande différence entre se souvenir et juger, entre alléguer des autorités ou des raisons.*

und des Abbé Desfontaines, sowie *la violence ordurière*, *la jalousie basse*, *l'envie calomnieuse* eines Gacon. D'Olivet ist der Repräsentant jener kurzsichtigen Kritik, die über angeblichen Mängeln der Form des Styls die Schönheit und den Totaleindruck einer Schöpfung völlig aus dem Auge verliert. Desfontaines streckt die Tragödie auf das Prokrustesbette; unempfindlich für die vom Dramatiker erzielte Rührung, mäkelt er an den angewendeten Mitteln, rügt z. B. an *Inès de Castro*, dass Kinder die Bühne betreten dürfen: *C'est que l'enfance paraît dégrader la scène, où l'on est accoutumé à voir des hommes faits et raisonnables, et rien de puéril.*[3]) Gacon, der sich mit Stolz *le poète sans fard* nennt, wird von Dupont treffend als *bravo littéraire* bezeichnet, der bei seinen Zeitgenossen in tiefster Missachtung stand und von allen Parteien ohn' Unterschied verleugnet wurde. — Die humoristische Kritik gewinnt während der *Régence* in der Form von *Calottes* und *Parodies* die Oberhand. Das Regiment der Calotte, das seine Narrenbrevets zwangsweise verleiht, ist in seinem Treiben sehr frisch von Dupont geschildert. Der Regent selbst, Dubois, Law, der Kardinal Fleury und andere hochgestellte Persönlichkeiten werden der tollen Gesellschaft einverleibt. Erst um 1751 verschwindet sie, nachdem sie manchen trefflichen Schriftsteller schwer in den Augen der urteilslosen Menge geschädigt hat. La Motte überging derlei frivole Angriffe mit Stillschweigen; gegen die beliebteste Angriffsform der dramatischen Kritik, gegen die Parodie, aber setzte er sich energisch, wenn auch erfolglos zur Wehr. Bezeichnend ist, dass er mit am häufigsten von allen Dichtern der Zeit zur Zielscheibe dieser so drastisch wirkenden Polemik gewählt worden ist. Dupont citiert als Muster der Gattung: *Agnès de Chaillot*, die bekannte Parodie auf *Inès de Castro*, vom 24. April 1723, die er mit Recht als Meisterwerk dieses Genre's bezeichnet. Aber auch die Parodien der übrigen Dramen La Motte's, insbesondere: *Le Chevalier errant* (vom 22. Januar 1726[4]),) eine ebenso zutreffende als derbe Verspottung seines *Oedipe* verdienen vollste Beachtung. Hätte Dupont z. B. der letzteren mehr Aufmerksamkeit geschenkt, so hätte sein Urteil über das betreffende Drama (S. 65), abgesehen von dem unmittelbaren Eindrucke, den die Lektüre des Stückes selbst hervorruft, notwendigerweise in ganz entgegengesetztem Sinne ausfallen müssen. Er scheint sich hier blindlings dem von ihm S. 196 citierten Briefe des P. Tournemine anzuschliessen, in welchem des *Oedipe* mit den schmeichelhaften Worten gedacht wird: *Votre Oedipe m'a convaincu que nos grands poètes pourraient rendre à la tragédie la pureté et la gravité*

---

[3]) Schon gegen Racine ist übrigens anlässlich der *Athalie* derselbe Vorwurf erhoben worden.

[4]) Dupont spricht vom 30. Avril (?) 1726.

du théâtre grec, émouvoir sans amour, ou du moins sans galanteries romanesques. — Die Gefährlichkeit der Parodien liegt auf der Hand. Erstlich erscheinen sie, wie ein Vergleich der Daten beweist, fast unmittelbar nach den ersten Aufführungen der Dramen, zweitens sind ihre Verfasser zumeist mit gesundem Urteil begabt, sodass sie sofort die Schwächen der Stücke blosszulegen wissen. Im übrigen harmonieren sie trefflich mit der Zeitstimmung. Das Publikum der *Régence* ist ganz besonders dazu aufgelegt, heute zu bewundern und morgen in den Staub zu ziehen. Verwandt mit den Parodisten ist diejenige Gattung der Spötter, die Dupont als *Humoristes* bezeichnet. Er hat zwei ihrer interessantesten Vertreter, Saint-Hyacinthe und Rivière-Dufresny treffend charakterisiert. Der Ton des einen wie des anderen ist munter und originell. Die Art ihrer Kritik verletzt weniger als sie belustigt. Schlimmer steht es mit den ironisierenden Apologien. Durch J. J. Bel hat La Motte ihre vernichtende ätzende Wirkung an sich persönlich erprobt. — Welcher Platz gebührt ihm nun selbst inmitten der von Dupont geschilderten Gruppen von Kritikern? Zur besseren Klarlegung dieser komplizierten Frage unternimmt Dupont noch eine taktvolle Musterung der Feinde und Freunde, die besonders bedeutungsvoll in La Motte's Leben und Wirken eingegriffen haben. Er führt ganze Reihen von Silhouetten zunächst aus dem Lager der Feinde, dann aus dem Lager der Freunde (sowie einige Ueberläufer vor) die ausnahmslos mit Meisterhand entworfen sind. Die Partei der *érudits* weist noch die harmlosesten Gegner La Motte's auf. *Ils n'ont pas toujours assez d'esprit pour être méchants* — bemerkt Dupont. Nur Marais macht eine Ausnahme. Selbst der Tod des Gegners entwaffnet seine kriegerische Feder nicht. Dieser Freund und Mitarbeiter Bayle's hat rastlos von allen Seiten Gegenminen um das von ihm stark beanstandete Ruhmgebäude La Motte's gegraben. Zu der gefährlichen Schaar, die sich aus den Reihen abtrünniger Freunde rekrutiert, gehören die Dichter Roy und Nivelle de la Chaussée. I. B. Rousseau triumphiert über den lebenslänglichen Rivalen erst in dem Augenblicke, in dem er selbst schon wieder einem mächtigeren Gegner (Voltaire) das Feld räumen muss. Auf Voltaire fällt insofern ein ganz besonders interessantes Streiflicht, als sich Dupont der lohnenden Aufgabe unterzogen hat, seine so häufig ins Gegenteil umschlagenden Stimmungen hinsichtlich der Bedeutung La Motte's chronologisch zusammenzustellen. Verletzte Eitelkeit und persönliche Misserfolge, die er der *faction Lambertine* zuschreibt, sind zumeist die Triebfeder der abfälligen Kritik. Erst, als alle Sonderinteressen schwinden, klärt sich sein Urteil soweit, dass er La Motte als einen Kritiker von vornehm-gemässigtem Tone und als achtbaren geistvollen Schriftsteller nicht zu lange an der Pforte

des *Temple du Goût* auf Einlass warten lässt. Voltaire's gelegentlicher Groll fällt also nicht allzu schwer in die Wagschale. Eine wirklich tiefe Kluft aber trennt die *classiques attardés*, *les Pompignan*, *les Racine*, *les Rollin* von der Schule La Motte's. Ihrem Charakter gemäss bekämpfen sie diesen Verderber des guten Geschmacks hartnäckig aber würdevoll. Interessant und pikant zugleich ist die Untersuchung, die am Schlusse dieses Kapitels von Dupont an das *Dictionnaire Néologique* vom Jahre 1726 angeknüpft wird. Wie er in überzeugender Weise nachweist, hat La Motte in diesem eigentümlichen Werke und in den Pamphleten, die dazu den Anhang bilden, langatmigen Formen der Diatribe zur Zielscheibe gedient, die im weiteren Verlaufe des Jahrhunderts verschwinden, oder besser gesagt, durch Voltaire eine elegante mörderische Zuspitzung erfahren werden. — Einer der zahlreichen Gegner, M. de Malézieu, wird von Dupont nur flüchtig (S. 175) erwähnt, und dennoch hat er wohl die witzigste Form des Angriffes auf den Verfasser der verkürzten, modernisierten Ilias gewählt, indem er demselben zur Zeit seiner Fehde mit Mme Dacier eine Fabel widmete, die im Grunde genommen nur eine scherzhaft gehaltene Paraphrase zweier Verse bildet, die er *inter Catalêcta veterum Poetarum* aufgestöbert hatte.

Carminis Iliaci libros consumpsit asellus:
Hoc Trojae fatum est aut equus, aut asinus.

In der Gallerie der Freunde La Motte's, die Dupont uns vorführt, fehlt kein Portrait von Bedeutung. Oefters ist dasselbe, wie bei Montesquieu mit einer recht lehrreichen Unterschrift geschmückt. Fontenelle bewahrt selbstverständlich auch während dieser lebenslänglichen Freundschaft seine bewährte Herzenskühle. Mme de Lambert streift in ihren Aeusserungen über La Motte an eine für ihr skeptisches Zeitalter ungewöhnliche Schwärmerei. Die praktische Mme de Tencin nutzt die allzeit gewandte Feder ihres Besuchers häufig zu Gunsten ihres Bruders, des Erzbischofes aus. Der Marquis de La Faye bewahrt auch als freigebiger Mäcen die liebenswürdige Vertraulichkeit des Jugendfreundes. Montesquieu, der sich gelegentlich sehr anerkennend über *Jnès de Castro* äussert, kleidet seine Bewunderung (?) für La Motte in ein ganz bizarres Gewand. In den *Pensées* hat er die Schrulle, eine Reihe französischer Dichter mit Malern der verschiedensten Nationen und Zeiten zu vergleichen. La Motte stellt er neben Rembrandt! Zu der Gruppe der lauwarmen Bewunderer ist allenfalls noch Piron zu rechnen. Trublet, der gewissenhafte Biograph Fontenelle's und La Motte's, ist bereits zur Genüge aus seinem *Memoiren* bekannt. Dem Abbé de Pons hat schon Sainte-Beuve in den *Causeries du Lundi* (t. XIII) ein bescheidenes Denkmal gesetzt. Sein oft indiscreter Enthusiasmus

bezeichnet nach Dupont's eingehender Schilderung die höchste Staffel einer Bewunderung, die La Motte eher zum Nachteile gereichte. Sein begeisterter Parteigänger und Jünger Marivaux schlägt dagegen etwas weniger ungeschickt die Lärmtrommel. Zwar bekennt er sich in den Salons ganz offenkundig zu den Theorien des Meisters, weis dafür aber im *Spectateur français* seinen geschmeidigen Kritiken der Dramen desselben den Anschein völliger Unparteilichkeit zu verleihen. Die engeren Beziehungen, die sich zwischen ihnen in mancher Hinsicht nachweisen liessen, streift Dupont (S. 188) leider nur mit kurzen Bemerkungen: *le Marivaudage a ses antécédents qui sont nombreux et divers.* Indem er aber davon absah, auf den wichtigen Punkt einer gewissen geistigen Verwandschaft seines Schriftstellers mit Marivaux näher einzugehen, hat er sich überaus lohnende, interessante Resultate entschlüpfen lassen. Schuld an dieser bedauerlichen Lücke ist wiederum die schon mehrfach angedeutete skizzenhafte Behandlung des Abschnittes, der von La Motte dem Dichter handelt.

Nachdem in den genannten lehrreichen vier Abschnitten, die den Eingang des zweiten Teiles bilden, dem Leser reiches und doch zugleich sorgfältig gesichtetes Vorbereitungsmaterial in die Hand gelegt worden ist, folgt nun der eigentliche Kern des Buches: La Motte's kritischer und theoretischer Standpunkt. In den modernen Gesichtskreis gerückt, zeigt La Motte der Kritiker nur eine einzige wirklich schätzenswerte Seite, er befleissigt sich eines vornehmgemässigten Tones, einer *urbanité exquise*, die selbst den gehässigsten Angriffen gegenüber fast immer stand gehalten hat. Ganz so harmlos ist sein Verhalten gegen Mme Dacier wohl aber doch nicht, wie Dupont es (S. 202) hinstellen möchte. Wer die *Reflexions sur la critique* durchblättert, wird auf eine stattliche Reihe maliciöser Bemerkungen stossen, die jede Blösse, jedes unbedachtsame Wort der Gegnerin zu feinen Nadelstichen auszunutzen wissen. Als Mme Dacier z. B. in der Hitze der Beweisführung Despréaux und ihren Gatten in einem Atemzuge genannt hat, benutzt La Motte diesen geringfügigen Umstand zu einer recht deutlichen Rüge: *M. Despréaux et M. Dacier ont justifié l'Académie; je les respecte tous deux, comme je le dois, l'un pour son génie et ses talents, l'autre pour son érudition et son travail.* Diese gewiss berechtigte Sonderung zwischen Genie und Fleiss an die Adresse der Gattin gerichtet, enthält wie viele andere Aeusserungen wohl eine ganz gehörige Dosis Bosheit. Mit harmlosen Witzworten speist La Motte seine gelehrte Gegnerin nur dann ab, wenn ihm die stichhaltigen Argumente ganz versagen. Die Mängel der kritischen Methode La Motte's treten in der ziemlich objektiv gehaltenen Entwicklung Dupont's unverhüllt zu Tage. In erster Linie wäre wohl hervor-

zuheben, dass litterarischer Patriotismus, oder vielmehr der Dünkel einer sich exklusiv fühlenden Civilisation das Urteil dieses Nachzüglers der grossen klassischen Periode vielfach getrübt hat. Schwere körperliche Leiden, insbesondere der frühzeitig erlöschende Gesichtssinn bewirkten eine gewisse Stumpfheit gegen spontan wirkende Reize der Aussenwelt und eine grübelnde Beschaulichkeit ja Haarspalterei, die durch den Zustand der Blindheit mehr und mehr gefördert ward. Die unfreiwillige geistige Konzentration, die sich auf einen beschränkteren Kreis von Eindrücken erstreckt, hat La Motte unzweifelhaft zu manchem Paradoxon geführt. Der kränkliche Blinde hat von jeher wirkliche physische Frische und somit alles Jugendfeuer entbehrt. Den besten Beweis für stete Kränklichkeit liefern seine Dichtungen: kein Wachstum, kein Fortschreiten, kein Aufgang, kein Niedergang der Kraft macht sich darin bemerkbar. Ein ziemlich eintöniges Uhrwerk, ein ängstlich bewachtes Räderwerk haspelt sich in fast gleichmässigem Tempo behutsam ab. Den Massstab seiner eigenen, nicht harmonisch beanlagten Natur legt er an die Leistungen anderer. Mangel an Phantasie verkümmert von jeher seine dichterische Entwicklung, Mangel an poetischem Nachempfindungsvermögen beeinträchtigt seine kritischen Untersuchungen. Schwer ins Gewicht fällt überdies der Umstand, dass er es in der Jugend verabsäumt hat, sich auf irgend einem Gebiete gediegene Kenntnisse anzueignen. Sein geistiges Rüstzeug für philosophische Streifzüge ist nicht solid genug gearbeitet. Ein starker Geist wie Descartes ist ihm unverständlich geblieben. Als der grosse Philosoph den Ballast, der die Urteilskraft des Denkers bei der Lösung komplizierter Fragen hemmen kann, mit kühnem Griffe zur Seite schob, um, wie er meinte, einen freieren Ausblick auf das Weltenbuch zu gewinnen, hatten die verachteten Vorkenntnisse seinen Geist bereits gymnastisch geschult. Als er in sich nach einer auf rein persönliche Erkenntnis gegründeten Methode strebte, war ein ihm selbst vielleicht unbewusster Fonds von wissenschaftlichen Eindrücken und Vorurteilen bereits so unlöslich mit seinen natürlichen Seelenkräften verwachsen, dass die schärfste Intelligenz nicht mehr ausreichte, den Stempel einer vielseitigen Jugendbildung zu verwischen. Er fusst unwillkürlich auf einer Schicht eingedrungenen Bücherwissens. Descartes' Verachtung der Wissenschaft erwuchs aus einer Ueberfülle positiver Kenntnisse die zum grossen Teil die Frucht überhasteter planloser Lektüre waren. Er hat das Gerüst, das seinen stolzen Denkbau ermöglichte erst von sich gestossen, als er es entbehren konnte. La Motte, der zu seiner Schule gerechnet wird, hat seine Methode nach einer ganz falschen Richtung hin auszubeuten versucht, weil es seiner eigenen Denkkraft an strenger Gewöhnung und Elasticität gebrach.



Dupont hat die persönlichen Gebrechen, die persönliche Kurzsicht La Motte's zu wenig betont. Die Zeichnung der wechselnden kritischen Stimmungsbilder im Zeitrahmen ist ihm dagegen trefflich gelungen. La Motte's Hauptirrtum wurzelt in der Ansicht, dass die Kunst, insbesondere die Litteratur ihrem Wesen nach mit der abstrakten Wissenschaft identisch sei. Jedes freiere Spiel der Phantasie erregt sein Misstrauen. Der Verstand soll stets die schärfste Kontrolle ausüben.

La Fiction sur tout est un païs immense:
On ira loin, pourvû qu'on pense.

Wenn er alles spontane poetische Schaffen durch kleinlichste Grübelei und Bedenklichkeit erstickt, glaubt La Motte das analytische Verfahren Descartes' zu bethätigen, wenn seiner ganzen Zeit die antike Schönheit aus Mangel an historischem Verständnis verzerrt erscheint, grollt er den Autoritäten, die Vorbilder zweifelhaften Wertes zum Gegenstande blinder Bewunderung erhoben hätten. Er dringt auf Abschaffung des *Code poétique ancien*, der zu unvollständig, zu beschränkt und vernunftwidrig sei; der Einfluss desselben lähme geradezu die Thätigkeit der modernen Geister. Höchstens Terrasson bekundet noch die moderne Zuversicht mit ebensoviel Entschlossenheit und Unerschrockenheit wie La Motte. Der Ballast, mit dem dieser nach dem Vorgange Descartes in der Litteratur aufräumen will, sind die Vorbilder sowie die Autoritäten, welche dieselben aufgestellt haben; denn die Vorbilder wecken blinden Enthusiasmus, und die Autoritäten drängen zu serviler Nachahmung. Auf diese Weise werde jeder wirkliche Fortschritt der Menschheit gehemmt. Hinter den wechselnden Formen der Dichtung birgt sich seiner Ansicht nach *la même marche du raisonnement*, eine systematische Anordnung, die der wissenschaftlichen gleich kommt. Ihre Axiome Theoreme und Corollarien lassen sich mit geometrischer Genauigkeit berechnen. Die höchste Instanz und Richterin in allen litterarischen Fragen ist ihm die Vernunft. Freilich erleidet der Begriff der „Vernunft", wie Dupont S. 208 ff. ausführlich darlegt bei La Motte eine gewisse aristokratische Einschränkung. „Dieses Gemeingut aller Nationen und aller Epochen gedeiht am besten bei besonders vom Glück bevorzugten Generationen, unter denen wiederum nur einige hervorragend begünstigte Ausnahmsnaturen Stimmführer werden können." Die so verlockend klingende Demonstration zu Gunsten des *libre examen* nimmt im Grunde genommen nur eine neue Form des Vorurteils an. Dupont citiert zwar den klugen Ausspruch La Motte's: „*Point de prévention pour notre siècle*" (S. 210), aber das soziale Raffinement seiner Zeit hat stets in seinen Ansichten die Oberhand behalten. Seine Beurteilung Homer's krankt an nationaler Verblendung. Wenn die Widmung seiner Homerüber-

setzung an den König die bezeichnende Bemerkung enthält: *J'avoue qu'il a manqué à Homère, pour être digne de Vous, d'avoir vécu sous le regne d'Auguste, ou sous le Vôtre,* so bedeuten diese Worte nicht eine leere Schmeichelei. Denn alles, was dem Dichter der Ilias und Odyssee zu schwerem Vorwurfe angerechnet wird, erscheint La Motte nur deshalb so unharmonisch, weil die räumlich und zeitlich so fern liegenden, verdunkelten griechischen Verhältnisse in Pariser Beleuchtung zu Anfang des 18. Jahrhunderts gerückt sind. Losgelöst aus dem zeitgeschichtlichen Rahmen hielt die naive ursprüngliche Volksdichtung der raffinierten Vernunftprobe eines *bel esprit* des 18. Jahrhunderts nicht Stand. Von seinem ureigenen Postamente wurde der kraftvolle Volksdichter gewaltsam in einen durch und durch verkünstelten und geschraubten Ideenkreis hineingerissen. Homer liefert einen schlagenden Beweis für die Thatsache, dass die moralische Entwicklung der Völker mit der Entwicklung der Künste nicht Schritt gehalten hat. Gleichwohl sind es in der Hauptsache nicht künstlerische, sondern sittliche Bedenken, die La Motte zu seiner Verurteilung bewogen haben. Dupont verfährt etwas sophistisch, wenn er La Motte dafür Dank weiss, dass er (S. 261) den „gefälschten" Homer des 17. und 18. Jahrhunderts in Frankreich den Gnadenstoss versetzt habe. In Wirklichkeit war La Motte's gerühmtes Vernunftprinzip auf so ungesunder Grundlage emporgewachsen, dass er mit Mme Dacier's trefflicher Uebersetzung in der Hand sich zu keiner unparteiischen Beurteilung der Dichtung aufzuschwingen vermochte. Niemals geht La Motte von einem richtigen Gesichtspunkte aus, ohne sich gründlichst in einem Chaos widersprechender Ideen und Zeitströmungen zu verlieren. Die bornierte Gelehrsamkeit der Zeit bot viele Angriffspunkte. Es ist ein grosses Verdienst La Motte's, dass er die Parteigänger des Altertums bekämpfte, die sich zumeist ein ganz falsches Bild von den klassischen Autoren zurechtgestutzt hatten und durch ihr diktatorisches Anempfehlen einer sklavischen, urteilslosen Nachahmung unverstandener Vorbilder jede freiere Geistesregung gefährdeten. La Motte hat das redliche Streben, den seit zwei Jahrhunderten in Frankreich rückwärts gewendeten Blick auf neue Ziele zu lenken. Aber er lebt in einer Zeit des poetischen Niederganges, in einer sterilen Epoche, die an dem Ruhm jüngst geschiedener grosser Geister zehrt und in anscheinender Erschöpfung die abgegriffene Münze des Klassicismus bis zum Ueberdrusse durch die Finger gleiten lässt. Die Natur hatte nach bestimmten Richtungen hin eine Ruhepause eintreten lassen und die Summe der geistigen Kraft neuer Generationen wandte sich der Lösung philosophischer Aufgaben zu. Der Poesie blieb nur ein Nebeninteresse gewahrt, das sich zumeist auf Nachahmung beschränkte, ohne dass ein wirklich

zündender Funke von Genie zu Genie übersprang. Trotz der Uebersättigung an Afterformen klassischer Ideen und Stoffe kann sich namentlich die Salonwelt von den Eindrücken der Zeit Ludwigs XIV. noch lange nicht losreissen. La Motte selbst schwankt zwischen zwei entgegengesetzten Strömungen. Für die Kreise der Marquise de Lambert und der Herzogin Du Maine dichtet er im Geiste der dem Untergange geweihten klassischen Ueberlieferung, unter dem jüngeren neuerungssüchtigen Publikum der „Cafés", das litterarischen Aufruhr predigt, erhascht er die Schlagwörter der herandämmernden Aufklärungszeit und formuliert mit ihrer Hilfe eine Reihe ganz beachtenswerter Theorien. Freilich genügt oft der leiseste Einwand seiner Gegner, die kühn skizzierte Façade seiner Zukunftsbauten zu verwischen. Sein Grundsatz: nil admirari fördert die poetisch erschlaffte Zeit in keiner Hinsicht. Seine Auffassung von der Bedeutung und den Zielen der Dichtkunst ist nüchtern und skeptisch zugleich. Die neuen Bahnen, auf die er vor allem das Drama hinweist, wagt er selbst nicht zu betreten, die wahre Inspiration ersetzt er durch konventionell gewordene Gemeinplätze, die Poesie gilt ihm schliesslich nicht einmal mehr als Kunst, sondern höchstens als ein durch Uebung zu erlernendes Handwerk. Seltsam klingt es, wenn er zur direkten Nachahmung der „Natur" auffordert und doch zugleich den Begriff vollkommener Schönheit geometrisch abzugrenzen sucht. Freilich fasst er die Natur in ebenso beschränkten Sinne auf wie die Vernunft. Nach seiner Ansicht ist nicht alles, was in der Natur zur Erscheinung tritt, zu dichterischen Zwecken geeignet. Der Stoff ist mit Vorsicht und stets im Hinblicke auf die zu erzielende Wirkung auszuwählen und zu behandeln. Das ursprünglich frische Colorit wird aristocratisch abgetönt. Es hat fast den Anschein, als ob bei La Motte der Idealismus gegen den Realismus zu Felde ziehen wollte, in Wirklichkeit aber sind seine idealistischen Tendenzen stark mit schönfärberischer Effekthascherei verquickt. Nicht das Hässliche stösst ihn ab, sondern das Lebenswahre!

Ehe ich zur Besprechung der letzten hochwichtigen Abschnitte übergehe, in denen namentlich die dramatischen Theorien und das Paradox *contre la Versification* näher erörtert werden, gestatte ich mir noch den nachdrücklichen Hinweis auf eine sehr schöne Stelle[4]), die eine kurze, scharfe, durchaus zutreffende Kritik des Kapitels enthält, das Rigault in seinem ausgezeichneten Werke: *La Querelle des Anciens et des Modernes*, La Motte gewidmet hat. Diese interessante Phase des langen Streites ist von Rigault mit wenig Teilnahme gestreift worden. Er versteigt sich sogar zu der gewagten Behauptung: *Si la pièce est la même, qu' importe que les*

[4]) S. 277 ff.

acteurs de la pièce au lieu de s'appeler Perrault et Desmarets, Huet et Despréaux, s'appellent La Motte et Mme Dacier? (Rig. p. 369). Dupont wendet mit Recht ein, dass Rigault die Rolle La Motte's unterschätzt und die philosophische Tragweite seiner Ideen verkannt hat. Uebrigens lässt sich der verdienstvolle Historiker auch noch einen Widerspruch mit einer eigenen trefflichen Aeusserung an einer anderen Stelle seines Werkes zu Schulden kommen. S. 139 bemerkt Rigault selbst. . . . . *Les modernes se sont recrutés dans deux opinions bien différentes, parmi les catholiques fervents comme Desmarets et Perrault, par antipathie contre le paganisme et la mythologie, et parmi les espreits indépendants jusqu'au scepticisme.* Er scheint sich später dieser wichtigen Bemerkung, namentlich bei der Beurteilung Mme Dacier's (S. 374) nicht mehr erinnert zu haben. Das Blatt hatte sich beim neuen Ausbruche der alten Fehde gewendet, auf der Seite der *Anciens* steht dieses Mal die devote Katholikin, die vor ihrem christlichen Gewissen ihre Vorliebe für den grossen Heiden zu rechtfertigen hat, um so mehr da sie als Konvertitin doppelt glaubenseifrig ist. Durch diesen Umstand erfährt das Bild Homer's eine neue Art der Verdunklung: *la conformité de l'Iliade et de la Bible* wird nachzuweisen versucht, ein Grund mehr für den Skeptiker La Motte, Homer's Gottheiten ins Lächerlichste zu ziehen. Mithin ist die Bemerkung Dupont's: *Entre Ch. Perrault et La Motte, la différence est grande* (S. 254) auch noch aus anderen Gründen als den von ihm angeführten massgebenden zu stützen.

Die Summe der von La Motte ausgeführten Theaterreformen ist verschwindend klein. Aus dem Abschnitte, in welchem Dupont die dramatischen Theorien (275—291) bespricht, hebe ich nur drei Punkte hervor, die zu einer Ergänzung oder Widerlegung verlocken. Erwähnt wird, dass La Motte die Monologe und langatmigen Berichte reduziert hat. Dass er das zu üppig wuchernde epische Element im Drama zurückdrängen will, ist verdienstlich. In seinen eigenen Stücken hat sich La Motte mit dieser ausgezeichneten Taktik aber vor allem eine Aufgabe erspart, der er nicht gewachsen war. Die Ausmahlung von Situationen und Seelenzuständen. Prüft man seine sämtlichen Tragödien, Comödien und Singspiele, so wird man fortwährend an die *pièces de canevas* des *Théâtre italien* erinnert. Seine Scenen, selbst die rührendsten in *Inés de Castro* sind immer so skizzenhaft angelegt, dass man sich des Eindruckes nicht erwehren kann, dem geschickt improvisierenden Schauspieler sei die eigentliche Fülle und Höhe des Ausdruckes vorbehalten geblieben.

Zweitens, La Motte hat gelegentlich einen kühnen Plan zu einem Drama *Coriolan*, einem Vierakter skizziert, in welchem von

den drei „Einheiten“ nur die Einheit der „Handlung“ respectiert werden soll. Dupont bedauert wiederholt aufs lebhafteste, dass der Dichter seine kühne Absicht nicht ausgeführt und somit den Sturz der streng klassischen Tragödie einer viel späteren Zeit überlassen habe. La Motte aber schwebte sicherlich nur eine Form der Umgestaltung vor, die er nie in der Praxis mit dem rechten Inhalte auszufüllen vermocht hätte. Die aufblitzende kühne Idee erlosch so schnell wie sie aufgetaucht war. Die wirklich ausgeführten Dramen verraten den „auteur de pure mémoire“, nirgends den kühnen Neuerer.

Drittens, La Motte hat der dritten klassischen „Einheit“, der der Handlung, gleichsam zur Erweiterung eine vierte angereiht, die er als *unité d'interêt* bezeichnet. Voltaire weist diese Neuerung als Haarspalterei ab, da seiner Ansicht nach diese beiden Einheiten sich vollständig decken. Trotz des ausführlichen Plaidoyer's Dupont's zu Gunsten der *unité d'interêt* (S. 284 ff.) wird man versucht sein, Voltaire beizupflichten.

Kurz vor seinem Tode hat La Motte ein letztes „Paradox“ der Oeffentlichkeit übergeben, dessen Wichtigkeit Dupont bestimmt hat, seine interessante Studie damit abzuschliessen. Halb im Scherz, einer Wette mit seinem Freunde La Faye zu Liebe, begann der kleine Feldzug gegen die Versifikation, der lebhafte Entgegnungen herausforderte. Die Gegner haben samt und sonders nur die eine Seite der Polemik La Motte's erfasst: dass die Prosa die Verse in allen Dichtungsgattungen nicht nur ersetzen, sondern in den meisten Fällen sogar siegreich verdrängen könne. La Motte aber bekämpft zugleich die poetische Form und die Dichtkunst selbst. Mit souverainer philosophischer Herablassung bringt er der ersterbenden Poesie an seinem Lebensabend ein Grabgeläute eigenen Klanges. *J'admire la fierté lyrique; il nous semble à nous autres Poëtes que les Héros ont un besoin indispensable de notre protection que c'est à nous de régler leur rang dans l'avenir, et qu'après quelques années d'une courte vie, ils seroient perdus pour l'univers, si nous ne nous en mêlions. . . . . Un peu plus de modestie, et reconnoissons de bonne foi notre inutilité. Que les hommes songent seulement à faire des actions dignes de memoire. Quand tous les versificateurs s'accorderoient à n'en point parler il y aura toujours des témoins pour les écrire et des monuments pour les honorer. En un mot: les grands hommes n'ont pas besoin des Poëtes; ce sont plutôt les Poëtes qui ont besoin des grands hommes.* Dieses Citat ist Dupont entgangen, es wäre die beste Bestätigung seiner überzeugenden Schlussfolgerung: *il a prévu la décadence de la poésie et le triomphe de la prose.* (S. 300.)

An einer einzigen wichtigen Quelle hat Dupont's Fleiss verabsäumt, Belehrung für seine Studie zu schöpfen. Nirgends begegnet uns in seinem Werke der Name Lessing's. Man erwartet mit Sicherheit, dass wenigstens bei der Definition der Fabel (S. 222) Lessing's Kritik zur Sprache käme. Dies ist nicht der Fall, auch bei der Erwähnung des Erstlingskampfes in Frankreich gegen die Autorität des Aristoteles (S. 290) wird nur ganz vag darauf hingewiesen, dass Deutschland (was schon Rigault und Jullien hervorheben) erst später dieselben Ideen aufgegriffen und etwas geräuschvoll verwertet habe. Wenn Dupont — was zu bedauern wäre — Lessing geflissentlich aus dem Wege gegangen ist, so hat er sich gleichzeitig der Freude beraubt, das Auftauchen einer besonders originellen Idee in seinem Vaterlande konstatieren zu können, die später Breitinger und besonders Lessing in seinem Laokoon mit Meisterschaft ausgesponnen haben. Im *Discours sur Homère* findet sich bei La Motte ein kleiner Paragraph, der betitelt ist: *Différence entre la poësie et la peinture.* La Motte bietet keine befriedigende Lösung der Frage, aber hat er vielleicht Lessing, der seine Werke genau kannte, einen ersten Anstoss zum *Laokoon* gegeben?

KARLSRUHE. M. J. MINCKWITZ.

Charlotte Corday. Drame en 5 actes, en vers par François Ponsard. Für den Unterricht herausgegeben, sowie mit Anmerkungen und Wörterbuch versehen von Dr. Otto Weddigen, Gymnasial-Oberlehrer a. D., Docent a. d. Humboldt-Akademie zu Berlin. I. Teil: Text, Preis geb. 1,25 Mk. II. Teil: Anmerkungen und Wörterbuch 25 Pf. [Gerhards französische Schulausgaben, No. 6).]

Der Gedanke, Ponsard's *Charlotte Corday* für den Schulgebrauch zu bearbeiten, ist an sich ein glücklicher, vorausgesetzt, dass der Lehrer, oder im vorliegenden Fall die Einleitungen und die Anmerkungen dem Schüler die nötige Belehrung geben und das inhaltlich nicht immer einwandfreie Stück in richtige Beleuchtung stellen.

Wir besitzen in verschiedenen Sammlungen eine Reihe von ausgezeichnet herausgegebenen Schulausgaben, so dass man sagen kann, dass heutzutage über die Art der Bearbeitung kaum ein Zweifel herrschen dürfte. Wie nun die vorliegende Ausgabe ausgefallen, werden wir gleich sehen; was sie leisten wollte, das lehrt uns der beiliegende „Verlegerzettel", der sich über die Anmerkungen und das Wörterbuch also äussert (eine Bemerkung über die Einleitung, die das Schwierigste der Arbeit darstellt, habe ich nicht vorgefunden): „Für die Anmerkungen und das Wörterbuch, die als Sonderheft für 25 Pf. käuflich sind, blieben dieselben bewährten Grundsätze massgebend, welche zur Richtschnur bei No. 4 und 5 dieser Sammlung dienten; selbstredend — und das werden alle Fachlehrer billigen — unter Wahrung des Standpunktes der höchsten Klassen, d. h. ohne dass dem Schüler allzu viele Erleichterungen und Erklärungen

gegeben wurden, denn sein Selbstnachdenken bleibt für ihn am fruchtbarsten, wie das lebendige Wort des unterrichtenden Lehrers. Die sachlichen Erklärungen sind dagegen sehr reich und erschöpfend, die historischen Erläuterungen dürften besonderes Interesse allseitig in Anspruch nehmen." — Sehen wir uns vorläufig den Text an: das allergeringste, was man von demselben verlangen kann, ist strenge Wiedergabe des Originaltextes. Im vorliegenden Fall kann man um so mehr eine solche erwarten, als nach einer in der Einleitung enthaltenen Notiz Herr Docent Charles Marelle in Berlin den Herausgeber bei der Durchsicht der Korrekturbogen bereitwilligst unterstützt hat. Der, nach dem einen beigelegten Zettel „fast*) unverkürzte", nach einem andern überhaupt „unverkürzte" Text giebt mir beim Durchlesen zu folgenden Bemerkungen Anlass (eine systematische Vergleichung desselben mit dem Originaltext habe ich wegen Mangel an Zeit nicht vornehmen können): S. 3, Z. 31. *présente.*] lies Komma statt Punkt! — S. 4, Z. 10 *profonde*] setze Strichpunkt! — S. 5, Z. 26. *clameurs*] setze Punkt! — S. 10, Z. 2. ***Gourm denza donc** les flots tumultueux*] lies *Gourmandez*! — S. 19, Z. 17. *s'il **en et** un*] lies *est.***) — S. 25, Z. 12. *chouchant*] lies *couchant!***) — S. 28, Z. 24. *surprendait*] lies *surprendrait!***) — S. 32, Z. 12. *publique*] setze ein Komma! — S. 33, Z. 13. *exemple?*] setze Ausrufungszeichen statt Fragezeichen! — Ebenda Z. 27 *Mai*] lies *Mais!***) — S. 40, Z. 25. *Est mort,*] streiche Komma. — S. 25, Z. 28.] der Vers ist rechts

---

*) Meines Wissens ist blos der Prolog absichtlich ausgelassen worden. Ueber eine zweite, recht ansehnliche und sehr unangenehme, freilich nicht beabsichtigte Lücke siehe weiter unten.

**) Dem an die Redaktion der *Zeitschrift* gesandten Exemplar ist folgendes Verzeichnis von Fehlerverbesserungen (in meinem fehlt es) beigefügt:

Fehlerverbesserungen.

S. 9 Z. 6: lies siègent statt siégent.
„ 10 „ 1: Gourmandez statt gourmdenza.
„ 19 „ 17: en est un st. en et un.
„ 25 „ 12: couchant st. chouchant.
„ 28 „ 24: surprendrait st. surprendait.
„ 30 „ 11: événement st. evenement.
„ 33 „ 27: mais st. mai.
„ 40 „ 14: émeute st. emeute.
„ 44 „ 1: l'air st. lair.
„ 45 „ 3: à st. a.
„ 47 „ 13: Charlotte st. Gharlotte.
„ 50 „ 21: ceux-là st. ceux-lâ.
„ 51 „ 8: monstrueux st. monstreux.
„ 56 „ 4: dra-peaux abzuteilen st. drape aux.
„ 57 „ 8: connaît st. connait.
S. 65 zwischen Z. 4 u. 5 fehlt die Ueberschrift Charlotte.
„ 75 Z. 2: aïeule st. aîeule.
„ 86 „ 1: est st. et.
„ 88 „ 12: fourreau st. fourrear.
„ 90 „ 11: le peuple st. la peuple.
„ 93 „ 1: septième st. septieme.
„ 93 „ 26: l'entraînant st. l'entrainant.
„ 96 „ 8: même st. mème.
„ 97 „ 30: opprobre st. opprobe.
„ 98 „ 7: qu'ils st. qu'il.
„ 98 „ 10: contre st. centre.
„115 „ 29: N'extermine-t-on st. N'extermine-ton.
„118 „ 12 u. 18: est st. et.
„118 „ 14: pratique st. partique.
„119 „ 3: forcenés st. fercenés.
„123 „ 17: traîne st. traine,
„125 „ 14: paraît st. parait.
„130 „ 13: de Marat st. du Marat.
„137 „ 27: geôlier st. geolier.

Wie man sieht, hat sich ein Unbekannter des misshandelten Textes angenommen und die Fehlerliste entweder eingeschickt oder veranlasst.

einzurücken, da der Anfang desselben Z. 25 steht. — Z. 47, Z. 16 *aujourd' hui.*] setze Komma statt Punkt. — S. 65, Z. 5 und ff. Barbaroux hat vierzehn Zeilen gesprochen, und man ist erstaunt, dass er Z. 7 auf einmal im Feminin von sich spricht, dass er Z. 11 den Barbaroux selbst anspricht und dass auf die nach der Personenrolle S. 64, Z. 27 dem Barbaroux gehörige Rede wiederum Z. 15, Barbaroux spricht. Man merkt sofort, dass die Z. 5—14 unbedingt Charlotte sprechen, daher in der Mitte etwas ausgefallen sein muss. Eine Vergleichung mit dem Original zeigt sofort, dass der Setzer Folgendes ausgelassen und der Herausgeber und der Korrekturleser nicht bemerkt haben: es fehlen die zwei Schlussverse des Barbaroux', dann 2 Zeilen Corday's, hierauf 14 Zeilen Barbaroux', endlich 14 Zeilen Corday's, im Ganzen 32 Zeilen!**) — S. 67, Z. 9 *aurons-nous.*] setze Komma statt Punkt. — S. 90, Z. 11 *la peuple*] lies *le peuple***). — S. 96, Z. 8. *mème*] lies *même***). — S. 98, Z. 10. *centre*] lies *contre***). — Ebenda Z. 26. *rose*] setze ein Komma. — S. 115, Z. 26. *N'extermine-ton*] lies *N'extermine-t-on***). — S. 117, Z. 25. *voeux*] lies *yeux (!)* — S. 118, Z. 12. *Le patriote et calme*] lies *est***). — Ebenda Z. 14. *partique*] lies *pratique**). — Ebenda Z. 18 *Le silence et habile*] lies *est***). — S. 119, Z. 3 *fercenés*] lies *forcenés***). — Ebenda Z. 20. *criminels,*] setze Punkt statt Komma! — S. 121, Z. 25. *chasse.*] setze Komma statt Punkt! — S. 134, Z. 20. *produit.*] streiche den Punkt! — S, 135, Z. 4. die Zeile ist nach rechts einzurücken, da sie die Fortsetzung des Z. 2 begonnenen Verses ist.

Ein so vernachlässigter Text richtet sich von selbst. Kann und darf man aber einen solchen Text Schülern in die Hand geben?

Die Anmerkungen stehen kaum auf einem höheren Niveau als der Text. Sie enthalten in der grossen Mehrzahl nichts als meist recht ungeschickte biographische und litterarische Notizen. Da die Einleitung kein Zeitbild des Drama giebt, so sind diese Angaben recht nichtssagend, erklären obendrein ganz bekannte Dinge. Der Schüler wird in den wenigsten Fällen damit was anfangen können. Mit welcher Sorgfalt sie gemacht sind, zeigt recht anschaulich die Anmerkung zu 115, Z. 24. Marat donnert dort: à quoi donc vous sert la guillotine, Puisque vous *laissez vivre et Biron et Custine?* Von Custine heisst es: „französischer General, geb. zu Metz 4. Februar 1740, wurde am 27. August 1793 hingerichtet.“ Es ist also klar, dass der neben ihm stehende Biron sein Kollege sein dürfte.

Wenn man meine Fehlerliste damit vergleicht, so bemerkt man einerseits, dass kein einziger der zahlreichen und meist schweren Interpunktionsfehler gebessert worden ist, andererseits, dass noch neunzehn andere kleine Druckversehen, die ich übersehen, sich vorfinden; (sie fallen fast alle in die aussertextlichen Petitdruck-Partien, die ich beim Lesen überschlagen habe), aber sie enthalten noch anderes: so wird 9,6 *siègent* des Druckes in *siègent* gebessert, 30,11 *évènement* (nicht wie das Fehlerverzeichnis anführt *evenement*) in *événement*, d. d. die Orthographie des Dichters wird nach der heutigen, dem Dichter natürlich unbekannten, Norm gebessert. Interessant ist die Art der Berichtigung der grossen von mir im Texte (s. oben) nachgewiesenen Lücke von 32 Versen. „S. 65 zwischen Z. 3, 4 u. 5 fehlt die Ueberschrift „*Charlotte*“ “, wodurch der Anschein geweckt werden soll, es fehle nichts anderes als die Personenaufschrift. Dass die Lücke nicht gewollt sein kann, zeigt der vollständige Abdruck des ganzen übrigen Drama's. Dazu kommt, dass, was entscheidend ist, die jetzige Anwort Charlottens (65,5 fg.) zu den vorausgehenden Worten Barbaroux's gar nicht passt. Die fehlenden Verse sind, was bei Ponsard selbstverständlich ist, edlen Inhalts und ohne die Möglichkeit irgend eines Anstosses.

Statt dessen lesen wir mit sprachloser Verblüffung: *Biron Charles de Gontaut*, Herzog von, geb. 26. Juli 1592 (!!) zu Epernay, Marschall von Frankreich, liess sich in eine Verschwörung ein und wurde am 31. Juli 1602 (!!) hingerichtet. (Biron heisst **auch** ein französischer General)." Dies die sonderbare Anmerkung. Herr Weddigen hat also nicht bemerkt, dass eigentlich dieser in Parenthese beigesetzte Auch-General hier gemeint ist, der andere dagegen schon wegen der Jahreszahlen seiner Lebenszeit hier nichts zu thun haben kann. — Geradezu Unfug ist die Anmerkung zu 24,2 (Beschreibung der Landschaft, in welcher der 2. Akt spielt) „*Les campagnes de Caen.*" Es heisst da richtig, dass die Stadt in der Normandie liegt und Hauptstadt des Dép. Calvados ist. Dann folgen in 44 Zeilen (!) verschiedene Etymologien des Eigennamens und einige der mannigfaltigen Schicksale der Stadt von den Römern bis Wilhelm den Eroberer und eine Kirchenversammlung, die den Gottesfrieden, „der bekanntlich bestimmt, dass Fehden nur an 3 Tagen der Woche ausgefochten werden sollten". Was soll dieses Füllsel, das Manuskript macht, an dieser Stelle? Diese Frage ist auch dann berechtigt, wenn alles Unpassende, was hier vorgebracht ist, richtig wäre. Nun ist das meist hirnloses Geschwätz, freilich nicht Eigentum des Herrn Weddigen, sondern eines Professor Anglave, der die merkwürdige Entdeckung macht, dass Caen eine deutsche Kolonie, und zwar der Chatten ist und ursprünglich „Chatheim, Heim der Chatten" geheissen habe!! Der Grund dafür ist einleuchtend. „Es giebt heute noch im benachbarten Departement Orne, an dem Flüsschen, an dessen Mündung Caen liegt, eine Ortschaft, die Allemagne heisst, zum untrüglichen Zeugnis ihrer deutschen Abstammung." Wie man sieht, müssen es Alemannen gewesen sein. Dazu beachte man, dass das franz. *Dictionnaire des Postes* den Ort nicht in das Dép. Orne, sondern in das Dép. Calvados, Arrond. und Canton von Caen setzt, fünf Kilometer von dem Ort. Caen selbst liegt auch nicht an der Mündung der Orne, sondern 15 Kilometer davon. Doch genug davon. Es musste aber erwähnt werden, um zu zeigen, wie hilflos der Herausgeber der ersten besten Notiz gegenüber steht und wie er den grössten Unsinn unbesehen hinübernimmt, dann auch deshalb, weil noch diese Chatten Herrn Weddigen den Gedanken eingeflösst haben, die Titelheldin Charlotte von germanischen Kolonisten abstammen zu lassen (!), s. weiter unten. Beinahe hätte ich vergessen, dass Herr Weddigen als Aussprache von *Caen* die phonetische Umschreibung *Cän* (!!) giebt. Wenn man dann bei *Sieyès* die Angabe der Aussprache, die der Schüler unter keinen Umständen erraten kann, vermisst, so ist dies eigentlich besser, als wenn eine falsche Aussprache angegeben worden wäre. Anmerkung 6,6 erfährt man die merkwürdige Thatsache, dass die Athener den Böotern den Vorwurf des Mangels an feinem Sinn und des Hanges zur Schwelgerei machten. Ich will über die Berechtigung dieses Vorwurfes mich nicht weiter auslassen; auf jeden Fall ist die Bemerkung an dieser Stelle sinnlos. — Anmerkung 8,14. soll Marat „Stallarzt beim Grafen Artois" gewesen sein. Marat war aber nicht Rossarzt, sondern *médecin des gardes du corps de monseigneur le comte d'Artois* wie schon im Meyer zu lesen ist. Diese falsche Angabe ist zu 12, 14 nochmals wiederholt. — Anmerkung 56, 6. (Notiz über Barbaroux) übersieht, dass dasselbe schon zu 1, 18 und zwar reichhaltiger gesagt worden ist. — Während 42, 11 neun Zeilen der Ruth, 54, 10 sechs der Judith, 48, 4 fünf dem bösen Catilina und der Culpurnia (so), 110, 23 drei der Stadt Capua, 119, 9 vier dem Verres, 51, 10 drei der Bartholomäusnacht, (wobei die Bedeutung des Wortes an dieser Stelle erst nicht erklärt ist), 107, 14 eine dem Tartufe, 92,24 sechs dem Miltiades

6, 16 drei sogar der Zipresse als Sinnbild der Trauer, u. ä., gewidmet sind, die kein Schüler entbehrt hätte, so sind dagegen Anmerkungen, wie 46, 9 „*Gonzalve de Cordoue* von Florian", 65, 28 „Pitt und Cobourg, hervorragende Staatsmänner" doch vielleicht zu kurz. 66, 26 *Egide*, Aegilde ist ja Druckfehler; wir wollen dasselbe von 67, 13 *les sans-culottes* annehmen. Wenn auch das Plural-*s* erlaubt ist (darüber wäre eine Bemerkung angebracht gewesen), so ist es doch an der behandelten Stelle durch den Reim ausgeschlossen. S. 5 lässt Marat zu Boudry im Fürstentum „Neuchâtel" geboren sein; es ist der heutige schweizer Kanton Neuenburg gemeint.

Wenn uns so manche Anmerkung eigentlich überflüssig erscheinen könnte, so finde ich nicht wenig Stellen, wo der Schüler sicher eine solche suchen und brauchen wird. z. B. *le général Wimpfen* 69, 5, *Achille* in der Bedeutung des 116, 23, *septembre* 120, 2 u. a., auch wohl zu 4, 19 ff. Wird da jeder Schüler erkennen, dass es sich um Horazen's Siegesgedicht auf die Schlacht von Aktium handelt? Grammatische Anmerkungen kommen nur ganz vereinzelt vor, keine einzige metrische.

Nach den Anmerkungen kommt ein Wörterbuch von 23 Seiten; ich habe es nicht angesehen, bemerke nur, dass ich über den Zweck solcher Wörterbücher, worin sich Hunderte und aber Hunderte der gewöhnlichsten, auch dem letzten Schüler geläufigen Vokabeln finden, meine eigene Ansicht habe. Und wann soll denn eigentlich der Schüler ein wirkliches Wörterbuch, wie er es im Leben stets braucht, benutzen lernen?

Die Einleitung wird auch kaum jemand befriedigen. Nicht allein, dass sie kein richtiges Bild von Ponsards Wert und Stellung entwirft, ist sie auch nicht frei von Irrtümern. So heisst es, dass P. nach der Aufführung seiner *Lucrèce* seinen Wohnsitz in Paris aufgeschlagen habe. Vapereau in seinem *Dictionnaire* bemerkt dagegen: *Sans s'étourdir d'un premier succès, it rentra dans son pays et écrivit à loisir, dans la retraite, une tragédie plus moderne, Agnès* uff. Der Herausgeber bezeichnet die kleine Komödie *Horace et Lydie* als Drama*) und lässt Ponsard im Juni sterben statt im Juli. Eine gerechte Würdigung der *Charlotte Corday* vermisse ich ebenso, wie die wichtige Bemerkung, dass Ponsard zu dem Stück durch Lamartine's *Girondins* veranlasst worden ist. Dies ist auch deswegen wichtig, weil er dieser Quelle (XLIV) in mehreren Punkten folgt. In derselben Richtung bewegt sich auch Esquiros *Charlotte Corday* 1840 (2 Bände), welches Werk ebenso wenig erwähnt ist, wiewohl es Ponsard sicher gekannt und benutzt hat. Natürlich entfiel so für den Herausgeber die Veranlassung, eine andere überaus wichtige Veröffentlichung zu erwähnen, die sich gegen die Wahrhaftigkeit der romanhaften Darstellung Lamartine's und Esquiros' scharf ausspricht. Ich meine die interessante Notiz der Frau Loyer de Maromme, welche Charlotte persönlich gekannt hat. Wenn auch der Wortlaut ihrer Gegenschrift erst jetzt*) gedruckt worden ist, so war doch alles sachlich Wichtige oder Anziehende längst veröffentlicht worden durch Casimir Périer in der Revue des Deux Mondes vom 1. April 1862.

Der Herausgeber bemerkt S. IV, dass „das Sujet des Stückes auch für uns Deutsche ein hoch interessantes ist." Ich will nicht die Sonderbarkeit dieses Ausdruckes betonen; aber nicht scharf genug kann man sich gegen die Insinuation, welche die Anmerkung zu 24, 8 enthält, aussprechen, dass die Titelheldin germanischer Abstammung ist.

---

*) Auch gegen die Bezeichnung des *Lion amoureux* als historisches Drama liesse sich einwenden, dass der Dichter selbst dies Stück *comédie* nennt.

*) In der *Revue Hebdomadaire* vom 12. und 19. März 1898.

„Es ist nicht unwahrscheinlich, dass die Corday's Nachkommen germanischer Kolonisten sind." Damit können nur die Wickinger, welche man später Normannen nannte, gemeint sein. Auch nicht die allergeringste Veranlassung liegt vor, diese Stammeszugehörigkeit anzunehmen, es sei denn die Neigung des Herausgebers, die Titelheldin, die Mörderin Marats, uns Germanen zuzuweisen. Auch das Äussere Charlottens, welche Frau Loyer als Brünette mit kastanienbraunen Haaren und milchweissem Teint, also den bekannten Merkmalen der keltischen Rasse, schildert, spricht dagegen. Woher hat der Herausgeber die sonderbare Bemerkung: „sie bezeichnete sich selbst als eine zweite Jeanne d'Arc."? Dies wäre ein merkwürdiger Anachronismus, zur Zeit der französischen Revolution eine Johanna als Nationalheldin zu preisen; Ponsard und vor ihm Lamartine, sprechen nur von Judith und den klassischen Vorbildern (Brutus u. s. f.)

Wie man sieht, hat der schlecht gedruckte Text mehr als bedenkliche Beigaben, so dass man das Büchlein zur Einführung in die Schulen kaum empfehlen kann.

BONN AM RHEIN. W. FOERSTER.

Chants d'Ecoles. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Ludwig E. Rolfs und Barthel Müller. Leipzig 1897, Renger.

Chants populaires pour les Ecoles. Poésies de Maurice Bouchor. Mélodies recueillies et notées par Julien Tiersot. Prix: 75 cent. Paris, Hachette. 1897.

Ein Neuphilologe und ein Gesanglehrer an der Oberrealschule zu Köln haben sich vereinigt und gemeinsam eine Sammlung französischer Schul- und Volkslieder mit Melodien zum Gebrauche für den französischen Unterricht in deutschen Schulen herausgegeben. Das Büchlein enthält 50 Lieder, welche verschiedenen französischen, schweizer, schwedischen und deutschen Lieder- und Lehrbüchern entnommen sind. Die Melodien sind teils ein-, teils zweistimmige; 18 derselben sind deutsche. Als besonders hübsch möcht ich das frische Lied *Le Réveil* (No. 2) bezeichnen, das entzückende Wiegenlied von Brahms *Bonne Nuit* (No 10), das humoristische Lied *Jean de la Lune* (No. 13), ferner *Le Petit Pierre* (No. 14), und für die verschiedenen Jahreszeiten passend, *Le Printemps* (No. 16), *Chanson de Printemps* (No. 17), *Chanson d'Eté* (No. 18), *Chanson d'Automne* (No. 19), *Chanson d'Hiver* (No. 20); einzelne Blumen werden hübsch charakterisiert in *Joli Bouquet* (No. 22), und recht wirkungsvoll ist *Petit Oiseau* (No. 23) mit seiner Abwechselung zwischen Chor- und Sologesang, desgleichen *Chante, Petit Oiseau* (No. 24) durch seinen Wechsel des Rhythmus; dann das kurze, einfache, aber stimmungsvolle Liedchen *Promenade Matinale* (No. 28), sowie die beiden die Heimat feiernden Lieder *Chanson du Pays* (No. 31) und *Le Foyer* (No. 32), von denen das letztere nach der englischen Melodie *Home, sweet home* zu singen ist. Recht munter klingt *Le Postillon* (No. 37), an welches sich das auch uns bekannte *Jogeux Message* (No. 38) reiht, das nach der Melodie „Kommt ein Vogel geflogen" zu singen ist; daran schliesst sich *Valse Alsacienne* (No. 39) und das auch in andere franz. Lehrbücher aufgenommene *Ma Normandie* (41) von Bérat. Von alten franz. Volksiedern sind aufgenommen *Le Roi Dagobert* (No. 47) und *Malbrough* (No. 49). Uebersetzungen deutscher Lieder sind *L'Hôte* (No. 26) [Einkehr von Uhland], *Le Sapin* (No. 29) [O Tannenbaum], *Une rouge Aurore* (No. 40) [Morgenrot,

Morgenrot], *Le bon Camarade* (No. 42), *La Charge guerrière de Lutzen* (No. 44) mit der Melodie von C. M. von Weber, *Lorley* (No. 45), *Le vaste Monde* (No. 46) [Der Mai ist gekommen] und *Chant patriotique* (No. 50) [Der Gott der Eisen wachsen liess], sowie die Hymne *Victoire* [„Seht, er kommt mit Preis gekrönt", aus dem Händelschen Oratorium Judas Macchabäus].

Ein Druckfehler ist mir S. 20, Z. 6 aufgefallen, wo zu lesen ist: O Moissonneur. —

Meine Besprechung des Liederbuches würde unvollständig sein, wenn ich nicht noch einige Worte über die Berechtigung des Liedes im neusprachlichen Unterricht hinzufügte, da es ja immer noch viele Kollegen giebt, welche bei dieser „Spielerei und Zeitvergeudung" bedenklich das Haupt schütteln! Es ist meiner Ansicht nach eine, und zwar keine der geringsten, Errungenschaften unserer Reformmethode, den neusprachlichen Unterricht durch Einführung des Gesanges belebt und aus der Totenstarre erweckt zu haben, in welche er bei der alten grammatisierenden Methode versunken war. Wie der Schüler die Sprüche, Geschichten, Literatur des fremden Volkes kennen lernen soll, so soll er auch das fremde Land selbst, seine Sitten und Gebräuche kennen, er soll wissen, „wie es denkt, spricht, lebt, weint und lacht, und wie es singt!"[1]) Durch das Lied wird der Schüler mit der fremden Sprache vertrauter, er tritt ihr gewissermassen menschlich näher, er beginnt in ihr zu fühlen und zu empfinden. Aber auch ein anderer Vorteil erwächst aus der Pflege des Gesanges: das Singen ist ein vorzügliches Mittel zur Schulung der Aussprache, vielleicht ein besseres als alle phonetischen Unterweisungen, Lauttafeln und Transcriptionen. Die reine Aussprache der Mundvokale, die saubere Artikulation der Konsonanten, die schwierige Aussprache der französischen Nasale und besonders die vokalische Bindung (das Unterlassen des Kehlkopfverschlusslautes), welche noch so häufig in deutschen Schulen vernachlässigt wird, währnnd man die Bindung der Konsonanten mit allzu grosser Pedanterie beobachtet; schliesslich auch noch die Aussprache des dumpfen oder stummen *e* am Schluss der Wörter, welche in so hohem Masse den Rhythmus der französischen Verse bedingt und nur dann richtig verstanden wird, wenn das sogenannte stumme *e* als ein musikalisches Element des Verses aufgefasst wird — alle diese Schwierigkeiten, deren möglichst vollständige Ueberwindung mit aller Energie im Unterricht gefordert werden muss, werden verhältnismässig leicht durch das Singen gelöst. Es ist daher eine glückliche Idee von H. Schmidt in Altona, im französischen Unterricht, gleich nach den ersten Lauteinübungen, mit den Schülern ein französisches Lied zu singen und an demselben die Aussprache zu üben und zu befestigen.[2]) Freilich ist dazu erforderlich, dass der Lehrer selbst musikalisch gebildet, oder in der glücklichen Lage ist, wie der Verfasser des besprochenen Buches, einen Gesanglehrer in seinem Kollegium zu haben, der für seine Bestrebungen Verständnis und gefälliges Entgegenkommen zeigt. Während sich sonst der Lehrer begnügen mag, mit seinen Schülern wenigstens einige französische Lieder nach bekannten deutschen Melodien zu singen, so kann in Verbindung mit den Gesangstunden der französische Unterricht von Erfolgen gekrönt sein, die einen wirklich ästhetischen Genuss bereiten, wie

---

[1]) Beyer, *Der neue Sprachunterricht.* Cöthen 1893.

[2]) Vgl. *Die Einübung der französischen Aussprache unter Verwertung eines Liedes. (Die Neuen Sprachen*, Band I Heft 9, S. 501 fg.) — Ferner vgl. auch die Vorrede des *französischen Uebungsbuches für die Unterstufe* von Reum. (München, Bamberg, Leipzig, Buchner 1892) S. VIII.

z. B. in der Musterschule zu Frankfurt a. M., wo man im Programm der öffentlichen Schulfeier zu Ostern neben deutschen Chören auch französche und englische Chöre findet. (Vgl. das Osterprogramm dieser Schule. 1896). Allerdings ist, wie überall. so auch hier Masshalten geboten, und ich halte es kaum für angänglich. dass die Schüler neben ihrem deutschen Liederbuch auch noch das 50 Lieder enthaltende französische von Rolfs und Müller in Händen haben. Vielmehr betrachte ich diese Sammlung als ein bequemes und schätzbares Hilfsmittel für den Lehrer, um einige passende Lieder auszuwählen und zur Einübung Text und Noten, vielleicht auf hektographischem Wege, zu kopieren. Auch würde ich dann weniger deutsche Lieder in französischem Gewande bevorzugen, als vielmehr echt französische Lieder mit ihrer eigenen Melodie, da erst dann die Schüler den Geist des fremden Volkes richtig erfassen lernen.

An die Besprechung dieses für deutsche Schulen bestimmten Liederbüchleins möchte ich noch diejenige des soeben erschienenen Liederbuches für französische Schulen von Bouchor und Tiersot anschliessen.

Das splendid gedruckte Buch enthält 37 einstimmige Lieder, welche zum grossen Teil einen ganz verschiedenen Geist atmen und einen andern Geschmack verraten, als die von einem Deutschen für deutsche Schulen ausgewählten.

Auf ein Marschlied (*Le Chant des Ecoliers français.* No. 1), welches begeisterte Vaterlandsliebe zum Ausdruck bringt, folgt ein Lied (*Les Vaillants du Temps jadis*, No. 2), das die jungen Franzosen an ihre ruhmreichen Ahnen erinnern soll, an die Kelten, die Jungfrau von Orleans, Bayard, Crillon und Turenne, und das sie ermahnt. der Väter würdig zu sein; ebenso verherrlicht das Lied *Aux morts pour la Patrie* (No. 3), mit feierlich ernstem Rhythmus, die für das Vaterland gefallenen Helden. Ganz reizend ist *Le Soldat français* (No. 4), das nach der Melodie eines alten französischen Soldatenliedes zu singen ist.

1er groupe: *Où t'en vas-tu, soldat de Francc,*
Tout équipé, prêt au combat?
Plain de courage et d'espérance,
Où t'en vastu, petit soldat?

2e groupe: *C'est comme il plaît à la Patrie;*
Je n'ai qu' à suivre les tambours.
Marche toujours! Marche toujours!
En traversant bois ou prairie
On peut rêver à ses amours.

Gerne möchte der Soldat einmal sein Vaterland wiedersehen:

Gloire au drapeau!
J'aimerais bien rveoir la France,
Mais bravement mourir est beau.

Die folgenden Lieder feiern verschiedene französische Provinzen, die Bretagne, die Pyrenäen, das Alpenland, die Provence, das flämische Gebiet und auch, was bezeichnend ist das Elsass! Die Elsässer werden ermahnt. in der Verbannung auszuharren und ihre Treue dem alten Vaterlande zu bewahren.

Tout vit dans la campagne:
Mais toi, depuis longtemps,
Derrière la montagne
En pleurs tu nous attends,
Jühé!
En pleurs tu nous attends.

O cher pays d'Alsace,
Sois ferme dans ta foi;
Sans bruit et sans menace
Toujours on pense à toi,
Jühe!
Toujours on pense à toi.

Fidèle en ta souffrance,
Tenace avec douceur,
Ah! songe à notre France
Et garde-lui ton coeur,
Jühé!
Et garde-lui ton coeur.

Après ce long supplice
Un temps meilleur viendra;
Le jour de la justice
Pour toi se lèvera,
Jühé!
Pour toi se lèvera. (No. 10 bis).

Sehr poetisch ist der Text der beiden Lieder *Chanson des Pyrénées* (No. 6) und *Chanson des Alpes* (No. 7).

Ah! que vous êtes belles,
Cimes du Canigou!
L'or de vos Fleurs nouvelles
Brille comme un bijou.
Roses de la montagne,
Que votre souffle est doux!
Ah! quel ennui me gagne,
Quand je suis loin de vous!

Seul, ramenant ses chèvres
Dans le brouillard léger,
Passe, la flûte aux lèvres,
L'homme qui fait songer.
Pâtres de la montagne,
Que vos pipeaux sont doux!
Ah! quel ennui me gagne,
Quand je suis loin de vous!

Lorsque nos jeunes couples,
Par les beaux soirs de mai,
Dansent nerveux et souples,
Qui n'en serait charmé?
Filles de la montagne,
Que vos grands yeux sont doux!
Ah! quel ennui me gagne,
Quand je suis loin de vous!
(*Chanson des Pyrénées*).

Les Alpes dans l'espace
Dressent leur purs sommets;
La splendeur et la grâce
Les parent à jamais.
Vous seuls savez me plaire,
Neiges, sapins, lacs bleus,
Beaux lacs dont l'eau si claire
Est le miroir des cieux.

J'entends pleurer les sources;
Doux est leur chant plaintif.
J'aime voir, dans mes courses,
Fuir le chamois craintif.
Surtout, j'aime à l'aurore
L'aigle qui, loin du sol,
Avec un cri sonore
Monte d'un large vol.

J'ai vu de riches plaines
Aux épis dous et blonds;
De suaves haleines
Passent dans nos vallons.
Mais vous, toujours sublimes,
Alpes aux durs chemins,
Vous élevez vos cimes
Vierges de pas humains.
• (Chanson des Alpes).

Das Lied No. 12 schildert den Tod Rolands bei Roncevaux und ist nach der Melodie eines baskischen Volksliedes zu singen, darauf folgt Beethovens Symphonie *Hymne des Temps futurs* (No. 14) [Freude, schöner Götterfunken]; dann kommen einige Lieder moralischen Inhalts (*Amour filial*, 15, *La Fête des Morts*, 16, *La Fin du Juste*, 17, *Chanson de Labour*, 18), an die sich eine Reihe anderer Lieder schliesst, welche grösstenteils die Natur oder verschiedene Feste behandeln. Besonders hervorheben möchte ich *Chanson de Mai* (23), *La Marche des Rois* (25) [die heiligen drei Könige], dann *La Belle au Bois dormant* (27) [Dornröschen], wo die Melodie einer komischen Oper von Dézède aus dem vorigen Jahrhundert entnommen ist, und dann noch das graziöse Liedchen No. 30: *La Fête du Village*, dessen Text lautet:

C'est aujourd'hui fête;
Roule, mon tambour!
On en perd la tête
Bien avant le jour.
Le soleil va luire,
Tout le ciel est clair;
Et chacun respire
La gaîté dans l'air.

Sonne, sonne, sonne,
Cloche du hameau!
Je ne vois personne
Sous le vieux ormeau . . .
Rien que la frimousse
D'un pas matinal.
Seul, il se trémousse
Pour ouvrir le bal.

Ce beau temps de Pâques
Est ravigotant;
Pierre, Antoine et Jacques
Viennent en chantant.
Çà, que l'on arrose
Tambour et crincrin
D'un petit vin rose
Qui les met en train!

Le violon grince;
Blaise arrive au trot;
On dirait un prince,
Tant il est faraud.
Accourez, fillettes
De seize à vingt ans,
Fraîches violettes
Du joli printemps!

Vite, entrez en danse,
Fleurs, rubans et nœuds!
Marque la cadence,
Bon violoneux!
Fais le diable-à-quatre;
Racle avec vigueur;
Tu vas faire battre
Plus d'un jeune cœur!

Die obigen Andeutungen und mitgeteilten Proben werden, hoffe ich, genügen, um zu zeigen, dass die kleine Liedersammlung recht gut ausgewählt ist und dass manches Lied aus derselben auch unserer Jugend Freude machen würde.[1])

ELBING. DR. BLOCK.

Paul Bourget, *Recommencements.* Paris, Lemerre 1897.

Zehn Novellen In der ersten, *Le Vrai Père,* erfährt die Gräfin de Bréau, dass ihr Geliebter, der eigentliche Vater ihres siebenjährigen Sohnes, und zwar erfährt sie es von ihm selbst, dass er, wegen des Verdachts beim Kartenspiel betrogen zu haben, aus seinem Klub habe austreten müssen; ihr Mann bestätigt nicht nur den von jenem wirklich verübten Betrug, sondern fügt noch hinzu, dass er wegen Wechselfälschung angeklagt werden wird und erklärt, dass er den sonst von ihm gern gesehenen Herrn, wenn er sich zum Weihnachtsfeste bei ihnen einfinden sollte, hinauswerfen werde. Daraufhin ist sie entschlossen, sich zu vergiften, wird jedoch davon durch die Liebkosungen ihres Sohnes, den sie am späten Abend beim Berauben des schon ausgeschmückten Weihnachtsbaumes betroffen hatte und durch den Wunsch, ihn vor den angeerbten Unredlichkeiten des Vaters zu bewahren, zurückgehalten; ihre Freundinnen erklären sie, als sie bei der Nachricht von der Verhaftung des Geliebten sich ruhig zeigt, für herzlos. — In der zweiten Novelle *Le David* wird ein Bildhauer vorgeführt, der in Gedanken den Knaben, den er von seiner Frau zu bekommen hofft, mit seinen eigenen körperlichen Vorzügen und mit der Anmut seiner Frau ausstattet, dem aber ein Verwachsener geboren wird, und der zuletzt von dem Hass, den er anfangs auf den Missgestalteten geworfen hat, durch die Schöpfung eines jungen Davids erlöst wird, welcher ganz der Vorstellung entspricht, die er sich von seinem erwarteten Kinde vorher gemacht hatte. — *L'Age de l'Amour,* ein Thema, zu dessen Beantwortung ein Zeitungsschreiber einen berühmten Schriftsteller ausholt, der, wie er findet, obgleich beinahe sechzig Jahre alt, eine junge Dame liebt, die ihn an eine Jugendliebe erinnert, und die, wie er glaubt, auch ihn liebt, von der er sich aber trennt im Bewusstsein, dass sie den Altgewordenen nicht zu lieben vermag. — In *L'Adversaire* weicht ein junger Franzose einem jungen Eng-

---

[1]) Vgl. auch diese *Zs.* XX^2, S. 149 f.

länder aus, weil er mit dreien ganz ähnlichen Leuten dieser Nation für seine Gefälligkeiten Unannehmlichkeiten oder gar Unglück gehabt hat; diesmal täuscht ihn seine Ahnung nicht. Auf einem Ausfluge von Jerusalem zufällig mit dem Engländer zusammentreffend und von ihm zum Mittagessen eingeladen, würde er, wenn er, früher seinen Platz bei Tisch eingenommen hätte, von der Kugel eines Beduinen getötet worden sein, die auf den Engländer gemünzt war, der das übliche Trinkgeld nicht hatte bezahlen wollen. — *Saïda:* eine Stute. die von einer Frau erschossen wird, weil ihr Mann mit derselben eine lebensgefährliche Wette bestehen will, und auf diesen Beweis ihrer Liebe Heilung des Mannes von seiner grundlosen Eifersucht. — *'A Quarante ans*: eine Frau von vierzig Jahren, welche einen Herrn, der sich in ihrer Jugend ohne Erfolg in sie verliebt hatte, statt im November erst im April empfängt, „weil“, sagte sie, „ich nur im Frühling jung bin!“ — *L'Adoration des Mages*: Erwerb eines alten Bildes durch einen Maler und Vergleich seiner eigenen Malerei mit der Kunst früherer Jahrhunderte. — *Une Confession*: Juliette, welche von dem Priester Freisprechung von einem Verbrechen, das sie erst begehen will, verlangt, erhält von ihm, der ihren Zustand bemerkt, die Weisung, das Kind. ehe sie es und sich selbst tötet, an die Brust zu legen; das thut sie und das rettet beide Leben. — *Humble Exemple*: ein altes Pächterpaar, welches nach dem Verlust eines adoptierten Sohnes im Kriege noch wieder ein Mädchen adoptiert, bringt durch diese Beharrlichkeit einen vornehmen Herrn, der nach dem Kriege, der ihn mit Verzweiflung erfüllt hatte, ohne seine Bemühungen zum Abgeordneten gewählt worden war und brieflich den Wählern mitteilen wollte, dass er das Mandat nicht annehme, zu dem Entschluss, Mut zu fassen und dem Lande zu dienen. — *Pendant la Bataille*: Scenen aus dem Aufstande der Commune. — Neu: *animalisme* in der Bedeutung natürliche, körperliche Lebenslust; *muliébril* für *féminin*; *idée journalistique*, Einfall eines Zeitungsschreibers; *auteur féministe*, der sich mit den Damen beschäftigt; *arriviste*, Jemand, der es zu etwas bringen will; *chroniquette*, kleiner Zeitungsbericht; *inentraînable; patio* (spanisch), der Hof eines Hauses; *Aèdes* (vom griechischen *'Aoidoi*), Sänger, Dichter; *quattrocentiste; étiage* in der Bedeutung „der feste Standpunkt“; *froufroutant*, die Weise der Froufrou nachahmend; *joliesse*, Niedlichkeit; ausserdem eine grosse Anzahl italienischer und orientalischer bei den Beduinen üblicher Ausdrücke.

H. J. Heller.

Gyp, *La Fée Surprise.* Paris, Calmann Lévy 1897.

Dies sechsundvierzigste Buch der schreibseligen Verfasserin enthält 17 Journalfeuilletons, kleine Erzählungen und Skizzen, zum Teil in Dialogform. Die Titelnovelle erzählt Erlebnisse eines reichen jungen Mädchens, das als Kind nach der Meinung der Grossmutter nicht den geringsten eigenen Willen zeigt, im zwanzigsten Jahre aber, zur Ueberraschung aller Angehörigen, zwei vornehme, reiche Bewerber verschmäht und einen armen Vetter, der aus dem Heere austreten und noch Maler werden will, heirathet. Sonst allerhand muntere Plaudereien, z. B. über die Stellung der Frau und über Knabenerziehung, alle ohne bedeutsamen Inhalt. Bisweilen führt die Verfasserin Personen aus dem Altertum oder dem Mittelalter ein, um zu verstehen zu geben, wie diese über Dinge der Jetztzeit urteilen würden. Nicht in den Wörterbüchern verzeichnet ist *crapaud* in der Bedeutung Nähbesteck.

H. J. Heller.

Rachilde (Mad. Valette), *Les hors nature.* **Mercure de France 1897.**

Wer die Eigenheiten der *décadence* kennen lernen will, lese dies Buch. Ein der Gesandtschaft in Paris zugeteilter deutscher Generalstabsofficier von Fertzen hat eine vornehme französische Dame geheiratet. Aus der Ehe sind zwei Söhne hervorgegangen: der ältere Jacques Reutler ist in Deutschland geboren, der 12 Jahre jüngere Paul-'Eric auf dem Schloss Rocheuse während die Mutter die Kanonen der Schlacht bei Villersexel hörte und gleich darauf starb. Der deutsche Officier blieb in dieser Schlacht und hatte beim Ausbruch des Krieges seiner Frau, der Besitzerin von Rocheuse, versprechen müssen, keinen Franzosen zu töten. Achtzehn Jahre alt, geht Paul-'Eric, der schon verschiedene Liebeleien gehabt hat, mit dem älteren Bruder zu der Gräfin de Crossac, an einem Abend, an welchem die literarisch thätige Dame, deren Mann, wie auch der Baron Reutler, nur für gelehrte Forschungen Sinn hat, ein von ihr verfasstes Stück aufführen will, um ihr anzukündigen, dass er sich gänzlich von ihr zu trennen beabsichtigt. Bei dieser Gelegenheit entführt er ihre Vorleserin Jane Monvel; nachdem er mit ihr einige Monate gelebt hat, lässt er sie auf ihren Wunsch in einer kleinen von ihm verfassten Feeerie spielen; bei ihrem ersten Auftreten fällt sie in eine Versenkung und stirbt. Man hat den Verdacht, dass die Gräfin, um sich zu rächen, ihr diese Falle gelegt hat. Auf dem Opernball erscheint Paul-'Eric, von seinem Bruder begleitet, als Dame im Costüm der byzantinischen Kaiserin Irène. Er dringt in die Loge der Gräfin und vergewaltigt sie da; sinnlos betrunken nach Hause geschafft, will ihn der den Frauen abgeneigte Reutler, der seine unnatürliche von dem jüngeren Bruder geteilte Leidenschaft büssen möchte, während seines Schlafes erschlagen, steht aber, als derselbe plötzlich erwacht, davon ab, stürzt sich auch nicht, wie er im Augenblick es beabsichtigt, in eine Schlucht, aus welcher er dem Bruder einen Strauss Edelweiss, den dieser nicht erreichen kann, hervorholt. Nach einem Kirchenbrand in dem benachbarten Dorf, bei welchem die beiden Brüder Hülfe geleistet haben, erklärt Reutler dem jüngeren seine Liebe. Sie ziehen bei der Rückkehr ein junges Mädchen aus dem Busch und nehmen sie mit in ihr Schloss; sie gesteht, dass sie sich da versteckt hat, weil die Kirche von ihr angezündet worden ist wegen eines Burschen, der sie hat vergewaltigen wollen. Ohne Grund ihretwegen eifersüchtig geworden, schlägt Reutler seinen Bruder, so dass dieser eines Arztes bedarf. Das Mädchen hat Abscheu vor Paul-'Eric, weil er im Busch ihr in den Dornenstrauch verwickeltes Haar hatte abschneiden wollen und es später auch thut, aber sie liebt Reutler, der ihr rät, sich dem jüngeren Bruder hinzugeben, worauf er selbst sie heiraten würde; das Mädchen flieht darauf aus dem Schloss, denn sie hat gehört, dass er trotz der Verheiratung sie nicht anrühren werde. Reutler wird von bösen Träumen geplagt, als er erwacht, findet er das Schloss von dem jungen Mädchen in Brand gesteckt. Beide kommen in den Flammen um, nachdem der ältere den jüngeren noch vorher erdrosselt hat. Unwahrscheinlich die Charaktere wie die Thatsachen. — Neu sind: *frou froutant*, nach Art der Froufrou; *le sadisme*, die Art, in welcher die Liebe in den Romanen des Marquis de Sade behandelt wird; *renover*; *moyenâgeux*; *oiselle*, Vögelchen, von einem Mädchen gesagt; *bafouiller* = *bafouer*; *giroyer* so viel wie *pirouetter* (*Supplément au Dictionnaire de l' Académie* erklärt es so und für veraltet); *onglier*, Besteck zum Beschneiden der Nägel; *félinité*, katzenartige Schmiegsamkeit.

H. J. Heller.

Miszellen.

Die 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner

wird im Jahre 1899 vom 26. bis 30. September zu Bremen stattfinden. Die vorbereitenden Geschäfte haben als Obmänner für die neusprachliche Sektion *Dr. Hoops*, Professor an der Universität Heidelberg (Bunsenstrasse 4), und *Professor Dr. Maréchal*, Realschuldirektor in Bremen (Uhlandstrasse 17) übernommen. Anmeldungen von Vorträgen für die Plenarsitzungen sind vor Mitte Juni 1899 an *Schulrat Sander*, (Feldstrasse 52), oder *Dr. C. Wagener*, Bremen (Busselstrasse 39), für die Sektion an einen der Sektionsobmänner zu richten.

Zu Zeitschrift XX S. 44-45. Nach Balaguer, *Hist. polit. y leteraria de los Trob.* I.227 hätten wir auch den Katalanen Bernart Vidal zu den geistlichen Liederdichtern zu stellen. Abgesehen davon, dass nichts von ihm aufbewahrt ist, habe ich so wenig wie Chabaneau (*Hist. de Languedoc X*) anderes über ihn ermitteln können, als die schon von Milá (*Trob. en España* 390) gedruckten Verse Serveris von Girona (*Grundriss* 434, 13 Str. 5): *Trobaire melher non es Ni er de chans afinar. De tals dos n'ai vist finar El bisbat de Gironés: L'us fo En Bernatz Vidals el frays que ab jay* Visc', *e l'honratz Parazol qu'el vas jay.*

So schreibt Milá und übersetzt denn auch (p. 371): *Aqui hubo D. Bernardo Vidal, el Fraile, que vivió con jubilo, y el honrado Parazol que yace en el sepulcro.* Jedoch einmal ist die Form *el* für den Nom. des männlichen Artikels in alten katalanischen Texten sehr selten (s. Gröbers *Grundriss* I, 681), auch sonst bei Serveri nicht zu finden; zweitens was ist *visc'* für eine Form? Es ist vielmehr zu lesen: *e·l frays que ab jay Viscet, l'honratz P.* Dieser letztere wird damit zum Geistlichen, womit aber von ihm so wenig wie von Vidal gesagt ist, dass er geistliche Lieder dichtete.

Aber Balaguer spielt mehrfach auf Quellen an, die noch keines Provenzalisten Auge gesehen. Vielleicht schöpft er aus demselben Berichte, der ihm so Schönes von dem kirchlichen Vortrage der geistlichen Alben unter Pauken- und Cimbelnschall erzählt hat.

V. LOWINSKY.

Novitätenverzeichnis.

(Abgeschlossen am 22. Oktober).

1. Bibliographie und Handschriftenkunde.

Betz, L. P., Supplément de l'Essai de bibliographie des Questions de littérature comparée. [In: Rev. de phil. franç. et de littérature XII, S. 118—134.]

Bibliographie des ouvrages relatifs à l'amour, aux femmes et au mariage, et des livres facétieux, pantagruéliques, scatologiques, satyriques, etc.; par M. le comte d'I***. 4e *édition*, entièrement refondue, augmentée et mise à jour par *J. Lemonnyer*. T. 3. Fascicule 20. In-8°, à 2 col., col. 769 à 960. Lille, Becour.

Chateaubriand. — A propos de *Chateaubriand.* Notes bibliographiques sur son pamphlet „De la monarchie selon la Charte", publiées par le marquis *de Granges de Surgères.* In 8°, 12 p. Paris, Techener. [Extrait du Bulletin du bibliophile.]

Chauvin, Vict.: Bibliographie des ouvrages arabes ou relatifs aux Arabes, publiés dans l'Europe chrétienne de 1810 à 1885. III. gr. 8°. Liège. Leipzig, O. Harrassowitz in Komm. III. Louqmâne et les fabulistes. — Barlaam. — 'Antar et les romans de chevalerie. (151 S.) 3.60.

Musset. — Notice bibliographique sur la correspondance d'Alfred de Musset; par Maurice Clouard. In-8°, 19 pages. Paris, Charavay. [Extrait de l'Amateur d'autographes des 15 mai et 15 juin 1898.]

Ullrich, Dr. Herm.; Robinson und Robinsonaden. Bibliographie, Geschichte, Kritik. Ein Beitrag zur vergleich. Litteraturgeschichte, im Besonderen zur Geschichte des Romans und zur Geschichte der Jugendlitteratur. 1. Tl. Bibliographie. (XXIII, 248 S.) Subskr.-Pr. 8.—; Einzelpr. 9.— [Forschungen, litterarhistor. Hrsg. v. J. Schick u. M. Frh. v. Waldberg. VII. Heft gr. 8°. Weimar, E. Felber.]

Alary, J. — L'Imprimerie au XVIe siècle. Estienne Dolet et ses luttes avec la Sorbonne. In-8°, 64 p. Paris, imp. Jousset.

Bourloton, E. A propos de l'origine de l'imprimerie à Poitiers. Vannes, Lafolye. 19 S. 8°. [Extrait de *la Revue du Bas-Poitou.*]

Renouard, P. — Imprimeurs parisiens, Libraires, Fondeurs de caractères et Correcteurs d'imprimerie depuis l'introduction de l'imprimerie à Paris (1470) jusqu'à la fin du XVIe siècle. Leurs adresses, marques, enseignes, dates d'exercice etc. In-18 jésus, XVI-483 p. avec grav. et plan. Paris; Claudin; 12 fr.

Bossuet. — *E. Griselle*, Manuscrits de Bossuet aux archives communales de Lille. [Etudes p. p. des Pères de la Comp. de Jésus. 20 avril, 5 juin 1898.]

Catalogue général des manuscrits français de la Bibliothèque nationale; par Henri Omont. Avec la collaboration de C. Couderc, L. Auvray et Ch. de la Roncière. Anciens petits fonds français (I, nos 20065-22884) du fonds français, par *Ch. de la Roncière.* In-8°, 561 p. Paris. Leroux.

Pillet, A., Die altprovenzalische Liederhandschrift N². [In: Achiv f. d. Stud. d. neueren Spr. u. Litt. CI, S. 111—140.]

2. Encyclopädie, Sammelwerke, Gelehrtengeschichte.

Unterhaltungsblätter für Französisch-Lernende. 1. Bd. 1. u. 2. Heft. 12° (S. 1—96.) L., Pahl à — 50.

Jean Baptiste Bastide von *A. Schulze.* [In: Arch. f. d. Stud. d. n. Spr. C, 311—329].

Michelet; par *Jean Brunhes.* In-18, 72 p. Paris, Perrin et Ce.

Michelet, conférence du centenaire, faite à l'Odéon, le 30 juin 1898, par *Eugène Lintilhac.* Petit in-8°, 43 pages. Paris. Ollendorff.

Michelet p. *H. de Régnier.* [In: Rev. de Paris. 15 Juillet.]

3. Sprachgeschichte, Grammatik, Lexicographie.

Bovy, A., Une conjecture sur la limite des mondes gaulois et germanique avant la conquête romaine [In: Annales de la Soc. d'archéol. de Bruxelles, t. XIII.]

Calan, Ch. de, Les Celtes dans l'épopée germanique [In: Annales de Bretagne XIII. No. 3, avril 1898.]

Keune, I B. Gallo-römische Kultur in Lothringen und den benachbarten Gegenden [In: Jahr-Buch der Gesellschaft f. lothr. Geschichte und Altertumskunde IX (1897). S. 155—201.]

Reinach, S., Esquisse d'une histoire de l'archéologie gauloise (préhistorique, celtique, gallo-romaine et franque) (suite) [In: Rev. celt. XIX, No. 3, S. 292—307.]

Dottin, G. et H. Bonnemain. — Grammaire historique du français, accompagnée d'exercices et d'un glossaire, à l'usage de l'enseignement secondaire moderne et des écoles primaires supérieures; In-18 jésus, 180 p. Paris. Fouraut.

Foerster, W., Causerie philologique faite à la Société Ramond. Avec un appendice: L'Étymologie du français: *Cuistre* [Extrait du Bulletin de la Soc. Ramond. 1898.]

Van Keymeulen, L., Le pangermanisme en Belgique [In: Nouv. Revue 15 Sept.]

Salvatore, A. Origine de la langue française et son développement historique. Napoli, casa edit. Poliglotta. 16°. p. 46.

Heraeus, W., Zur Appendix Probi [In: Archiv f. lat. Lexicogr. XI, S. 61—69.]

Jungbluth, B., Sprachliche Untersuchung der von Guignard, Dijon 1878, herausgegebenen altfrz. Cistercienserinnen- Regel [In: Rom. Forsch. X, S. 583—686.)

Seydlitz-Kurzbach, Hans von, Die Sprache der altfranzösischen Liederhandschrift No. 389 der Stadtbibliothek zu Bern. Dissert. Halle. 88 S. 8.

Eiselin, Ad., Darstellung der lautlichen Entwickelung der französischen Lehnwörter latein. Ursprungs [In: Rom. Forsch. X, S. 503—578.]
Harseim, F., Beiträge zum Vocalismus, mit besonderer Berücksichtigung der nebenton- und unbetonten Vortonsilben im Französischen (vom 16. Jahrh. an). Progr. Hamburg 1898. 28 S. 4°.
Marchot, P., Feent du „Jonas" [In: Zeitschr. f. rom. Phil. XXII, S. 401 f.]
Ulrich, J., Zum Schicksal des freien *o* im Französischen [In: Zeitschr. f. rom. Phil. XXII, S. 400 f.]

Dittrich, O., Ueber Wortzusammensetzung auf Grund der neufranzösischen Schriftsprache [In: Zs. f. rom. Phil. XXII, S. 305—330. 441—464.]
Huguet, E., Notes sur le Néologisme chez Victor Hugo [In: Rev. de Phil. franç. et de littér. XII, S. 186—229.]

Eickhoff, P., Der Ursprung des Wortes *Artillerie.* Festschr. Wandsbeck 1898. 5 S, 4°.
Foerster, W., L'étymologie du français: *Cuistre* [In: Bulletin de la Société Ramond. 1898.]
— Nachträge zum *bibelot*-Aufsatz [In: Zs. f. rom. Phil. XXII, S. 509—520.]
— altfrz. *melide* [In: Zs. f. rom. Phil. XXII, S. 529.]
Horning, Ad., Zur Wortgeschichte. it. *Anichino, beige,* afr. *blaice, cintre, farfouiller, farouche, flûte, foupir, gaspiller, lotium, louvres, maraud,* lyon. *pégi, râle, râler, rate* „Milz", ostfrz. *trẹχ*, prov. *trescamp, trier, vétille* [In: Zs. f. rom. Phil. XXII, S. 481—491.]
Marchot, P., Etymologisches. Fr. *bredouiller* [In: Rom. Forsch. X, S. 579.]
—, Wall. *cokélé*, gruérien *cütyéta* [In: Rom. Forsch. X, S. 754.]
Paris, G., *Parpaing, perpigner* [In: Romania XXVII, S. 481—484.]
— *Poulie* [In: Romania XXVII, 484—489.]
Regnaud, P., Quelques étymologies françaises. [*Jabler, jabot, jacasser, jachère, jailler, jalon, jambe, japper, jaque, jardin, jarre, jargon, jarousse, jars, jaser, jatte, jauge, jaune, javelle, javelot, jobard, jocrisse, joie, jouet, joli, jongleur, joue, joug, jouter, jucher, jupe, faible, fol, fou*] [In: Rev. de phil. franç. et de litt. XII, 105—117.]
Schuchardt, H., Zur Wortgeschichte: Ital. *froge*, astur. *cabo?*, ital. *toccare* u. s. w., bol. *cuslir* u. s. w., *coc(h)learium, ambulare* u. s. w. [In: Zs. f. rom. Phil. XXII, S. 393—400.]
Schuchardt, H., *Rugidus* [In: Zs. f. rom Phil. XXII, S. 532.]
Schulz-Gora, *Jeu françois* [In: Zs. f. rom. Phil. XXII, S. 529—531.]
Wulff, Fr., *andare, andar*; *amnar, lar; anar, aller* [In: Romania XXVII, S. 480 f.]

Haase, A. — Syntaxe française du XVIIe siècle. Traduite, avec l'autorisation de l'auteur, par *M. Obert.* Préface de M. L. Petit de Julleville. In 8°, XVI—479 pages. Paris, Picard et fils.

Ellinger, J., Zum Bedeutungswandel innerhalb des stammverwandten französischen und englischen Wortschatzes [In: Zs. f. d. Realschulwesen XXIII, S. 524—530.]

Devaux, A. — Les Noms de lieux dans la région lyonnaise aux époques celtique et gallo-romaine. In-8°, 52 p. Lyon, impr. Mougin-Rusand.

Schiber, Adf., Die Ortsnamen des Metzer Landes und ihre geschichtliche und ethnographische Bedeutung. Nach einem Vortrage. [Aus: „Jahrb. der Gesellsch. f. lothr. Gesch.“] Lex. 8°. (S. 46—86.) Metz, (Deutsche Buchh.)

Dittl, Dr. Cajetan, Sprachlaute und Lautschrift. Reine und dialekt. Aussprache. Lateinisches Reformalphabet. Physiologische Lautschrift. Naturschrift. Volks-Phonopsychologie. Mit 1 Uebersichtstafel 8°. (14 S.) Graz, P. Cieslar.

Larousse, P. — Nouveau Dictionnaire illustré, comprenant: 1° langue française, 2° des développements encyclopédiques sur les lettres, les sciences et les arts, 3° la géographie, l'histoire et la mythologie, 4° les locutions étrangères (latines, anglaises etc.) (quatre dictionnaires en un seul); *Edition* spéciale pour la Belgique, considérablement augmentée et illustrée de 2,000 fig. In-18, 1,140 p. Paris, Larousse. 2 fr. 60.

Pachalery, A., Dictionnaire phraséologique de la langue française. Odessa, Rasspopof, XXVII, 176 S. 8°.

Sleeckx et Vandevelde. Nouveau dictionnaire portatif français-flamand et flamand-français. 2 vols. Paris, 8°. I, 623; II, 620 pp. 4 M.

Vocabula Amatoria. — A French-English Glossary of words, phrases, and allusions occurring in the works of Rabelais, Voltaire, Molière, Rousseau, Béranger, and others. With English equivalents and synonyms. 274 S. 16°. Privately printed. 31 sh. 6 d.

Zeller, Alf., Les mille et une expressions de la langue parlée. 1re partie. Amsterdam. J. H. de Bussy. 57 S. 8° f. 0,80.

4. Metrik, Stilistik, Rhetorik.

Bleton, A. - Un précurseur lyonnais du système métrique. Grand in-8°, 12 pages. Lyon, imprim. Mougin-Rusand. [Extrait de la Revue du Lyonnais.]

Lewis, Ch. M., The foreign sources of modern english versification. Berlin, Mayer u. Müller. 104 S. 8°.

Meyer, W., Der Ursprung des Motett's. Vorläufige Bemerkungen [In: Nachrichten von der Kgl. Gesellsch. der Wissenschaft zu Göttingen. Phil.-hist. Klasse 1898. Heft 2. S. 113—145.]

d'Ovidio, Fr., Sull'origine dei versi italiani, a proposito d'alcune più o men recenti indagini [In: Giornale storico XXXII, S. 1—89.]

Franke, Edm., Französische Stilistik. Ein Hilfsbuch für den frz. Unterricht. 2. Aufl. gr. 8°. (XVIII, 344 S.) B., W. Gronau. 7.—

Harmand-Dammien. — Synthèse et Règles du geste dans l'action oratoire. In-18 jésus, 56 pages. Paris, imp. Quelquejeu.

5. Moderne Dialekte und Volkskunde.

Blanc. — Essai sur la substitution du français au provençal à Narbonne. In-8°, 40 pages. Paris, Imp. nationale. [Extrait du Bulletin historique et philolologique (1897).]

Dumas, A., Le parler des Hautes-Alpes [In: Bulletin de la Soc. d'études des Hantes-Alpes 1898. S. 9—16.]

Funel, L., Communication sur les parlers du département des Alpes-Maritimes (avec carte dialectologique) [In: Bulletin de Géographie

hist. et descriptive, p. p. *le Comité des Travaux historiques* 1897, S. 299—304.]

Nicollet, F. N., Phonétique du patois alpin [In: Bulletin de la Soc. d'études des Hautes-Alpes 1898. S. 47—62.]

Oddo, H., De l'utilité des idiomes du Midi pour l'enseignement de la langue française. Etude présentée au Félibrige de Paris (novembre 1897). In 8°, 16 pages. Paris. Le Soudier.

Pelen, F., Des modifications de la tonique en patois bugiste (suite) [In: Rev. de phil. franç. et de litt. XII, S. 135—138.]

Bailliez, F. — L' Quien Zabèthe, chanson fouquiéroise, paroles de Ferdinand Bailliez. In-plano, 1 page. Lille, impr. Lagrange.

— Conférence fouquiéroise, chanson, paroles de Ferdinand Bailliez. In-plano à 2 col., 1 p. Lille, impr. Lagrange.

Bernard, E., Vihado, nouvè nouvèu, illustracioun, musico è paraulo. In-16, XII—68 pages avec grav. Avignon, impr. Aubanel frères. Saint-Didier (Vaucluse), au petit séminaire de Notre-Dame-de-Sainte-Garde.

Cardaillac X. de. -- Propos gascons. Jasmin. In-16, 85 p. Bordeaux. Gounouilhou.

Gex, A., Poésies en patois savoyard, avec traduction française en regard In 8°, VII—318 p. Chambéry, imp. Ve Ménard. 2 fr.

Pélissier, L. G., Textes provençaux modernes recueillis p. I.-B. Vallière [In: Rev. de phil. franç. et de litt. XII, S. 139—150.]

Quelques *inscriptions* campanaires en provençal moderne [In: Rev. d. l. rom. CI, S. 283—285.]

Jasmin, J., Poèmes rustiques, tirés des „Papillotos", de J. Jasmin, et librement interprêtés en vers français par Alexandre Westphal. *Edition* du centenaire de Jasmin. In-16, 159 pages. Cahors, Coueslant. 1 fr. 25.

Moisant, Les Prônes et autres saillies du curé d'Ari relatés en Patois d'Audrieu (Calvados) [In: Bulletin d. Parlers norm. Juin 1898.]

Noëls du Bas- Limousin, recueillis p. *A. Rupin.* 127 S. 8° [Extrait du Bulletin archéol. de la Corrèze.]

Camélat, M., Prières populaires et formules magiques (Pyrénées). [Mélusine IX, 49—60.]

Ernault, E., Chansons populaires de la Basse-Bretagne. LXIII. [Mélusine IX, 45—46.) LXIV. (IX, 85—87.]

Gaidoz, H., Les classes maudites et les misères publiques en France sous Philippe le Long (1316—22), d'après un livre récent de M. Lehugeur. [Mélusine IX. p. 24—33.]

Gaidoz, H. La stérilité volontaire. [Mélusine IX, 61—64.]

de Guer, Ch. G., Refrains et sentences relatifs aux Corneilles [In: Bulletin des parlers normands. Juin 1898.]

Tuchmann, J., La fascination. Thérapeutique. [Mélusine IX, p. 34—45, 64—67, 79—85.]

6. Litteraturgeschichte.

a. Gesamtdarstellungen.

Histoire de la langue et de la littérature française, des origines à 1900, ornée de planches hors texte en noir et en couleur, publiée sous la direction de L. Petit de Julleville. T. 6: XVIIIe Siècle. Fascicule 52. In-8°, p. 561 à 640 et grav. Paris, Colin et C°. [L'ouvrage complet formera 8 volumes.]

Jeanroy, Felix. — Nouvelle Histoire de la littérature française pendant la Révolution et le premier Empire; 2[e] *édition.* In-8°, VIII—474 pages. Paris. Bloud et Barral.

Lacombe, P. -- Introduction à l'histoire littéraire. In 8°, VIII—420 p. Hachette et Ce. 7 fr. 50. [De l'histoire considérée comme science.]

Lanson, G. — Histoire de la littérature française; 5[e] *édition*, revue et corrigée. In-16, XVI—1, 166 p. Paris, Hachette et Ce. 4 fr.

Morf, Heinr., Geschichte der neueren französischen Litteratur (XVI—XIX. Jahrh.) 1. Buch: Das Zeitalter der Renaissance. 8°. (X, 246 S.) Strassburg, K. J. Trübner. 2.50.

Sand, R., Drame ancien et drame moderne [In: Rev. de l'Université de Bruxelles III, 10. S. 777—787.]

Botermans, A. J., Die hystorie van die seven wijse mannen van romen. (Academisch proefschrift). Haarlem. De Erven F. Bohn. 8,228 en 3 S. gr. 8°. fl. 2,25.

Déprez, E., Une représentation du *Mystère de la Passion* à Paris sous Charles V [In: Soc. de l'Hist. de Paris et de l'Ile de France. Bulletin 1898. 1[re] livr.]

Giraud, J. B. — Documents sur l'armement au moyen âge. V: Documents sur l'importation des armes italiennes à Lyon à l'époque de la Renaissance; In-8°, p. 193 à 232. Lyon, impr. Rey; l'auteur. (1897.)

Hervieux, L. — Notice sur les fables latines d'origine indienne; In-8°, 82 p. Paris. Firmin-Didot et Ce.

Morf, H., Vom *Rolandslied* zum *Orlando furioso* [In: Deutsche Rundschau XXIV, 9. S. 370—389.]

Mussafia, A., Studien zu den mittelalterlichen Marienlegenden. V. [Aus: „Sitzungsber. d. k. Akad. d. Wiss."] gr. 8°. (74 S.) Wien, C. Gerold's Sohn in Komm. 1.70

Pinéau, L., Les vieux chants populaires scandinaves (Gamle nordiske folkeviser). Étude de littérature comparée. I Epoque sauvage. Les Chants de magie. Paris, Bouillon. [Vgl. G. Paris, Journal des Sav. Juillet 1898.]

Ribbe, Ch. de, La Société provençale à la fin du Moyen-âge. Paris, Perrin, XII, 562 S. 8°.

Roschach, E., Quelques données sur la vie municipale à Toulouse, tirées de la Chanson de la croisade contre des Albigeois [In: Mém. de l'Acad. des sc., inscript. et belles-lettres de Toulouse, 9. série. t. IX (1897), S. 164—190.]

Tobler, A., Zur Legende vom heiligen Julianus [In: Arch. f. d. St. d. n. Sprachen C, 293—310. CI. S. 99—110.]

Verdam, J., De *Griseldis-Novelle* in het Nederlandsch [In: Tijdschrift voor Nederlansche Taal en Letterkunde XVII, 1.]

Wechssler, Ed., Die Sage vom heiligen Gral in ihrer Entwickelung bis auf Richard Wagners Parsifal. 8°. (X, 212 S. mit 1 Tabelle). Halle, M. Niemeyer. 3.—

Bonnaffé, E. — Etudes sur la vie privée de la Renaissance. In-16, VI -196 p. Paris, May.

Brink, Jan ten, Fransche studiën. 2 dln. Amersfoort, G. J. Slothouwer. 10 en 224; 6 en 160). 8°. f. 4,50.

Cabanès, George Sand, Alfred de Musset und Dr. Pagello. Persönliche Erinnerungen [In: Deutsche Revue. Juni 1898. S. 290—312.]

Carles, P., Voltaire et J. J. Rousseau In-8⁰, 32 p. Paris, impr. Salles; l'auteur, 69, avenue du Maine; M. Briat, à la Bourse du travail. 25 centimes.

Clouzot, H. — La Poésie dramatique en Poitou au XVIIe siècle. In-8⁰, 36 p. Niort, Clouzot. Fontenay-le-Comte, bureaux de la Revue du Bas-Poitou. [Notes pour servir à l'histoire de l'ancien théâtre en Poitou.]

Darlu, A. — M. Brunetière et l'individualisme, à propos de l'article „Après le procès". Petit in-16, 79 pages. Paris, Colin et Ce. 1 fr. [Questions du temps présent].

Demetrescu-Oprea, B., Rousseau et Herbart, pédagogues et philosophes. Lausanne, Impr. Georges Bridel. Thèse (1896). 140 S. 8⁰.

Doumic, B., Le féminisme du temps le la Renaissance [In: Rev. d. deux mond. 15 Oct 1898, S. 921—932.]

Eloesser, A., Vom französischen Roman [In: Neue deutsche Rundschau IX,5 S. 515—525.]

Gisi, M., Französische Schriftsteller in und von Solothurn. Eine historisch-litterarische Untersuchung. Festschrift des historischen Vereins von Solothurn, Solothurn, Druck der Zepfel'schen Buchdr. 1898. VIII, 124 S. 8⁰ [Gehandelt wird von: Beat Ludwig von Muralt, Jean de la Chapelle, Destouches, J.-B. Rousseau, J.-J. Rousseau, Voltaire, J. Delille, Graf von Tressan, Alexandre Dumas, Madame de Staal- Delaunay, Pierre-Victor de Besenval.]

Lemaître, J. — Impressions de théâtre. 10e série. In-18 jésus, 398 p. Poitiers. Oudin et Ce. Paris, libr. de la même maison. 3 fr. 50 [Nouvelle Bibliothèque littéraire.]

Lhomme, F., La Comédie d'aujourd'hui. Les Lettres et les Mœurs In-16, VII—280 p. Paris, Perrin et Ce.

Nossig-Prochnik, F., Die Ehefrage in der neuesten französischen Literatur. [In: Die neue Zeit. 20. Aug. 1898. S. 654—661.]

Paquier, J., l'Université de Paris et l'humanisme du début du XVIe siècle. — Jérome Aléandre [In: Revue des quest. hist. LXIV, 1 Oct 1898, S. 372—398.]

Pappritz, B., Wanderungen durch Frankreich. Beobachtungen und Schilderungen von Land und Leuten in Mittel- und Süd-Frankreich, sowie den Pyrenäen. Berlin, Fussinger. 335 S. 8. Preis Mk. 3.

Recolin, Ch., L'Anarchie littéraire 1. Les Directeurs: F. Brunetière, J. Lemaître, R. Doumic, G. Deschamps. 2. Les Courants: E. Rod, E. Zola, Renan, A. France, M. Barrès, M. Pujo, H. Bérenger, G. Trarieux, V. Charbonnel, Maurice Maeterlinck, T. de Wyzewa, Ibsen, Fogazzaro, Un volume in-16. Paris. Perrin et Ce. 3 fr. 50.

Roberto, F. de, Una pagina della storia dell'amore [a proposito degli amori di Giorgio Sand con Alfredo de Musset e Federigo Chopin.] Milano. fratelli Treves. 16⁰. p. VII, 223. L. 2.

Schwartz, Rud., Esther im deutschen und neulateinischen Drama des Reformationszeitalters. Eine litter.-hist. Untersuchung. 2. Aufl. gr. 8⁰. (VII, 307 S.) Oldenburg, Schulze. 4.—

b. Monographien.

Adenet le Roi et son oeuvre, étude littéraire et linguistique p. *A. Bovy.* Bruxelles, Vromant, 1898. 116 S. 8⁰ [In: Annales de la Société d'archéologie de Bruxelles t. X à XII.]

Blacatz. Ein Dichter und Dichterfreund der Provence von *O. Soltau.* B., E. Ebering. 1.80.

Beys, Charles. — Un poète apologiste de Louis XIII p. *le comte de Puymaigre* [In: Rev. des questions histor. XXXII, livr. du 1 Juillet 1898, S. 204—223.]

Bossuet. — Impressions de voyages et de lectures (I. Au pays des Plantagenets; II. le Goût des Français pour les choses d'Amérique depuis cent ans; III. Pourquoi Bossuet doit-il plaire à nos contemporains?) par *H. Pasquier.* In-16, 306 pages. Angers, impr. du patronage Saint-Vincent-de-Paul.

Jean de Boyssonné, La vie et les poésies de, p. *F. Mugnier* [In: Mémoires et documents publiés par la Soc. savois. d'hist. et d'archéol. XXXVI (1897), S. 4—508.]

Brizeux, sa vie et ses oeuvres, d'après des documents inédits p. l'abbé *Lecigne,* 508 S. 8°. Lille. (Thèse).

Chateaubriand et l'esprit moderne p. H. Barbusse [In: La Rev. du Palais 1. Septembre.]

— Essai sur Chateaubriand; par *André Maurel.* Avec un appendice bibliographique et 4 portraits de Chateaubriand par André Wilder, d'après les documents du temps. In-18 jésus, 298 p. Paris, éditions de la Rev. blanche. 3 fr. 50.

— Les amies de Ch. III Madame Récamier p. *H. Lapauze* [In: Rev. des Revues 1. Oct. 1898, S. 52—64.]

— Les amis de Chateaubriand; par *Hippolyte Buffenoir.* In-8°, 27 p. Versailles, impr. Cerf. Paris, bureaux de la France moderne. [Extrait de la Revue de la France moderne (août 1898).]

— Cinquantenaire des funérailles de *Chateaubriand.* Séance de la Société des bibliophiles bretons et de l'histoire de Bretagne tenue à l'hôtel de ville de Saint-Malo, le 7 août 1898, sous la présidence de M. Arthur de la Borderie. In-8°, 11 pages. Vannes imprimerie Lafolye. [Extrait de la Revue de Bretagne, de Vendée et d'Anjou.]

Corneille; par *Gustave Lanson.* In-16, 207 pages et portrait. Paris, Hachette et Ce. 2 fr. [Les Grands Ecrivains français.]

— Die Staatsidee P. Corneille's mit einer Einleitung über die politische Literatur Frankreichs von der Renaissance bis auf Corneille in ihren Hauptvertretern. Leipzig, Diss. 136 S. 8°.

— The tragic heroines of P. C. A study in French literature of the seventeenth century by *Ch. C. Ayer.* Strassburger Dissert. 141 S. 8°.

Crébillon fils, l'Exil de, p. *P. Bonnefon* [In Rev. de Paris 15 Août.]

Cyrano de Bergerac. — Les découvertes et les intuitions de C. de B. p. *R. Sand* [In: Revue de l'Université de Bruxelles III, 9 S. 705—708.]

Diderot et le curé de Montchauvet. Une mystification littéraire chez le baron d'Holbach (1754); par *Armand Gasté.* In-18, 59 p. Paris, Lemerre.

Diderot et Catherine II p. *M. Tourneux.* Paris, C. Lévy, Fr. 7.50.

Estienne, Henri, et son œuvre française (étude d'histoire littéraire et de philologie) (thèse); p. *L. Clément.* Grand in 8°, X—539 p. Paris, Picard et fils.

Grévin, Jacques, (1538—1570): sa vie, ses écrits, ses amis (étude biographique et littéraire) (thèse); par *Lucien Pinvert.* Grand in-8°, 400 p. et portrait. Paris, Fontemoing.

Gui Patin: sa vie, ses ancêtres, ses enfants, ses relations dans le monde des médecins et des littérateurs (1601—1672); par *L. Vuilhorgne.* In-8°, 78 p. Beauvais, impr. du Moniteur de l'Oise.

Hugo, V., nach seinen Briefen [In: Blätter für literarische Unterhaltung 34.]

Hugo, V., Notes sur les dessins de V. H. accompagnées de lettres inédites; par *F. Maurice Clouard.* [In: Revue d'Hist. litt. de la France V, S. 341—364.]
— Les *Pauvres Gens* de Victor Hugo et les *Enfants de la Morte* de Charles Lafont p. *P. Berret* [In: Revue d'Hist. litt. de la Fr. V. S. 455—457.]
Jasmin (1798-1864); par *Paul Mariéton.* In-I8 jésus, 88 p. Bordeaux, imprim. Gounouilhou. Paris, Flammarion. 1 fr.
Lefèvre de Beauvray. — Mes mémoires raisonnés de Léfèvre de B. p. *Paul d'Estrée* [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. V, S. 365—407.]
Massillon. Visite à Hyères et à Clermont; par l'abbé *Régis Crégut.* In-8°, 143 p. et portrait. Clermont-Ferrand, Bellet.
Mérimée; par *Augustin Filon.* In-16, 179 p. et portrait. Paris, Hachette et C_e. 2 fr.
Molière à Bordeaux vers 1647 et en 1656, avec des considérations nouvelles sur ses fins dernières, à Paris, en 1673 . . . ou peut-être en 1703; par *Anatole Loquin* (d'Orléans). 2 vol. in-8°. T. 1er, 644 p.; t. 2, 629 p. Bordeaux. Feret et fils. Orléans, Herluison. Paris, Lib. associés, 13, rue de Buci. [25 fr. les 2 vol. Extrait des Actes de l'Académie des sciences, belles-lettres et arts de Bordeaux.]
Montaigne and Shakespeare p. *J. M. Robertson.* London, University Press. 5 sh.
Montesquieu in Heidelberg und Mannheim im August 1729, mitgeteilt von *D. Hinneschiedt* [In: Zeitschr. für die Geschichte des Oberrheins. N. F. Band XIII, Heft 2, S. 441—448.]
Musset. — *Rob. Marvasi,* Alfredo de Musset (L'amante): conferenza pronunciata al circolo filologico di Napoli, con prefazione di Roberto Bracco. Napoli, Riccardo Marghieri di Giuseppe. 16°. p. 46. L. 1.
Pasquier. De Stephani Pasquieri latinis carminibus, p. *P. Dupont.* Paris, Hachette. 79 S. 8°.
Peyrottes, J. A., poète-potier (1813-1858). Étude par *Vigné d'Octon.* Suivi de lettres inédites et documents, publiés avec notes par *S. Léotard.* In-8°, 64 p. Clermont-l'Hérault, imp. Léotard.
Racan (1589-1670), Histoire anecdotique et critique de sa vie et de ses œuvres, par M. *Louis Arnould.* La Formation (1589-1608). Racan avant son mariage (1608-1627): Poésie profane. Racan après son mariage (1628-1670): Poésie religieuse. Histoire posthume de Racan (1670-1895). Un volume grand in-8 raisin, de 772 pages, avec 14 gravures hors texte. Paris, Armand Colin et Ce. 12 fr.
— Les Stances de Racan sur la retraite; par *Louis Arnould.* In-8°, 23 pages. La Chapelle-Montligeon, impr. de Notre-Dame-de-Montligeon. [Extrait de la Quinzaine du 1er juillet 1898.]
Rousseau, J.-J. — Comment J.-J. Rousseau fut calomnié (d'après des documents inédits) p. *F. Macdonald* [In: Rev. des Revues, 1er Octobre 1898, S. 20--41.]
— Un document inédit sur le séjour de J. J. Rousseau à Grénoble en 1768 [Extrait des Mémoires de la Soc. des sciences et arts de Vitry-le-François. 168 S. 8°.] Vgl. Rev. crit. d'hist. et de litt. XXXII, No. 34—35, pg. 136f.
— *Stoppoloni Aurelio,* Le donne nella vita di Gian Giacomo Rousseau. Roma, soc. edit. Dante Alighieri. 16°. p. 205 [1 Eleonora de Warens. 2. Luisa d'Espinay. 3. La contessa di Houtedôl. 4. Teresa Levasseur.]
— Deux lettres de J.-J. Rousseau et une de d'Alembert p. p. *N. Delacroix.* [In: Rev. d'hist. litt. V, S. 443—448.]
Rutebeuf; par *Léon Clédat.* 2e *édition.* In-16, 200 p. et 1 gravure. Cou-

lommiers. imp. Brodard, Paris, lib. Hachette et Ce. [Les Grands Écrivains français.]

Saint-Amant, son temps, sa vie, ses poésies. par *Durand Lapil*, 1 vol. in-8°, Montauban.

Madame de Sévigné malade (étude historique et médicale); par le docteur *Jules Roger*. In-18, 168 pages et grav. Paris, Steinheil. 3 fr. 50.

Voltaire als Historiker. I. Teil von *G. C. Grieswold*. Dissert. Halle. 43 S. 8°.

— La carrière diplomatique de Voltaire p. *R. Doumic* [In: Revue des deux mondes 15 Sept. 1898. S. 453 ff.] [Im Anschluss an: le duc de Broglie, *Voltaire avant et pendant la guerre de Sept ans*.]

7. Ausgaben. Erläuterungsschriften. Uebersetzungen.

Chartes en langue vulgaire conservées aux archives départementales de la Marne (série G, années 1237-1337); par *M. Hérelle et M. Pélicier*. In-8°, 94 p. Paris, Impr. nationale. [Extrait du Bulletin historique et philologique (1897).]

Documents linguistiques des Basses-Alpes p. p. *P. Meyer* [In: Romania XXVII. S. 337—441.]

Documents sur le comté de Foix, quatorzième et quinzième siècles p. p. *H. de Dufau de Maluquer* [In: Bulletin périod. de la Soc. ariég. des sc., lettres et arts VI (1897-8), S. 226—276.]

Kolsen, Ad., Einige Ergänzungen zu Appels provenzalischer Chrestomathie [In: Arch. f. d. Stud. d. neueren Spr. CI, S. 147—150.]

Das neue *Artusdocument*. Von *W. Foerster* [In: Zs. f. rom. Phil. XXII, S. 526—529.]

L' „*Aspramonte*“ di Andrea de' Mangahotti ed i suoi rapporti co' „Reali di Francia“ p. p. *A. Werner* [In: Giornale storico XXXII, S. 132—138.]

Chrétien de Troyes, Érec et Énide : Traduction archaïque et rythmée p. *L. Clédat* [In: Revue de phil. franç. et de litt. XII, S. 81—104, 161—181.]

Die *Enfances Vivien*. Ihre Ueberlieferung. Ihre cykl. Stellung. Von *W. Cloetta*, B., E. Ebering. 3.— [Roman. Stud.]

Fierabras. — The Irish Version of F. p. p. *Whitley Stokes* (continuation) [In: Rev. celt. XIX, No. 2.]

Sulla provenienza di un *frammento provenzale* von *A. Rios* [In: Nuovo archivio veneto XV,1.]

Hartmann. Wolfenbütteler Bruchstück des *Erec* herausgegeben von *O. von Heinemann* [In: Zeitschrift für deutsches Altertum XLII, S. 259—267.]

— *Reck, O.*, Das Verhältnis des Hartmannschen *Erec* zu seiner franz. Vorlage. Dissert. Greifswald 1898. 88 S. 8°.

Hystorie (Die) van die seven wijse mannen van romen, bewerkt door *A. J. Botermans*. Tekst. (Herdruk naar het eenig bekende exemplaar der editio princeps, a°. 1479, berustende in de Bibliotheca academial Georgiae Augustae te Göttingen. Haarlem, De Erven F. Bohn. (2, 10, 174 en 17, in got. lett. m. 2 houtsn. en gekl. init.) post. 8°. Fl. 5.

Mondeville, H. de. — La Chirurgie de maître Henri de Mondeville. Traduction contemporaine de l'auteur, publiée d'après le manuscrit unique de la Bibliothèque nationale, par le docteur *A. Bos*. T. Ier In-8°, XLVIII-292 pages. Paris, Firmin-Didot et Ce. (1897). [Société des anciens textes français.]

La Farce de *l'avocat Pathelin* (adaptation d'une farce du XVe siècle); par *Eudoxie Dupuis*. Illustrations de Boutet de Monvel. Petit in-8°, 63 p. avec grav. Paris, Delagrave.

Priorat, J., Li Abrejance de l'ordre de chevalerie, mise en vers, traduction de Végèce de Jéan de Meun. Publiée avec un glossaire par *Ulysse Robert*. Paris, Firmin-Didot, 1897. 431 S. 8° [Soc. des Anc. textes fr.]

Rambaldo di Vaqueiras. Le epistole del trovatore R. di V. al marchese Bonifazio I di Monferrato, [a cura di] *Oscar Schultz-Gora*. Traduzione die *G. Del Noce*, con aggiunte e correzioni dell'autore. Firenze, G. C. Sansoni. 16°. p. 210 con due tavole L. 2 [Biblioteca critica della letteratura italiana, diretta da F. Torraca.]

Sponsus. — Das liturgische Drama von den fünf klugen und den fünf thörichten Jungfrauen (Sponsus) von *H. Morf* [In: Zts. f. rom. Phil. XXII, S. 385—391.]

---

d'Alembert s. J. J. Rousseau.

Balzac. Honoré de. — Un traité de librairie de H. de B. p. p. *Vicomte de Spoelberch de Lovenjoul.* [In: Rev. d'Hist. litt. de Fr. V., S. 449—454.]

Barbier, A. — Poésies Jambes et Poèmes. *Édition* publiée par les soins de M. Hons-Olivier. Petit in-12, 205 p. et portrait. Paris, Lemerre. 6 fr. [Petite Bibliothèque littéraire.]

Bossuet. — Sermons choisis, Panégyrique. Avec une introduction et des notes. In-18 jésus, 3·2 p. Paris, Delagrave. [Classiques français.]

Constant's, Benjamin, „Wallenstein" von *E. Meyer*. Progr. Weimar 1898. 17 S. 4°.

— Mémoire sur „Adolphe" de Benjamin Constant p. *E. Cauvet* [In: Rev. d. l. rom. XLI, S. 206—238, 293—344.]

Corneille, P. — Théâtre. Publiè en 5 volumes et précédé d'une préface par V. Fournel. 5 vol. in-16 T. 1er, LIII-267 p.; t. 2, 344 p.; t. 3, 395 p.; t. 4, 368 p.; t. 5, 304 p. Paris, Flammarion. [Nouvelle Bibliothèque classique des éditions Jouaust.]

Descartes. — Œuvres. Publiées par *Charles Adam* et *Paul Tannery*, sous les auspices du ministère de l'instruction publique. Correspondance. II (mars 1638-décembre 1639). In 4°, XXIII-657 pages. Paris, Cerf.

Diderot. — Pages choisies des grands écrivains. Diderot. Notice et notes par G. Pellissier. In-18 jésus, XXIII-387 p. Paris, Colin et Ce. [Lectures littéraires.]

Hugo, V. — Nostra-Donna di Parigi o Esmeralda. Napoli, Giuseppe Lubrano. 16°. p. 344. L. 3.

La Fontaine. Le favole illustrate da Gustavo Doré. Traduzione in versi di *Emilio de Marchi*. Milano, stab. tip. di E. Sonzogno. 1886 [1898]. 4° fig. p. XXV, 712 L. 14.

La Rochefoucauld. — Les Maximes. Suivies des réflexions diverses. Publiées, avec une préface et des notes, par *J. F. Thénard*. In-16, XL-292 p. Paris. Flammarion. 3 fr. [Nouvelle Bibliothèque classique des éditions Jouaust.]

Ledieu, l'abbé, historien de Bossuet. Notes critiques sur le texte de ses „Mémoires" et de son „Journal" p. *Ch. Urbain* [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. V, S. 408—442.]

Malherbe. — Poésies. In-32, 192 p. Paris, libr. de la Bibliothèque nationale. 25 cent. [Bibliothèque nationale.]

Marivaux. — Œuvres choisies T. 1er: le jeu de l'amour et du hasard; l'Epreuve. In-32, 160 p. Paris, Pfluger. 25 cent. [Bibliothèque nationale, n° 155.]

Merimée. — *Casimir Stryienski*, Lettres de Merimée à Stendhal [In: Rev de Paris 15 Juillet.]

Michelet, J. — Œuvres complètes. Histoire de France. T. 10: la Réforme. In-18 jésus, 127 pages et portrait. Paris, C. Lévy. 3 fr. 50.

— Œuvres complètes. Histoire naturelle. La Mer. Avant-propos de *Pierre Loti.* In-18 jésus. XVI-428 p. Paris, C. Lévy. 3 fr. 50.

Rabelais, F. — Les Cinq Livres de F. Rabelais. Avec une Notice par le bibliophile Jacob. Variantes et glossaire par P. Chéron. 4 vol. in-16. T, 1er, XX-338 p.; t. 2, 372 p.; t. 3, 316 p.; t. 4, 312 p. Paris, libr. Flammarion. [3 fr. le vol. — Nouvelle Bibliothèque classique des éditions Jouaust.]

Racine. — Œuvres, d'après l'édition de 1760. Illustrées d'un portrait, de 12 gravures hors texte, de 12 en-têtes et de 49 culs-de-lampe par Jacques de Sève. 2 vol. in-16. T. 1er, LXXVI-364 p.; t. 2, VIII-430 p. Paris, Deslinières.

— Théâtre choisi. Précédé de la biographie de Racine. *Edition* accompagnée de notices historiques et littéraires sur chaque pièce, de notes et d'analyses par *L. Gasc-Desfossés*, Illustrée d'un portrait de Racine et de 22 compositions originales d'E. Mas. In-8°, 416. Paris, Hatier. [Bibliothèque anecdotique et littéraire.]

Rivarol, A. — Œuvres choisies. Publiées avec une préface par M. de Lescure. 2 vol. in-16 T. 1er, XXXI-324 p.; t. 2, 370 p. Paris, Flammarion (29 juillet). [3 fr. le vol. — Nouvelle Bibliothèque classique des éditions Jouaust.]

Rousseau's ausgewählte Werke in 6 Bänden. Uebersetzt von *J. H. G. Heusinger.* Mit einer Einleitung von *Ph. August Becker.* 6. Band, 238 S. [Cotta'sche Bibliothek der Weltlitteratur. Bd. 294. St. J. G. Cotta. Mk. 1.]

Rousseau, J. J. — Œuvres complètes. T. 2. In-16, 457 p. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. [Les Principaux écrivains français.]

— Einige nur bruchstückweise bekannte Briefe nebst zwei ungedruckten von J.-J. Rousseau an Herrn von Malesherbes, herausgegeben von *O. Schultz-Gora* [In: Archiv für das Stud. der neueren Sprachen. C. 335—351.]

Saint-Simon (de). — Mémoires complets et authentiques sur le siècle de Louis XIV et la Régence. Callationnés sur le manuscrit original par *M. Chéruel*, et précédés d'une notice par *M. Sainte-Beuve.* T. 3. In-16, 479 pages. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 25. [Les principaux Écrivains français.]

Sales (saint F. de). — Œuvres. *Edition* complète, d'après les autographes et les éditions originales, enrichie de nombreuses pièces inédites. Publiée, sur l'invitation de Mgr Isoard, évêque d'Annecy, par les soins des Religieuses de la Visitation du premier monastère d'Annecy. T. 10: Sermons. Vol IV. In-8°, CVII-480 p. et fac-similé. Annecy, impr. Niérat; libr. Abry. Paris, Lecoffre. Lyon, Vitte. Marseille, Lib. salésienne. 8 fr.

Sévigné, Mme de. — Lettres choisies. T. 2. In-32, 191 pages. Paris, Pfluger. 25 cent. [Bibliothèque nationale.]

d'Urfé, Honoré. — Index de l'Astrée par *Saint-Marc-Girardin* p. p. P. B. [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. V, S. 458—483.]

8. Geschichte und Theorie des Unterrichts.

Aust, R., Quelques mois à Paris. Progr. Breslau 1898. 22 S. 4°.

Barthe, Die Ueberbürdung der Oberlehrer der neueren Sprachen [In: Paedag. Archiv. XL, No. 9]

Chlebowski, A, Ein Beitrag zum französischen Unterricht in der Untersekunda des Gymnasiums [In: Neue Jahrb. f. d. Klass. Altertum, Geschichte und deutsche Litt. II. S. 338—352.]

Entwurf eines Lehrplans für den französ. Unterricht in Sexta, Quinta, Quarta im Anschluss an K. Kühns Lehrbücher von den Fachlehrern. Progr. Frankfurt 1898. 74 S. 8°.

Fricke, R., Einzelausführungen zu dem Lehrplane des Französischen nach den Kühn'schen Lesebüchern. Progr. Bitterfeld 1898. 30 S. 8°.

— Le langage de nos petits. Abécédaire français. Progr. Bitterfeld 1898. 14 S. 8°.

— Französische Wortkammern. I. Grundstock der Zeitwörter. Progr. Bitterfeld 1898. 16 S. 8°.

Gruber, Hugo: Wie lernt man eine moderne fremde Sprache? gr. 8°. (96 S.) B.. H. Steinitz. 1.—

Harmand-Dammien. — Le langage distingué. L'Art de la lecture expressive à haute voix. Méthode donnant le moyen de trouver les inflexions naturelles et parlantes. In-18 jésus, XXXI-251 pages. Paris, impr. Quelquejeu.

Hengesbach, J., Der internationale Schülerbriefwechsel [In: Zts. für das Gymnasialwesen LII, S. 86—90.]

Hubert, B., Der französische Unterricht nach der analytisch-direkten Methode und nach den Preussischen Bestimmungen über das Mädchenschulwesen vom 31. Mai 1·94 16 S. 8°. L. Rossberg.

Klinghardt, Der deutsche Lehrer in Frankreich und seine Aufnahme [In: Pädag. Arch. XL, No. 9.]

Münch, W., Die Bedeutung der neueren Sprachen im Lehrplan der preussischen Gymnasien. Vortrag, gehalten auf dem VIII. allgemeinen deutschen Neuphilologentag in Wien 31. Mai 1898 [In: Zts. für das Gymnasialwesen LII, S. 441—455.]

Neumüller, H., Zur Organisation und Methode des französischen Unterrichts an lateinlosen höheren Lehranstalten. Progr. Oldenburg 1898. 18 S. 4°.

Novati, F., Se a Vicenza sui primi del secolo decimoquarto siasi impartito un pubblico insegnamento di provenzale [In: Reale istituto lombardo di scienze e lettere. Rendiconti. Serie II. Vol. XXX (1897), S. 211—221.]

Redlich, A., Zur Uebersetzungsfrage aus dem Deutschen ins Französische an der Oberrealschule. [Programm der Landes-Oberrealschule in Iglau. 20 S.]

Sallwürk, E. v., 5 Kapitel vom Erlernen fremder Sprachen. B., R. Gaertner. 87. S. 8°.

Tendering, F., Molières „Femmes Savantes" im Unterricht der Prima. Progr. Hamburg 1898. 18 S. 4°.

Voelker., P., Ueber sprachlich-logische Schulung durch das Fransösische [In: Festschrift zur zweihundertjährigen Jubelfeier der Frankeschen Stiftungen. Halle a. S. Buchdruckerei des Waisenhauses.]

Ziehen. J., Ueber die Behandlung der Realien im französischen Unterricht [In: Neue Jahrb. f. d. Klass. Altertum, Geschichte und deutsche Litt. II, S. 328—337.]

9. Lehrmittel für den französischen Unterricht.

a. Grammatiken, Uebungsbücher etc.

Apy, A:: Petite grammaire française pratique. Peu de règles, beaucoup d'exercices. gr. 8°. (64 S.) Gebweiler, J. Boltze.

Augé, C. — Grammaire du certificat d'études; Livre de l'élève. In-12, 288 p. avec 240 gravures. Paris, Larousse. 1 fr. 25.
— Grammaire enfantine (Premier Livre de grammaire); Livre de l'élève. In-12, 96 p. avec 100 gravures. Paris, Larousse. 50 cent.
— Premier Livre de grammaire. Grammaire enfantine. Livre du maitre. In-12, 180 pages avec 120 grav. Paris, Larousse. 1 fr.
— Deuxième Livre de grammaire. Livre de l'élève. In-12, 193 p. avec 170 grav. Paris, Larousse. 80 cent.
Bechtel, Adf. und *Ch. Glauser:* Sammlung französischer Aufsatzthemata (mit Dispositionen und Vocabular). — Recueil de sujets de composition. I. T. für die unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Schlüssel gr. 8°. (X, 130 S.) Wien, Manz. 1.20.
Breymann, Dr. H., Französisches Lehr- und Uebungsbuch für Gymnasien. I. Teil. 2. Auflage gr. 8°. (X, 260 S.) München, R. Oldenbourg.
Coissac, V. — Enseignement méthodique de l'orthographe. In-12, XII-180 p. Paris, Delalain frères. 1 fr. [Enseignement primaire. Cours élémentaire.]
Composition (la) de rhétorique. Recueil de tous les sujets de composition française donnés à la Sorbonne, de 1893 à 1898, aux examens de la première partie du baccalauréat, avec plans et développements, par les rédacteurs du Journal des Examens de la Sarbonne, MM. Bernard Pérez, Ed. Malvoisin, E. Faure, Ed. Gasc-Desfossés, Georges Meunier, Edouard Lévy. Suivis de textes proposés dans les facultés des départements et des compositions données de 1888 à 1898 au concours général. In-18 jésus, VII-494 p. Paris, Croville-Morant. 4 fr.
Cours intermédiaire d'orthographe, ou Dictées et Exercices en rapport avec l'Extrait de la Grammaire française; par les Frères des écoles chrétiennes. Livre de l'élève. In-12, 196 pages. Paris, Poussielgue.
— Cours théorique et pratique de langue française. 3. partie. Grammaire complète. 6 éd. 8°. (320 S.) Luxemburg, L. Schamburger.
Croisad. — Cours de langue française (Grammaire; Orthographe; Vocabulaire, Rédaction; Récitation et Élocution); Cours préparatoire. In-16, 152 p. avec grav. Paris, Hatier.
Hunziker, J., Französisches Elementarbuch. 1. Teil und 2. Teil., 2. Abschnitt gr. 8°. Aarau, H. R. Sauerländer & Co. I, 5. Auflage. (XV, 210 S.) Geb. in Leinwand 2.50. — II, 2. Neue Auflage (VI, 122 S.) Kart. 1,80.
Jaeger's praktische Sprachführer. Nr. 1—3. (Neue [Titel-]Ausgabe von Bibliothek praktischer Conservationsbücher der wichtigsten neueren Sprachen.) gr. 16°. Frankfurt a/M. (1870), Jaeger's Verlag. 1 — 2 Booch-Arkossy, Dr. F.: Parlez-vous-français? Französisch ohne Lehrer in einigen Tagen richtig sprechen, lesen und schreiben zu lernen. (VIII. 120 S.)
Juranville, Mlle C. — La Conjugaison enseignée par la pratique. Textes suivis, renfermant des verbes de même terminaison, devoirs d'invention, dictées, permutations, conjugaison de tous les verbes présentant des difficultés. Livre de l'élève. In-12, 143 p. Paris, Larousse 75 cent.
— id. Livre du maître. In-12, 240 p. Paris, Larousse. 1 fr. 50.
Keller, A. — Conseils pour la composition française. La Version, le Thème et les Épreuves orales. In-18, 97 p. Paris, Masson et Ce. [Mémentos à l'usage des candidats aux baccalauréats et aux écoles du gouvernement.]
Körting, Gustav. Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Französische für Studierende der neueren Philologie. gr. 8°. (IV, 192 S.) Paderborn, F. Schöningh. 3.60.

Kretschmer, Ad.: Die französische Sprache in Grammatik, Wort und Schrift für den Schul- und Privatunterricht. gr. 8°. (242 S.) Wien, Korneuburg, Kühkopf & Habel in Komm. 4.—

Larousse, P. — Exercices d'orthographe et de syntaxe appliqués numéros par numéros à la Grammaire complète et à la Grammaire supérieure, et de nature à s'adapter à tout autre cours de langue française. Livre du maître. In-12, 300 p. Paris, Larousse. 2 fr.

— Gymnastique intellectuelle. Art d'écrire, enseigné aux élèves des deux sexes par des exemples tirés de nos grands écrivains, depuis Pascal jusqu'à Lamartine. Cours d'études classiques, divisés en quatre degrés: les Boutons, les Bourgeons, les Fleurs, les Fruits. Livre du maître. Cours du troisième et du quatrième degré: les Fleurs et les Fruits. In-12, VIII-253 p. Paris, Larousse. 2 fr.

— La Lexicologie des écoles, Cours complet de langue française et de style. Cours lexicologique de style. Livre du maître. In-12, VII-278 p. Paris, Larousse. 2 fr.

Leçons de langue française; par les frères des écoles chrétiennes. Cours élémentaire (ancien cours préparatoire). Livre de l'élève. In-16, 148 p. Tours. Mame et fils. Paris, Poussielgue. [Enseignement primaire.]

Leçons de langue française; par les Frères des écoles chrétiennes. Cours complémentaire (ancien cours supérieur). Livre de l'élève. In-16, 304 p. Tours. Mame et fils. Paris, Poussielgue. [Enseignement secondaire moderne.]

Otto, Emil: Französische Gespräche (conversations françaises) oder französische Konversationsschule. Eine methodische Anleitung zum Französisch-Sprechen. Neu bearbeitet von H. Runge. 7. Auflage. gr. 8°. (VII, 144 S.) Heidelberg. J. Groos. 1.60.

— Französisches Konservations-Lesebuch. Eine Auswahl stufenmässig geordneter Lesestücke mit Konversations-Uebungen u. einem Wörterbuche. Neu bearbeitet von H. Runge. 2 Abteilungen. gr. 8°. Ebd. 1. Für die unteren und mittleren Klassen. 9. Aufl. (VIII, 263 S.) — 2. Für die oberen Klassen. 5. Aufl. (VII, 287 S.)

Scordia, Mme B. — Cours de langue française. Rédigé conformément aux programmes officiels. Grammaire et Conjugaison; Orthographe et Vocabulaire; Exercices de récitation, d'observation et de rédaction. (Cours moyen et supérieur, à l'usage des candidats au certificat d'études.) In-16, 324 p. Tours. Paris, Hatier.

— Cours de langue française (Grammaire; Orthographe; Vocabulaire; Rédaction; Récitation et Élocution). Cours préparatoire. In-16, 152 pages avec grav. Paris, Hatier.

Seelig, Max. — Methodisch geordnetes französisches Vocabularium zu den Hölzel'schen Anschauungsbildern (Frühling, Sommer, Herbst und Winter, Bauernhof, Gebirge, Wald, Stadt) Paris. 12°. (91 S.) Bromberg, F. Ebbecke. —60.

b. Litteraturgeschichte, Schulausgaben, Lesebücher.

Henry, A. — Les Auteurs français de l'enseignement secondaire et du baccalauréat. 6e *édition,* complètement remaniée et augmentée, conformément aux programmes de 1895. In-12, 632 p. Saint-Cloud, imp. Belin frères. Paris, lib. de la même maison.

Mouchard, A. et *C. Blanchet.* — Les Auteurs français du baccalauréat ès lettres. Etudes littéraires. T. 2: les Prosateurs. 3e *édition.* In-

